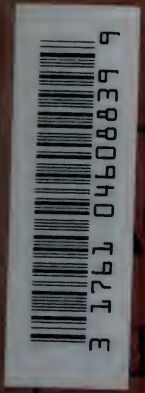
3 1761 04608839 9

Leopold Komperts
Ausgewählte Werke

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

RABBI
W. GUNTHER PLAUT

Leopold Komperts

sämtliche Werke

in zehn Bänden.

it sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe,
sowie einer biographischen Einleitung

von

Dr. Stefan Hock.

Neunter Band.

Inhalt: Verstreute Geschichten.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

LIBRARY
APR 1 [illegible]
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Seite

Verstreute Geschichten.

Die Schwärmerin 3
Korporal Spitz 32
Von meinem Großvater 60
Auf dem Monte Pincio 89
Die deutsche Gräfin in Ungarn 116
Der erste Meridian 162
Ohne Selbstlaut 179
Die Bacchantin 237
Der kleine Spieler 255

Die Schwärmerin.

(1862.)

Das war zur Zeit jenes Wortes mit der lateinischen Klangbildung, welches in seiner Wesenheit nichts anderes bedeuten will, als daß zwei, die über irgend etwas einig geworden sind, mit einträchtigem Herzen ein Bündnis abgeschlossen haben. Zur Zeit des Konkordates!

Seitdem ist allerdings zwischen den zwei Herzen eine Entfremdung oder, wenn ihr besser wollt, ein Riß, eine Art gewaltigen Bruches eingetreten. Ist aber dadurch meine Geschichte ungeschehen zu machen? . . .

Der Kirchenfürst stand in einer der hohen Fensternischen seines Arbeitszimmers, in den Händen ein Papier haltend, woran ein großes amtliches Siegel zu sehen war, und las gar eifrig darin . . . Ist es nicht sonderbar, daß man von einem eisigen Lächeln sprechen darf? Draußen glitzert fröhlicher Sonnenschein um die feinsten Spitzen und Türmchen der Kathedrale, und sogar das violette Käppchen auf dem weißen Haupte des hohen Geistlichen ist wie vergoldet. Warum seine Lippen allein zu sagen schienen: Was geht das uns an? Daß da draußen die feinsten Spitzchen und Türmchen leuchten und funkeln . . . sollte es vielleicht anders sein? Sind sie nicht da, um hoch oben über dem Qualm der Menschheit den Triumph unserer Sache zu verkündigen? den endlichen Sieg? . . .

Dann trat er raschen Schrittes zu einem Tische, an welchem ein junger Mann in schwarzem Habit saß. Er

warf ihm das amtliche Schreiben mit einer fast ungeduldigen Gebärde hin.

„Schreiben Sie kurz und bündig die Antwort," gebot er.

„Welche Antwort?" fragte demütig der junge Geistliche.

„Lesen Sie . . . und sie wird Ihnen von selbst in die Feder fließen."

An demselben Tage, vielleicht um die nämliche Stunde, saß ein anderer Mann in einer von Büchern und Tabakdunst gefüllten Stube und hielt gleichfalls ein mit einem großen Siegel versehenes Schreiben in den Händen. Auf dem Tische vor ihm lag ein riesiger Foliant, so groß und gewaltig, daß man fast nicht begreifen konnte, was die krausen Buchstaben alle enthalten konnten. War das Antlitz des noch jungen Mannes darum so frühzeitig . . . blaß geworden?

Von der Stube aus konnte man den Blick auf einen düstern Hof werfen und auf ein altes Gebäude, das hoch oben an seinem Giebel zwei ineinander verschlungene Dreiecke zeigte, wie sie gewöhnlich an den Synagogen zu sehen sind. Das ist der „Schild Davids", das uralt heilige Wappen, und auch über ihm lag Sonnenschein, daß er leuchtete und funkelte, als wäre er aus blankem Erze.

Der Mann las aber geraume Zeit in dem Schreiben. Seine Stirne hatte sich in Falten gelegt, das schwarze Käppchen auf seinem Kopfe war in dem Zustand äußerster Ratlosigkeit. Bald sprang er auf, ging heftigen Schrittes in der Stube umher, bald setzte er sich wieder an den Tisch, worauf der riesige Foliant lag.

„Eine herbe Frage!" murmelte er, indem er sich dabei den Bart kraute, „wie soll ich mit ihr fertig werden?"

Dann schien ihn ein trefflicher Gedanke zu durchblitzen. Mit einer hastigen Gebärde schlug er das vor ihm liegende Buch um einige Blattseiten zurück, und die Blätter rauschten

dabei, als wäre ein Windstoß in sie gekommen. Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Sein Atem stockte, während er las, das schwarze Käppchen war dabei unbemerkt seinem Haupte entglitten.

„Was zerbreche ich mir länger den Kopf?" flüsterte er fast unhörbar. „Es geht nicht . . . und da steht es ja geschrieben."

Nun war er ruhiger geworden. Er nahm einen Briefbogen von „amtlicher" Größe, bog ihn „halbbrüchig" auseinander und schrieb nun gleichfalls seine Antwort.

Aber die Tinte war noch nicht getrocknet, mit der er in demütigen Schriftzügen seine „Namensfertigung" niedergeschrieben hatte, als ihn neuerdings die peinlichste Unruhe zu ergreifen schien. Da stand die Antwort auf die amtliche Frage, und da stand seine Unterschrift darunter mit deutlichen Lettern . . . will er sie wieder vernichten?

Wieder rauschten die Blätter des riesigen Buches, das vor ihm auf dem Tische lag; wieder versenkte er sich — und sein Atem stockte dabei, und seine bleichen Wangen nahmen einen Schimmer ungewöhnter Röte an — in die Geheimnisse der darin aufgespeicherten Schätze.

Gleichsam in tiefinnerster Seele erleichtert, fuhr er nach einer Viertelstunde mit den Fingern über den schwarzen Bart, rückte dann sein Käppchen zurück und trat an das Fenster, von wo man auf die düstere Synagoge den Blick hatte.

„Ich finde nichts . . . und ich werde nichts finden. Wer soll auch daran denken, daß einmal so eine „Schwärmerin" mit einem solchen Anliegen kommen wird? Als wenn man nichts anderes zu tun hätte, als auf solche müßige Fragen Antwort zu geben! Und ich möchte den sehen, der mit dieser Sache anders fertig geworden wäre wie ich . . ."

So kam es in leise flüsternden Tönen über die Lippen des Rabbiners; in abgebrochenen Sätzen, mühsam und qualvoll rang sich seinem bedrückten Gemüte die Erlösung ab.

Er ging wieder an seinen Tisch und siegelte das Antwortschreiben zu.

Da ist im stillen Selbstgespräche eines Menschen ein anklagendes, herbes Wort gefallen, das eine angeht, die nicht gegenwärtig ist. Hat das Wort darum weniger Bedeutung, weil es ungehört verklingt, und weil diejenige nicht da ist, gegen die sich seine Bitterkeit wendet? Sollte niemand es wagen, es in sich aufzunehmen, um für die Fernstehende das gute Recht der Abwehr auszuüben?

Wir wollen deine Geschichte erzählen, arme „Schwärmerin" . . . ein Stück uralten, unausgeweinten Menschenleids, das nicht sterben will, weil es nicht sterben darf . . . und bis ihr sie zu Ende gelesen habt, ist der geflügelte Bote schon längst mit den beiden Antwortschreiben, die aus so verschiedenen Häusern hervorgegangen, auf dem Wege — das eine aus der Residenz des Bischofs, das andere aus der armen Stube eines böhmischen Rabbiners!

Es war nicht weit mehr zum „Wochenfest", also mitten im Monate Mai. Da verbreitete sich in der „Gasse" erst leise, dann immer bestimmter auftretend eine Nachricht, die eine ungeheure Aufregung verursachte. Dorette, das einzige Kind der Witwe Selde Bamberger — wer denkt dabei nicht an das so süß und hold klingende „Isolde" aus den Zeiten vorübergerauschter Minne —, die die schönste „Gemischtwarenhandlung" besaß, sollte heiraten und zwar, so hieß es anfangs, einen Grafen oder Baron. Später stellte es sich heraus, daß der Bräutigam des schönen Mädchens der blonde Sekretär vom Kreisgerichte sei, und nun stand es mit blendender Klarheit vor aller Augen, was seine täglichen Spaziergänge vor der „gemischten Handlung" zu bedeuten gehabt hatten.

Was war da geschehen?

Die Leute standen mit hochaufgerichteten Köpfen vor einem Geheimnisse, dessen Lösung unter dichten Schleiern verborgen lag.

Selde, die fromme Selde Bamberger, die alle Montag und Donnerstag mit ihrem dicken Gebetbuche zur Synagoge ging, die keinen Fasttag vorübergehen ließ, ohne sich zu kasteien, die ihr „eigenes Haar“ nicht trug — sie sollte zugegeben haben, daß ihr einziges Kind sich an einen Mann weggab, dessen Ahnen . . . nicht am Berge „Sinai“ gestanden waren?

Eines Tages kamen drei gewaltige Kisten aus Prag, die vor Selde Bambergers Hause abgeladen wurden. Sie enthielten die vollständige Ausstattung Dorettens — und nun mußte jeder Zweifel verstummen.

Das Wunderbarste an der Sache aber war, daß mit der Witwe so gar keine Veränderung vorgegangen war. Sie zeigte sich anscheinend so ruhig und gelassen, als ob nicht über ihr Haus ein Ereignis hereingebrochen wäre, welches nach der Ansicht der Mehrheit in der Gasse wie ein schwerer Todesfall betrachtet wurde. Man verstand sich nicht auf Selde Bamberger! Wenn man in versteckter Weise auf das Bevorstehende anspielte, denn offen wagte man nicht mit ihr darüber zu sprechen, so leuchteten ihre Augen in erhöhtem Glanze auf, und über ihr Antlitz flog ein Schimmer rosiger Röte, wie sie nur das Gefühl tiefinnersten Befriedigtseins erzeugt.

Aber die Menschen sind von Natur aus feinere Beobachter, als man gewöhnlich annimmt. Du meinst, du hast das geheimste Triebwerk deines Tuns und Lassens ihren Augen entzogen, aber wie mit bannender Kraft ruhen sie darauf; es ist, als ob es wie Offenbarung über sie käme, und plötzlich liegt es da vor ihnen, unenthüllt und in aller Blöße aufgedeckt! Oft genügt dazu ein einziges Schlagwort.

„Sie tut das nur aus Schwärmerei,“ hieß dieses Wort.

Warum hatte sie das Kind „Dorette“ genannt? Warum hatte sie es verzogen und verhätschelt? Warum ließ sie

Dorette eine Rolle spielen, daß kein ehrlicher Junge in der Gasse sich an sie heranwagte? Also nur aus „Schwärmerei“ für ihr Kind beging sie einen Schritt, der seit Menschengedenken unerhört in ihrer Gemeinschaft war. Sie errieten fast alles und wußten doch so wenig, wie es sich eigentlich zugetragen.

Da hatte eine Mutter, eine alleinstehende, auf sich selbst und ihr kräftiges Wollen angewiesene Frau, die keinen Ratgeber zur Seite hatte — in einem Strickbeutel ihrer Tochter ein Briefchen gefunden, das dort vielleicht vergessen lag. Als sie es gelesen, hatte sie das volle Bewußtsein, daß das Kind, welches sie unter ihrem Herzen getragen, daß die Blüte und der Duft ihres einsamen Lebens ihr nicht mehr gehörte. Es hatte sich losgerissen von ihr; zauberische Klänge hatten es hinweggelockt, und ein anderer war Herr und Gebieter, wo die Mutter Alleinbesitzerin sich wähnte. Das Uralte und Naturgewaltige — wenn es zum ersten Male an eine Mutter herantritt, ist noch immer das Neue und Ungewohnte!

In der Nacht saß das Kind zu ihren Füßen und weinte still vor sich hin. War die schwerste Stunde ihres Lebens bereits vorüber, oder sollte sie noch kommen?

„Dorette,“ klagte sie, „du hättest so nicht an mir handeln sollen. Hast du's so schlecht bei mir gehabt, daß du dich wegsehnst? Hast du dich über etwas zu beklagen?“

„Wie kannst du so reden, Mutter?“

„Und wenn ich dir nun nachgebe . . . glaubst du, ich kann es verantworten vor Gott und deinem toten Vater? Ich werde den Leuten ja nicht unter die Augen treten können, und sie werden mit Fingern auf mich weisen, wie auf eine, die sich untreu geworden ist . . . und sich schwer vergangen hat.“

„Ist denn das ein Unrecht, wenn ich meinem Herzen folge?“

„Und wenn du fortgehst von mir, in die Fremde fort . . . du bist weite, weite Meilen von mir getrennt, ich kann dich nicht sehen, nicht hören, und ich soll nicht in jedem Augenblicke wissen, ob du nicht etwas brauchst von mir. Da kann ich sterben, und niemand ist bei mir. Wo bist du, wo bin ich? Du darfst vielleicht nicht an mein Grab kommen, und ich bin da allein . . . mutterseelenallein . . ."

„Red nicht so, Mutter! Du wirst leben und dich an meinem Glücke erfreuen! Ist dir das nicht das Höchste?"

„Glück? Was heißt Glück?"

„Das weißt du nicht? Wenn man so recht im Herzen zufrieden und selig ist, daß man mit keiner Kaiserin tauschen möchte."

„Und du weißt bestimmt . . . daß du so glücklich sein wirst?"

„Ja, Mutter."

Der Morgen graute bereits, und noch immer hatten Mutter und Tochter sich nicht ausgeredet. Vielleicht ruhte das Kind zum letzten Male so in ihrem Schoße, und dann . . . dann war es draußen in der namenlosen Fremde allem Unwetter des Lebens preisgegeben. Wenn sie unglücklich war, durfte sie zu dem Gotte ihrer Eltern um Erlösung beten? Stand nicht im Leben und Tode, hier und drüben eine Scheidewand zwischen ihnen? Was war dagegen das Daheim? Sie behielt dann das Kind für sich; sie brauchte es nicht herausschleudern zu lassen aus der altgewohnten Bahn, die Menschen hatten dann über keinen Eingriff in ihre heiligsten Empfindungen zu klagen und alles blieb beim alten, wie es seit unvordenklichen Zeiten Satzung und Gebot erheischt.

War das aber das Glück, wie es ihr Kind verstand?

Erst als das helle Tageslicht hereinbrach, hatten Mutter und Kind den Einigungspunkt gefunden, wo sie sich gegenseitig trafen, ohne im Wollen und Wünschen selbst nur um eines Fadens Breite auseinander zu stehen.

„Dorette," sagte Selde, „ich will mich bezwingen, . . . dein Glück ist das erste und höchste, und da muß alles, alles davor schweigen. Sollen sie reden, was sie wollen! Ich will mich bezwingen . . . vielleicht hilft mir Gott dazu."

Ein Kuß, ein langer, von allen Seligkeiten der Gegenwart und Zukunft getragener Kuß . . . und das arme Weib aus der „Gasse" hatte ein Opfer ausgesprochen, für welches die Leute nur die Bezeichnung „Schwärmerei" hatten.

Vier Wochen darauf fuhr Selde mit ihrem Kinde in Begleitung der riesigen Ausstattungskisten, ohne von irgend jemandem Abschied genommen zu haben, aus der Gasse fort. Die Leute gingen gerade zum Morgengottesdienste. Da mußte Selde krampfhaft nach der Hand ihrer Tochter greifen, das Weh unsagbarer Bitterkeit quoll ihr vom Herzen herauf. Aber als sie in das glückbeleuchtete Antlitz ihres Kindes blickte, da verzog es sich rasch. Sie selbst entführte ja Dorette, dem Glücke entgegen. Was wollte sie noch mehr?

Später hörte man, daß die Trauung Dorettens mit ihrem Heinrich in einer Dorfkirche hart an der Grenze Böhmens und Österreichs stattgefunden. In derselben Kirche war es auch, wo Selde Bambergers Tochter ihr altes Glaubensbekenntnis abschwur, um nun in allem und jedem eins zu sein und zu fühlen mit ihrem Gatten — dessen Ahnen nicht am Berge „Sinai" gestanden waren.

Von dort ging Dorette, ohne Mutter, mit ihrem Manne in die neue Heimat, eine ansehnliche Stadt Österreichs, wo Heinrich von nun an als Rat eines Landgerichtes „amtieren" sollte. Selde Bamberger kehrte in die Gemischtwarenhandlung ihrer „Gasse" zurück, allein, mutterseelenallein!

Durch volle sieben Tage blieb der Laden der Witwe verschlossen. Wunderten sich die Leute darüber? Sie errieten gar bald die Ursache. Selde Bamberger saß während dieser ganzen Zeit auf einem niedrigen Schemel und hielt die übliche Totentrauer um ihr dem alten Glauben abge-

fallenes Kind! Kamen Leute zu ihr auf Besuch und setzten sich einsilbig, und selbst das wenige, was sie sprachen, zur Lautlosigkeit herabdämpfend, so war es in der Tat, als wehte etwas wie die Erinnerung an ein Heimgegangenes durch die Stube. Aber das ganze Wesen Seldes trug nichts an sich, was auf traurige Gedanken hätte schließen lassen. Ihr Antlitz glänzte wieder im Schimmer rosiger Röte, und ihre Augen waren seitdem auch nicht glanzlos geworden. Hier und da fiel ein mitleidiges Trostwort, leise hingeworfen, als fürchtete man, die Wunde, die ihr das lebende Kind geschlagen, könne zu schmerzen anfangen. Sie aber, fast heiter lächelnd, konnte solchen Leuten sagen:

„Was hältst du mit deiner Sprache zurück? Red dich nur aus, wie es dir ums Herz ist. Du wunderst dich, daß Selde Bamberger dasitzt . . . und ihr Kind ist gleichsam tot. Nicht wahr, das geht in dir herum und läßt dir keine Ruhe? Aber das eine muß sein und das andere auch. Ich sitze hier und tue, was vorgeschrieben ist, und sie sitzt dort drüben in ihrem Glücke, weil ihr das auch vorgeschrieben worden ist. Kann da Gott etwas dawider haben? Kann ich und mein Kind etwas für unsere Gemütsart? Und wenn du nur wüßtest, wie er sie auf den Händen herumträgt! Sie tauscht mit keiner Kaiserin."

Der Eindruck, den das Benehmen der Witwe auf die Leute machte, war ein eigentümlicher. Mancher dachte auf dem Heimweg vom Trostbesuch:

„Diese Selde Bamberger ist doch ein merkwürdig Weib, wie es noch selten vorgekommen. Verstellt sie sich nur, oder ist das ihre alte Schwärmerei?"

Wochen und Monate waren vergangen. Das größte „Ereignis" der „Gasse", seit Menschen gedenken konnten, war, wenn auch nicht vergessen, doch von der Wucht anderer Tatsachen in den Hintergrund geschoben worden. Einer, den man für sehr reich hielt, konnte seine Schulden nicht

zahlen, weil ein großer Bankier in Wien, dessen Gläubiger er war, auch nicht imstande war, seine Schulden zu zahlen; dadurch war die „halbe Gasse", die ihre Gelder dem reichen Mann zur Verwaltung übergeben hatte, in schmerzliche Mitleidenschaft gerissen worden. Die harten Verluste wirkten wie eine verheerende Krankheit; kaum das dritte Haus war davon verschont geblieben. Seltsamerweise unterlag die Gemischtwarenhandlung der Witwe Selde Bamberger der allgemeinen Heimsuchung nicht. Im Gegenteile! Sie hatte jetzt Gelegenheit, ihr gutes Herz zu beweisen; sie half, wo sie konnte, und mancher wurde nur durch ihr Geld instand gesetzt, seine „Zahlungen" wieder aufzunehmen.

Dennoch war es Selde selbst, die die Leute nicht vergessen ließ, daß Dorette nicht mehr der „Gasse" angehörte.

So oft ein Brief von der fernen Tochter ankam, war er das Gemeingut aller, die des Weges daher kamen. Sie rief die Schulkinder von der Straße zu sich, und ließ sich die Botschaft Dorettens so lange vorlesen, bis sie Wort für Wort und Buchstaben für Buchstaben auswendig konnte. Auch über diese „Schwärmerei" spotteten die Leute.

Einmal stand in einem solchen Briefe folgendes:

„Ich bin wie im Himmel, geliebteste Mutter, ich kann dir nicht sagen, wie mir ist. Mein Heinrich geht mit mir um, als wäre ich aus lauter feinen Spitzen zusammengesetzt. Denk dir! Neulich hat er eine Diebin, der ein anderer wenigstens fünf Monate schweres Gefängnis zuerkannt hätte, zu einer ganz leichten Strafe verurteilt. Willst du wissen, warum? Weil sie Dora hieß . . . Des berühmten Goethes Werther soll auch so etwas getan haben . . ."

Ein anderes Mal hieß es ganz am Schlusse:

„Geliebte Mutter! Wir haben es miteinander ausgemacht: er soll Heinrich heißen, wie sein Vater. Es ist ein so schöner Name! Gefällt er dir?"

Als Selde diesen Brief erhielt, überkam sie jenes Ge-

fühl bangender Unruhe, wie es den meisten Müttern in solchen Lagen eigentümlich ist. Von diesem Tage an trat eine befremdende Schweigsamkeit ihres Wesens ein; sie sprach nur wenig von dem Glücke ihrer Tochter, und ebensowenig gönnte sie fremden Augen die Einsicht in die Botschaften ihres Kindes. Man wollte auch bemerken, daß ihre „Frommheit" von da an eine Art Verzückung annahm, die man sonst an ihr nicht kannte; sie war die erste und die letzte unter den Beterinnen, und oft, wenn die Synagoge geschlossen werden sollte, saß sie noch da und flüsterte Gebete vor sich hin, die eigentlich gar nicht in die Tagesordnung der Andacht gehörten.

„Ich bin mit meinem Gotte noch nicht fertig," pflegte sie zu rufen, wenn der Synagogendiener durch das Rasseln seiner Schlüssel zum Aufbruch mahnte. Denn ihn, der zum Frühstück eilte, ärgerte die „Schwärmerei" Selde Bambergers.

Wer je dabei stand, wie sich um ein Liebes die Ringe einer vermeintlichen oder wirklichen Gefahr immer enger schlossen . . . du kannst nicht sagen, was und warum du fürchtest, aber wie mit kalten Schauern steht dir das Namenlose einer unsichtbaren Naturgewalt gegenüber, vor der all dein Klügeln und Verständigsein gleich einem Federchen in sich zusammenknickt, der wird erfassen, wie es in der Seele der alten Witwe aussah!

Eines Morgens kam sie von ihrer Andacht zurück. An der Ecke der Gasse begegnete ihr der Postbote und händigte ihr einen Brief ein; sie griff hastig danach und verbarg ihn in dem dicken. Gebetbuche, welches sie unter dem Arme trug. Aber in der Nähe ihres Hauses mochte sie die Ungeduld übermannt haben, sie öffnete das Schreiben und las . . .

Wenige Augenblicke darauf trug man die ohnmächtig am Boden liegende Frau in ihre Wohnung. Sie hielt den

offenen Brief in der krampfhaft geballten Hand. Dadurch erfuhr man alsbald, was geschehen war.

Dorette hatte einem Kinde das Leben gegeben, schrieb in verzweifelten Worten der Schwiegersohn; aber die Natur hatte in grausamer Laune wieder zerstört, was sie geschaffen. Stamm und Blüte, Mutter und Kind waren erlegen . . . es gab keine Dorette mehr!

Fast konnte man die Krankheit wohltätig nennen, die sich seitdem Seldes bemächtigt hatte. Sie deckte über die Besinnungslose die Schleier des Vergessens. Wochen waren vergangen, und noch war keine Abnahme zu bemerken. Leben und Tod rangen im täglichen Streite um ihr Dasein. Endlich trat ein günstiger Wendepunkt ein; die Ärzte erklärten, die „starke Natur" Seldes habe ein unerhörtes Wunder verrichtet.

Der Frühling war ins Land gekommen, als Selde Bamberger sich zum ersten Male wieder vom Krankenlager erhob. Zum Erstaunen aller zeigte es sich, daß sie nichts vergessen hatte, und darin eben bestand ihre Genesung. Man hatte sich tausenderlei Dinge ausgeklügelt, wie man die Schreckensbotschaft ihr allmählich beizubringen habe, aber die erste Frage, die sie an ihre Umgebung richtete, bewies sogleich, daß jeder Versuch, ihre Gedächtnisschwäche zu benützen, ein vergeblicher sei.

„Was meinst du," fragte sie mit merkwürdiger Ruhe, „wo sie jetzt liegen mag?"

„Wer?" gab die Frau, die ihrer wartete, mit erheuchelter Miene zurück.

„Meine Dorette."

„Sie wird gesund in ihrem Bette liegen, und schreibt dir nächstens einen großen Brief auf acht Seiten wenigstens."

„Dorette schreibt mir niemals wieder . . . Meinst du, ich weiß nicht, daß sie nicht auf unserem ‚guten Orte liegt?"

Ein anderes Mal, mitten im Gespräche über ganz gleichgültige Gegenstände, hielt sie plötzlich inne:

„Glaubst du nicht auch, Lea," sagte sie zu der Frau, „daß dem Kind dort auf dem fremden Kirchhof ganz erschrecklich bang sein muß? Jeder Mensch hat es gerne, wenn er eine Ansprache hat. Mit wem soll sie reden, wenn die eigene Mutter nicht dabei ist?"

Die Wärterin starrte mit aufgerissenen Augen die Sprecherin an. Waren diese Worte die Nachwirkung des Schicksalschlages oder die bekannte „Schwärmerei" Selde Bambergers?

„Ich bin sinnedig (bei Sinnen), meine liebe Lea," sagte Selde mit einem überlegenen Lächeln, „und brauchst dich nicht vor mir zu fürchten. Meinem ärgsten Feinde wünsche ich nicht . . . daß er einen solchen Kopf aufhätt' wie ich. Wenn du willst, kann ich mir über jede Minute aus dem Leben meiner Dorette Rechenschaft ablegen . . . ich kann dir den Stoff und die Farbe von dem Kleide beschreiben, was Dorette in ihrem dritten Jahre getragen hat. Und da glaubst du, mein Kopf hätt' gelitten? Er ist stark, zu stark, sag' ich dir, und du wirst noch erleben, was der alles durchzusetzen imstande ist."

Endlich war sie vollkommen genesen; es fehlten noch etwa vierzehn Tage zum Osterfeste. Da erklärte sie eines Tages in bestimmter und entschlossener Sprache ihren Leuten, sie werde morgen in aller Frühe eine Reise antreten, keiner traute sich, sie davon abzuhalten; wenn ein Engel vom Himmel herunterkäme, er dürfte ihr auch nicht in ihren Entschluß hineinreden. Längstens in acht Tagen werde sie wieder zu Hause sein, darauf könne man sich verlassen. Einer der Beherzten hatte aber dennoch den Mut der Einwendung; wenn sie schon trotz ihrer geschwächten Gesundheit sich nicht abbringen lasse, werde man doch wenigstens wissen dürfen, wohin die Reise ginge?

„Reise? Hab' ich Reise gesagt?" rief sie mit einer Heftigkeit, die alle erschreckte, „sag lieber, ich will mich auf die Wanderung begeben. In einem gepolsterten Wagen zu sitzen, und von zwei Pferden sich ziehen zu lassen, ist dies eine Kunst? Ich aber will mit meinen Füßen wandern . . . bis ich an meinem Ziele bin."

Dann nach einer Weile lächelte sie fein.

„Erschreckt nicht," sagte sie mit ruhiger Gelassenheit, „was ist denn Arges dabei, wenn so eine alte Frau, wie ich eine bin, probieren will, ob sie noch Füße hat . . . Und dann muß ich ja wissen, wie und wo meine Dorette gebettet liegt . . ."

Am anderen Morgen, kurz nach Tagesanbruch, verließ sie das Haus und trat die „Wanderung" an. Die Luft war trotz der Frühlingszeit kalt und rauh. In der Hand trug sie ein Bündel, darin lagen einige Lebensmittel und das dicke Gebetbuch. Sie sagte ihren Leuten kurzweg Lebewohl, küßte andächtig die Stelle, wo der Name Gottes durch ein gläsernes Fensterchen an der Türpfoste zu sehen war, die sogenannte „Mesusch", und trat dann auf die Gasse hinaus.

Wie weit und lang dehnte sich der Weg, der vor Selde Bamberger lag! Regenschauer kamen und gingen, dann brach wieder Sonnenschein hervor und trocknete die schlüpfrig gewordene Straße, worauf ihre „alten Füße" so oft ausglitten. Dann kam wieder ein eisiger Windstoß dahergefahren und trieb ihr feuchte Tropfen in das heiße Antlitz. Fuhrwerke und andere Wanderer, Städtchen und Dörfer, Felder mit bereits grünenden Saaten, Menschen und Landschaften, das alles wandelte wie im Traume an der greisen Fußgängerin vorüber. Hie und da kehrte sie in ein an der Straße liegendes Wirtshaus ein, um daselbst zu übernachten oder auszuruhen. Von den mitgenommenen Lebensmitteln fristete sie das Bedürfnis ihres Körpers. Sie schritt immer vor-

wärts, immer weiter, und oft mußte sie sich selbst sagen: „Hättest du das von deinen alten Knochen dir vorstellen können, daß die sich als solche ‚Barjins' (tüchtig) benehmen werden?"

Hie und da grüßt sie ein Bauer, der zu Markte fährt.

„Wohin, Mütterchen?"

„Zu meinem Kinde auf Besuch."

Zu ihrem Kinde! Da endlich tauchen am vierten Tage ihrer Wanderung die Türme der Stadt vor ihr auf, wo Dorette . . . ein ganzes Jahr ihres jungen Lebens so glücklich gewesen war. Von Minute zu Minute, mit jedem Schritte, den sie vorwärts tut, verkleinert sich der Raum, der zwischen ihr und Doretten liegt.

Ist das namenlose Weh, wie es in diesem Augenblicke die Seele einer armen Mutter durchschnitt, auch eines von den Geheimnissen des großen Weltgeistes? Zittern und wanken vor ihm nur verlöschende und entstehende Welten, oder tritt auch der Klageruf des einzelnen gequälten Menschentums vor ihn, daß es vernommen werde? . . .

Nach vielem Umfragen hatte Selde Bamberger den Weg erfahren, der zum Kirchhofe führte. Die meisten, bei denen sie sich erkundigte, sahen sie mit verwunderter Miene an. Wie kam die Frau mit der fremdartig klingenden Sprache dazu, nach dem Friedhofe dieser Stadt zu fragen?

„Mutter," sagte ihr einer, „Ihr wollt wahrscheinlich nach einem anderen Orte; der ist aber vier Meilen von hier, wo sich eine Gemeinde von Euern Leuten befindet . . ."

„Nein, nein," rief sie, „gerade der, den ich suche, ist der rechte."

Sie stand endlich am Ziele ihrer Wanderung.

An der Seite des Friedhofswächters, dem sie zuvor ein reiches Geldgeschenk in die Hand gedrückt hatte, durchschreitet sie die langen Reihen der in frisches Frühlingsgrün gebetteten Male, die den Staub von ganzen Geschlechtern ent-

hielten. Dort das Kreuz mit dem steinernen Engel, der es liebend zu umfassen scheint . . . ein Aufschrei, daß er in den Lüften widerhallt, ein Weheruf, wie er vielleicht noch niemals vernommen worden . . . und Selde Bamberger liegt hingeworfen über Dorettens Grabhügel. Der Friedhofswächter hatte sich entfernt. Kannte er bereits die Geschichte dieser Mutter aus einer „böhmischen Gasse"? . . .

Als sie sich sattsam „ausgeweint", holte sie aus dem mitgenommenen Bündel das dicke Gebetbuch heraus und begann das übliche Gebet für die Toten, das mit den Worten anfängt: „Ruhe sanft unter den Fittichen der Allmacht mit all den Heiligen und Reinen . . ."

Es mochten die ersten Laute in der Sprache Zions sein, die jemals an diesem Orte erklungen waren.

Spät am Abend machte der Friedhofswächter seinen gewöhnlichen Gang durch die öden Räume seines Gebietes; er fand die fremde Frau, den Kopf müde auf die Brust gesunken, auf einem Grabe sitzend; das aufgeblätterte Gebetbuch lag vor ihr. Er berührte sie leise an der Schulter, und sie fuhr auf.

„Ist's schon an der Zeit?"

„Der Friedhof muß gesperrt werden."

Sie richtete sich mühsam auf; dann ging sie wie schlaftrunken fort.

Am achten Tage, genau wie sie es vorausgesagt, befand sich Selde Bamberger wieder in der alten Heimat; noch an demselben Tage ließ sie sich in der „Gemischtwarenhandlung" sehen.

Die Wanderung der alten Witwe hatte übrigens, wie es leicht vorauszusehen war, das nie ruhende Schlagwort von der „Schwärmerei" Seldes wieder unter die Leute gebracht. Neben tiefstem Mitleid vergessen alltägliche Menschennaturen selten, daß das selbständige Walten eines eigentümlich angelegten Charakters, der nicht in ihren Bahnen wandelt, etwas

Herausforderndes hat, dem sie mit den Waffen des Spottes entgegentreten müssen.

„Hätte sie es nicht bequemer haben können, wenn das Kind in der Gasse geblieben und bei uns gestorben wäre? Muß da die alte Schwärmerin meilenweit zu Fuß wandern! Und wenn sie selbst einmal den Weg in die jenseitige Welt geht, liegt die eine hier und die andere dort!"

Vielleicht hätten die Leute derartige Anklagen unterdrückt, wenn sie gewußt hätten, daß Selde Bamberger, ohne daß sie in ihrer Gegenwart gesprochen wurden, sie dennoch mit jenem geschärften Verständnisse vernahm, welches auf dem Grunde eines tiefen Wehes entspringt. Sie hörte sie nicht nur, in ihr selbst wuchsen sie täglich und stündlich und nahmen zuletzt eine so übermächtige Gestalt an, daß nur sie das schwache Gewebe ihres Lebens bildeten.

Seit ihrer Rückkehr hatte Selde merkwürdigerweise viel Verkehr mit einer Persönlichkeit, die eine Art Schreckenspopanz für die „Gasse" bildete. Es war dies der alte Advokat Doktor Pfeffer, den Klient und Gegner wegen seiner schneidigen Rabulisterei gleichmäßig zu fürchten hatten. Er war auch darum nur von denen gesucht, die mit einer verzweifelten Sache durchaus triumphieren wollten. Was hatte Pfeffer bei Selde Bamberger zu tun? Welche Prozesse konnten sie behelligen? Oder machte sie Testament? Aus dem fadenscheinigen Rabulisten war trotz aller Schmeichelei nichts herauszubringen; er blieb stumm wie ein Fisch. Die Besprechungen mit der Witwe fanden bei geschlossenen Türen statt. Es mußte einmal eine heftige Szene zwischen den beiden vorgefallen sein; denn man erzählte sich, daß Doktor Pfeffer mit hochgerötetem Gesicht ingrimmig die Türe aufgerissen habe und fortgeeilt sei. Noch auf der Hausflur soll er zornig die Worte ausgestoßen haben:

„Willst du mit deiner Schwärmerei die Welt auf den Kopf stellen, altes Weib? Ich sage dir, du richtest nichts

aus, und wenn man dir selbst in Wien deine Bitte bewilligen wollte. Neben dem Kaiser steht noch eine Macht, und die heißt: Vertrag mit Rom! Und da will die Witwe Bamberger dagegen aufkommen? Vollständiger Wahnwitz."

Trug die Mutter Dorettens wirklich so kühne, himmelstürmende Pläne in ihrem schwachen Kopfe? Sie sollte einer Welt von festgegliederten Gesetzen Trotz bieten wollen, die der schneidige Rabulist selbst für unanfechtbar hielt? Wir werden dies erst später erfahren können . . .

Mittlerweile schien jedoch, vielleicht eben infolge der letzten aufgeregten Besprechung mit dem Advokaten, Selde ihrem Vorhaben entsagt zu haben. Sie lebte still und gleichmäßig hin; ob es in ihrem Gemüte ebbte oder flutete, wen ging dies an?

Es war wieder kurz vor Pfingsten. Ein Mann in türkischer Kleidung, mit einem Turban auf dem Kopfe, ging von Haus zu Haus der Gasse, um als Sendbote der heiligen Stadt Jerusalem milde Gaben für die dortigen Armen in Empfang zu nehmen. Nebstbei trieb er einen ausgebreiteten Handel mit besonderen Seltenheiten, als da waren: Amulette, Büchschen aus Zedernholz, das unmittelbar vom Libanon genommen war, und namentlich Säckchen mit Erde, die dem Boden der heiligen Stadt entgraben war. Er kam auch zu Selde Bamberger.

„Ist das wirkliche Erde aus Jerusalem?" fragte sie atemlos.

Der Sendbote legte beteuernd die Hand auf seine Brust.

„Wozu wäre denn das große Petschaft von den Rabbis in Jerusalem daran?" sagte er tiefgekränkt.

Selde wog das Säckchen und brachte es an ihre Lippen. Dann legte sie einen Kaufpreis hin, wie ihn der Mann aus Palästina noch nirgends erhalten haben mochte.

Eine Woche darauf, es war in später Nacht, erklärte Selde allen ihren Leuten, sie werde sich morgen in der

Frühe auf die Wanderung begeben, zum Besuche ihres Kindes . . . sie sollten nur fleißig acht geben auf das Haus, und besonders „Feuer und Licht" in Verwahrung halten. Längstens in acht Tagen hoffe sie wieder einzutreffen; man brauche nicht in Sorge um sie zu sein, sie werde sich schon zu behüten wissen.

So trat sie den langen meilenweiten Gang in die Ferne zum zweiten Male wieder an, wie im vorigen Jahre nur mit einem Bündel ausgerüstet, welches die nötigsten Lebensmittel enthielt — und das dicke Gebetbuch. Für das „Kind" brachte sie noch etwas Besonderes mit, das sie während der ganzen Wanderung stündlich betastete.

Diesmal kannte sie den Weg zum Friedhof schon besser; sie ging nicht fehl und brauchte nicht ein einziges Mal zu fragen.

Wieder saß sie stundenlang in ihrer Weltvergessenheit, bald still vor sich hin weinend, bald Totengebete aus dem dicken Buche flüsternd, auf dem Grabe Dorettens, bis der Friedhofswächter am späten Abend kam, um sie zum Aufbruch zu mahnen.

„Wie kommt der schöne Rosenstrauch hierher?" fragte sie, „wer hat ihn gesetzt?"

„Der hat sich selbst gesetzt," meinte der Wächter; „denn eigentlich gehört er zu dem nächsten Grabe. Aber er muß seine Launen gehabt haben, daß er gerade hier seine Wurzeln hat schlagen wollen. Man sollt' nicht glauben, daß auch solche Blumen ihren Verstand haben."

Selde konnte sich von dem Geheimnisse der Natur nicht losreißen.

„Merkwürdig," sprach es in ihrem Herzen, „die Blume zieht aus ihr die Nahrung . . ."

Diesmal verließ sie nicht sogleich den Friedhof; sie hatte in dem Häuschen des Wächters noch eine lange Besprechung, die bis spät in die Nacht dauerte. Endlich kamen die beiden

wieder heraus; der Mann trug eine Schaufel über der Schulter und eine Blendlaterne, die ihren zitternden Schein umherwarf. Hinter ihm schritt Selde Bamberger — das Säckchen mit der „Erde“ aus Jerusalem in der Hand haltend.

„Ich tu' das aber nur dir zulieb', wiewohl es mich mein Brot kosten kann, . . . und weil du ein so braves Weib bist,“ sagte der Mann mit gedämpfter Stimme.

„Ich bin nur die Mutter . . .“

„Eben deswegen.“

Auch das heimliche, gleich einer bösen Tat in tiefster Nacht verübte Liebeswerk war getan. Das Säckchen mit der heiligen Erde ruhte sicher und wohlverhalten in Dorettens Grabe . . .

Über die Lippen der alten Frau flüstert leise die alte und unsterbliche Dichterformel:

„Staub bist du, und zum Staube sollst du wieder zurückkehren.“

Als sie aber schon an der Ausgangspforte des Friedhofes stand, wandte sie sich noch einmal um.

„Mein Kind, mein einziges Kind!“ schrie sie im Schmerze auf, und dann sagte sie zu dem Wächter:

„Wenigstens eines wird mein Kind jetzt wissen. Wenn einmal der Tag der Auferstehung kommt, braucht es nicht lange zu suchen, zu wem es gehört! Die heilige Erde ist ja bei ihm.“

„Die dritte Jahrzeit“, wie Selde Bamberger ihre Wanderungen nach der fernen Stadt nennt, wo Dorette begraben liegt, naht heran. Die alte Frau rüstet sich wieder dazu, aber wie sie diesmal Abschied von ihren Leuten nimmt, ist es ihnen allen, als ob ihr die frühere Zuversicht und der starke Wille fehlte. Sie unterläßt die gewöhnliche Mahnung, auf Feuer und Licht acht zu haben; auch erwähnt sie mit keiner Silbe ihrer bevorstehenden Rückkunft. Selde ist in

diesem einen Jahre vollständig alt geworden, ihre Stimme, ihre Haltung ist gebrochen, und zwischen dem „Haarscheitel“ aus fremden Haaren, wovon ihre Stirne halb verdeckt ist, drängen sich verräterische weiße Löckchen hervor.

Einige Tage zuvor hatte sie eine lange Besprechung mit dem Doktor Pfeffer; es mußte sich um einen ernsten Akt handeln, denn es war um Zeugen geschickt worden, die die Unterschrift der Witwe zu beglaubigen hatten. Der schneidige Advokat zeigte sich sehr aufgeregt, er schnupfte in einem fort, und hie und da lachte er boshaft auf.

Als die Zeugen sich entfernt hatten, schlug er zornig mit geballter Faust auf den Tisch, daß alles in der Stube zitterte.

„Solch ein Testament,“ schrie er, „ist ein wahres Pasquill auf jede Juristik. Ich muß da die Schwärmerei der Witwe Selde Bamberger niederschreiben, und jeder Winkelschreiber wird haarscharf dartun, daß Doktor Pfeffer ein Dummkopf ist. Alles darum, weil es Frau Selde Bamberger beliebt, ein Testament . . . nach ihrem Sinne zu errichten.“

„Sie meinen es ja doch gut mit mir, Herr Doktor,“ meinte Selde, „und den möcht' ich sehen, der dem berühmten Doktor Pfeffer etwas Übles nachsagt . . .“

Der Rabulist rang etwas hinab, was wohl eine Anwandlung seltsamer Rührung sein mochte.

„Man wird aber den § 698 des Bürgerl. Gesetzbuches gegen mich zu Felde führen,“ rief er ärgerlich.

„Mit mir, Herr Doktor, wollen Sie von Paragraphen reden?“ meinte Selde achselzuckend. „Und wenn Sie mir vom Paragraph zweitausend sprechen, so weiß ich auch nichts davon.“

„Aber Sie müssen davon wissen, Frau Selde,“ rief der Advokat mit erneuerter Heftigkeit, „denn nicht ich errichtete ein Testament, sondern Sie sind es. Und wie heißt

es in dem Paragraphen, den ich soeben zitiert habe? Er lautet: ‚Die Anordnung, wodurch jemandem unter einer aufschiebenden, unmöglichen Bedingung ein Recht erteilt wird, ist ungültig, obschon die Erfüllung der Bedingung erst in der Folge unmöglich und die Unmöglichkeit dem ersteren bekannt geworden wäre. Eine auflösende, unmögliche Bedingung wird als nicht beigesetzt angesehen. Alles dieses gilt auch von unerlaubten Bedingungen.‘ Haben Sie es verstanden, Frau Selde?“

„Nein,“ sagte sie ruhig, „was soll ich einfaches Weib von Aufschiebung und Auflösung verstehen? Ich will ja eben, daß es nicht aufgeschoben werden soll.“

„Aber habe ich Ihnen nicht wiederholt erklärt,“ schrie der Advokat, aufs neue mit der Faust den Tisch bearbeitend, „daß die Bedingung, an die Ihr Testament knüpfte, nach dem Wortlaute des Gesetzes eine unmögliche Voraussetzung hat?“

Selde legte wie beschwichtigend ihre Hand auf die des Rabulisten.

„Wer weiß?“ sagte sie, und ihr Antlitz leuchtete dabei in einer Zuversicht, daß der schneidige Jurist selbst davon betroffen ward, „es wird sich vielleicht schon einer finden, der es für mich durchsetzt.“

So trat sie zum dritten Male die Wanderung an.

Überall war Frühling und Vogelsang, aus Todesbanden erwachtes Leben; hier die aufgeackerte Furche, dort wieder der grünende Laubwald! Wie da die Sonnenstrahlen durch das Gezweige schlüpfen, und wie hoch oben, fast verloren im Himmelsblau, die Lerche trillert! Aber wie mühsam, lässig schleicht Selde Bamberger mit ihrem Bündelchen dahin; wie oft muß sie an den Straßensteinen ausruhen, wie kurz geht ihr Atem! Wenn Fuhrwerke daherkommen, ruft ihr manchmal der Bauer die freundliche Einladung zu, aufzusitzen, und sie kämpft einen schweren Entschluß in sich, ob

sie ihr Folge leisten soll. Sie fühlt sich so müde und zerschlagen, ein Kind, meint sie, könne sie wie ein Federchen umblasen; dennoch widersteht sie der Lockung. Hat sie ein Gelübde abgelegt? Sie schreitet weiter und weiter, ihre Füße heben sich, senken sich, aber es ist der Gang trügerischer Gesundheit, der die innere Freudigkeit fehlt . . . Wird sie der Friedhofswächter wieder erkennen?

Er hat sie erkannt und begrüßt, die fremde Frau, die jedes Jahr hierher kommt, um ihr Kind zu besuchen. An seiner Seite schreitet sie wieder durch die vielen Reihen alter und neuer Gräber; es ist manches hinzugekommen, was sie im vorigen Jahre nicht bemerkt hat; auch hier auf dieser stillen Stätte herrscht der ruhelose Trieb beständigen Wachstums. Plötzlich schreit sie auf:

„Wo ist der Rosenstock, wer hat den Rosenstock weggenommen?"

„Er ist herausgerissen worden, weil er nicht hierher gehörte. Er steht jetzt daneben."

„Herausgerissen hat man ihn, aus dem Herzen meines Kindes herausgerissen! Dorette, mein einziges Kind, was haben sie dir getan!" . . .

In derselben Nacht wurde aus einem Gasthofe dieser Stadt ein Eilbote an die etwa vier Meilen entfernte Gemeinde mit der dringenden Bitte abgeschickt, es mögen einige von der „frommen Brüderschaft" und zwei „fromme Weiber" schleunigst sich aufmachen. Eine fremde Frau liege im Sterben und habe nach ihnen begehrt. Der Bitte ward rasch Folge gegeben. Als die Männer und Frauen gegen Morgen ankamen, wäre es fast zu spät gewesen. Man begann die üblichen Gebete; eine der Frauen hatte sich über die Sterbende gebeugt und fragte sie, ob sie keinen Wunsch mehr auszusprechen habe. Da trat ein Lächeln auf ihr Angesicht; ihre Lippen bewegten sich leise, und nur zwei Worte waren vernehmbar: „Neben Dorette!" Dann seufzte sie noch einmal auf und war tot.

Am dritten Tage darauf wurde Selde Bamberger auf dem „guten Orte“ der fremden Gemeinde zur Erde bestattet.

* * *

Das Testament der Witwe Selde Bamberger lautete aber:

„Ich fühle es, daß mein Leben zu Ende geht; meine Kräfte lassen nach, denn wenn man ein Gefäß zu voll anfüllt, so muß es übergehen, und mein Gemüt ist ein solches Gefäß gewesen. Da will ich denn, weil sich der Mensch von der letzten Stunde nicht soll überraschen lassen, und weil ich noch bei allen Verstandeskräften bin, meinen letzten Willen aufsetzen:

„Ich vermache alles, was ich habe, mein Haus und mein Barvermögen, mein Silber und meinen Schmuck, kurz alles, was ich mein eigen nenne, das vermache ich meiner Gemeinde, da wo ich geboren worden bin. Sie kann damit schalten und walten, wie sie will. Nur muß sie mir dafür einen Gefallen tun! Sie muß bewirken, daß, wenn ich gestorben bin, ich neben meiner Dorette begraben werde, meinem einzigen Kinde! Geht das aber nicht an, so muß die Gemeinde dafür, daß ich sie zu meiner Universalerbin eingesetzt habe, dafür sorgen, daß man Dorette an meine Seite bringt. Und man wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir jetzt, wo mein Leben mir vorkommt, wie eine Uhr, die man nicht mehr aufziehen kann, weil der Schlüssel verloren gegangen ist, gar nicht darauf ankommt wo ich einmal liegen werde, ob auf einem ‚Kirchhof‘ oder auf unserem ‚guten Ort‘. Nur meine Dorette soll bei mir sein.“

Dann folgten noch einige Bestimmungen und Verfügungen, arme Leute in der Gasse betreffend, denen sie im Leben Guttaten erwiesen; Forderungen, die sie bei ihnen hatte, wurden als gelöscht erklärt; zum Schlusse hieß es nochmals:

„Die Gemeinde soll gut bedenken, was sie alles mit meinem Hab und Gut anfangen kann. Es ist nicht wenig, und sie kann es auch brauchen. Und warum sollte die Gemeinde nicht durchsetzen können, um was ich sie bitte? Wenn eine Mutter hinter einem Kinde steht, so ist das eine Macht, daß man über alles siegen kann."

Der „Gemeindevorstand" war vollzählig versammelt, als das Testament Selde Bambergers zur Verlesung kam. Kaum war sie beendigt, als sich nach einem Augenblicke allgemeiner Verblüffung ein Sturm erhob, wie er in der Gemeindestube noch niemals getobt haben mochte. Alle begehrten das Wort, und da in dieser Versammlung die Präsidentenglocke ein noch ungekanntes Werkzeug der Beruhigung war, so hatte der Vorsitzende, ein stiller, friedliebender Mann, durch geraume Zeit die Stellung eines Schiffsführers, gegen den mitten auf der stürmischen See die Mannschaft in Meuterei ausgebrochen ist.

Wirr tönten die Stimmen durcheinander: Was diese über das Grab hinausreichende „Schwärmerei und Phantasterei" der Selde Bamberger wieder bedeuten solle? Ob ein solches Testament jemals erhört worden? Man solle sich um Gottes willen in nichts einlassen; die hohe Behörde werde einem Ungelegenheiten bereiten, daß man froh sein werde, mit heiler Haut davonzukommen. Wenn Selde Bamberger begehrt hätte, man solle ihr den Mond herunterholen, müßte man das auch zu erfüllen trachten? Und ihr letzter Wille bedeute zuletzt auch nichts anderes, denn es sei immer eine Unmöglichkeit, ihm zu entsprechen.

Als die erhitzten Gemüter sich sattsam in die tiefste Aufregung hineingeredet hatten, trat allmählich ein Moment der Abspannung ein, den das jüngste Mitglied dieser Versammlung, welches sich bis dahin an der lärmenden Debatte nicht beteiligt hatte, vortrefflich zu benützen verstand. Wolf Lilienberg gehörte zur „Linken" des Vorstandes und war

einer der besten Redner der Versammlung; man sagte ihm nach, daß er in seiner Jugend, bevor er ins „Geschäft“ gekommen, zu den Geistlichen in die Schule gegangen sei.

„Wenn,“ begann er, „einer meiner geehrten Vorredner in bezug auf die Unmöglichkeit, das Testament der Witwe Bamberger auszuführen, das kühne Gleichnis vom Monde gebraucht hat, so ist er allerdings hierzu vollkommen berechtigt. Dennoch glaub' ich meine unmaßgebliche Ansicht dahin aussprechen zu müssen, besteht doch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Monde und dem letzten Willen Selde Bambergers. Während zu dem ersteren hinaufzusteigen für Menschenkräfte eine Möglichkeit nicht besteht, muß ich doch andererseits in Abrede und entschieden in Abrede stellen, daß zur Ausführung des Testamentes Menschenhilfe nicht hinreichen solle.“

„Das ist auch Schwärmerei!“ schrien einige Stimmen.

„Laßt Wolf Lilienberg ausreden,“ riefen andere dagegen, begeisterte Anhänger des Redners.

Dieser begann wieder:

„Allerdings ist meine Ansicht: so wie die Umstände einmal sind, liegt hier eine Schwärmerei vor, und ich bin der erste, sie als solche zu bezeichnen. Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Nicht um die unmöglichen Bestimmungen des Testamentes handelt es sich hier, sondern um die Frage: Ist die Gemeinde verpflichtet oder nicht, alles, was in ihren Kräften steht, anzuwenden, damit der letzte Wille der Frau zur Geltung komme?“

„Wie willst du das anfangen?“ unterbrachen ihn höhnische Stimmen.

„Laßt ihn ausreden!“ rief der Anhang.

„Wie ich das anfangen will?“ fuhr Wolf Lilienberg fort. „Das ist nämlich so. Ich habe leider schon viel mit Erbschaftsangelegenheiten in meinem Leben zu tun gehabt, und da bin ich genötigt worden, mich mit dem Bürgerlichen

Gesetzbuche bekannt zu machen, damit ich nicht ganz und gar der Willkür der Advokaten preisgegeben sei. Nun erinnere ich mich, dort gelesen zu haben: ‚In dem Falle, daß ein Auftrag nicht genau erfüllt werden kann, muß man demselben wenigstens nach Möglichkeit nachzukommen suchen. Kann auch dieses nicht geschehen, so behält doch der Belastete, wofern aus dem Willen des Erblassers nicht das Gegenteil erhellet, den zugedachten Nachlaß.‘ Es entsteht nun die Frage: Liegt hier ein Auftrag vor, oder nicht? Nach meiner Ansicht liegt einer vor; folglich ist es unsere Pflicht, demselben nach Möglichkeit nachzukommen.“

„Wir sind keine Juristen wie Wolf Lilienberg.“

„Wolf Lilienberg hat recht.“

„Warum läßt man ihn nicht zu Ende kommen?“

Der Redner ließ den neu ausgebrochenen Sturm ruhig vorübertosen; er stand aufrecht in der Brandung, und das war ein Meisterzug Wolf Lilienbergs.

„Man wird mir einfach einwenden,“ fuhr er fort, „die Gemeinde könne, um allen Verlegenheiten zu entgehen, erklären, sie entsage der Erbschaft. Das geht aber nicht so leicht an, als es sich die Herren denken mögen. Eine Gemeinde ist eine ‚moralische Körperschaft‘, und als solche steht ihr nicht das Recht zu, etwas zurückzuweisen, und wenn es nur den Wert eines Guldens hat. Zudem muß man bedenken, in welchem beklagenswerten Zustande sich die Gemeindefinanzen befinden.“

„Gottes Recht hat er,“ ließen sich weiter die Anhänger beifällig vernehmen.

„Auf was willst du denn endlich hinauskommen?“ schrien die Widersacher.

„Ich erlaube mir nun folgenden Antrag zu stellen,“ schloß Wolf Lilienberg mit erhöhter Stimme. „Sowohl die Pietät gegen eine Verstorbene, gegen die man keinen anderen Vorwurf erheben kann, als daß sie eine Schwärmerin ge-

wesen, als unsere Interessen verlangen es, daß wir das Testament Selde Bambergers als einen Auftrag ansehen, dem wir nach Möglichkeit nachzukommen ebenso berechtigt als verpflichtet sind. Zu diesem Behufe müssen wir eine ‚Eingabe' an die hohe Regierung richten, worin wir dieselbe bitten, über das Testament der Witwe Selde Bamberger ihre Verfügung zu treffen. Die hohe Regierung in ihrer Weisheit wird schon wissen, welchen Bescheid sie zu geben hat."

„Wenn sie aber nein sagt?" warf einer der unerbittlichsten Gegner ein.

„Dann haben wir auch unseren Auftrag erfüllt," entgegnete Wolf Lilienberg, „und haben bewiesen, daß wir, machtlos gegen Vorurteile und Intoleranz . . . den Mond nicht vom Himmel herunterholen können."

Unter betäubendem Lärm wurde „Schluß der Debatte" begehrt und durchgesetzt. Als es zur Abstimmung kam, erlebte Wolf Lilienberg den Triumph, daß sein Antrag mit überwiegender Mehrheit angenommen wurde. Die Eingabe an die hohe Regierung ward beschlossen.

Und . . . die letzte Bitte Selde Bambergers? . . .

Die Regierung waltete in vorgeschriebener Weise ihres Amtes. Sie richtete zwei Schreiben von fast gleichlautendem Inhalte, nur mit verschiedenen Titulaturen an die in dieser Frage besonders zur Entscheidung berufenen Mächte. Das eine dieser Schreiben gelangte in die Kanzlei des hohen Kirchenfürsten . . . das andere haben wir auf dem Schreibtische des böhmischen Rabbiners erblickt.

Die Antworten waren eingelaufen; sie lauteten selbstverständlich . . . entgegen der Bitte des Testamentes. Die eine Antwort wies scharf und schneidig auf die „betreffende Bestimmung" des bestehenden Gesetzes hin, die andere wies in langatmigen Sätzen nach, daß für den „angeregten Fall" in den heiligen Büchern, Kommentaren und Kodizes allerdings mancher Anhaltspunkt sich vorfinde, um ihn auch im

bejahenden Sinne zu beantworten; daß aber andererseits auch eine wie ein „Gesetz" gehandhabte „Tradition" sich erhalten habe, nach welcher es feststehe, daß ein seit Jahrhunderten bestehender Brauch nicht verletzt werden dürfe . . .

Wie aus moorigem Grunde erhebt sich in Zeiten, wenn der dumpfe Bann geistfesselnder Knechtschaft auf den Gemütern lastet, die böse Luft der Zaghaftigkeit und feiger Verstandesgrübelei! Vor das sonst klar blickende Auge legen sich Nebel, die mutigste Hand erschlafft, selbst die dem berückenden Dunstkreise ferner stehen, ergreift die unsichtbare Gewalt. Und doch!

Als die beiden Männer ihre Antworten niederschrieben, lag so schöner Sonnenschein auf der riesigen Kathedrale und durchleuchtete die feinsten Spitzchen und Türmchen des Baues. Und auch der „Schild Davids" strahlte so glorreich an dem Giebel der alten verwitterten Synagoge!

Lächelst du nun droben in deinem Himmel, leichtbeschwingter Geist einer armen Mutter, über deine „Schwärmerei" hier auf Erden? . . . Oder hüllst du dich in deiner Geborgenheit in tiefes Schweigen? Kann nichts das Siegel deiner toten Lippen lösen? Noch tönt und wehklagt das uralt traurige Lied vom leidenden Menschentume. Wird es niemals verstummen? Du schweigst!

Korporal Spitz.

(1860.)

Am Nachmittage eines Wintersabbats im Jahre 1859 ging es in der großen Stube bei Josel Spitz nicht wenig lebhaft zu. Um die Wette mit den Schneeflocken, die da draußen durch die Luft gar lustig wirbelten, flogen in der Stube drinnen die Reden hin und her, und nichts Geringeres hatten sie zum Gegenstande als die Welthändel des Tages, oder, wie wir das mit einem landläufigen Ausdrucke zu bezeichnen pflegen — die Politik!

Ist das nicht gar merkwürdig, ja wunderbar zu nennen? In den Pariser Tuilerien hatten die Diener wahrscheinlich erst angefangen, den Staub aus jenem Thronsessel zu klopfen, worauf der französische Kaiser gesessen, als er mit jener bekannten Neujahrsrede den Gesandten eines großen Staates begrüßte — und in einem stillen böhmischen Ghetto saßen schon die Leute beisammen, sprachen nicht vom Stand der Hasenhäutchen und des Rohleders, nicht wie der nächste „Altbrünner" Markt ausfallen dürfte, sondern erörterten in aufgeregten Gesprächen und mit leidenschaftlicher Wärme, was die Folgen jenes Pariser Neujahrsgrußes sein könnten!

Treten wir in diese Stube ein; es ist darin gar traulich und anheimelnd, und der mächtige Kachelofen strahlt eine behagliche Wärme aus! Vielleicht können wir den Gesprächen gar manches entnehmen — was gedruckt zu werden verdiente . . .

Da ist vor allen ein eisgrauer alter Mann, der im Lehnstuhl sitzt und Feiwel „Buchhalter" heißt, auf den wir besonders unser Augen- und Ohrenmerk richten müssen. Er ist beinahe fünfundachtzig Jahre alt und genießt in diesem

Kreise eines an Verehrung grenzenden Ansehens. Wenn Feiwel Buchhalter spricht, schweigt alles, und die Fliegen an der Wand werden still. Namentlich seine politische Weisheit wird bewundert; darin ist er die erste Quelle, woraus jeder, der nach einem klaren Trunke der Aufklärung dürstet, zu jeder Stunde des Tages schöpfen kann. Da er nämlich die Erfahrungen einer langen Vergangenheit für sich hat, so vertreten diese bei ihm, wie bei so manchem allmächtigen Minister die Stelle der „Staatsweisheit". Er hat sämtliche französische Kriege, von dem ersten Ausbruche des Gewitterssturmes bis zu dessen fürchterlichem Verhallen auf der Ebene von Waterloo — am Schreibtisch mit der Feder in der Hand durchgelebt; ja in Schönbrunn war es ihm „Anno Neun" gelungen, den großen „Napilion", wie er ihn aller Orthographie zum Trotz nennt, beinahe an sich vorüberreiten zu sehen; aber um dieses „Beinahe" lag wie um eine ägyptische Pyramide der volle Zauber des Geschichtlichen — fünfzig lange Jahre waren nicht vermögend gewesen, ihm in der Überzeugung der „Gasse" den kleinsten Abbruch zu tun!

„Was ist von jeher meine Red' gewesen?" sagt er unter allgemeiner Stille, während seine grauen Augen vor sich hinstarren, „es soll einer aufstehen und behaupten, ich hätt' nicht vor der längsten Zeit gesagt, daß der Napilion die Welt nicht in Ruh' läßt. Meinen Napilion kenne ich zu gut dafür."

„Wie meinen Sie das, Herr Buchhalter?" ließ sich eine vorlautspitze Stimme vernehmen, die dem Eisentrödler Gerson Stänglein gehörte. „Der, von dem Sie reden, existiert ja schon lange nicht mehr auf der Welt!"

Über die Gesichter aller Anwesenden, wie sie da um den Tisch herumsaßen, schlich, mit Ausnahme des Buchhalters, ein leiser Schrecken. Sie kannten den Alten zu gut und wußten, daß er in sein Gehege so leicht keinen Eingriff erlaubte. Die Antwort blieb auch nicht aus. Feiwel Buch-

halter richtete seine grauen Augen nach der Seite, woher jene vorlaute Frage gekommen; um seine Mundwinkel spielte ein verächtliches Lächeln.

„Gott, Lebendiger!“ rief er mit einem Tone, dessen Schärfe und Eindringlichkeit man dieser verwitterten Ruine nicht zugetraut hätte, „was geschehen doch für Wunder heutzutage auf der Welt! Da sitzt einer sein ganz Leben bei alten Nägeln und verrosteten Eisenstangen, und ich bin in der Welt gewesen und hätte den ‚Napilion‘ mit meinen eigenen Augen bald in Schönbrunn gesehen, wenn nicht seine Leibwache um ihn herumgewesen wäre . . . und da steht einer auf und sagt mir in mein Gesicht hinein, daß er tot ist. Wo hast du denn die Weisheit eingekauft, Gerson Stänglein? Ich möcht' auch an den Ort hin, wo so etwas zu kaufen ist?“

Das sonst blasse Antlitz des Trödlers rötete sich bei diesen Worten merklich.

„Das lass' ich mir nicht sagen, Herr Buchhalter, das nicht. Was ich weiß, das weiß ich, und daran halt' ich mich fest, wie an einem Geländer. Der, von dem Sie reden, der kann schon lange keinen Finger rühren.“

Der Alte hustete stark, wie immer, wenn ihn der Zorn übermannte. Die blauen Adern auf seiner Stirne schwollen gefahrdrohend an.

„Ei du mein Jüngele,“ rief er, nach dem früheren Sprecher hingewandt, der, nebenbei bemerkt, gerade vor sechs Wochen das Glück gehabt hatte, die dritte seiner Töchter unter die Haube zu bringen. „Ei du mein Jüngele, du willst gegen mich aufstehen und willst mir etwas ableugnen, was ich mit diesen meinen eigenen Augen gesehen habe? Hab' ich ihn denn dazumal Anno neun *nicht* gesehen?“

Der Alte war grob geworden, das empfand der Trödler mit lebhaftem Gefühle; dennoch bezwang er sich noch einmal und rief mehr wehmütig als zornig:

„Aber seitdem, Rebb Feiwel, hat sich ja auf der Welt so manches verändert."

„Nichts hat sich verändert, sag' ich!" schrie der Buchhalter und schlug mit der knochigen Faust auf den Tisch. „Der ‚Napilion' lebt noch, sag' ich!"

„Also derselbe ‚Napilion' soll das am Neujahrstage zum Gesandten unseres Kaisers gesagt haben?" rief Gerson der Trödler mit einem ausdrucksvollen Achselzucken, das zu seinem Glücke den Augen des Buchhalters entging.

In diesem Augenblicke wurde er jedoch von einer andern Seite durch einen ziemlich empfindlichen Fußstoß auf das Unziemliche seines Benehmens aufmerksam gemacht. Der Erteiler dieser zarten Belehrung war Josel Spitz, der Hausherr selbst, der mit Recht einer gewaltsamen Störung der Gastlichkeit beizeiten vorgreifen wollte. Der Trödler blickte auf, verstand aber sogleich die Absicht des Hausherrn und schwieg.

„Recht haben Sie, Herr Buchhalter," rief Josel Spitz, „Gottes Recht, daß Sie dem da die Wahrheit so ins Gesicht hineinsagen. In dem kleinsten Fingerl von Ihnen steckt mehr Weisheit als in seinem ganzen Stängleinleib."

Gerson Stänglein lächelte zu diesen Worten bittersüß. Denn er liebte nicht das Witzeln, das seinem Namen galt.

„Was haben wir davon?" rief ein anderer der um den Tisch Sitzenden, Josua Goldarbeiter. „Ich frag' nur eins: Wenn der Napoleon leben will, wird er Gerson Stänglein erst um Erlaubnis angehen? Und wieder, wenn er mit aller Gewalt gestorben sein will, wird er wohl erst um den Trödler schicken, damit der ihm die Sterbekleider anmißt?"

Alle lachten, den Trödler mit eingeschlossen, denn sie empfanden es, daß der Goldarbeiter in geschickter Weise den verwirrten Knoten zerhauen habe.

„Sagen Sie uns lieber, Herr Buchhalter," fuhr der

Goldarbeiter fort, „was Ihre Meinung über den schönen Neujahrsgruß ist. Sie kennen den Napoleon, wir aber nicht. Warum ist die Welt so erschrocken und läßt auf der Börse die Papiere fallen, wie in einen tiefen Abgrund hinab?"

„Josua Goldschmied," sagte der alte Buchhalter, indem ein gar feines Lächeln vergnüglich um seine Lippen spielte, „du sprichst auch wie einer, der das ganze Jahr nichts anderes tut, als silberne Henkeltaler für die Bäuerinnen anfertigen. Siehst du denn nicht ein, was der Napilion will?"

„Nun was?" fragte Josua ziemlich gespannt.

„Zuvor sag mir, Josua Goldarbeiter," meinte der Buchhalter, seine grauen Augen mit merkwürdiger Bestimmtheit gerade auf den Angesprochenen heftend, „wärest du wohl einverstanden, wenn sich hier an diesem Orte, wo du ganz allein sämtliche Henkeltaler für alle Bäuerinnen in der Umgegend anzufertigen hast, noch fünf oder sechs von deiner Profession ansiedeln möchten?"

„Wo fallen Sie aus, Feiwel?" rief der Goldarbeiter lachend, „ich wünsch' keinem meiner Feinde etwas Schlechtes, aber die könnte ich alle begraben sehen, einen hinter den anderen, und möcht' mir kein Auge dabei naß werden."

„Siehst du, Josua Goldarbeiter," sagte der Buchhalter mit dem Kopfe beifällig nickend, „gerade so macht's der Napilion auch! Der könnte die ganze Welt ruinieren, bloß damit die anderen alle nicht bestehen, und er allein dasteht."

„Der jetzige Napoleon auch?" fiel hier Gerson Stänglein trotz der vorhin empfangenen Zurechtweisung ziemlich vorlaut ein.

Der alte Buchhalter tat, als habe er nichts gehört. Die Augen unverwandt auf den Goldarbeiter gerichtet, fuhr er fort:

„Die Sach' ist die. Früher hat der Napilion, wenn er mit einem hat etwas anfangen wollen, gar nicht viel geredet; er hat gleich zugegriffen, und ehe man noch zur

Besinnung kommt, was er denn eigentlich will, war es schon zu spät. Der Napilion hat alle Henkeltaler für die ganze Welt machen wollen. Dazumalen war er jung und hat hitziges Blut gehabt. Jetzt ist er alt, und da redet er früher! In der Sach' ist's aber einerlei! Er will unser Land ruinieren. Darum sagt er: Ich bin mit euch nicht zufrieden!"

Es entstand eine lange Pause; alle Anwesenden fühlten, daß der alte Mann trotz seines von einer einzigen Idee eingenommenen Denkvermögens eine unleugbare Wahrheit ausgesprochen hatte. Endlich meinte der Goldarbeiter mit einem Seufzer:

„Mir scheint, mir scheint, es wird jetzt eine Zeit kommen, wo keine meiner Bäuerinnen nach einem Henkeltaler Begehren tragen wird!"

„Josua Goldschmied," rief der Buchhalter, nachdem er ein zorniges Husten unterdrückt hatte. „Du denkst an die Henkeltaler von deinen Bäuerinnen, und unser Land, unser Gut und Hab' steht auf dem Sprung', von dem Franzosen ruiniert zu werden?"

Der Alte konnte vor überströmender Bewegung nicht fortsprechen; er war aufgestanden und hielt sich, die Hände krampfhaft an die Kante des Tisches stützend, mit Mühe aufrecht. Sein Antlitz strahlte von einer Röte, die es in diesem Augenblick wahrhaft ehrfurchtgebietend machte. Auch fühlten sich alle von Schauern durchbebt, als hätten sie die Weissagung eines jener Seher vernommen, wie sie in alten Tagen die dunkeln Schleier der Zukunft lüfteten. Keiner sprach ein Wort.

Der Trödler war der erste, der in sich die Stimmung fand, diesem geheimnisvollen Stillschweigen ein Ende zu machen.

„Ist denn das schon unterschrieben und besiegelt?" fragte er, ohne jedoch ungläubig zu scheinen.

„Ein großer Krieg wird werden, ein fürchterlich großer Krieg!“ rief der Buchhalter feierlich.

„Krieg!“ gellte eine weibliche Stimme.

Alle wandten sich erschrocken um.

Da stand Genendel, die Hausfrau, auf der Schwelle des anderen Zimmers, bleich, mit weit aufgerissenen Augen, ein Bild des Entsetzens. Ihr war keines der Worte, das die Männer gesprochen, entgangen, das letzte hatte sie aller Fassung beraubt.

„Was schreist du so, Genendel,“ meinte der Trödler, „bis dato sey' ich noch nicht, daß marschiert wird.“

„Krieg, sagen Sie, wird werden, Herr Buchhalter?“ schrie Genendel, indem sie sich dicht an den Alten hingestellt hatte. „Krieg, sagen Sie, und dazu noch ein großer? Lebendiger Gott, da muß ja mein Sohn Markus mit!“

Das sonst schon blasse Antlitz des Trödlers wurde jetzt mit einem Male zum Erschrecken fahl. Das hatte er nicht bedacht. Wie ein Messerstich ging ihm der Gedanke durch die Seele, daß sich auf der Wanderschaft ein erstgeborner Sohn befand, der für das zweifarbige Tuch wie gewachsen war.

„Wie alt ist denn dein Sohn Markus?“ fragte der Buchhalter.

„Auf Purim wird er gerade zwanzig Jahre alt,“ sagte Genendel mit leiser, furchtsamer Stimme. Es mochte ihr in diesem Augenblicke fast gefährlich vorkommen, das „militärpflichtige“ Alter ihres Sohnes vor so vielen Leuten zu verraten.

„Da kann ich dir nicht helfen, Genendel,“ sagte der Buchhalter nach einer Weile. „Und ist auch kein Fehl an ihm?“

„Gewachsen wie ein Baum im Walde!“ rief Genendel in einem Tone, woraus mütterlicher Stolz und Schmerz zu gleicher Zeit klangen.

„Da werden ‚sie' ihn dir nehmen!" meinte der Alte fast trocken.

„Mein Markus muß also in den Krieg?" schrie Genendel, indem sie die Hand des Buchhalters stürmisch an sich riß, als hätte er allein in diesem Momente über das Geschick ihres Kindes die entscheidende Stimme auszusprechen.

„Schrei nicht, Genendel," sagte der Buchhalter, indem er seine Hand aus der Umfassung der Frau zog, „und mäßige dich. So wie du werden tausend und aber tausend Mütter rufen und schreien . . . und es wird alles vergebens sein. Weißt du, was in unserer heiligen Thora steht? Als die Rede davon ist, daß die Kinder Israel durch das Land der Emoriter ziehen sollen, da sagen sie: ‚Wir wollen des Königs Straße ziehen, und wollen nicht rechts und nicht links gehen.' Siehst du, Genendel! So wollen wir auch sagen. Unseres Königs Straße, die geht in den Krieg, da darf keiner zurückbleiben, der eine gesunde Ader im Leibe hat . . . Und du jammerst und schreist?"

Genendel schöpfte aber aus den Worten des Buchhalters keinen Trost, sie seufzte tief auf, als dieser jetzt schwieg. Was wußte sie von der geradeaus führenden „Straße des Königs" und von der Pflicht, nicht nach rechts und nicht nach links auszuweichen. Sie vernahm nur ein einziges Wort und das lautete: Krieg! War das nicht eine Straße, die über die zerschossenen und verstümmelten Glieder ihres Kindes ging?

Und als in diesem Augenblicke, wie gerufen, ihr Sohn Markus, ein schlankgewachsener Junge, zur Türe hereintrat, da brach sie in lautes Schluchzen aus und fiel ihm mit dem schmerzvollen Ausrufe um den Hals:

„Markus, mein Sohn, du mußt in den Krieg! In den Krieg mußt du, Markus, mein Kind!"

Es traf sich gut, daß diesem Vorgange durch den auf

der Gasse erschallenden Ruf „in Schul'" ein Ende gemacht ward. Die Männer brachen zum Abendgebet auf.

Hatte der Mann, der mit eisiger Miene jenes Wort sprechen konnte, das die Kriegsfurie mit bacchantischer Lust rasen machte, es wohl bedacht, daß seit jener Stunde — eine arme Mutter in einem stillen böhmischen Ghetto jede Nacht mit der qualvollsten Schlaflosigkeit rang? . . .

Kein Trost und Zuspruch war seitdem imstande, Genendels angsterfülltes Gemüt zu beruhigen. Sie war wie von einer biblischen Wahrheit überzeugt, daß ihr Sohn Markus in den Krieg werde ziehen müssen, als die Federn der Diplomaten noch zaghaft über dieses Wort hinweghuschten und honigsüße Depeschen noch immer das Friedensglöckchen läuteten. Wenn man ihr zuweilen aus den Zeitungen die Mitteilungen vorlas, die darauf berechnet waren, den nun in aller Furchtbarkeit grollenden Gewittersturm als eine vorübergehende, innerhalb der „Kabinette" vertönende Mißstimmung zu bezeichnen, schüttelte sie ungläubig den Kopf und meinte: „Feiwel Buchhalter hat gesagt, daß Krieg wird, und der weiß das besser. Mein Sohn Markus muß zum Militär."

Bekanntlich hat sich die arme Mutter aus dem Ghetto in ihrem ahnungsvollen Gefühle so wenig getäuscht, als dagegen manche hochstudierte Weisheit trotz aller Überzeugung fehlging. Noch ehe Genendels Sohn das gesetzmäßige Alter vollständig erreicht hatte, erschien schon im Hause die bekannte Gerichtsdienerphysiognomie vom Bezirksamte mit der Weisung, „daß Markus Spitz, Kürschnergeselle, am 10. Februar 1859 um 9 Uhr vormittags in dem Konskriptionszimmer Nr. 5 um so sicherer zu erscheinen habe, widrigenfalls usw." Markus Spitz hatte natürlicherweise gegen die Drohung des gesetzlichen Paragraphs nichts einzuwenden, war in Gesellschaft seines Vaters und seiner Mutter, die unten vor dem Bezirksamte qualvoll auf den Ausgang warteten, auf dem

Konskriptionszimmer Nr. 5 am bestimmten Tage erschienen, war von der „Assentierungskommission" als „besonders" tauglich befunden, angenommen und für ein böhmisches Infanterieregiment ausersehen und eingekleidet worden. Wenige Tage darauf befand sich der Rekrut Markus Spitz schon in einer mährischen Garnisonsstadt bei seiner Kompagnie, war daselbst einexerziert und bearbeitet worden — und ehe der halbe März noch ins Land gekommen, schon auf der „Straße des Königs", auf dem Marsche nach Italien!

Das alles war so schnell, ja so atemlos gekommen, daß man sagen konnte, zwischen dem Sabbat, wo Genendel aus dem Munde des Buchhalters zum ersten Male das Wort: „Krieg" vernommen, bis zu der Stunde des Ausmarsches sei nur eine einzige Nacht gelegen — freilich eine lange, tränendurchwachte Nacht! Sie ließ zuletzt das unabwendbare Geschick über sich fast mit stumpfer Ruhe ergehen.

Wen wird es aber heute reizen wollen, die Leidensgeschichte einer armen Mutter aus dem Ghetto niederschreiben zu wollen? Gewicht hing sich an Gewicht in diesen Tagen, und das geheimnisvoll wirkende Gesetz von der in Bewegung gesetzten Masse bestimmte alles Leben! Alles Einzelleid war nur ein Schaumbläschen auf diesem Meere von Blut — und nicht einmal das! Es war verdunstet und zerstäubt, bevor es noch an die Oberfläche gedrungen.

Folgen wir lieber selbst, aus dem Ghetto heraus, dem jungen Soldaten, ziehen wir mit ihm die „Straße des Königs" hinüber in die Gefilde, wo es durch einige Zeit schien, als habe nur der Tod und nicht das Leben, die Zerstörung und nicht die Geburt, die Wunde und nicht das heilende Kraut Recht und Bestand in der Natur, als seien die alten, niemals ganz gebändigten Elementarkräfte wieder losgebrochen und spielten den Herrn und Meister dieser Welt!

Beim Abschiede sagte Feiwel Buchhalter, nachdem seine

Hände lange wie segnend auf dem Haupte des jungen Soldaten gelegen waren:

„Wenn du wieder zurückkommst, Markus, da wirst du mich draußen auf dem ‚guten Orte' antreffen . . . Eins nur sage ich dir: der ‚Napilion' ist ein gewaltiger Kriegsherr und das Leben des Menschen ist vor ihm wie das Leben einer Fliege. Wenn er aber sieht, daß man sich vor ihm nicht fürchtet, so hat man es halb gewonnen. Fürcht du dich nicht, Markus!"

„Wird er denn überhaupt wieder zurückkommen?" rief Genendel in überströmendem Jammer.

„Hat er ein ‚Arbah-Kanfes' an?" fragte der Buchhalter mit einer gewissen Heftigkeit.

„Und was für eins!" erwiderte Genendel, „kein Landrabbiner brauchte sich dessen zu schämen."

Da tappte der Buchhalter zu seinem Schreibtische, aus dessen hinterster Schublade er ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Päckchen nahm, und rief dann Genendel zu sich.

„Da nimm," sagte er so leise, daß er von dem Rekruten nicht gehört werden konnte, indem er ihr das weiße Päckchen in die Hand schob, „und nähe es ihm in das Säckchen ein, wo die Zizith (Schaufäden) liegen. Ich kann dir sagen, Genendel, was darin ist. Erd' aus Jeruschulaim!"

„Herr Buchhalter! Sie geben das weg!" rief Genendel voll dankbaren Staunens und zog die Hand des Greises an ihre Lippen.

„Sei still!" mahnte dieser mit einem bedeutsamen Lächeln. „Ich komm' auch ohne die Erd' da hinüber, aber dein Sohn hat noch nichts dort zu tun. Ihn soll sie schützen!" —

Nachfolgend teilen wir einige der Briefe mit, die der ehemalige Kürschnergeselle, jetziger Soldat der K. K. Armee, vom „Kriegsschauplatze" an seine Eltern geschrieben hat. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß diese Briefe fast jedesmal am Sabbat eintrafen, und so rechtzeitig im Nachmittags-

klub bei Josef Spitz vorgelesen werden konnten. Von dort haben wir sie. Da aber wohl nicht Gott, desto mehr aber die Menschen auf die „Orthographie" sehen, so haben wir uns kraft der uns im höheren Grade als dem Kürschnergesellen Markus Spitz innewohnenden Kenntnis in dieser Wissenschaft sowie in der deutschen Sprachlehre nur erlaubt, einem hier und da etwas zu laut hervortretenden Gebrechen die mildernde und heilende Hand des Arztes aufzulegen.

Sonst aber soll der Soldat der K. K. Armee, Markus Spitz, so schreiben, denken und sprechen, wie es ihm gerade um das Herz herum ist.

Briefe des Gemeinen Markus Spitz aus Italien an seine Eltern in Böhmen.

Triest, den 29. März 1859.

Teuerste und liebste Eltern bis zu hundert Jahren!

Vor allem tue ich Euch als Euer treuer Sohn vermelden, daß ich mich, dem Allmächtigen sei's gedankt, ganz gesund befinde und hat mir bis dato noch kein Finger weh getan, wiewohl ich schon ausgestanden und gelitten habe, daß es vor Gott geht. Das schreib' ich für meine liebe Mutter bis zu hundert Jahren ganz extra, daß sie nicht meinen soll, ich will ihr etwas verbergen. Ich weiß ja, was für ein gebrochen Herz sie gehabt hat, daß ich habe ziehen müssen in den Krieg, und habe ganz gut gesehen, wie sie bei meinem Weggehen die Tränen verschluckt hat, um mich selbst nicht noch mehr zu betrüben. Aber so ein Kürschnergeselle hat eine gute Haut, und das mag daher kommen, daß er damit umzugehen versteht. Ich will aber keinen Spaß machen, weil mir gar nicht lächerig ums Herz herum ist . . .

Bald hätte ich vergessen, Euch eine Neuigkeit mitzuteilen. Mit wem bin ich zusammen in einer und derselben

Kompagnie, ja bei demselben Zug? Das ist nämlich Waclaw Jaresch, der Schustergeselle, was seine Mutter die alte Baruschka bei uns am Sabbat die Lichter geputzt und auch eingeheizt hat, sie wohnt in dem kleinen Hause mit einem Fenster, wo man zum ‚guten Orte' hinausfährt. Das erstemal, daß ich mit ihm zusammengekommen bin, das war in Znaim, was in Mähren liegt; daselbst sind wir Rekruten einexerziert worden. Am ersten Tag, wie ich gerade mein Riemenzeug putz', steht Waclaw Jaresch der Schustergeselle vor mir. ‚Jaresch,' schrei' ich und wär' ihm fast um den Hals gefallen, ‚wo kommst du her?' Denn das kann ich Euch sagen, liebste Eltern bis zu hundert Jahren, ein lebendiger Engel vom Himmel wär' mir in diesem Augenblick nicht so lieb gewesen wie Waclaw Jaresch, was seine Mutter bei uns ‚Sabbatchristin' gewesen ist. Aber Jaresch hat sich gestellt, als ob er mich in seinem ganzen Leben mit keinem Auge gesehen hätte, und kann sich doch ganz gut erinnern, wieviel Stücke ‚Barches' ich ihm zugesteckt habe, als seine Mutter bei uns noch die Lichter geputzt und eingeheizt hat. Erst wie ich ihm sage, wer ich bin und wie ich heiße, da hat er getan, als ob er mich erst jetzt erkennt. Was sagt Ihr, herzliebste Eltern bis zu hundert Jahren, dazu? Er hat sich auch weiter nicht um mich bekümmert, wie als wäre ich der wildfremdeste Mensch und nicht aus einem Ort mit ihm, und gekränkt hat es mich, daß ich bald geweint hätte.

Nun, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, will ich Euch erzählen, wie es mir weiter gegangen ist. Auf einmal ist der Befehl gekommen, daß wir gleich am anderen Tage sollen aufbrechen von Znaim, was in Mähren liegt, und müssen nach Triest ziehen. Da hat unser Feldwebel gesagt, der ist aus Brandeis und will gehört haben, wie es der Leutnant gesagt hat: Das geht jetzt sicher nach ‚Italium' in den Krieg! Anderen Tages sind wir

mit dem ganzen Bataillon fort und die ‚Musikbanda' hat ‚Gott erhalte' dabei gespielt. Wir haben nicht lange zu marschieren gebraucht, da ist schon die Eisenbahn da gewesen und hat uns in einem Zug mit Sack und Pack nach Wien gezogen. Daselbst sind wir zwei Tage verblieben, um uns auszuruhen. Ich hab' meinen Korporal um den Ausgang gebeten, um mir die schöne Kaiserstadt ein bißchen anzusehen, und weil ich gewußt habe, daß Waclaw Jaresch schon zwei Jahre in Wien hat gearbeitet, sagt' ich zu ihm: Jaresch, geh mit mir, ich kenn' mich in der großen Stadt nicht aus. Jaresch aber hat sich umgedreht und hat kein Wort gesprochen. Und weil ich mich in den vielen Gassen verirrt habe und bin fast vor jedem schönen Hause stehen geblieben, bin ich zu spät zum Appell gekommen, und hätte bald eine Strafe bekommen, wenn der Korporal nicht ein guter Mensch wäre.

Da sollt Ihr sehen, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, was der Jaresch mich kränkt, und habe doch nichts an ihm verbrochen, und an seiner Mutter auch nicht, die doch so lange bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat.

Jetzt weiter! Von Wien sind wir morgens in der Frühe aufgebrochen und wieder mit der Eisenbahn. Da hat man uns in die Waggons gesetzt, wo sie sonst die Fässer und Koffer aufladen, und auch Ochsen und Pferde, und hat hölzerne Bänke hineingestellt, auf denen sind wir in einem fort von Wien bis nach Triest und haben nirgends Rast gemacht. Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, was sieht und erlebt man nicht alles, wenn man weit herum kommt! Da ist zwischen Wien und Graz ein Berg, der heißt Semmering, über den fährt man gerade mit der Eisenbahn hinauf, und sind da finstere Keller, wo es eine Viertelstunde dauert, bis man wieder hinaus kommt, und wenn man draußen ist, sieht man die Eisenbahn über seinem Kopfe! Es ist Gotteswunder!

Da sind wir nun in Triest, was eine große und schöne Stadt ist und liegt am Meer. Wir werden aber nicht daselbst bleiben, sondern wir müssen weiter nach Italium hinein, und sind die Schiffe schon bereit. Wohin noch, das weiß nur der lebendige Gott! Wir müssen fast immerfort in der Kaserne bleiben, weil man keinen Augenblick wissen kann, ob wir nicht ‚stantepe' aufbrechen müssen.

Noch ein Stückel muß ich Euch, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, von meinem Kameraden Waclaw Jaresch erzählen. Ihr werdet daraus entnehmen, wie er's mit mir meint.

Vorgestern ist die Reihe des Auskochens an mir gewesen, denn Ihr müßt wissen, daß, wenn man Soldat ist, so muß man auch kochen können, aber Euch möcht' es nicht schmecken, denn da wird Suppe und Fleisch und Knödel, alles in einem Kessel gekocht, aber dem Soldaten schmeckt's doch, weil er einen gewaltigen Hunger dazu mitbringt. Wie ich also beim Kessel stehe, hör' ich, wie Waclaw Jaresch zu einem andern Kameraden sagt: ‚Du, hör, was meinst du, wird der Jud' uns gut kochen?' Obwohl mir nun das Wort sehr wehe getan hat, hab' ich doch dazu geschwiegen, weil ich am Kessel war. Aber abends nach dem Zapfenstreich, wie unser ganzer Zug auf der Stube beisammen war, da habe ich sehr sanft zu ihm gesagt, wie man nur zu einem Landsmann reden kann: ‚Du, Jaresch, was hab' ich dir getan, daß du mich heute so beleidigt hast, du weißt schon, wie?' Er aber lacht und meint: ‚Ich geb' keinem Juden Antwort.' Wie das Wort aus seinem Munde heraus ist, ist eine schreckliche Bosheit über mich gekommen. Ich bin auf ihn losgesprungen und hätt' ihm sicherlich etwas angetan, wenn uns nicht der Korporal voneinander getrennt hätte. Ich habe Euch schon gesagt, daß der Korporal ein guter Mensch ist, und er hat es auch diesmal bewiesen. Wie er uns so auseinandergeworfen hat, meint er: ‚Pfui, seid ihr

Soldaten? Wißt, daß, wer des Kaisers Rock trägt, der ist dem Kaiser gleich lieb und wert, und darf keiner dem andern etwas vorwerfen, was ihn beschimpft. Wißt denn ihr beide schon, ob man euch auf dem Schlachtfeld nicht in eine und dieselbe Grube werfen wird? Da werdet ihr euch wohl vertragen.'

Diese Rede hat mich stumm gemacht, und ich habe mich gewaltig geschämt. Ich habe dem Jaresch die Hand hingereicht, daß er mir verzeihen soll, er aber hat sich umgedreht.

Das habe ich Euch erzählen wollen, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren! Jetzt muß ich aber schließen, weil ich schon so viel geschrieben habe, daß kein Papier mehr hinreicht. Also, liebste Eltern und Geschwister, tut mir den Gefallen und bestellt meine Grüße an Herrn Feiwel Buchhalter und an Gerson Stänglein, den Eisentrödler, und an Josua Goldarbeiter, und an alle, die meiner gedenken tun, und bleibe ich bis ans finstere Grab

Euer aufrichtiger und geliebter Sohn und Bruder
Markus Spitz.

Nachschrift. Die Mutter soll sich wegen Waclaw Jaresch kein beschwert Herz machen; ich fange nichts mit ihm an."

Breschia, den 22. April 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Längst hätte ich Euch wieder einen Brief geschrieben, wenn nicht mein Korporal gewesen wäre. Der aber sagt immer, ein Soldat muß sich nicht viel mit Schreiben beschäftigen, womit er höchst wahrscheinlich meint, daß er sich nicht allzustark sein Herz beschweren darf. Denn, liebste Mutterleben bis zu hundert Jahren, wie soll einer Lust haben, sich vor den Feind zu stellen und Menschen tot zu schlagen, wenn er weiß, zu Hause sitzt die Mutter und weint sich die Augen aus und kann keine Nacht schlafen, bloß weil

sie keinen Brief von ihrem Sohne kriegt? Nur dessentwegen glaube ich, hat der Korporal recht, sonsten aber nicht. In dem Punkte folge ich ihm aber nicht, und seh' erst jetzt ein, wie gut das war, daß Ihr mich schreiben, lesen und rechnen habt lernen lassen. Mein Kamerad Waclaw Jaresch, der möchte auch gerne an seine Mutter, die alte Baruschka, was bei uns Sabbatchristin gewesen ist, schreiben, aber er kann's nicht, weil er's nicht gelernt hat. Er tut aber, als ob er eine Schrift hätte wie Feiwel Buchhalter, und doch seh' ich's ihm an, er möchte seiner Mutter gerne etwas sagen lassen. Weil er sich aber so gegen mich aufführt, nicht wie ein Landsmann, so tu' ich ihm gerad den Gefallen nicht und frag' ihn nicht. Die Mutterleben bis zu hundert Jahren könnte aber das kleine Anschele zu der alten Baruschka schicken und ihr sagen lassen, daß ihr Sohn Waclaw Jaresch, was mit mir in einer Kompagnie beisammen ist, sich gesund und wohlauf befindet.

Jetzt, herzliebste Eltern und Geschwister, komme ich dazu, Euch zu erzählen, wie es mir weiter ergangen ist. Die Mutter muß sich aber stark zusammennehmen und darf sich kein beschwert Herz machen, denn es ist mir doch nichts geschehen, und bis dato bin ich noch immer gesund wie ein Fisch im Wasser. Von Triest haben wir in größter Eile fort müssen, das nennt man Marschordre, und ist der Befehl gekommen, am 12. April müssen wir in Breschia sein.

Ich möcht' Euch nun gerne verschweigen, was wir auf dem Marsche vor großer Hitze und Ermattung auszustehen hatten, weil in dem Italium schon jetzt eine solche Hitze ist, wie in Böhmen bei uns nur im August. Und dann möchtet Ihr mich vielleicht als einen Lügner ansehen; denn wenn man so gewohnt ist, als wie Ihr, am Sabbatnachmittage beieinander zu sitzen, und Feiwel Buchhalter in seinem Lehnstuhle fängt an zu erzählen von seinem Napoleon, und Gerson Stänglein und Josua Goldarbeiter und der Vater hören

ihm zu, und wissen oft nicht, daß der Schameß (Gemeindediener) schon ‚in Schul' gerufen hat, da glaubt man nur schwer einem Menschen, was er ausgestanden hat. Aber dafür bin ich jetzt kaiserlicher Soldat von der Armee!

Darum will ich Euch nicht länger aufhalten und will nur erzählen, wie wir in einem großen Dampfschiff sind übers Meer gefahren, und ist mir dabei so übel geworden, daß ich geglaubt habe, es wäre schon an der Zeit, um die ‚frommen Leute' zu schicken. Wie wir aber nach Venedig gekommen sind, war wieder alles gut, nur habe ich einen großen Hunger gehabt. Von Venedig selbst, was Ihr Euch so vorstellen müßt, als ob eine Stadt so gebaut wäre, daß mitten durch alle Straßen die Iser fließt, haben wir leider nicht viel gesehen, weil schon Nacht war. Gleich am andern Tage hat uns die Eisenbahn wieder weiter geführt, aber recht bald darauf haben wir wieder zu Fuß marschieren müssen. Da habe ich ausgestanden, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, daß ich mich oft selbst fragte: Markus Spitz, wie kannst du das nur ertragen? Aber ich will davon schweigen, weil Ihr beschwert Herz genug habt.

Wie wir nach fünf Tagen in Breschia angekommen sind, war es wieder Nacht, und weil schon so viele Soldaten daselbst waren, daß man in keine Kaserne mehr einen Apfel hätte werfen können, so hat man zwei Kompagnien von unserem Bataillon in eine alte große Kirche gewiesen, wo man auf dem Fußboden Stroh ausgebreitet hat, daß wir darauf liegen können. Herzliebste Eltern und Geschwister, wie mir da ist zumute gewesen, das kann ich Euch gar nicht beschreiben. Wir waren mehr als fünfhundert Mann beisammen, und die haben alle durcheinander geschrien und gelärmt; die einen haben geflucht, die andern gar gelacht, was mir an diesem Orte besonders nicht schön vorgekommen ist. Wenn es jetzt auch keine Kirche mehr ist, habe ich mir

gedacht, so ist doch einmal etwas Heiliges darin vorgegangen, und da soll man nicht lachen, sondern Respekt davor haben. Ich habe mir einen Winkel in der Kirche ausgesucht und habe mir daselbst auf dem Stroh mein Nachtlager gemacht; über mir war ein Heiliger aus Stein, der hat wirkliche Kleider angehabt, und weil eine Laterne mit ihrem Lichte auf sein Gesicht gefallen ist, so kam es mir in einem fort vor, als wenn er noch lebt, und ist mir dabei gar nicht gut zumut gewesen. Da habe ich alleweile an unsern Altvater Jakob in der Bibel denken müssen, daß er gesagt hat: ‚Wie furchtbar ist doch dieser Ort!' Mitten in der Nacht aber sind viele von den Soldaten aufgestanden, und einer hat es dem andern geklagt, daß er vor Hitze und Durst nicht schlafen kann, ja einen habe ich gar sagen gehört, er käme sich vor wie auf dem Kirchhof, das will sagen, wie auf unserm ‚guten Ort'. ‚Narr,' meinte unser Feldwebel, der auch nicht schlafen konnte und aufgestanden war, ‚du bist auch auf dem Kirchhof, denn da unter dem Fußboden, worauf wir jetzt liegen, da sind viele Hunderte von Italienern begraben, und die rühren sich jetzt und geben sich uns zu erkennen.' Herzliebste Eltern und Geschwisterleben bis zu hundert Jahren! Da habe ich mich erinnert, daß ich während der ganzen Zeit, wo ich von Euch fort bin, eigentlich nicht an Gott gedacht habe; denn in der Kaserne und auf dem Marsche habe ich keine Tefillin (Gebetriemen) anziehen können. Weil nun die Furcht vor den toten Italienern gar nicht abgenommen hat, da habe ich den Torniſter aufgemacht und die ‚Tefillin' und das kleine Gebetbuch herausgenommen. Drauf habe ich ‚gebort', ganz still und leise vor mich hin, daß mich niemand gehört hat . . .

Hinterdrein ist mir aber eingefallen, ob es auch recht war, und ob es den Heiligen über mir nicht beleidigt hat, daß ich mein Gebet vor ihm verrichtet habe. Was mich betrifft, so glaube ich das nicht, aber tut Ihr mir den Ge-

fallen und fragt einmal Herrn Feiwel Buchhalter oder gar den Rabbiner selbst, die verstehen so etwas besser als ein ehemaliger Kürschnergeselle. Ich möchte das gar zu gerne wissen.

Wir haben nur in der einen Nacht so ein Quartier gehabt, am andern Tage sind wir doch in eine Kaserne verlegt worden.

An Waclaw Jaresch erleb' ich jetzt meine große Freud', er muß nämlich mit mir ausgehen. Denn weil die Breschianer gerne uns Österreicher in einem Löffel Wasser vergiften möchten, ist der Befehl ergangen, daß sich kein Soldat allein soll auf der Gasse blicken lassen, sondern es müssen immer einige zusammengehen, damit sie sich gleich wehren können. Ich sehe es aber dem Waclaw Jaresch an, es ist ihm nicht recht. Seit Triest hat er noch kein Wort mit mir gesprochen.

Noch muß ich Euch, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, vermelden, daß wir in unserer Kompagnie einen Leutnant haben, über den ich meine besonderen Gedanken habe. Er heißt Moriz Zion. Merkt Ihr schon was? Er hat auch in seinem Gesichte etwas Bekanntes, und wenn ich manchmal mit ihm zu reden habe, kommt mir etwas auf die Zunge, als wenn ich noch bei Euch zu Hause in der Gasse wäre. Bis dato habe ich mich aber nicht getraut danach zu fragen, weil es sich nicht schickt; ich werde es aber schon beizeiten erfahren.

Jetzt lebt wohl und gesund und grüßet mir wieder die ganze Kompagnie, die am Sabbatnachmittag in unserer großen Stube zusammenkommt, als: Herrn Feiwel Buchhalter und Gerson, den Eisentrödler und Josua Goldarbeiter, und die Mutter bis zu hundert Jahren soll nicht vergessen, das kleine Anschele zu der alten Baruschka zu schicken, was einmal bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat, und ihr das Obige auszurichten.

Euer geliebter und treuer Sohn
Markus Spitz.

Nachschrift. Ich muß Euch noch sagen, daß wir seit einigen Tagen doppelte Löhnung bekommen, und der Vater kann sich berechnen, wieviel das unserem Kaiser jetzt mehr kosten muß. Aber wir sind auf dem Kriegsfuß. — Obiger Markus Spitz."

Mailand, den 2. Mai 1859.

„Dieses Mal, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, kann ich nichts dafür, daß ich Euch erschrecken muß. Herr Feiwel Buchhalter hat recht gehabt: wir ziehen in einen großen und fürchterlichen Krieg. Ihr werdet schon wissen, was vorgeht. Der Piemontes' will unserem Kaiser ein Stück Land wegnehmen, und der Franzos' will ihm dabei helfen. Aber der Piemontes' mitsamt dem Franzosen soll nur zusehen, ob das so mir nichts, dir nichts geht. Und der Kaiser von den Franzosen soll gar Soldaten in seiner Armee haben, die auf ihrem Tornister Katzen tragen, und wenn man mitten im Gefecht ist, springt einem die Katz' ins Gesicht. Aber als Kürschnergeselle weiß ich schon, wie man mit Katzen umgeht. Einige Kameraden von mir lachen und tanzen, andere sind wieder traurig, weil es jetzt Ernst wird, und sie daran denken, was ihrem jungen Leben alles geschehen kann. Ich glaube aber, ein Soldat soll keins von beiden sein, nicht allzu lustig, aber auch nicht traurig. Unser Korporal sagt das auch. Die Mutterleben bis zu hundert Jahren soll es auch so machen, weil ihr Sohn doch ein Soldat ist, und wenn sie ein gar zu beschwert Herz bekommt, soll sie an unsern Kaiser denken, dem man sein Land wegnehmen will.

Jetzt muß ich wieder schließen als Euer aufrichtiger Sohn bis in das finstere Grab.

Markus Spitz.

Mein zweiter Leutnant, der Moriz Zion heißt, wie ich Euch neulich geschrieben, kommt mir immer bekannter vor,

je mehr ich ihn ansehe. Wenn er nur nicht in der Uniform wäre! Ich glaube immer, ich wüßte schon, wer und was er ist. Hat die Mutter das kleine Anschele zu der alten Baruschka geschickt? Übrigens ist der Waclaw Jaresch noch immer der alte Feind.

Obiger."

Novara, 25. Mai 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Zwischen unserem Italien und dem Land, was dem Piemontesen gehört, ist ein Fluß, der heißt Ticino, und ist viel größer und breiter als zu Hause unsere Iser. Wenn man über dem drüben ist, so ist man in des Piemontesen seinem Land. Denn Ihr müßt wissen, herzliebste Eltern, daß unser Kaiser der Beleidigte ist, und ihm gebührt es, sich sein Recht zu verschaffen.

Erst jetzt war der Krieg!

Weil wir aber in Feindesland sind, darf die Mutter bis zu hundert Jahren ja nicht glauben, daß schon große Schlachten und Gefechte vorgefallen sind. Der Franzos' hat noch nicht alle seine Leute beisammen, und der Piemontes' fürchtet sich allein uns anzugreifen . . . Aber es bleibt keineswegs aus.

Neulich sind wir auf ein Dorf geschickt worden, um daselbst zu furagieren; man muß nämlich bei den Bauern holen, was zu holen ist, Eier, Butter, Heu und Stroh, auch Geflügel, und Waclaw Jaresch war auch dabei. Da sind wir an ein Haus gekommen, wo die Bäuerin sehr geweint und auf italienisch zu uns gesprochen hat, was wir aber nicht verstanden haben. Drauf hat sie uns in den Hof geführt, und hat uns die einzige Henne, die da herumgelaufen ist, geben wollen. Da habe ich zu Waclaw Jaresch gesagt, der dabei war: ‚Was möchtest du sagen, Jaresch, wenn man

deiner Mutter Baruschka, was einmal bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat, ihre letzte Henne wegnehmen, oder ich, wenn das meiner Mutter mit ihrem letzten Stück Bettzeug geschehen möchte?' Und da sind wir beide fortgegangen, und habe ich bei dieser Gelegenheit gesehen, daß Waclaw Jaresch ein gut' Kind ist, weil er an seine Mutter denkt.

Gestern ist ein Spion eingebracht worden, der hat dem Feinde berichten wollen, wie und wo wir stehen, damit er dann über uns herfallen und an unserer schwächsten Seite fassen könnte. Mit einem so schlechten Menschen macht man aber im Krieg einen kurzen Prozeß, und er ist zum Galgen verurteilt worden. Weil er aber so geweint hat und gesagt, er habe vier lebendige Kinder und die hätten jetzt keinen Vater, so hat ihm unser General das Leben geschenkt, er soll sich anderswo seinen Galgen suchen.

Zuletzt will ich Euch noch vermelden, daß schon ein Gefecht vorgefallen ist, aber es war nur ein kleines, und ich bin nicht dabei gewesen. Der Ort heißt Montebello, und wir haben in unserem Lager den Kanonendonner ganz deutlich gehört. Da habe ich hernach etliche von den Verwundeten gesehen, und die haben uns von den Franzosen erzählt, und was sie für rote Hosen haben, aber eine Katz' auf dem Tornister hat niemand gesehen.

Aber die Mutter braucht sich darüber nicht zu ängstigen, denn wenn jede Kugel treffen könnte, hätte man ja nicht nötig, Krieg anzufangen. Darum lebt wohl alle und vergesset nicht Euern getreuen und aufrichtigen Sohn bis ins finstere Grab.

Markus Spitz.

Mit meinem Leutnant Moriz Zion muß ich mich doch geirrt haben. Gestern war ich mit dem Rapportbuch bei ihm, und nachdem er gelesen, fragte er mich, was denn meine Eltern wären. Da habe ich ihm gesagt, daß mein Vater mit Wolle handelt und manchmal bringen ihm die

Bauern auch kleine Partien Hasenhäutchen ins Haus, worauf er gelacht und nichts weiter gesagt hat. Nun frag' ich Euch aber, wenn der Leutnant der wäre, den ich meine, hätte er gelacht und nichts weiter gefragt?

Der Obige."

Bei Villafranca, 19. Juni 1859.

„Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Ich leb'! ich leb'! Alle meine Glieder sind gesund geblieben. Und wenn ich gleich diesen Brief nur mit Bleistift schreibe, so dürft Ihr daraus nicht schließen, daß mir etwas fehlt, und kommt das nur daher, weil ich kein ‚Tinterl' bei mir habe. Sonst aber leb' ich, und das ist genug nach einer solchen Schlacht!

Damit Ihr einen Begriff bekommt, wie es zugegangen ist in der Schlacht, melde ich Euch nur, daß von unserer Kompagnie nicht mehr übrig sind als siebzig Leute, und der Hauptmann ist tot und der Oberleutnant auch und der erste Leutnant desgleichen, und fünf Korporals sind auch tot und zwei Feldwebel sind so zugerichtet, daß sie wahrscheinlich auch nicht mit dem Leben davonkommen. Und damit ich Euch nicht länger verschweige, was Ihr doch hören werdet: auch Waclaw Jaresch ist tot, aber sagt es um Gottes willen der alten Baruschka nicht.

Jetzt weiter!

Wie kommt es, daß mir mitten in der Schlacht einfällt: Heute ist ja Schewuot (Pfingsten), und in der Synagoge stimmen die Leute vielleicht gerade jetzt das Gebet an, das so anfängt: ‚Damals sangen Moses und die Kinder Israels dieses Lied dem Ewigen!' Ich habe das Gebet so vor mich hingesagt, ohne daran zu denken, ob mich einer hört, aber wie ich nach den Worten bin, wo es heißt: ‚Da bliesest du sie an mit deinem Hauche, und es deckte sie

das Meer; sie sanken wie Blei in die gewaltigen Wasser. Wer ist wie du unter den Göttern, o Herr!' Da höre ich, wie einer hinter mir in unserer heiligen Sprache sagt: ‚Wer wie du so mächtig in seiner Heiligkeit, so furchtbar in seinem Ruhme der Wunder tut?' Ich wende mich um, da winkt mir unser Leutnant Moriz Zion mit den Augen zu, und da war's mir, herzgeliebte Eltern und Geschwister, in diesem Augenblicke, als hätte ich meinen Bruder vor mir! Bist du also doch der? habe ich mir gedacht, als was ich dich angesehen habe? und meine Seele hat aufgejubelt; Mut und eine Freudigkeit sind über mich gekommen, und ich habe mich stark gefühlt wie ein Löwe. Der Leutnant muß mich auch verstanden haben, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorgeht; denn er hat mir auf die Schulter geklopft und leise gesagt: ‚Markus Spitz, wir beide wollen uns heute besonders brav halten, du weißt warum?' Ja, Herr Leutnant! habe ich rufen wollen, aber das Wort ist mir auf der Lippe geblieben. Gerade jetzt ist der Befehl gekommen, unsere Kompagnie und noch eine von unserem Bataillon sollen einen Meierhof nehmen, und die Franzosen haben ihn schon besetzt gehabt.

‚Den Meierhof müßt ihr nehmen, Kinder,' schreit uns der Obrist nach, ‚wie ihr nur könnt.' Drauf haben die Tambours den Sturmschritt geschlagen, und wir sind auf den Meierhof zugelaufen. ‚Jetzt, Markus Spitz,' ruft Leutnant Zion hinter mir, ‚jetzt zeig dich, wer du bist.' Das Ende vom Lied war, daß wir nach einer halben Stunde die Franzosen aus dem Meierhofe gejagt haben, und waren nun die Herren davon. Jetzt erst haben wir ein bißchen Atem schöpfen können, aber, lebendiger Gott! wie hat es um uns ausgesehen! Tote überall herum, Franzosen und unsere Leute bunt durcheinander. Mein Leutnant Moriz Zion lebt, aber der Hauptmann und der Oberleutnant waren tot. Da fällt mir Waclaw Jaresch ein, wie es dem wohl

ergangen ist, und da bemerke ich ihn unter einem Baume sitzen, bleich wie der Tod, und er hält sich beide Hände aufs Herz gepreßt. ‚Waclaw Jaresch,‘ schrei' ich und fliege zu ihm hin, ‚bist du verwundet?‘ Da hebt er seine Hand auf, und die war blutig, und er reicht sie mir. ‚Ich sterb', Bruder,‘ sagt er mit schwacher Stimme; ‚wenn du nach Hause kommst, so grüß mir meine Mutter.‘ Da habe ich ihn aufheben und irgendwo an einen sichern Platz bringen wollen. ‚Laß, laß,‘ sagt er und seine Augen sind schon gläsern, aber seine Hand hat er nicht aus meiner gezogen. Drauf hat er schwer geröchelt . . . nach einer Weile richtet er sich mit unmenschlicher Gewalt auf und sagt zu mir mit heller Stimme: ‚Verzeih mir, Bruder, was ich dir Böses angetan habe . . . ich habe versprechen müssen, mit euch nicht umzugehen, aber der Tod —‘ kaum will er dieses Wort aussprechen, sinkt er zurück und war nicht mehr!

Weil Ihr nun wißt, herzliebste Eltern und Geschwister, daß ich am Leben bin und habe noch alle meine gesunden Glieder, so will ich diesen langen Brief schließen als Euer aufrichtiger und treuer Sohn

Markus Spitz.

Ich muß diesen Brief noch einmal aufmachen. Was meint Ihr dazu, daß Waclaw Jaresch gesagt hat, er hätte einem zugeschworen, mit mir nicht umzugehen? Die Mutter könnte auch der alten Baruschka durch das kleine Anschele etwa eine Herzstärkung schicken, denn sie wird's nötig haben."

Verona, den 20. Juni 1859.

„Heute schreibe ich Euch wieder, liebe Eltern und Geschwister, weil ich Euch eine große Auszeichnung zu vermelden habe. Nämlich unser Herr Obrist hat heute die Kompagnie, bei der ich diene, öffentlich vor dem ganzen Regiment gelobt und hat gesagt, wenn auch leider die Schlacht nicht zu unseren

Gunsten ausgefallen wäre, weil der Feind uns zu übermächtig gewesen, so hätten wir doch wie die Löwen gekämpft und den Franzosen gezeigt, was kaiserliche Soldaten sind. Drauf hat er die Namen derjenigen vorgelesen, die sich besonders hervorgetan haben, und waren auch solche darunter, die es nicht mehr gehört haben, weil sie tot waren.

Mein Leutnant Moriz Zion ist Oberleutnant geworden, und hat die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten, und weil ich ihm in der Verteidigung der Fahne beigestanden, bin ich zum Korporal ernannt worden und bekam ‚im Namen unseres Kaisers' die silberne Medaille für Tapferkeit vor dem Feinde auf den Rock geheftet.

Da draus kann also Feiwel Buchhalter ersehen, daß ich mich nicht gefürchtet habe.

Noch eine große Merkwürdigkeit habe ich Euch zu berichten, und was deutlich zeigt, wie mich der allmächtige Gott ganz wunderbarlich beschützt hat. Wie ich gestern das ‚Arbeh-Kanfes' herunternehme, was mir die Mutter auf den Weg mitgegeben, bemerk' ich, daß es ungemein schwer ist, und wie ich es näher untersuche, finde ich, daß in dem Säckchen, wo die Zizith (Schaufäden) darinnen sind, ein Päckchen mit Erde ist, und mitten in der Erde steckt ein Kugelsplitter! Den Splitter will ich mir aber aufheben, als ein Angedenken für mich und meine Kinder und Kindeskinder.

Ich grüße alle, besonders aber Herrn Feiwel Buchhalter, und bin bis auf weiteres Euer getreuer Sohn

Markus Spitz,
Korporal vom 10. Zug, 3. Komp., 4. Bataillon,
d. Z. in Verona."

Als der letzte der eben mitgeteilten Briefe in dem bekannten Samstagklub bei Josel Spitz vorgelesen worden,

sagte die Mutter unseres Korporals, Genendel, indem sie sich an den Vorsitzenden, den alten Buchhalter, weinend wandte:

„Daß mein Sohn Markus beim Leben erhalten worden, das hat er doch nächst Gott nur Ihnen zu verdanken, Herr Feiwel."

Aber der Alte verwies ihr strenge diese Rede.

„Ich hab' dir schon damals gesagt, Genendel," rief er, „daß du darüber schweigen sollst. Er darf auch niemals ein Wort davon vernehmen, denn ein Kind muß immer glauben, daß alles Gute ihm von seiner Mutter zukommt."

Genendel beugte sich auf die Hände des Greises, aber die Tränen, mit denen sie sie befeuchtete, zeigten deutlich, was in diesem Augenblicke ihre Seele bewegte.

„Nun, meinen Sie noch immer, Herr Feiwel," rief der unverbesserliche Zweifler Gerson Stänglein, „daß Ihr alter Napoleon . . .?"

Ganz gegen seine Gewohnheit nahm der alte Buchhalter diesen Angriff auf seine seit mehr als fünfzig Jahren feststehende Überzeugung ohne Groll hin; aber mit seinen grauen Augen rings im Kreise umherblickend, sagte er mit gehobener Stimme:

„Kinder! mir scheint, der ‚Napilion' wird diesmal bald müde werden! Solche mörderische Schlachten kann er nicht ertragen. Dann muß bald der Friede kommen, und ich glaube, ich werd' ihn noch erleben."

„Amen! Es soll wahr werden!" . . . rief Genendel, indem sie die Hände faltete.

Korporal Spitz ist bald darauf, gesund und heil, zu seinen Eltern nach Hause gekommen!

Von meinem Großvater.

(1864.)

I.

Wie man heiratete.

Eigentlich sollte der Titel dieser kleinen, aber wahrhaften Geschichte ganz anders lauten; denn indem ich ihn niederschreibe, fühle ich mich in meinem Gewissen so ziemlich beunruhigt. Besser wäre es gewesen, wenn ich dafür gesetzt hätte: „Die Heirat um das Kopfstück eines Fisches", denn das hätte dem freundlichen Leser, wie es jeder rechtschaffene Titel soll, sogleich die Aussicht eröffnet, was seiner am Ende wartet. Aber ich lasse, einer Empfindung folgend, die in diesem Augenblicke außer mir schwerlich wohl einer begreifen wird, den obigen Titel stehen; ja er muß stehen bleiben, ich beharre mit Hartnäckigkeit darauf. Könnte ich doch selbst diese kleine, aber wahrhafte Geschichte nicht erzählen, wenn ich nicht zu berichten wüßte, wie mein Großvater einst geheiratet hat!

Nein! nein! werdet nicht feucht, ihr Augen, und du, Hand, zittere nicht, indem ihr euch bemüht, die freundliche Lichtgestalt aus meinen Kindertagen, die Züge des Vaters meiner Mutter aus einem seit dreißig Jahren geschlossenen Grabe wieder heraufzubeschwören. Wie Sonnenlicht spielt es um mich; dazwischen gewahnt es mich, als ginge ich mitten im Schreiben wie im Frühlinge durch eine blühende Kirschbaumallee; ein leises Lüftchen erhebt sich, und nun tanzen und wehen die weißroten Blüten vor mir her, daß ich schier glaube, es gebe in der Welt nichts Schöneres, und aller

Gram und alle Erinnerungen seien damit, um sich ja nicht kenntlich zu machen, überschneit. Dabei bleibt's auch! Recht lustig, wie dieses Geschichtchen selbst, soll die Stimmung sein, die mich im Weitererzählen begleite, und wenn dann schließlich dem Leser selbst — eine jener kleinen Kirschbaumblüten ins Gemüt fällt und daselbst für einige Zeit haften bleibt, so betrachte ich das als den schönsten Dank, den ich ernten kann. Einen andern begehre ich nicht.

Wie man heiratete! Der freundliche Leser ersieht schon, daß hier von einer vergangenen, ja von einer längst vergangenen Zeit die Rede ist. Denn als mein Großvater seine Augen zum ewigen Schlafe schloß, zählte er nicht weniger als achtundachtzig Lebensjahre; seit er draußen auf dem „guten Orte" ruht, sind dreißig Jahre vergangen. Zählt man diese Zeiten zusammen, so geht man gar nicht irre, wenn man an die Regierungsperiode der großen Kaiserin Maria Theresia, so etwa einige Jahre nach dem Hubertusburger Frieden denkt, als es meinem Großvater in einer Freitagsnacht beikam, aus seinem ledigen Stande herauszutreten, sich ein Weib zu nehmen und eine Familie zu gründen.

Wie es dabei zuging, will ich eben erzählen.

In einer kleinen Gemeinde des nördlichen Böhmens herrschte seit einigen Tagen keine geringe Aufregung. Man erwartete den jungen Rabbiner, und an einem bestimmten Tage war der Gemeindevorsteher mit einigen der vornehmsten und ältesten Männer fünf Meilen weit nach einer Stadt gefahren, um dort den sehnlichst Erwarteten feierlichst einzuholen und nach der neuen Stätte seines Wirkens zu begleiten. Daselbst angekommen, fand sich jedoch keine Spur von dem jungen Rabbiner vor; alles Fragen und Umhersuchen erwies sich als fruchtlos. Sie kehrten nun etwas mißmutig wieder zurück; es war an einem Freitag Nachmittage, als die ehrwürdigen Häupter der Gemeinde wieder in das Weichbild

ihrer Heimat und Familien einfuhren. Kopfschüttelnd hörte man die Kunde von dem nicht Gefundenen an, und tröstete sich schließlich damit, daß man ihn sicher gefunden hätte, wenn der Brief, den man ihm geschrieben, angekommen wäre. Denn darüber hatte man keine Bestätigung.

Mittlerweile war der junge Rabbiner dennoch angekommen, wenn auch in einer andern Gestalt und mit einem andern Charakter bekleidet, als man vorauszusetzen berechtigt war. Beinahe gleichzeitig mit den in drei schönen Kutschen einherfahrenden Gemeindeältesten nebst dem Vorsteher, war ein hochgewachsener junger Mann in bestaubter Kleidung, einen riesigen Stock in der einen, ein kleines Bündelchen in der andern Hand haltend, in die „Gasse" eingekehrt und hatte sich bei dem ersten Knaben, den er traf, nach der Gemeindeherberge, nach dem „Hekdisch" erkundigt, woselbst er eine nicht unbeträchtliche Zahl schon früher angekommener Gäste bereits traf, die alle für den morgigen Sabbat die Gastfreundlichkeit der Gemeinde genießen wollten. Man hieß den neuen „Gast" willkommen und bedeutete ihm sogleich, an wen er sich zu wenden habe, um die übliche Anweisung auf Verköstigung für heute abend und den morgigen Tag zu erhalten.

In dem jungen Rabbiner, wie man bald noch deutlicher gewahren wird, lebte und webte ein Etwas, dem wir Späteren, freilich nach einer anderen Richtung hin, den Namen eines „romantischen Tiks" gegeben haben. Ihm genügte die Welt der gemeinen Erscheinungen nicht; was anderen höchst begehrenswert vorkam, verschmähte er, wenn es ihm gleichsam in grober Natürlichkeit entgegentrat. Das Spiel seiner immer regen Einbildungskraft mußte in Bewegung geraten, wenn er Behagen und Lust an der Erringung eines gewissen Zieles finden sollte; dem Flachen und Alltäglichen, mochte es mit noch so viel Reiz und Gewinn ausgestattet sein, ging er aus dem Wege. Er, der mitten unter Büchern aus einem

Kinde ein starker Jüngling geworden war, der seit seinem siebenten Lebensjahre an jenem Strome gesessen, der Talmud heißt, hatte in seinem Innern jene Frische phantastischen Sichselbstbestimmens zu wahren gewußt, ohne die ihm das Leben schal und „abgestanden" erschien. Auch in diesem Falle war er sich treu geblieben.

Er konnte feierlich eingeholt und mit Gepränge in die Gemeinde eingeführt werden, die in ihm den künftigen Lehrer und Gottesgelehrten verehrte. Dies hätte den Ehrgeiz eines jeden andern befriedigt; ihm genügte das nicht. Was sollte ihm Ehre und Prunk, wenn sein Gemüt, oder sagen wir vielmehr seine Einbildungskraft keine Nahrung erhalten hatte? Was nützte ihm Feierlichkeit und Gepränge, die ihm so vorbereitet entgegen kamen, wenn er die Gemeinde und die Gemeinde ihn noch nicht kannte? Jener „romantische Tik" flüsterte ihm also einen Entschluß zu, den er alsbald ins Werk setzte. Er ließ den Gemeindevorsteher und die Ältesten feierlich ausziehen und seiner harren, und zog indessen, einen Stock in der Hand, wie einer jener fahrenden „Gäste" die staubige Heerstraße. Er wollte seine Gemeinde „inkognito" kennen und beurteilen lernen.

Als er so aus der Herberge heraustrat und durch die Gasse einherschritt, spielte ein feines, sinnendes Lächeln um seine Lippen. Er sah wohl, wie ihm, der hochgewachsenen jungen Gestalt, so manches verwunderte Auge nachblickte, das den Begriff eines hungrigen „Schnorrers" mit seinen Zügen und seinem ganzen Wesen in keine rechte Verbindung bringen konnte. Das aber war es ja, was er suchte und worauf sein Sinn stand.

Der Gemeindeverwalter, dessen Haus er alsbald gefunden hatte, empfing ihn mit mürrischem Gruße. Es war ein gewaltig beleibter Mann, dieser Joel Tagleicht, dem in der Hitze des Tages die Last seines Körpers doppelt schwer fiel, weil er zugleich ein Amt auszuüben hatte.

„Ihr kommt zu spät, Gast," herrschte er ihm zu, ohne ihn recht ins Auge zu fassen. „Die Gäste, die vor Euch gekommen sind, haben Euch alles weggegessen. Es ist nur eine „Plett" (Billett) noch übrig, und die wird Euch keinen guten Sabbat verschaffen."

„Überall ist der Sabbat gut, wo man in einer frommen Gemeinde ist," sagte der junge Rabbiner mit jener ruhigen Milde, der gegenüber selbst der galligste Mißmut seine Waffen verliert.

Der Gemeindeverwalter blickte schärfer nach dem Gaste; es mochte auch ihn ein Gefühl überkommen haben, das von seiner gewöhnlichen Geringschätzung solch fahrender Bettler ziemlich fernab lag.

„Ich meine es gut mit Euch, Gast," sagte er, etwas aus der Fassung gebracht. „Die ‚Plett', die Ihr da in der Hand haltet, führt Euch zu Leuten, da sind acht Kinder im Hause, und Leser Kollin ist ein armer Mann, der weiß oft an manchem Freitag nicht, womit er Sabbat machen soll. Wollt Ihr nicht lieber bei mir essen?"

Der Stube des Gemeindeverwalters sah man es an, daß sie mit dem Wohlstand auf vertrautem Fuße stand. Unterhalb der siebenzinkigen Lampe funkelten auf dem Tische vier schwere silberne Leuchter, die am heutigen Abende aller Aussicht nach einem vortrefflichen Nachtmahl ihr Licht spenden werden. Aber auch diesmal kam jener romantische Zug im Gemüte des jungen Rabbiners zur Geltung.

Er lehnte die Einladung des Gemeindeverwalters dankend ab.

„Wenn ich schon auf einen armen Mann angewiesen bin," sagte er, „so wird er auch haben, womit er mich verköstigt. Ich nehme ihn also an."

Und so mächtig war der Eindruck, den das seltsam vornehme Wesen des Gastes auf den Gemeindeverwalter hervorgebracht haben mochte, daß er ihn bis zur Türe hinaus-

begleitete und die damals und hie und da auch jetzt noch übliche Entschuldigungsformel ihm nachrief: „Verzeiht mir," eine Ehre, die er bis dahin noch keinem „Gaste" angetan hatte.

Wieder legte sich jenes feine, sinnende Lächeln um die Lippen des jungen Rabbiners. Fühlte er sich befriedigt? War es das, was er gesucht und gefunden hatte?

Nicht ohne Mühe gelangte er zu dem kleinen und unansehnlichen Hause, worin sein Kostherr, an den ihn die „Plett" anwies, wohnen sollte. Er fand es endlich, versteckt und schämig, hinter den andern Häusern der „Gasse", nachdem er in dem Hofe, den er zu überschreiten hatte, mehrmals über einen Haufen spielender Kinder gestolpert war, von denen er annehmen mußte, daß sie insgesamt Sprößlinge von dem gesegneten Baume Leser Kollins waren.

Er trat in die offenstehende Küchentüre. Anfangs gewahrte er nichts, das heißt, seine Augen konnten in dem finstern Raume, der nur im Hintergrunde durch das Herdfeuer beleuchtet war, nichts Lebendes erblicken, dafür wurde jedoch ein anderer seiner Sinne, seine Nase, in die angenehmste Mitleidenschaft gezogen. Wie lieblich duftete und brodelte es da hinten am Küchenfeuer! Nie in seinem Leben glaubte er eine süßere Reizung seines Geruchsorganes empfunden zu haben; es stieg ihm förmlich berauschend zu Kopf. Denn wenn ihn nicht alles täuschte, wenn alle seine Erfahrung sich nicht als Stückwerk bewähren sollte, so waren das Fische in „Pfeffertunke", die dort brodelten und dufteten — sein Leibgericht!

„Wer ist hier?" fragte mit einemmal eine weibliche Stimme, die einem jungen Mädchen anzugehören schien.

„Ich bin's," sagte der junge Rabbiner und trat gebückten Hauptes in die niedere Küchentüre, „und ich bringe eine ‚Plett' auf den Sabbat."

„Jetzt noch?" tönte es zurück, und es klang fast schmerzlich klagend.

Noch später, es mochten seitdem etwa sechzig Jahre vergangen sein, erzählte der Großvater, wenn eine besonders gute Stimmung über ihn gekommen war: nichts in der Welt hätte ihn in diesem Augenblicke vermögen können, von der Schwelle jener Türe zu weichen; er hätte nicht das kleinste Mitleid mit der Klage des Mädchens gehabt; denn wiewohl sie ihm ans Herz gegriffen, habe er es doch mit allem Heißhunger, dessen er damals fähig gewesen, empfunden — daß er diese „Fische", die dort in der Pfanne so verführerisch brätelten und zischten, essen müsse, und mochte auch Leser Kollin mit seiner ganzen Familie darob vor Hunger vergehen.

„Die ganze Familie?" fragte dann gewöhnlich eine alte Frau mit einem schalkhaften Lächeln, das sich leider nicht wiedergeben läßt . . .

Also der junge Rabbiner konnte es jenen zwei klagenden Worten deutlich entnehmen, daß er eigentlich nicht willkommen war. Dennoch trat er näher, und nun standen sie sich gegenüber, ein blühendschönes, von der Hitze des Küchenfeuers flammenrotüberstrahltes, kaum siebenzehnjähriges Mädchen und der junge sie um eine ganze Kopfeshöhe überragende Rabbiner . . .

„Wenn ich zu spät gekommen bin," sagte er nach einer Weile, und ich möchte noch jetzt die flüsternd geheimnisvolle Tonart belauschen, in der das Zwiegespräch dieser zwei Menschen damals geführt wurde, „so will ich wieder gehen. Zur Last fallen will ich niemandem."

„Wer sagt Euch, daß Ihr uns zur Last fallen werdet?" rief das Mädchen übereifrig. Dann stockte sie und stammelnd, die Augen nach der Pfanne halb hin gerichtet, in der die Fische brodelten, sagte sie: „Bleibt, bleibt nur, Gast, es wird für uns alle noch etwas übrig bleiben."

Sie hatten nun nichts weiteres zu besprechen; nur das eine war dem jungen Rabbiner nicht entgangen, daß,

als er dem Mädchen den geschriebenen Zettel übergab, der die Anweisung auf die Sabbatverköstigung bei Leser Kollin enthielt, ihre Hände seltsamerweise zitterten.

Darauf empfahl er sich, Seele und Leib wie von Wohlgerüchen eingehüllt, und er selbst hätte nicht entscheiden und mit der schärfsten Dialektik seines im Talmudstudium geübten Verstandes beweisen können, ob diese Düfte, die ihm nachwallten, mehr aus der Pfanne am Herde . . . oder aus dem kurzen Gespräche mit dem Töchterchen Leser Kollins kamen.

Mittlerweile war der Nachmittag zu Ende gegangen. Der Sabbat machte seine Nähe überall bemerkbar. Nachdem sich der junge Rabbiner, so viel es sein mitgebrachtes Gepäck gestattete, festlich bekleidet, seine schwarzen, wie ein nächtiges Gewölk niederhangenden Haare geölt (er hielt in diesen Stücken viel auf das, was man äußere „Repräsentation" nennt) und auch sonst von der Herbergsmutter allerlei Aufmerksamkeiten erfahren hatte, begab er sich in die naheliegende Synagoge. Der Abendgottesdienst begann soeben. Und auch jetzt bewährte sich wieder der volle Zauber einer Persönlichkeit, von der Jugendschönheit und Jugendkraft noch nicht gewichen ist. Er hatte in der sogenannten „Polischen", — Vorhalle des Gotteshauses —, wahrscheinlich so benamset, weil daselbst die polnischen Bettler zu stehen pflegen, seinen Platz genommen; aber jeder, der an ihm vorüberkam, schenkte dem fremden, schlanken Manne einen Blick der Aufmerksamkeit, begrüßte ihn wärmer als die anderen „Gäste", ja der Gemeindeverwalter Joel Tagleicht ging so weit, daß er ihn aufforderte, drin im Gotteshause selbst seinen eigenen Betplatz mit ihm zu teilen, was ungeheuer viel bedeutete. Aber wie am Nachmittage die Einladung zum Tische, so lehnte der junge Rabbiner auch diese Ehre bescheiden, aber durchaus nicht demütig ab.

Die Nacht war herabgesunken; tausend funkelnde Sterne

standen am Himmel; ein leises Lüftchen spielte in den Haaren des jungen Rabbiners und fächelte seine heißen Wangen, als er nach beendigtem Gottesdienste durch die „Gasse“ schritt, jenem kleinen und versteckten Häuschen entgegen — wo ihn sein sabbatliches Leibgericht erwartete. Bald hastete er seine Schritte, bald hielt er wieder zögernd inne; einmal deuchte es ihm, als könne er nicht rasch genug zu den Genüssen im Hause Leser Kollins eilen, dann fand er eine Art Vergnügen daran, sich diesen Genuß so lange als möglich vorzuenthalten . . . So kam es, daß er, als er endlich das Haus erreichte, und in die Stube eintrat, schon die ganze Familie um den Tisch geschart fand, wie sie eben die althergebrachten Gesänge, die die Ankunft des holden Sabbats feiern, in abwechselnden und doch harmonisch ineinander klingenden Weisen sangen. Obenan saß Leser Kollin, der arme Mann, der aber in diesem Augenblicke aussah, als hätte er Königreiche zu verschenken, neben ihm sein Weib in weißer Haube und ihr zur Seite das schöne Mädchen aus der Küche . . . Von da an wogte es wie ein reifes Kornfeld von lauter Kinderköpfen, Mädchen und Knaben, jedes von ihnen ein aufgeschlagenes Gebetbüchlein vor sich. Der „Gast“ war bescheiden an der Türe stehen geblieben.

Eben stimmten sie den letzten Gesang an, den feurigen Hymnus des Königs Salomo auf das Weib, und mit seltsamer Gewalt umrauschten ihn die so oft gehörten und doch niemals recht verstandenen Worte des vielerfahrenen Dichterkönigs: „Anmut ist Lüge und eitel ist Schönheit; eine gottesfürchtige Frau, die werde gepriesen. Gebt ihr von der Frucht ihrer Hände und rühmet ihr Tun in den Toren.“ Sein reines Gemüt stand unter dem Banne eines Zaubers, den er bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Nun erst, nachdem der Gesang geendet, ging Leser Kollin auf den fremden Gast zu und gab ihm den üblichen Friedensgruß. Es war gar fein von dem armen Manne,

daß er den jungen Rabbiner, den er doch über den Sabbat zu verköstigen hatte, nicht nach Stand, Namen und Herkunft fragte. Noch hatte er ja sein Salz und Brot nicht genossen. Eine Weile darauf wurde das Nachtmahl aufgetragen. Man wusch sich die Hände, Leser Kollin sprach die Benediktionen über den Wein und das weiße Sabbatbrot aus; dann brachte die älteste Tochter, eben jenes schöne Mädchen, aus der Küche einen mächtigen Suppentopf herbei, aus dem sie jedem seinen Anteil in den Teller schüttete. Der „Gast" war ihr gerade gegenüber zu sitzen gekommen.

Während der Suppe herrschte Schweigen unter der Tischgesellschaft, jetzt sollten die Fische ihren Einzug halten.

Da sagte Leser Kollin, indem er seiner Tochter einen Wink gab, der ihr bedeutete, einstweilen die Fortsetzung des Nachtmahls zu unterlassen:

„Mit Verlaub, Gast! Darf man fragen, woher Ihr kommt?"

„Ich komme gerade aus Prag."

„Wo seid Ihr geboren?"

„In Mähren bin ich zu Hause."

„Und was habt Ihr in Prag getan? Wie lange wart Ihr daselbst?"

„Ich habe da fünf Jahre bei dem Landrabbiner gelernt."

„Das habe ich Euch auch gleich angesehen. Ihr habt eine Miene, die einem das auf den ersten Blick verrät. Darf ich Euch um eine Wohltat bitten, Gast?"

„Redet nur."

„Gebt uns etwas Thora zum besten! Wenn ich so etwas Gutes früher genossen, so ein feines Wort, was man nicht alle Tage zu hören bekommt, so zehre ich daran, wie an einem guten Bissen. Mitten in meiner Plage, während der Woche, fällt es mir ein und erhebt und tröstet meine Seele."

Ein seltsames Bangen überkam den jungen Rabbiner! Er, der für derartige Fälle gewappnet und gerüstet war, wie kaum ein anderer, der in seinem Kopfe einen Schatz solcher „feiner Wörtlein", eine Fülle von talmudischen Spitzfindigkeiten und Witzen trug, er fühlte sich der schlichten Aufforderung dieses armen Mannes gegenüber beinahe sprachlos. Er empfand es mit aller Gewalt, daß er unter diesen einfachen Menschen die blitzenden Waffen seiner Gelehrsamkeit von sich werfen und als ein Gleicher mit Gleichen verkehren müsse. Denn wenn ihn auch vielleicht Leser Kollin verstand — verstanden ihn darum auch die zwei Augen, die ihm gegenüber leuchteten? Mußte er nicht gerade von ihnen begriffen werden?

In diesem Augenblicke kam ihm jener Geist zu Hilfe, der vom Anfang der Welt her seine Freude daran findet, die Menschen im Überwinden der höchsten Schwierigkeiten zu unterrichten, so daß ihnen das Abtragen von Bergen und das Ausfüllen der tiefsten Täler als Spielwerk vorkommt.

Er begann damit, daß er auf das Lob des Weibes, wie es König Salomo gedichtet, zurückgriff. Sie hatten es ja soeben selbst gesungen, und er mußte also voraussetzen, daß Sinn und Bedeutung dieses eigentlichen Hohenliedes auf die Frau ihnen allen klar und verständlich war.

„Ein wackeres Weib," begann er, „wer findet es? Schwerer zu erkaufen ist sie als Perlen." Dann mit einer geschickten Redewendung blieb er bei einem Satze des schönen Gedichtes stehen und entwickelte ihn in klarer, fließender Weise zum Mittelpunkte seines „feinen Wortes".

„Es steht geschrieben:

Ihr Sinn trachtet nach einem Felde, und sie kauft es; von der Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg."

„Was soll das heißen?" fragte er sich gleichsam selbst. „Ist es die Sache des Weibes, seinen Sinn auf den Erwerb

zeitlichen Gutes gerichtet zu halten? Denn wenn es in einem früheren Satze heiße: „sie steht auf, wenn es noch Nacht ist, und gibt Speise ihrem Hause," wie kann man dem schwachen Weibe mitten in der Erfüllung seiner häuslichen Pflichten noch die Last auferlegen, an die Mehrung des Besitzes zu denken? Das Feld muß der Mann kaufen, mit seiner Hände Kraft und seines Geistes Gewalt muß er schaffen und walten, damit das von ihm gegründete Haus fest und sicher dastehe gegen die Stürme des Lebens. Wie komme aber das Weib dazu, das was ein Recht des Mannes ist, zu seiner Zierde zu machen? Was solle dann der Mann neben ihr bedeuten?"

So in scheinbaren Gegensätzen zerschlug er gleichsam die Grundmauer, auf die er doch den Bau seines „feinen Wörtchens" gründen wollte. Offenbar hatte der Dichter des heiligen Gesanges hier gefehlt. Kann aber König Salomo irre gehen? Kann etwas, was in den gewaltigen Lauten der heiligen Schrift zu uns spricht, einer Mißdeutung, einer Verirrung unterliegen?

Jetzt begann er den Aufbau. Auf den vermeintlichen Ruinen des bisher Gesagten, erhob sich in holdseliger Rede das neue Haus seines Beweises.

„Nicht um ein Feld, daß so und so viel Metzen Getreide abwirft, handle es sich, wenn es in den Sprüchen Salomos heiße: ‚Sie trachte danach und kaufe es.' Nein! das sei ein ganz anderer Acker; der Säemann, der ihn bestelle, sei nicht das Weib und nicht der Mann, das sei die heilige Gotteslehre, von der es auch anderswo heiße, sie wäre der ‚Baum des Lebens'. Diesen Acker, so entwickelte er sinnig weiter, habe Gott in die Hut des Weibes gestellt; aus ihm ziehe sie ihre besten Früchte, nicht aber dadurch, daß sie ihn selbst bestelle, selbst pflüge und ihm Gutes angedeihen lasse! Das sei nicht Sache des Weibes, dafür sei der Mann da! Wenn er in der Gotteslehre ausharre und

sie ihn darin unterstütze, daß er niemals aufhört, bei Tag und bei Nacht darin zu forschen, dann könne man von ihr sagen: Ihr Sinn steht nach dem Felde, und sie kauft es, dann sei die Frucht ihrer Hände der Weinberg, jener herrliche Weinberg, dessen Rebenblut nicht berauscht, nämlich der Lohn in dieser und in der künftigen Welt."

Er hatte noch nicht geendigt. Das bisher Gesagte bedurfte eines lebendigen Beispiels. Die Auslegung des Salomonischen Spruches schwebte in der Luft, wenn er ihr nicht eine feste Stütze gab. Diese fand er in einem Geschichtchen, wie es die tausendjährige Überlieferung in aller Lebendigkeit eines wahrhaften Geschehnisses aufbewahrt hat.

„Die Tochter des reichen Kalba Sebua," erzählte er, „in dessen Hause es so hoch herging, daß, wer hungrig wie ein Hund es betrat, es gesättigt wieder verließ, hatte unter den Hirten ihres Vaters einen Jüngling bemerkt, der ihren Augen wohlgefiel. Er weidete nur die Schafe, aber auf seiner Stirne leuchtete ein Abglanz höherer Begabung, der vielleicht nur ihr erkennbar war. Eines Tages rief sie ihn zu sich. ‚Ich werde dein Weib,' sagte sie zu ihm, ‚aber nur unter einer Bedingung. Du mußt nach Sura auf die hohe Schule und dort sieben Jahre verbleiben. Ich will deiner harren, wie es einem treuen Weibe ziemt.' Da sagte er: ‚Ich gehe nach Sura und bleibe dort sieben Jahre,' und hierauf nahm er einen Ring und steckte ihn an ihren Finger und sagte zu ihr: ‚Siehe, du bist mir angetraut.' Er wanderte nach Sura, aber als Kalba Sebua nach einiger Zeit vernahm, seine Tochter sei die Frau seines Schäfers geworden, geriet er in heftigen Zorn und enterbte sie; sie aber trug ihr Leid in stolzer Ergebenheit; sie murrte nicht, denn ihr Sinn stand ‚nach einem Felde, das einst ihr eigen sein sollte.'

Im siebenten Jahre erhielt sie von ihrem Manne einen Brief, darin hieß es: Meine Zeit ist um! Soll ich heim-

kehren?' Darauf schrieb sie: ‚Bleibe noch sieben Jahre auf der Schule, ich will deiner harren, wie es einem treuen Weibe geziemt.' Und eines Tages, es war das vierzehnte Jahr um, erfüllte zahlreiches Volk die Straßen der Stadt. Akiba, der größte Gelehrte seiner Zeit war eingekehrt; nicht weniger als zwölftausend Schüler bildeten sein Gefolge. Des Weges daher kam ein Weib, das warf sich ihm weinend zu Füßen und küßte den Staub seiner Füße. Er aber hob sie liebreich auf und küßte sie vor allem Volke. Als ihn die Schüler darob zur Rede stellten, sagte er: ‚Das ist mein Weib! Und wenn sie nicht gewesen, wäre ich nicht euer Lehrer und ihr nicht meine Schüler!'

Als Kalba Sebua vernahm, wer sein Schwiegersohn sei, setzte er ihn in den Besitz aller seiner Reichtümer, und der Schäfer von ehedem ward nun der reichste Mann im ganzen Lande."

„Soll ich leben und gesund sein," rief der Hausherr, nachdem der junge Rabbiner geendet, „wenn ich nicht alle Reichtümer der Welt hingebe, um von Euch, mein lieber Gast, nur einmal in der Woche so etwas Schönes zu hören. Nur um eins ist schade, großer Schade!"

„Und das wäre?" fragte der fremde Gast, tief bewegt von der Ergriffenheit seines Kostherrn.

„Daß Ihr nicht unser Rabbiner geworden seid! Ihr hättet dazu vielleicht besser gepaßt, als der andere, der auf sich warten läßt."

Ein flüchtiges Lächeln glitt über das Angesicht des Gastes, er senkte die Augen. Als er wieder aufblickte, fielen sie auf das Mädchen, das ihm gegenübersaß. Niemals glaubte er etwas Schöneres gesehen zu haben; ihr Antlitz strahlte und leuchtete; ihre ganze Seele schien dort zu wohnen. Dann stand sie rasch auf.

„Jetzt, Deborah!" rief Leser Kollin, „bringe deine Fische!"

Noch in einer späten, sehr späten Zeit, und was das bedeuten will, werden nur diejenigen wissen, die den achtundachtzigjährigen Greis kannten, erzählte der Großvater die Szene, die sich nun ereignete.

Deborah trug die Schüssel, worauf die Fische lagen. Sie stellte sie gerade vor ihren Vater hin; doch ehe dieser noch zugreifen konnte, hatte sie den Teller des jungen Rabbiners mit einer heftigen und dabei doch anmutigen Bewegung ergriffen, und darauf das größte und gewaltigste Stück, das Kopfstück des in der Pfeffertunke schwimmenden Karpfen, geschoben!

Worin die Größe dieser Tat lag? Lieber Leser! Wenn du so fragst, so verrätst du eine gefährliche Unwissenheit in dergleichen Angelegenheiten. Das Kopfstück des Karpfen wird als eine Art Huldigung betrachtet, womit man dem vornehmsten der Gäste am Tische Ehre antut. Das ist aber in erster Linie der Hausvater selbst; das Kopfstück ist sein Anteil, der Tribut, den man seinem Ansehen schuldet, und wenn es an einen andern abgetreten wird, so wird damit nur eingeräumt, daß noch ein Höherer sich am Tische befindet, dem eine gleiche Huldigung gebührt. Diese Regel wurde in „alten" Zeiten wie ein unverbrüchliches Gesetz gehalten.

Darum auch schrie Leser Kollins Frau, als sie diese Mißachtung eines gegen alle Sitte und Schicklichkeit verstoßenden Brauches gewahrte, mehr erschrocken als zornig:

„Deborah! was stellst du an? Das gehört ja für deinen Vater!"

Das Mädchen richtete sich aber hoch und höher auf und war gar lieblich anzusehen, wie sie neben dem Stuhle des jungen Rabbiners stand, und noch lieblicher klang die Antwort, die sie, flammendrot im Angesichte, der Mutter gab.

„Mutter," rief sie, „ich weiß, was ich tue. Es ist

mir nichts anderes eingefallen, womit ich den Gast ehren könnte für sein feines Wort!"

Darauf ward es erst mäuschenstill in der Stube; dann rief Leser Kollin, während das sonnigste Lachen seine Züge überstrahlte:

„Recht hast du gehabt, Deborah, mein Kind! Du brauchst dich dafür nicht zu entschuldigen. Du sollst gesegnet sein vor allen meinen Kindern!"

Was der fremde Gast tat?

Er verzehrte stillschweigend das ihm dargebotene „Kopfstück" des Fisches und blieb auch für die übrige Zeit des Abends still und einsilbig. Aber tief in seinem Innern tönten herrliche Stimmen durcheinander, dort brauste eine Sprache, gegen die das Toben des Meeres leises Gelispel ist, die Sprache einer mit der Gewalt eines Sturmes über ihn hereingebrochenen, nicht mehr zu unterdrückenden Leidenschaft!

Zu Mittag am nächsten Sabbat stellte sich der fremde Gast in der Wohnung seines Kostherrn wieder ein. Er sah blaß und abgespannt aus, wovon die vergangene Nacht, während welcher er kein Auge geschlossen, mancherlei hätte erzählen können.

„Fehlt Euch was, mein lieber Gast?" fragte die Frau Leser Kollins. „Ihr seht heute anders aus, als Ihr gestern ausgesehen habt."

„Mir fehlt gar nichts," gab er hastig zur Antwort, „mir ist ganz gut zumute."

Dabei streifte sein Auge flüchtig wie der Blitz die unsern von ihm stehende Deborah.

Sonst ging das Mittagmahl still und gemessen vorüber; es wurde nicht viel gesprochen. Nur am Schlusse des

Tischgebetes, welches Leser Kollin dem fremden Gaste „verehrt" hatte, sagte jener:

„Ich bleib' dabei, es ist doch schade, daß der andere kommen wird. Keiner hätte für uns besser gepaßt, als Ihr."

Wieder glitt ein flüchtiges Lächeln über die strengen Züge des jungen Rabbiners.

Spät am Abend, als die funkelnden Sterne am Himmel dartaten, daß der Sabbat bereits in seine Ruhe eingegangen, ging der fremde Gast noch einmal zu Leser Kollin, um von der Familie seines liebreichen Kostherrn sich zu verabschieden.

Er fand sie alle beisammen; nur Deborah war in der Stube nicht zu sehen.

Der Gast gab seinem Kostherrn die Hand und bedankte sich bei ihm in herzlicher Weise für das genossene Gute; ebenso tat er es mit der Frau Leser Kollins. Als er sich schon entfernen wollte, rief sie ihn noch einmal zurück und bat ihn, er möge die Kinder zu guter Letzt noch „benschen". Nicht weniger als sieben Kinderköpfe, Knaben und Mädchen, legten sich unter seine segnenden Hände; er sprach über alle die uralt heilige Formel des Patriarchenfürsten. Dann ging er.

Wo aber war Deborah?

Als er über den finstern Hof schritt, stand am Ausgange des Gäßchens eine Gestalt; er kam näher; sein Herz pochte in mächtigen Schlägen.

„Bist du's Deborah?"

„Ich bin's!" tönte es schluchzend zurück.

„Warum weinst du, mein Kind?"

„Ich weiß es selbst nicht."

Er ergriff ihre Hand, die in der seinigen heftig zitterte.

„Deborah, mein Lieb'! antworte mir bestimmt, was ich dich frage. Möchtest du, daß ich hier bleibe?"

„Um mein ganzes Leben!" flüsterte sie nur ihm hörbar.

Er neigte sich zu ihrem Ohre; sein warmer Atem umfing sie, rings herum waltete tiefe Stille, nichts störte, nichts legte sich feindlich zwischen das Aussprechen des Seligsten, was diese zwei Wesen jemals empfunden haben mochten.

„Willst du mein Weib werden? mein gutes treues Weib?" so mochte das lauten, was er ihr ins Ohr flüsterte.

„Lebendiger Gott! warum mir dieses Glück?" rief sie in erschreckter Freude zurück.

„Sag's noch einmal: Willst du mein Weib werden?"

„Ich will's."

„So will ich dir auch sagen, wer und was ich bin!"

Darauf erzählte er ihr in wenigen Worten die Geschichte seiner Hierherkunft, wie er der berufene Rabbiner sei und es niemals bereuen werde, daß er gerade diesen Weg eingeschlagen habe, um mit seiner Gemeinde und seiner Deborah bekannt zu werden.

Seltsam! sie entzog jetzt ihre Hand der seinigen.

„Was ist dir, Deborah?"

„Mein Vater ist ein armer Mann," schluchzte sie, „er gibt mir nichts nach."

„Und ich nehme dich doch, Deborah!" rief er und umschlang sie mit seinem Arme. „Ich will nichts als nur dich. Meinst du, du hast mir die Mitgift nicht schon mitgebracht? Sie ist mir lieber als Gold und Perlen."

„Ich versteh' das nicht."

„Ist das ‚Kopfstück Fisch' nichts?" sagte er mit scherzhaftem Ernst. „Hast du mich damit nicht geehrt, als du noch gar nicht gewußt hast, wer und was ich bin? Sieh an, Deborah, das will ich dir all mein Leben nicht vergessen, ich habe daraus ersehen, daß du die Rechte bist, wie sie mir gebührt. Du wirst mich immer ehren und wirst das Weib sein, von dem geschrieben steht: Es vertrauet auf sie das Herz ihres Mannes, und sein Erwerb nimmt nicht ab."

Was weiter vorging?

An einem der nächsten Tage traf zu aller Verwunderung der junge Rabbiner ein, diesmal nicht zu „Fuß", sondern im Wagen, worauf auch sein sonstiges Gepäck in zwei großen Truhen lag. Man erkannte in ihm den fremden „Gast", und nicht geringe war das Kopfschütteln in der Gemeinde über die sonderbare Weise, in der sich der künftige Lehrer und Seelsorger eingeführt hatte.

Daß dieser Umstand jedoch keine üblen Nachfolgen für ihn hatte, beweist die Tatsache, daß er fünfundfünfzig Jahre in dieser Gemeinde blieb und daselbst auch sein Grab fand.

Wenn wir am Freitag abend um den großväterlichen Tisch geschart saßen und nach der Suppe wie gewöhnlich die Fische aufgetragen wurden, in jener eigentümlich mundenden Tunke schwimmend, deren Geheimnis nur meine gute Mutter kannte, rief der Großvater, indem er sich das „Kopfstück" auf den Teller schob:

„Kinder, habt Respekt! Da liegt vor mir die Mitgift meiner Frau!"

Und die neben ihm saß, eine schöne alte Frau in goldener Haube, lächelte so geschämig! . . .

So hat man geheiratet!

II.

Wie Hund und Katze.

Auf den vorangehenden Blättern habe ich soeben dem freundlichen Leser die kleine Geschichte erzählt, wie mein Großvater seinerzeit geheiratet und statt aller Mitgift „das Kopfstück eines Fisches" erhalten hat.

Ich will jetzt — die freundliche Gestalt des Ahnen vor meinen Augen, umspielt von den unsichtbaren Fittichen,

die aus einer fernen Welt an meine Wangen streichen, — erzählen, wie es meinem Großvater gelungen ist, das alte Sprichwort von „Hund und Katze“ in einer Weise zur Anschauung zu bringen, die man seitdem in der „Gasse“ noch nicht aus dem Gedächtnisse verloren hat.

Wie Hund und Katze!

Jedermann kennt und jedermann begreift den Geist der Überlieferung, die vom Anbeginne der Schöpfung an von der Feindschaft und Zwietracht dieser beiden Tierfamilien zu erzählen nicht müde wird. Die Katze kann es nun einmal nicht vergessen, daß Löwe und Tiger zu ihren Geschwisterkindern gehören, und diesem Adelsstolze setzt der Hund wieder das Bewußtsein entgegen, daß auch Vetter Wolf unter den Gewaltigen dieser Erde durchaus nicht die letzte Rolle spiele. Wie dem aber immer sei: im Hause meines Großvaters bemerkte man nichts von dem altgeschichtlichen Gegensatze, der sich hier gerade in sein Gegenteil aufgelöst zu haben schien. Anderswo, ich gebe es zu, mochte er in seiner ganzen haarsträubenden Wahrheit bestehen, bei meinem Großvater nicht. Anderswo mochten Schlachten geliefert werden voll blutig errungenen Sieges und mühsam verbissener Niederlage, zwischen Hund und Katze meines Großvaters waltete die tiefste und friedfertigste Gemütsinnigkeit ob. Da konnte man tagtäglich mit eigenen Augen es sehen, mit welcher Genügsamkeit, ja mit welcher Zärtlichkeit Hund und Katze aus einer Schüssel aßen, wie sie sich gegenseitig die besten Bissen zuschoben, und nur zuweilen darüber in einen knurrenden Zwist gerieten, wenn Kätzchen aus übertriebener Holdseligkeit durchaus den Brocken nicht annehmen wollte, den ihm Hündchen in seiner feinfühlenden Freundschaft übrig zu lassen für gut befunden hatte. Noch leben viele Zeugen, die es bestätigen können, was sie mehr als einmal gesehen haben. An sonnigen Tagen, wenn die Glut des Himmelsgestirnes sich so recht innig an die Vorderseite des

Hauses legte, lagen dort die jungen Nachkommen der Tante Katze unter der Obhut ihres als so feindlich verschrienen Oheims, des Hundes; und er tat dabei so ammenhaft klug und mütterlich besorgt, als wäre er zu diesem Berufe von Geburt an erzogen worden!

Wieso meinem Großvater diese wunderbare Bekehrung gelungen war, wer möchte das ergründen können? Er hat das Geheimnis mit sich genommen in sein kühles Grab, der stille, allem Gegensatze und Zwiste abholde Mann, und in der Friedfertigkeit seiner Seele, wie ein Diamant in den Eingeweiden des Gebirges, lag auch das Geheimnis, wie man Herr werden kann über die ererbten Gegensätze feindlicher — Tierseelen!

Es mochte an einem heißen Sommernachmittage sein, und zwar schließe ich dies aus mannigfachen Umständen. In dem Synagogenhofe, auf den eines der Fenster der großväterlichen Wohnung ging, war es stiller als gewöhnlich; nichts regte sich auf diesem Raume, der allem lärmenden Verkehre auch sonst ferne lag. Dort am offenen Fenster saß der Großvater, auf dem Tische vor sich ein großes Buch, in welchem er eifrig las. Dabei wehte die Luft so heiß — und drüben an der schattenspendenden Mauer des alten Gebäudes hatte sich Mutter Katze niedergelassen, inmitten ihrer zahlreichen Familie, während Oheim Hund daneben stand, und abwechselnd dem einen um den andern der jungen Rangen freundliche Zurechtweisung erteilte, wenn es ihnen einfiel, aus dem Bereiche des kühlen Schattens in das weiße Sonnenlicht zu treten. Darüber mochte eine Empfindung eigener Art den alten Mann beschleichen; er lächelte mitten in dem Lesen der alten vergilbten Blätter, in denen er vielleicht gerade auf etwas besonders „Scharfes“ gestoßen war, und darüber lächelte er so lange . . . so lange, bis seine Augen weder das vor ihm liegende Buch, noch die spielenden Kätzchen da draußen, noch irgend etwas anderes mehr sahen. Er schlief.

Sein Schlummer mochte aber doch nicht so tief gewesen sein, daß ihn nicht ein leises Geräusch unterbrechen konnte. Plötzlich fuhr er auf, und alsbald hatte er die Ursache seines gestörten Schlafes entdeckt. Da, wo an der Stiege, die zur „Weiberschul" hinaufführt, das „Schemothäuschen" angebaut war, ein hölzerner Verschlag, stand ein etwa fünfjähriger Knabe und bemühte sich eines der losen Bretter des morschen Baues immer loser zu machen, wobei sich seine Arme und Füße nicht wenig anstrengten, denn er arbeitete mit beiden.

Nun muß ich aber zuerst sagen, was ein „Schemothäuschen" ist. Wenn irgendwo ein Blatt aus einem der in der heiligen Sprache Zions geschriebenen oder gedruckten Bücher, sei es infolge eines Zufalls oder wegen Altersschwäche, aus seinem bisherigen Verbande fällt, glaubt ihr, daß man ein solches Blatt den Winden der Vergessenheit oder gar dem Verderben preisgeben darf? Das kleinste Kind in der Gasse kann euch belehren, daß ja der „Name Gottes" darauf stehen kann, und wolltest du den zu dem niedrigen Staube sich gesellen lassen? Nein! ein solches Blatt wird sorgfältig vom Boden aufgehoben und in das „Schemothäuschen" getragen, wo es bereits Hunderte von solchen aufgehobenen Brüdern findet. Da wohnen sie zusammen, oft in jahrelang andauernder Nachbarschaft, bis eines Tages der „Schuldiener" sie abholt und sie allesamt auf den „guten Ort" hinausträgt, wo er sie mit einem frommen Gebete zur Erde bestattet.

Also mein Großvater war durch jenes Geräusch aus dem Schlummer geweckt worden; er hatte den Knaben und dessen Tun bemerkt, aber zu einer Tat, selbst nur zu einem Zurufe konnten sich seine schlafmüden Sinne nicht ermannen. Er sah nicht nur den Knaben, er hatte ihn auch erkannt; er wußte, daß „Michele" Hirsch Elsäßer und dessen Ehefrau Hanne gehörte; darüber hinaus gelangte er jedoch nicht.

Draußen wehte die Luft so heiß, und die Lettern des altersgrauen Talmud, der vor ihm ausgebreitet lag, blickten so grämlich verdrießlich . . . nur die — Kätzchen spielten im Schatten der Synagogenmauer so wonniglich unter der Obhut ihres Oheims.

Ein Lächeln zog sich wieder um seine Mundwinkel, zog sich immer weiter, bis es in den weißen Haaren seines Bartes, von wo es nicht weiter konnte, haften blieb. Er war wieder eingeschlummert . . .

Mittlerweile wollen wir in flüsternd gehaltenem Tone berichten, welches Bewandtnis „Michele" mit dieser wahrhaftigen Geschichte von „Hund und Katze" hat.

Sie leben wie Hund und Katze! Wenn man in der Gasse diesen Ausspruch tat, so galt er gewiß einem der Vorgänge, wie sie fast allstündlich zwischen Hirsch Elsäßer und seiner Ehegattin Hanne vorkamen. Dort in jenem Hause gab es nichts als Zank und Unfrieden; die Zungen wurden nicht müde davon zu erzählen. Oft hatte es der Großvater versucht, milde und strenge, wie es in seiner Natur lag, immer aber vermittelnd einzuschreiten; er vermochte nicht jenen störrischen Geist zu bannen, von dem die beiden Eheleute, recht als hätte er sie zu seinem Spielzeuge ausersehen, herumgewirbelt wurden. Wollte er auf den Grund dieser anhaltenden Zwistigkeiten kommen, so hörte er wohl Einzelheiten bald von dieser, bald von jener Seite. Jedes war in seinem Rechte, und doch brannte lichterloh das Unrecht auf beider Seelen. Von diesem verbitterten Ehepaare pflegte der Großvater zu sagen:

„Hund und Katze habe ich gewöhnt aus einer Schüssel zu essen, aber daß Hirsch Elsäßer und sein Weib sich vertragen, wie es sich für sie geziemt, das will mir nicht gelingen. Kommt das von einem bitteren Tropfen in ihrem Geblüte her? Und doch hat ihnen Gott ein Kind gegeben, an dem sie ihre Freude haben können. Wenn sie aber

schon jetzt sich das Leben verbittern und versalzen, was wird erst geschehen, wenn sie einmal das Kind verlieren würden . . ."

Was den guten Großvater dabei am meisten verwirrte, war, daß er Hirsch und Hanne als liebendes Brautpaar gekannt hatte. Wie lange hatte Hanne, die jetzt so verbitterte Hanne, sich gegrämt und dem Augenblicke entgegengesehnt, der sie mit ihrem Hirsch unter dem Trauhimmel zusammenführte! Und wie hatten seine Augen gebrannt und geleuchtet, als er endlich die Worte jener uralten bindenden Formel: „Ich traue dich mir an," zu der Errötenden sprach! Und nun waren sie in ihrem häuslichen Leben heimgesucht von jenen finstern Mächten der Zwietracht, den nimmer ruhenden Zerstörern alles Liebesglückes und alles Liebeszaubers! Wie Hund und Katze!

Kehren wir wieder zum Großvater zurück.

Die Sonne am Himmel hat sich schon längst hinter die alte Synagoge zurückgezogen, die Schatten ihrer Mauer sind bereits so breit geworden, daß Oheim Hund in zarter Rücksicht auf die seiner Obhut überlassenen Kätzchen an den Rückzug denkt, um sie nicht einer Erkältung auszusetzen. Die Luft hat sich merklich abgekühlt, und der alte Mann sitzt noch immer da vor seinem Buch und schlummert. Was soll das bedeuten? Das ist ihm noch nie widerfahren, und jetzt lächelt er schon wieder, und das Lächeln ist wie scheidender Abendsonnenstrahl und sagt, daß die Sonne wieder aufgehen und leuchten wird über seinem ehrwürdigen Haupte!

Mit einem Male wird es in dem greisen Antlitze finster, das Lächeln hat sich entfernt, es ist, als wenn ein düstrer Traum seinen Bann über dasselbe geworfen hätte. Oder ist das mehr als Traum, was als klägliches Jammergeschrei an seine Ohren gellt und seine Augen gewaltsam aufriß? War das Wirklichkeit?

„Das Kind! das Kind!" hörte er wirr durcheinander

rufende Stimmen, die sich bald zu nähern, bald zu entfernen schienen — und jetzt war er erwacht.

Er trat an das Fenster, das auf die Gasse hinschaute.

„Was ist geschehen?“ rief er hinaus.

„Das Kind! das Kind!“ scholl es ihm entgegen, „ein Kind ist verloren gegangen.“

„Was für ein Kind?“

„Hirsch Elsäßers seine Michele ist verschwunden, man sucht es schon seit einigen Stunden und kann es nicht finden.“

Hirsch Elsäßers Kind! Wie ward doch dem Großvater? Hatte er das Kind nicht gesehen? Oder war er noch unter dem Banne des Schlafes, der ihn während des ganzen Sommernachmittages gefangen gehalten hatte? Er hatte den Knaben doch gesehen ... war das während eines Traumes? Konnte er sich nur nicht erinnern, oder war das schon längst geschehen?

Andere Stimmen kamen vorüber; haufenweise standen die Leute in der Gasse umher, auf aller Gesichtern namenlose Angst und Entsetzen.

„Man hat das Kind vor drei Stunden bei den Ziegelhütten gesehen,“ rief eine Frau, „und dort ist ein tiefer Teich.“

„Tu deinen Mund nicht zum Unheil auf,“ rief ein anderer.

„Gewiß ist es ertrunken!“

Und ein Schrei, ein Jammerlaut gellte durch den Haufen.

„Bei den Ziegelhütten hat man es gesehen?“ sprach der Großvater vor sich hin, halblaut, wie einer, dessen Sinne noch immer nicht ihre gewöhnliche Klarheit erlangt haben.

„Bei den Ziegelhütten war es nicht!“ schrie der lange Zender, seines Gewerbes Fleischhauer, „aber die Zigeuner werden es sich mitgenommen haben. Gestern war Markt!“

„Zigeuner!“ flüsterte es wieder halblaut von den Lippen des Großvaters, „Zigeuner! Wie kommen Zigeuner zu dem Knaben?“ Hatte er ihn nicht selbst gesehen? Mit seinen eigenen Augen gesehen? Wo war er dem Kinde nur begegnet? War das noch vor kurzer Zeit? War es schon lange her?

In dem nächsten Augenblicke ertönten von dem fernsten Ende der Gasse her die bekannten drei Hammerschläge, die zum Abendgottesdienste riefen.

Da riß es wie ein Schleier vor den Augen des Großvaters, seine Sinne hatten ihre volle Helligkeit erlangt, wieder war das Lächeln aus seinem Nachmittagsschlummer um seine Mundwinkel herum zurückgekehrt, aber nur für einen flüchtigen Augenblick . . .

Dann rief er mit starker Stimme zum Fenster hinaus: „Sag einer dem Schuldiener, daß er mit dem Klopfen aufhören soll, bis ich es ihm sagen lasse.“

Ein Knabe lief eiligst davon.

„Und jetzt,“ gebot er weiter, und seine Stimme schallte frisch und weithin tönend, „geh ein anderer zu Hirsch Elsäßer und zu seinem Weibe. Der Rabbi läßt ihnen sagen, sie mögen zu ihm kommen.“

Tiefe Stille lagerte sich über die früher so bewegte Versammlung unter den Fenstern.

„Gott weiß, wo sie das Kind suchen!“ rief eine Stimme nach einer Weile.

„Hanne Elsäßer,“ meinte ein anderer, „hat geschrien, sie wirft sich in die Iser, da wo sie am tiefsten ist, wenn sie das Kind nicht vor Abend findet.“

„Holt sie nur!“ gebot aufs neue der Großvater, „und sagt ihnen, es wird mir vielleicht eingegeben werden, wo das Kind ist.“

Dann trat er vom Fenster zurück und schloß es hinter sich.

Die Leute entfernten sich auf diese Worte nach allen Seiten, so manches Gemüt von eigentümlichen Schauern er-

griffen, daß der alte in Ehrfurcht angeschaute Rabbiner mit einer solchen Sicherheit die Zukunft zu verkünden vermochte, in die ihm doch nach aller Ansicht kein Einblick gegönnt sein konnte!

Der Großvater setzte sich aber wieder an den Tisch vor den aufgeschlagenen Talmud hin, und diesmal schien er wirklich durch eifriges Studium nachholen zu wollen, was ihm der Nachmittagsschlummer unwillkürlich geraubt hatte. Aber es schien nur so; denn als seine Blicke einmal durch das Fenster schweiften, lächelte er wieder. Seine Kätzchen lagen wieder draußen in der Kühle des abendlichen Schattens, vielleicht um abzuwarten, wie denn der Schluß des kleinen Dramas sich gestalten werde, dessen Beginn in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft vorgegangen war.

Mittlerweile war mehr als eine Stunde verflossen; die Sonne stand am äußersten Rande des Himmels; tiefe Stille ringsumher! Die ganze Gasse schien auf der Suchefahrt nach dem verlorenen Knaben umherzuirren.

Da verkündigte immer näher und näher dringendes Klaggeschrei, daß alles Suchen umsonst gewesen. Von der Anhöhe herab, die zum „guten Orte“ hinausgeführt, kam der Zug in die Gasse; aus den vielen durcheinander tönenden Stimmen konnte man deutlich den Jammer der unglücklichen Mutter vernehmen. Es waren Verzweiflungsrufe, die mit eisigen Krallen an jedes Herz griffen.

Jetzt waren sie vor der Rabbinerwohnung, und es währte nicht lange, so war die große Stube bis in ihre fernsten Ecken von Leuten angefüllt. Der Großvater saß noch immer am Tische und las in dem aufgeschlagenen Buche.

„Mein Kind, mein Kind,“ heulte Hanne Elsäßer, die neben ihm niedergesunken war, „wo ist mein Kind?“

Hirsch Elsäßer, ihr Mann, stand hinter ihr gebückt und gebrochen, das Antlitz von Tränen übergossen.

„Dein Kind, Hanne?“ sagte der Großvater, und ein

wundersam strafender Blick fiel dabei aus seinen sonst so milden Augen auf die vor ihm Liegende. „Hast du mir es aufzuheben gegeben? Bin ich der Hüter deines kleinen Michele?"

Da schrie die Frau wild verzweifelt auf:

„Wozu haben mich denn die Leut' zurückgerufen? . . . Damit ich mir etwa den Tod nicht gebe? Sie haben ja gesagt, der Rabbi weiß, wo mein Kind ist."

Sie war aus ihrer knienden Stellung aufgesprungen, dabei hatten sich ihre Haare unter der Haube gelöst, und so stand sie da, als könnte sie ganz allein mit einer ganzen Welt es aufnehmen, die ihr den Weg zum Tode verrammeln wollte.

„Alle Leut' sollen die Stube verlassen," rief da der Großvater, „nur Hirsch Elsäßer und sein Weib Hanne sollen bleiben."

Was in der Stube sich befand, folgte diesem Gebote. Nur drei Personen waren zurückgeblieben.

„Wie kommt's, Hanne Elsäßer," fragte der alte Großvater mit jenem markigen Nachdrucke in seiner Stimme, wie sie nur ihm in solchen Augenblicken eigen war, „wie kommt's, daß du dein Kind von mir begehrst? Ich frag' dich noch einmal: Hast du es mir zur Aufbewahrung gegeben? Bin ich dazu ausersehen worden, es zu bewachen und zu beschützen? Besinne dich noch einmal, und gib mir dann Antwort."

Das Weib starrte ihn mit großen, wilden Blicken an, ihre Lippen zuckten krampfhaft, es drang kein Laut über sie.

„Hast du mir vielleicht den Knaben übergeben, Hirsch Elsäßer?" fragte wieder der Großvater, und sein Auge ruhte bewältigend auf dem gebrochenen Manne.

Da richtete sich Hanne wieder auf; in wilder Bewegung war sie nach der Türe hingesprungen.

„Mein Kind," schrie sie, „ich muß es suchen gehen . . . es ist tot."

„Halt," rief der Großvater gebieterisch, „bleib stehen, Hanne Elsäßer, und rühre dich nicht von diesem Orte."

Das Weib gehorchte augenblicklich diesem Gebote.

„Höre mich an, Hanne Elsäßer," begann er wieder. „Ich muß dich noch um eines fragen, und das geht auch deinen Mann an; denn ihr beide gehört doch zusammen und seid unter einer Chuppe (Trauhimmel) miteinander gestanden . . . Habt ihr mir auch die Ruhe eures Hauses und euren Ruf zum Aufheben gegeben? Wie die Fetzen eines zerrissenen Tuches flattern sie in der Gasse umher, und der Wind trägt sie dahin und dorthin, und wer will, kann einen solchen Fetzen abreißen und damit sein Gespötte treiben . . . Und da wollt ihr, daß ich euch Rechenschaft ablegen soll darüber, wo euer Kind ist?"

Hanne schluchzte krampfhaft; plötzlich war sie an ihren Mann herangetreten und hatte die Arme um seinen Hals geschlungen. Erst jetzt löste sich ihr Schmerz in heiße Tränen auf.

„Ich trage an allem die Schuld!" rief sie, „sonst wäre das Kind nicht verloren gegangen."

„Soll ich etwa der Bessere sein?" rief dagegen Hirsch Elsäßer.

Der Großvater aber, wie er all dies sah und hörte, klappte den Talmud zu, stand auf und sagte in tiefster Bewegung:

„Kommt jetzt ihr beiden! . . . Ich hoffe zu Gott, ich kann euch euer Kind zurückgeben."

Er schritt hochaufgerichteten Körpers zur Stube hinaus; hinter ihm wankten Hirsch Elsäßer und dessen Weib. Wie sie auf die Gasse hinaustraten, wich alles ehrfurchtsvoll vor dem ehrwürdigen Greise zurück. Und dabei waltete eine Stille in dem früher so bewegten Haufen, daß man die eigenen Atemzüge in seiner Brust belauschen konnte.

Der alte Rabbi ging aber, die Blicke weder rechts noch links richtend, geradeaus durch die lebendige Gasse, die sich

zu beiden Seiten gebildet hatte. Seine Miene war streng und ehrfurchtgebietend. Nur als er an seinen Kätzchen vorüber kam, wollte man ein leises Lächeln um seine Lippen spielend gesehen haben. Das verschwand aber ebenso schnell, als er jetzt mit seiner Begleitung vor dem „Schemothäuschen" angelangt war. Hier blieb er stehen.

„Hanne Elsäßer!" rief er mit seltsam weichem Tone, „du bist die Mutter . . . schieb doch dieses Brett da hinweg . . . Was siehst du . . .?"

Ein Schrei, ein furchtbar gellender Schrei, dann ein krampfhaftes Lachen und Weinen . . .

Mitten auf den „Schemot", auf den vergilbten, zerrissenen und morschen Blättern alter Bücher lag Michele und rieb sich, erschreckt durch den Lärm, schlaftrunken die Äugelein!

Seitdem hörte man in der Gasse auf, von Hirsch Elsäßer und seiner Frau Hanne zu reden „als wie von Hund und Katze".

Auf dem Monte Pincio.

(1882.)

Der Winter des Jahres 1876 auf 77, den ich in Rom verlebte, war wieder einer von jenen, die einem arglosen deutschen Gemüte schwere Enttäuschungen bereiten. Das pflanzt sich so von Jahr zu Jahr, von Bädeker zu Bädeker in ununterbrochener Kette fort: daß nämlich römischer Winter und flutendes Sonnenlicht Begriffe sind, die sich gegenseitig decken, und daß römische Knaben und römische Mädchen um einen Eiszapfen ungefähr in der Attitüde stehen, als träte

ihnen die alte Wölfin, die einst ihre Ahnherren gesäugt, plötzlich aus dem Waldesdunkel leibhaftig entgegen. Ich habe, wie oft! frühmorgens Eiszapfen gesehen, und die jungen Quiriten benahmen sich dabei gar nicht so, als sei ihnen der gefrorene Tropfen am Brunnenschwengel ein gruselndes, nie erlebtes Märchen. Dagegen hat es mit dem flutenden Sonnenlichte von etwa 11 Uhr vormittags bis gegen 3 Uhr nachmittags seine volle Richtigkeit. Das Wärmen, in alle Pulse weich sich Legen des römischen Januar, „hier wird's Ereignis". Und droben auf dem Monte Pincio, dem schönsten Spaziergange der Welt, seine Nerven oder ein sonstiges Gebreste spazieren zu führen, oder sich müde auf eine der Bänke niederzulassen, das ist ein so holdes Märchen, wie es uns noch kein Dichter vorgespiegelt.

Gewöhnlich, wenn ich um die elfte Vormittagsstunde dort hinaufkam, fand ich mich ganz allein. Die Römer sind keine Frühaufsteher, und nur die englischen Gouvernanten der Deutschen und die deutschen Bonnen der englischen Kolonie mit den ihnen anvertrauten „Babys" wußten den Wert der Morgenstunde besser zu schätzen. Wie mich das anheimelte, wie mich das traut berührte, wenn die Laute der heimatlichen Mundarten an mein Ohr schlugen, sich dabei zu sagen: Das kommt vom Ufer der Spree, das von der blauen Wiener Donau her, und das aus Hannover, wo sie bekanntlich ein Patent auf das schönste Deutsch besitzen! In Rom habe ich erst die Aversion Luthers gegen alles welsche Wesen recht begriffen! Es fehlte ihm offenbar auf allen Schritten und Tritten sein geliebtes Eisfeldisch, das man im Mannsfeldischen so schön spricht, und wer weiß, ob nicht schon damals der erste Gedanke in seinem Gehirne sich regte, dereinst, wenn er wieder in seine Wittenberger Klause zurückkehren sollte, die heilige Schrift in sein „geliebtes Deutsch" zu übertragen!

Ich weiß nicht, ob es jedem so erging wie mir, aber

gewiß ergeht es jedem deutschen Gemüte so. Ich habe nämlich gefunden, daß jeder Deutsche, der einmal in Rom gewesen, sich von dort einen besonderen Liebling erkoren hatte: irgend einen Gegenstand, der ihm besonders gefiel, einen landschaftlichen Punkt, eine Bergform, eine Fontaine, und an denen hing er dann mit aller Zärtlichkeit eines Liebhabers und mit aller Weichheit einer Empfindung, für die er keinen Namen wußte. Für mich war es eine einsame Pinie auf dem Monte Mario, der mir gerade gegenüber lag. An der Luftlinie gemessen, ist es freilich mehr als eine halbe Meile, die zwischen dem Standpunkte des Beschauers und dem einsam ragenden Baume liegt. Aber die Luft war so voll Reinheit und Durchsichtigkeit, daß ich fast wähnte, ich könnte jede einzelne Nadel an dem dunkelgrünen Geäste meines Baumes zählen. Oft war es mir, als gehörte diese schöne, schlank aufstrebende Pinie mir allein, als hätte ich ein verbrieftes Recht an sie, und nicht ohne eifersüchtiges Gefühl betrachtete ich jeden, dessen Augen in gleicher Richtung an meinem Lieblinge hangen blieben. Mein erster Blick galt ihm, mein erster Morgengruß bewillkommnete ihn, und ich glaube fast, wenn das Unglück es gewollt hätte, daß er eines schönen Tages etwa durch einen nächtlichen Sturm hinweggerafft worden wäre — die römischen Dryaden haben ihn aber davor bewahrt — ich hätte am andern Tage sicher die Siebenhügelstadt verlassen, bloß weil mir meine schöne stolze Pinie fehlte . . .

Ich habe bereits gesagt, daß es zwischen 11 und 12 Uhr auf dem Monte Pincio ziemlich einsam war. Ab und zu eine deutsche Kindsmagd, oder auch mehrere, mit ihren betreffenden Pfleglingen; ab und zu ein besorgtes englisches Mahnwort, das die Kinder zurückrief, wenn sie sich allzu hastig der Steinbalustrade genähert hatten, ab und zu ein zufällig meine Füße streifender Holzreifen, der aus den Händen der Kinder sich zu mir verirrt hatte! Dann war wieder alles

still, und ich konnte ungestört dem Rendezvous mit meiner geliebten Pinie obliegen.

Hie und da kamen auch junge Seminaristen in Begleitung ihrer Präfekten an mir vorüber, Dreispitze auf ihren jugendlichen Häuptern und den sogenannten Karbonarimantel fest um sich geschlungen: durchwegs freie, offen blickende Gestalten, denen es vor allem an jener mönchischen Demut und Zerknirschtheit fehlte, wie sie bei uns den jungen Leuten dieses Standes innewohnt. Die Art und Weise, wie sie das schwarze oder blaue Mäntelchen, ich möchte fast sagen, an sich gruppieren, dieser unnachahmliche Schick, der aus dem Faltenwurfe spricht, ist etwas so echt Römisches, wie ich es noch an keinem anderen Orte beobachtete. Gewiß! wenn irgendwie die Theorie von dem „Gedächtnisse der Materie" ihre Richtigkeit hat, und sie hat sich ja allerorten, auf Kathedern wie in Lehrbüchern, einen ziemlich behäbigen Raum errungen, so ist dies bei diesen römischen Seminaristen der Fall! Wenn Marcus Tullius Aufidius, der Augur, oder wenn Julius Cicer, aus dem Geschlechte der Varros, der dem heiligen Kollegium der Flamines angehörte, die Treppen zum Kapitol hinanstiegen, warf ihre Toga keine anderen Falten, als das Karbonarimäntelchen meiner Seminaristen. Das war alles voll unsagbarer Natur und Natürlichkeit, der kein Schneider zu Hilfe gekommen. Das war der römische Augur! Das war der römische Flamen!

Eines Tages, es war etwa Mitte Februar, war ich wieder hinaufgegangen und hatte meinen gewöhnlichen Platz auf einer der Bänke nächst der großen Steinbalustrade eingenommen. Von der Piazza del Popolo herauf, die gerade unter mir lag, schallten dumpfe Axt- und Hammerschläge. Man schlug daselbst, in der Nähe des Obelisken mit den Hieroglyphen aus Heliopolis, das Gerüst für die hölzerne Bude auf, die die edlen „Barberi" beherbergen sollte, wenn sie am nächsten Karnevalssonntage von hier

aus über den ganzen Korso bis zum Palazzo di Venezia rannten.

Jetzt näherte sich ein Mann meiner Bank, anscheinend zwischen 25 und 30 Jahren stehend und von einer beinahe abschreckenden Magerkeit. Seinem Stande nach ein junger Geistlicher, denn er trug das Gewand des römischen Abbate, das unausweichliche Karbonarimäntelchen um seine schmalen Schultern geschlagen. Nein, nein! Der war aus keinem römischen Seminar gekommen; alles an ihm verriet, daß seine Wiege am Tiberstrande nicht gestanden!

Wird man vielleicht lachen, wenn ich gestehe, daß mir meine Theorie „vom Gedächtnisse der Materie" zu diesem Schlusse verhalf? Wie ungeschickt, fast eckig saß dieses Mäntelchen an seinem Leibe! Wie unrömisch sahen die langen, abgezehrten Arme aus dieser Umhüllung hervor! Von römischer Toga auch nicht eine Spur, noch viel weniger von dem Gehaben eines römischen Augurs! Ohne ein Wort des Grußes nahm er auf meiner Bank Platz, und sogleich versenkte er sich in die Lektüre eines Buches, das er mühselig aus einer der Taschen seines unter dem Mantel hervorlugenden Rockes hervorgeholt hatte.

Darüber war eine ziemlich geraume Weile verstrichen. Es war Mittag geworden, und von den Türmen der großen Roma schallten die zwölf ehernen Schläge durch die Luft. Darauf Glockengeläute in allen Tonarten und Modulationen.

„Störe ich Sie?" fragte plötzlich mein Gefährte, das blasse Antlitz mir zuwendend und sich gleichfalls erhebend.

„Sie sind ein Deutscher?" fragte ich, indem ich, dem Zuge der Neugier folgend, wieder meinen Platz auf der Bank einnahm.

„Ich bin aus Westfalen," sagte er. „Woran haben Sie das erkannt?"

„Ich habe dafür meine eigenen Erkennungszeichen," er-

widerte ich. „Zudem habe ich ja bemerkt, daß das Buch, aus welchem Sie lesen, ein deutsches ist."

„Es ist so," meinte er, und damit reichte er mir sein Buch hin. Es waren die „Wanderjahre in Italien" von Ferdinand Gregorovius.

„Kannten Sie Ihre edle Landsmännin, die Dichterin Droste-Hülshoff? Sie ist die größte Lyrikerin des deutschen Volkes."

„Ich habe diesen Namen kaum nennen gehört," und dabei wiederholte er mehrmals hintereinander kopfschüttelnd den verehrten Namen.

Ich sagte ihm kurz die Bedeutung dieser merkwürdigen Frau, und er folgte mit sichtbarem Interesse meiner flüchtigen literarhistorischen Vorlesung.

Eine feine, fast durchsichtige Röte lagerte sich über sein blasses bartloses Gesicht.

„Sie begreifen," sagte er fast stockend, „bei meinen Studien hat man wenig Zeit, sich mit den Gebilden der Poesie zu beschäftigen. Wir sind froh, wenn wir den ungeheuren Stoff, dessen Bewältigung uns unser Stand vorschreibt, nur einigermaßen, fast nur an der Oberfläche bezwingen."

„Die Droste-Hülshoff," sagte ich, „ist eine treue Tochter Ihrer Kirche; und doch würde ich kaum raten, sie in Rom zu lesen. Sie ist für diese weiche Luft hier zu knorrig westfälisch. Allerdings, da um Paderborn herum, oder in Münster, da muß ihre Lektüre einen gewiß unsagbaren Reiz bieten."

„Ich habe in Münster meine Studien gemacht," sagte er darauf mit einer Zurückhaltung, die ich ihm sehr gerne verzieh. Vielleicht wollte er sagen: Wie kannst du verlangen, daß die Poesie, namentlich wenn sie in weiblicher Gewandung umhergeht, durch die Korridore meines Kreuzganges schlüpfe? Also schwieg auch ich gleich meinem jungen Priester,

als hätten wir das miteinander verabredet. Er schien mir dafür Dank zu wissen; wenigstens sagte mir das ein gewisses Aufleuchten seiner Augen, wenn ich es recht deutete.

In seinem eckigen, fahlblassen Antlitze, eckig und ungeschickt wie der Faltenwurf seines Karbonarimantels, waren diese Augen das einzige, was man bedingungslos interessant nennen konnte. Sie waren von jener konvexen Gestaltung, die allzeit etwas Blödes an sich hat. Bei ihm jedoch besaßen sie, wie soll ich es sogleich benennen? etwas Vertrauenerweckendes, Anheimelndes, dem man im Leben schon begegnet ist, ohne sich sagen zu können, wo und unter welchen Umständen. Das ist oft ein trügerisches Spiel! Zumeist beruht es aber auf einer richtigen Kombination der Sinne. Ich vermochte nur nicht augenblicklich anzugeben, daß ich in meinem vollen Rechte war. Konnte ich demselben Augenpaare, wie es mich so bekannt zutraulich begrüßte, nicht schon hundert, ja tausendmal begegnet sein? . . .

„Sie haben da übrigens einen vortrefflichen Kenner des römischen Lebens gewählt," sagte ich. „Es gibt kaum einen, der Roms Herrlichkeit und Wesen besser und gründlicher vor unseren Augen erstehen läßt, als gerade Gregorovius. Er ist ein bedeutender Historiker und dabei, wie es jeder Historiker sein soll, ein Poet."

„Ja," gab er mir gedehnt zur Antwort. „Ich verstehe mich vielleicht nicht so recht darauf . . . Ich meine nur: man muß und darf von einem Poeten verlangen, daß er seinem Stoffe gegenüber sein Blut etwas wärmer, rascher und feuriger in den Adern fühle, daß mit einem Worte, wenn er an gewisse Partien gelangt, dies eine sympathischere Behandlung voraussetzt, als er ihnen zu teil werden läßt. Ich finde ihn allerdings nicht parteilich, aber von jener Ergriffenheit, die unmittelbar aus der Seele strömt und auch den Leser mit sich fortreißt, finde ich nur wenig Spuren."

Ich verstand den jungen Priester nur zu gut. Konnte

er anders reden auf dem Boden der heiligen Roma? Vor sich die gewaltigen Umrisse der Peterskirche und seitwärts die unsichtbaren Katakomben mit dem geheimnisvollen Staube so vieler Jahrhunderte?

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte ich. „Er steht eben von Haus aus auf einem, fast möchte ich behaupten, frostigeren Standpunkte. Gregorovius ist meines Wissens Protestant!"

„Schließt das ein," rief er mit etwas erhöhter Stimme, die in diesem Augenblicke seltsam klang, „daß er bei gewissen Szenen und Schilderungen dem Zuge seines Herzens und der Stimme des Mitgefühles ein Halt gebiete? Warum gerade diesem Stoffe und diesen Schilderungen gegenüber? Mußte er nicht gerade an solchen Stellen, wie ich eben meine, seine Feder in die allerwärmsten Farben tauchen? Was erblicken wir jedoch dagegen? Eine kalt erwägende, kalt abmessende Schreibart, die mit der größten Gründlichkeit an ihrem Stoffe feilt und glättet . . . ja, glatt ist die rechte Bezeichnung! Aber dieser Glätte fehlt die Entrüstung, fehlt der heilige Zorn! Ich möchte fast sagen, es kocht und siedet nichts in diesen Stellen, es geht alles zu archivalisch treu darin vor!"

„Sollte das nicht ein Vorzug dieses Schriftstellers sein?" bemerkte ich. „Er bewahrt ihn vor Übertreibung und Verzerrung und darum vor Ungerechtigkeit!"

„Summum jus wird das genannt," entgegnete er, nicht ohne einen Anflug mühsam unterdrückten Hohnes; ja, es klang noch etwas mehr heraus, etwas Ingrimmiges und Tiefgereiztes, was übrigens an jungen Priestern der neuesten Richtung nicht zu befremden brauchte. Wir kennen ihn, diesen Ton, seit vielen Jahren! Er tritt uns überall in Gebärden und Haltung, in Schrift und Wort entgegen, während er vor vierzig oder fünfzig Jahren noch ziemlich vereinzelt erklang. Die Zunge dieser jungen Kleriker ist

spitz geworden wie ein Pfeil . . . wohin er fliegt, entstehen eiternde Wunden, die nicht heilen wollen . . . Es ist eine seltsame Generation, die da zwischen uns älteren Leuten in dicht gedrängter Phalanx steht. Erliegt einer von ihnen im aufreibenden Kampfe, flugs sind hunderte bereit, die Stelle des Gefallenen einzunehmen. Und einem aus dieser Phalanx saß ich in diesem Augenblicke auf einer Bank des Monte Pincio gegenüber!

„Übrigens," fuhr er nach einer Weile fort, „Menschlichkeit und Menschheit mögen zusehen, wie sie mit dem Begriffe des summum jus eben fertig werden. Gewöhnlich wird es ja auch ‚höchste Objektivität' genannt. Ich hasse dieses Wort! Es verbirgt sich darunter, mehr als man glaubt, vornehmtuende Kaltblütigkeit, die das Höchste erreicht zu haben meint, wenn sie ihre reinen Handschuhe ohne Schmutz zurückzieht! O! über die Reinlichkeitshelden und ihre weißen Handschuhe! Und dieser dreifach geheiligte Schutz, dem sie aus dem Wege gehen, wie eine putzsüchtige Dirne in weißen Strümpfen! Zum Bewußtsein der summa injuria lassen sie das Gemüt mit ihrer frischgewaschenen Objektivität nicht gelangen. Namentlich bei uns zu Hause nicht."

Hörte ich recht? oder verstand ich ihn schlecht? Solche Worte in dem Munde dieses jugendlichen Geistlichen! Oder sollte ich ihnen, wie es allein richtig schien, den Sinn unterlegen, wie ihn sein Gewand, wie Traditionen und Erziehung ihn voraussetzten? Und doch klang das alles so voll eigentümlicher Ergriffenheit . . .

„Gestatten Sie mir wohl eine Frage?" begann ich. „Welche Stellen in dem mitgebrachten Buche sind es, die, wie ich höre und sehe, Ihre Entrüstung in so hohem Grade auf sich gezogen haben? Gregorovius ist allerdigs ein liberaler Schriftsteller, dabei jedoch maßvoll und, soweit ich ihn kenne, keiner absichtlichen Voreingenommenheit fähig.

Sollten wir uns endlich nicht gewöhnen, selbst auf feindseligen Standpunkten das Gute an unserem Gegner zu schätzen?"

Er warf mir einen beinahe düstern Blick zu. Dann sagte er rasch:

„Meine Worte gelten auch nicht dem Liberalismus Ihres Schriftstellers. Was ich gegen ihn habe, habe ich Ihnen bereits angedeutet. Es ist die eisige Teilnahmslosigkeit, womit er seinen Stoff behandelt, dieses gekünstelte Fernstehen von dem Martyrium einer Stammesgenossenschaft, die er in ihrem Grundwesen gar nicht versteht . . . die er nie verstehen wird."

Dabei nestelte er etwas ungeduldig an seinem Karbonari, als wollte er mir zu verstehen geben: „Ergänze dir das übrige. Ich habe genug geredet!"

„Und doch muß ich bitten, sich deutlicher zu erklären! Vielleicht gelingt es uns denn doch, einen Einigungspunkt zu finden," sagte ich.

Ohne ein weiteres Wort reichte er mir das aufgeschlagene Buch, von welchem soeben die Rede war, und indem er mit dem Finger auf die Überschrift eines der Kapitel deutete, konnte ich rasch lesen: „Der Ghetto und die Juden in Rom."

. . . „Ist es das?" fragte ich erstaunt.

Er nickte bloß mit dem Kopfe. Sein Antlitz trug noch immer denselben düstern Charakter; es war beinahe finster anzuschauen.

Der junge Priester ward mir immer unverständlicher. Er hatte das Buch wieder an sich genommen, und da er mein Befremden über seine Redeweise bemerkt haben mochte, sagte er, sich etwas von mir abwendend:

„Lassen wir das, mein Herr! Ohnehin geht mir ein Spruch aus diesem Kapitel durch den Kopf . . . ich kann den eigentlichen Sinn noch nicht ergründen . . . „Confir-

mamus, sed non consentimus.“ Verstehen Sie das? Wenn nämlich ein neuer Papst bei seinem Einzuge in die ewige Roma an die Pforten des Ghettos kam, trat ihm dort einer der Ältesten mit den Pergamentrollen des Pentateuch entgegen und reichte sie ihm zum Kusse. Darauf küßte der heilige Vater das Pergament, und indem er es dem knienden Juden wieder zurückstellte, sagte er dabei: ‚Wir billigen dieses euer Gesetz, und wir bestätigen es; aber wir stimmen nicht zu;‘ — verstehen Sie das? Auf der einen Seite verkündet der Papst in der feierlichsten Weise und an dem feierlichsten Orte, den es auf der Erde geben mag — denn über dieselbe Stelle, worüber in diesem Augenblicke sein weißer Zelter schritt, waren vielleicht die Apostelfürsten einst geschritten, als man sie zum Tode führte unter dem Hohngeschrei des römischen Pöbels — hier verkündet er also, daß das Höchste und Heiligste, was dieser vor ihm kniende Hebräer besitzt, auch für ihn ein Höchstes und Heiligstes ist; daß er es als bindend für ihn selbst anerkennt, — und auf der anderen Seite, in dem nämlichen Atemzuge, spricht er zugleich sein schreckliches Anathem aus! Kann man segnen und fluchen zu gleicher Zeit? Jemanden aus dem tiefsten Staube erheben, indem man ihn ehrt ... und dem so hoch Erhobenen und Geehrten zur selben Zeit den Fuß auf den Nacken setzen? Begreifen Sie diesen Widerspruch? Und doch kann es nach unserer Lehre keinen Widerspruch, keinen klaffenden Riß, keine noch so kleine Spalte in der Auslegung geben, die sein heiliger Mund verkündet. „Confirmamus, sed non consentimus!“

Plötzlich hielt er inne! War es, daß er fühlte, er habe einem Fremden gegenüber zu viel von dem Vorhange gelüftet, der seine Bedenken bisher im Banne des Schweigens gelassen hatte? Plötzlich, wie gesagt, mochte er die nötige Selbstbeherrschung wiedergefunden haben! Niemals auch werde ich die seltsame Melancholie vergessen, die dabei um seine Augen und Lippen saß. Mit einem gewaltigen Rucke

schob er sich dann seine Manteltoga zurecht, und es schien, als rüstete er sich zum Fortgehen.

„Sie gehen bereits?“ fragte ich ihn.

„Ja,“ entgegnete er und mit gesenkten Blicken, „meine Zeit ist um! Morgen verlasse ich mit meinem Bischofe die heilige Stadt, um wieder nach Deutschland zurückzukehren. Da wollte ich denn noch einmal von hier aus das alles, was sich in einem Blicke gewissermaßen einrahmen läßt, überschauen. In die Fontana Trevi habe ich aber meinen Obolus nicht geworfen! Ich möchte Rom nicht wieder sehen!“

Dabei lüftete er, leicht grüßend, seinen Dreispitz und verließ mich. Ich sah ihm noch lange nach, wie er unbeholfen und eckig, das Haupt etwas gebeugt, die terrassierten Abhänge hinabschritt, die zur Piazza del Popolo führen. Zuweilen erwartete ich, er werde noch einmal stehen bleiben, sich umdrehen, sein Blick vielleicht noch einmal mich suchen! Aber er schritt unaufhaltsam weiter. Endlich verschwand er meinen Augen.

War die Gestalt des jungen Priesters nicht ganz danach angetan, um sie nicht sobald aus den Gedanken zu verlieren? So drängte sie sich denn während des Tages wiederholt mir auf, ja mehr, als ich eigentlich wollte. Und sie kam immer wieder mit demselben melancholisch düstern Ausdrucke, mit welchem sie von mir geschieden, und die übermäßig hagere Figur in ihrem unrömischen Mäntelchen wollte von mir nicht scheiden. Sie hatte mich offenbar in einer sehr peinlichen Situation zurückgelassen, und gerade in dem Augenblicke, als vielleicht das Rätsel, das er mir zum Auflösen gegeben, seiner Klarheit entgegenging, war er für immer entschwunden.

„Confirmamus, sed non consentimus!“

War das auch die Lösung seines Lebensrätsels? . . .

Je mehr ich über ihn nachdachte, desto mehr geriet ich in Verwirrung. Und das ging zuletzt so weit, daß ich —

ich erinnere mich, es war spät in der Nacht — ernstlich in Erwägung zog, ob die Begegnung mit dem jungen Kleriker wirklich auf Wahrheit beruhte, ob sie in der Tat nicht zu jenen Wahngebilden gehörte, an denen man zuweilen leidet, besonders wenn man sich des problematischen Vorzuges erfreut, von etwas widerspenstigen Nerven heimgesucht zu werden.

Am anderen Tage saß ich wie gewöhnlich auf meiner Bank auf dem Monte Pincio, vor mir meine geliebte Pinie in der durchsichtig klaren Luft eines römischen Februarmorgens. Wieder war jenes unsagbare Meditieren und Sinnen über mich gekommen, dem man in Rom leichter verfällt als anderswo! Die Seele spielt dann gleichsam auf einem tausendtastigen Klaviere; aber kein Ton, keine Melodie gelangt zu rechter Klarheit. Das Größte, wie das Unbedeutendste, Roms Vergangenheit, wie die grüne Pinie dort auf dem Monte Mario, Imperatorenwahnsinn und Prätorianergreuel und hier das Kind der deutschen Bonne, das seinem Holzreif nachläuft ..., all das liegt miteinander im Widerstreite und löst sich doch in holder Harmonie auf — in süßem Gedankenmüßiggang, in kapuanischer Schwelgerei!

Ob ich dabei auch seiner dachte?

Mit einem Male stand er wieder, als hätte ich ihn mittelst des Buches „von Nostrodamus' eigner Hand" hierher beschworen, vor mir. Er war von rückwärts, von der französischen Malerakademie hergekommen, so daß ich sein Nahen nicht bemerken konnte. Er rief sogleich:

„Unsere Abreise ist wieder verschoben worden ... vielleicht auf unbestimmte Zeit. Schlimme Nachricht aus Deutschland! Es scheint, der gewaltige Mann in Berlin hat die Formel für unsere Wiederkehr noch nicht zu finden gewußt, so wenig wie wir. Es stand bereits alles gut. Ich hätte also jedenfalls meinen Obolus an die Fontana Trevi zu früh abgegeben?"

Dabei, indem er ohne alle Befangenheit neben mir auf

der Bank sich zurecht rückte, warf er mir spielend die Bemerkung hin, er gehöre zur Gefolgschaft des deutschen Bischofs M., der, wie ich wisse, durch die preußischen Maigesetze seine Diözöse verloren und nun seit Jahren im Exile hier weile. Diese Art, um mich, den er erst seit gestern kannte, mit seinen Verhältnissen vertraut zu machen, war nicht ohne eine gewisse Feinheit, die ich ihm nicht zugemutet hätte. „Roma loquitur," dachte ich, „er steht allerdings nur in den Vorhöfen der genialsten Diplomatie, die die Welt kennt; aber er hat doch bereits seine Schule gemacht, dieser eckige, unbeholfene Deutsche."

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm weiter sagte, aber an einer gewissen Wärme meines Tones mochte er mir angemerkt haben, wie sehr es mich freue, daß sein erster Weg nach unserem gestrigen Abschiede ihn wieder auf den Monte Pincio geführt hatte. Er war viel freier und unbefangener als gestern, so ungefähr, als hätten wir beide die Bank, darauf wir saßen, seit längerer Zeit gepachtet gehabt und seien gewillt, ihren Besitz keinem dritten zu gönnen.

So kam es, daß eine ziemlich geraume Weile verstrich, ohne daß wir etwas anderes als höchst gewöhnlichen Gesprächsstoff verarbeiteten, wie er unter Fremden, die irgend ein Zufall in Rom in nähere Berührung bringt, Sitte und Brauch zu sein pflegt: vom Wetter, von den Tücken der Malaria und anderen Dingen mehr. Zuletzt machte ich ihn mit meinem alten Lieblinge, der Pinie auf dem Monte Mario, bekannt und begehrte, daß auch er sie in sein Herz einschließe und in sein Gebet, daß sie weiter gedeihe und grüne. Er dagegen oblag wieder einer anderen Leidenschaft. Er hatte draußen an der Appischen Straße, nicht weit von den Katakomben von San Sebastiano, einen halb in der Erde steckenden Sarkophag entdeckt, an welchem einige Skulpturen ihm das Merkwürdigste schienen. Hörte ich ihn recht, so bestanden sie in sehr sorgfältig gearbeiteten Weinreben, womit das Ganze bedeckt war, während

an den vier Ecken und auch auf dem Grabdeckel eine Art von siebenzackiger Lampe zu sehen war, die ihn lebhaft an die des Titusbogens gemahnt hatten. Das Ganze sei aber greulich zerstört und kaum zu erkennen; ihn ziehe aber dieses verwitterte Denkmal, das unstreitig in das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu setzen sei, mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die Weinreben darauf seien noch ziemlich deutlich ausgeprägt: schwer allerdings sei die Frage der siebenzackigen Lampen zu entscheiden. Er würde sich aber, allen Archäologen der Welt zum Trotze, dafür aussprechen. Neulich sei er bei Mondschein hinausgegangen, und nun sei er seiner Sache vollkommen sicher. Im Mondschein nämlich trete alles viel klarer und bestimmter hervor, und selbst das Verwittertste nehme Form und Gestalt an. Kein Zweifel! Es sei die siebenzackige Lampe des Salomonischen Tempels! Er täusche sich nicht.

Seltsam! daß ich auch diesen Gesprächsstoff wie auf leisen Sohlen an mir vorüberhuschen ließ. Auch er schien dabei nicht verweilen zu wollen. Im Grunde war es ein etwas verräterisches Spiel, was ich da mit ihm trieb, und er durchschaute es nicht. Indem ich den jungen Priester seine eigene Fährte verfolgen ließ, ohne daß ich mich ihm zum Begleiter aufdrängte, mußte er nicht endlich zu einer Stelle gelangen, die ihm gleichsam die Umkehr abschnitt? Dort angekommen, mußte er mir so manches über sein Wesen offenbaren, das er nur gelüftet zu haben schien, um mich noch mehr zu verwirren.

Plötzlich war er von einem neuen Gedanken erfaßt.

„Hören Sie die Schläge der Axt und das Rasseln der Hobeleisen von da unten?“ rief er. Mechanisch hatte er dabei meine Hand erfaßt. „Morgen um dieselbe Stunde wird das römische Volk bereit sein, sich sein altgewohntes Schauspiel mit den ‚Barberi‘ zu geben. Ich weiß nicht, ob diese Rosse mit ihrem an heißafrikanische Abkunft gemahnenden Namen einer edlen oder unedlen Rasse angehören! Was

liegt auch daran? Sie werden rennen! Eines von ihnen wird den ersten Preis erringen! Denn auch die spitzen, in ihre Weichen eindringenden Nadelpeitschen sind bereit, um sie zu wahnsinnigem Lauf zu begeistern, bis sie dort am Palazzo di Venezia ihr glorioses Ziel erreichen. Alles ist hierfür bereit: Musikbanden, Gendarmen, römischer Adel auf den blumen- und teppichgeschmückten Balkonen, römisches Volk auf der Straße! Ihre Kehlen sind gestimmt, der Korso kann auf das gegebene Zeichen beginnen! Ich begrüße dich, Volk der Quiriten! Dein Arrangement ist vortrefflich gelungen! Ist es nicht, als ob dich ein Teil jener Stimmung überkommen hätte, mit der du damals Neros ‚lebendige Fackeln' im Amphitheater brennen sahest? Damals waren es mit Pech und Teer überkleidete ‚Nazarener', morgen ist es die elende Tiernatur, nadelgepeitscht, von Hohngeschrei bis zum Wahnwitz aufgestachelt, zusammenbrechend und dann verendend in conspectu Senatus populique romani?"

„Es ist auch ein Schauspiel für die Fremden geworden," versuchte ich zu scherzen. Mir erschien, offen gestanden, seine Ergriffenheit etwas pathetisch!

„Haben Sie ihm einmal schon angewohnt?" fragte er mich ziemlich kühl.

„Ich werde es morgen zum ersten Male in meinem Leben bewundern!"

Er blickte vor sich hin, als hätte er meine Antwort überhört. Nach einer Pause sagte er:

„Sie haben recht. Warum soll der Mensch und namentlich ein Deutscher es versäumen, diesem seltsamsten aller Schauspiele beizuwohnen? Zu Hause in unseren Wäldern bietet sich ja doch nichts Ähnliches!"

Ein feiner Spott machte sich dabei um seine Mundwinkel geltend. Er blieb aber daselbst nicht haften, wie denn überhaupt ein gewisser ‚blasser Ernst' die seinem Wesen angeborene Farbe zu sein schien.

„Halten Sie etwas vom sogenannten ‚zweiten Gesichte'?" fragte er plötzlich.

„Je nachdem," sagte ich zögernd.

„Für mich ist es unbestritten!" rief er. „In gewissem Sinne," setzte er sogleich hinzu, „das ist selbstverständlich . . . Es gibt auch ein rückgewandtes zweites Gesicht. Aber so oft ich während des Karnevals auf einem der Balkone am Korso saß, rings um mich das Tosen und Toben der schaulustigen Menge, das frenetische Jauchzen, das Trompetengeschmetter übertönend — und nun kamen die Barberi mitten durch die lebendige Menschenmauer, die sie von beiden Seiten einfaßte, wie der Hölle entsprungene Unholde vorübergerast, Schaum vor den Lefzen, rieselndes Blut an den Weichen ihrer Leiber . . . Dann überfiel mich dieses zweite Gesicht! Sobald sie an mir vorüber, sah ich dann, wie ihnen lange bleiche Schatten über den ganzen Korso nachglitten, eine ungezählte, nicht endende Schar todblasser Gespenster . . . Schaum an den Lippen, und um die Hüften blutgetränkte Tücher gebunden . . ."

„Um Gottes willen," rief ich, „halten Sie ein, Ihr zweites Gesicht ist zu furchtbar."

„Nicht wahr?" lächelte er trotz seines düstern Ernstes. „Und doch waren es nur die Schatten jenes ‚verachteten Volkes der Hebräer', wie es Ihr Gregorovius regelmäßig nennt, die da an mir vorübergezogen in unabsehbaren, ungezählten Scharen, die sich gar nicht schließen wollten. Schatten auf Schatten! Blutmal auf Blutmal! Endlose Jahrhunderte, in ein paar Minuten an dem Zeiger meiner Uhr zusammengedrängt, dauert dieser Zug! Denn noch im Jahre 1667 heißt es in meinem Buche nach einem zeitgenössischen Berichte: daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar: zuerst rennen die Esel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, schließlich die Berberpferde . ."

„Aber übersah Ihr zweites Gesicht dabei, daß dann menschenwürdige Zeiten wiederkamen, und daß dieses Volk der Hebräer sich seitdem mit Stolz einen Bürger des freien Italiens nennt?"

Er sah mich starr, gewissermaßen hochverwundert an.

„Confirmamus, sed non consentimus!" murmelte er zwischen den Zähnen.

Ich horchte auf.

„Meinen Sie nicht," erlaubte ich mir zu bemerken, „daß sich dieser Spruch, diese Maxime, wenn Sie so wollen, nur auf rein dogmatische Differenzen bezieht? Hätten sonst die Päpste die ihnen bei ihrem Einzuge von den Hebräern dargereichte heilige Bibel so andächtig geküßt? Was wollte diese Zeremonie anders besagen, als . . ."

„Als", unterbrach er mich hastig, „folgendes: Wir anerkennen, daß die Psalmen und Klagelieder, die wir in unseren Kirchen singen, auf eueren Harfen gesungen wurden! Wir anerkennen, daß die Stoffe, die unsere größten Maler und Bildhauer begeistert haben, euer Eigentum sind. Wir anerkennen und bestätigen, daß ein großer Teil unseres Rituals, vielleicht sogar unsere Prozessionen, euch entlehnt ist! Wir billigen und bestätigen das alles, gewissermaßen als mütterliche Rechte! Und doch: Non consentimus? Dieser Ausspruch ist mir seit jeher ein Unlösbares, Unfindbares! Ich kann darüber nicht hinaus. Sind meine Sinne nur geschlossen, und die Wahrheit liegt nicht auf meinem Pfade?"

Die letzten Worte hatte er mehr wie einen Monolog gesprochen. Vielleicht wußte er selbst nicht, daß er mich als Zeugen seines innersten Gedankenprozesses zugegen hatte.

In diesem Augenblicke machte er mir wenigstens diesen Eindruck; dieses Aussprechen und Offenbaren seines geheimsten Meditierens war ein Elementares, vor meinen Augen Werdendes, und ich hütete mich daher wohl, mit einer plumpen Frage in dieses seelische Räderwerk einzugreifen.

Er fuhr nach einer Weile fort:

„In diesem ganzen Tun beunruhigt und ängstigt mich eines, und das eben ist die Hauptsache! Wenn dem non consentimus der Tiara die höchste Wahrheit zugrunde liegt, woran ich ja glaube mit allen Fibern meiner Seele, warum kleidete sie sie in das Gewand des Unmenschlichen? Warum entkleidete sie sie der gewöhnlichen Milde und Schonung? Warum trat sie der Mutter mit der Rücksichtslosigkeit eines harten Gebieters statt mit der Güte eines Sohnes entgegen, der die Schwächen einer Mutter kennt? Warum gab sie ihre Blößen aller Welt preis, indem sie auf den öffentlichen Markt sie stieß, sie verhöhnen und blutrünstig schlagen ließ, die sie doch ehren, ja bewundern sollte? . . ."

„Nun verstehe ich Sie!" sagte ich leise. Er aber achtete meiner Worte nicht; er schien sie kaum gehört zu haben.

„Sehen Sie, mein Herr!" sagte er, seine Stimme, die bis dahin voll und kräftig getönt hatte, gleichfalls zu einem halblauten Flüstern herabdämpfend. „Wenn Sie dem Laufe des Tiberstromes, wie er da unten an der Ripetta, die Sie von hier aus gewahren können, vorübereilt, aufwärts nachgehen, so kommen Sie endlich in eine Gegend, die seit Jahrhunderten den Namen des römischen Ghettos führt. Gewiß kennen Sie sie von einer Ihrer Wanderungen durch die Stadt her, und ich habe daher nicht nötig, Sie mit ihr vertraut zu machen. Jeder Fremde kennt sie. Wenn er die Peterskirche und den Apoll vom Belvedere gesehen hat, eilt er hastigen Schrittes — zum Ghetto! Es ist das so Sitte und Brauch seit unvordenklicher Zeit. Erst die glorioseste Schönheit, die entzückendste Augenweide . . . und dann das abschreckende, widerwärtige Elend. So will es der Reisesport."

Wieder hielt er inne. Die Axtschläge der Zimmerleute drunten auf der Piazza del Popolo hatten in diesem Augenblicke aufgehört, und es war eine Stille eingetreten,

daß ich die Herzschläge des jungen Priesters zu vernehmen meinte.

„Sprach ich Ihnen nicht soeben von dem zweiten Gesicht, das mich zuweilen befällt, oder wie Sie es nennen wollen?“ erhob sich wieder seine Stimme, zwar noch flüsternd, aber doch merklich lauter. Er hatte dabei seinen Dreispitz neben sich auf die Bank gelegt, sein kurz geschnittenes Haar, auf welchem die Tonsur sichtbar, entblößend. „Ich hatte noch ein zweites Gesicht. Wann? Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht war es erst gestern, vielleicht vor drei Jahren. Aber ich sah, was unter Paul IV. geschah, jenem finsterblickenden Mönche unter den Päpsten, der das: Confirmamus, sed non consentimus in seiner äußersten Härte — auslegte.“

„Warum verweilte Ihr zweites Gesicht gerade bei dem Caraffa?“

„Weiß ich's?“ sagte er fast unwillig. Vermutlich war ihm meine Störung höchst unwillkommen. Dann nahm sein Antlitz wieder jenen geheimnisvoll brütenden Ausdruck an, den ich nicht anders bezeichnen kann, als daß ich ihn geradezu verzückt nenne.

„Es war eines Abends,“ begann er wieder, „so um die Karnevalszeit herum. Auf der Piazza del Popolo hämmerte es und erschollen die Axtschläge, denn sie mußten fleißig nach dem Werke sehen, wenn das Gerüste für die Cavalli übermorgen fertig dastehen sollte. Es war der Abend eines Freitags. Da es mir am Korso zu lärmend war, verlor ich mich in die seitwärts liegenden, zum Flusse führenden Nebengassen. So war ich an dem Portikus der Oktavia vorüber, da wo die Pescaria an jedem Fasttage ihren ekelhaften Inhalt von tausenden Fischen ausbreitet, zu jenem Platze gekommen, der im Munde des Volkes die Piazza del Pianto (Platz des Weinens) heißt . . . ich weiß nicht, ob von der nahen Kirche, die sich dort befindet, oder, was wahrscheinlicher, von den vielen Tränen her, die dort

seit Jahrhunderten geweint worden sind. Auch die römische Hauptsynagoge steht daselbst . . . Ich sah, daß soeben der Gottesdienst des Abends zu Ende gegangen war; haufenweise strömten die Beter zu den hellerleuchteten Pforten heraus. Namentlich zog eine Gruppe unter ihnen meine Blicke auf sich, die aus drei Personen bestand. Die eine war eine hochgewachsene, schon dem Greisenalter sich nähernde Gestalt. Die zwei anderen waren noch Knaben: herrliche, in vollster Lebensblüte stehende Söhne des alten Vaters. Er schritt in der Mitte, die Knaben ihm zur Seite. Alle drei waren sie in prachtvoll seidene Röcke gekleidet, nach spanischer Mode, wie man sie damals trug, so daß man sie für römische Edelleute hätte halten können. Aber von ihren Baretten leuchtete das schreckliche „gelbe Rad" durch die Nacht. Wehe ihnen, wenn sie es beiseite legten. Die römische Wölfin verlangte das schändende Unterscheidungszeichen unerbittlich, streng, gewalttätig. Der Wölfin gelüstete es aber noch nach anderem! Sie werden es sehen!

In der ‚Fiumara', in einem jener dem Tiberstrome zumeist ausgesetzten Häuser, deren Fundamente jahraus, jahrein von den Fluten des schlammigen Flußwassers bespült sind — an den glitschigen, von Schmutz, Dunkelheit und übeln Dünsten triefenden Treppen scheint das Elend einer ganzen Welt zu hangen —, machen die drei Halt und verschwinden in dem Toreingange. Mein zweites Gesicht folgt ihnen . . . ich trete mit ihnen ein, niemand wehrt mir den Eintritt . . . Wer hätte diesem gemauerten Kehrichthaufen von außen es angesehen, welche Fülle von Glanz und Pracht sein Inneres bergen kann? Da leuchtet und funkelt es überall von goldenen und silbernen Gefäßen und Brokatstoffen; auf den Tischen prangen kostbare Decken, überall, wohin das Auge fällt, quillt es von jahrhundertaltem Reichtume, darunter so manches Stück, das vielleicht zu den Beuteanteilen eines vandalischen Soldaten gehörte, entgegen.

Denn nicht umsonst heißt es im Munde des römischen Volkes, ‚der alte Abramo auf der Fiumara, der seine Geldbude auf dem Ponte Sisto hat, könne die Tiara des Papstes aufkaufen, würde sie ihm zum Kaufe angeboten.‘ Ja! wenn der zehnte ewig geldbedürftige Leo noch lebte! Aber der düstere Caraffa, der asketische Kapuziner aus Neapel, setzt Todesstrafe auf den Ankauf von der heiligen Kirche gehörigen Besitztümern . . .

Nachdem der alte Abramo sich zu Tische gesetzt, den Wein und die weißen Brote gesegnet, und zuerst seiner Frau, dann den beiden Knaben ihren Anteil gegeben hat, werden in kostbaren Gefäßen die Speisen herbeigebracht. Doch er merkt bald, daß seine Gattin keine der Speisen berührt. Was das bedeute? Da bricht sie in bitterliches Weinen aus und lächelt doch zwischen ihren Tränen. Erschrocken neigt er sich zu ihr hinüber, um ihren Puls zu befühlen, denn er hat noch von seinem Vater her, der den zehnten Leo ärztlich beraten hat, Kenntnisse in der Behandlung des kranken Leibes. ‚Abramo!‘ sagt sie endlich auf heftigeres Andringen, ‚ich habe ja gar nicht gewußt, daß du dich wie ein vornehmer Prinzipe zu den Volksbelustigungen des Karnevals laden läßt? Und dein Weib soll allein auf der Fiumara zurückbleiben?‘ Er sieht sie verwundert an. ‚Buona!‘ sagt er, ‚wie sprichst du doch?‘ Da zieht sie aus ihrem Busentuche einen Pergamentstreifen hervor, wirft ihn auf den Tisch und ruft mit gellender Stimme: ‚Da lies, Abramo! wie du eingeladen bist.‘ Abramo liest den Zettel, der mit dem roten Siegel des Sindaco von Rom versehen ist, und dann . . . wirft er ihn schaudernd von sich. ‚Was hast du, Vater?‘ schreien angstvoll die Knaben und schmiegen sich an ihn, als wollten sie ihn mit ihren Leibern vor jeder Gefahr schützen. Sprachlos deutet er auf den Zettel. Darauf steht geschrieben: ‚Der Sindaco gebiete und ordne an, am nächsten Karnevalsdienstage habe Abramo, der Hebräer, mit den anderen Muli

und Barberi zur Beluſtigung des römiſchen Volkes ſich am Rennen zu beteiligen, bei Strafe der Galeerenkette oder anderer Leibesſtrafe, wie dies in den päpſtlichen Mandaten verzeichnet iſt . . .' Sie ſuchen ihn zu tröſten, aufzurichten; ſie weinen mit ihm, weil dies das einzige iſt, was für ſie aus jenem Zettel nicht verboten wird. Nicht umſonſt heißt die Kirche, die man ihnen an den Eingang des Ghettos hingebaut hat, nicht umſonſt heißt ſie: Maria del Pianto!"

So ſtill war es um uns in dieſem Augenblicke geworden, als wäre dies ſeit mehr als zweitauſend Jahren unheimlich gärende Rom ein ſtilles, friedliches Meer, blitzend in Sonnenſchein und ewigem Frieden, und wir ſäßen am einſamen Strande und ſpielten mit glitzernden Kieſelſteinen.

„Am anderen Tage ſchleichen die zwei Knaben Abramos heimlich, ohne daß es jemand merkte, aus dem väterlichen Hauſe fort. Sie ſchlagen den Weg zum Palaſte des päpſtlichen Datars ein. Dort angekommen werden ſie von den Hellebardieren, die ſie an dem ſchrecklichen gelben Rade auf ihren Baretten erkannten, zurückgeſtoßen; aber auf ihr furchtbares Weherufen kommt endlich der Datar ſelbſt herbei. Sie umſchlingen ſeine Knie, ſie rufen ſeine Barmherzigkeit für den alten Vater an; ſie verlangen, daß er ſie, die ſtarken, kräftigen Knaben, für ihn — rennen laſſe am Karnevalsdienstage! ‚Sie ſeien noch zu ſchwach', wird ihnen entgegnet, ‚vielleicht ſpäter' . . . Da rufen ſie ihm ein Wort entgegen . . . in der Stille der Nacht und des Jammers haben ſie es miteinander verabredet, es iſt das Äußerſte, was ſie bieten können, die armen blühenden Knaben Abramos! Sie wollen die Taufe annehmen, wenn man ihnen dafür den Vater preisgebe. ‚Das iſt ein Glück für euch und euere künftige Seligkeit,' wird ihnen geſagt, ‚und wir nehmen euch beim Worte! Aber dem Vater kann es nicht zuſtatten kommen. Abramo muß am Karnevals-

dienstage rennen! An dem Beschlusse kann nichts geändert werden. Ja! wenn Abramo selbst käme und vor dem Datar die bündige Erklärung gebe, er wolle dasselbe tun, wozu sich die Knaben soeben bekannt hätten . . .

Der Vater ein Konvertit?

Damit ist das Schicksal Abramos beschlossen und besiegelt. Abramo wird an dem Karnevalsdienstage rennen mit den anderen Muli und Barberi . . . Sie schleichen wieder nach dem väterlichen Hause auf der Fiumara zurück. Abramos Schicksal ist unabwendbar! Eher läßt er sich an die Galeere schmieden, die draußen im Porto d'Anzio liegt!"

In diesem Momente schallen von der Piazza del Popolo neue Axtschläge und in verstärktem Maße zu uns herauf. Es geht ein krampfhaftes Zucken durch das ganze Wesen meines jungen Priesters.

Geht sein zweites Gesicht noch nicht zu Ende?

„Gerade wie unter dem vierten Paul!" kam es halblaut über seine Lippen. „Wie wenig sich das alles ändert im Laufe von Jahrhunderten! Welche Unbewegtheit, welche Starrheit in dem steinernen Antlitze der Geschichte! Höchstens sind es einige Falten und Runzeln, die dort verschwinden! Im übrigen bleibt es beim Nein . . . Podesta und Gemeinderat werden morgen den nämlichen Platz einnehmen, auf welchem einst ihre Vorgänger, die Konservatoren der Stadt Rom, im Namen des römischen Volkes dessen Karnevalsbelustigungen leiteten. Sie sitzen auf purpurgeschmückter Estrade, Männer mit Hellebarden zur Seite, die dem Andrang wehren. Trompetengeschmetter! Der Konservator gibt mit der Hand das Zeichen. Nun vorwärts, ihr Muli, ihr Stiere, dann ihr Hebräer und endlich ihr Barberi. Vorwärts! Ihr Renner! Vorwärts, ihr Komödianten und Possenreißer der hohen und niederen Plebs! Vorwärts!"

„Und was kündet ferner Ihr zweites Gesicht?" fragte ich ihn nach einer Weile, während welcher er erschöpft schwieg.

„Es kündet nichts anderes," sagte er tief aufatmend, „als einen wirr lebendigen Knäuel von Mensch und Tier. Das ‚Programm', wie sie heute sagen würden, entwickelt sich in der vorgeschriebenen Ordnung. Richtig! Zuerst die Muli mit ihren pechschwarzen, von rotseidenen Bändern durchflochtenen Mähnen, gleich Pfeilen losgeschnellt; im Sonnenschein, der den ganzen Platz überflutet, funkeln ihre kleinen Hufe. Es sind nur wenige Augenblicke, seit sie losgelassen, und schon verkündet wüstes, furioses Geschrei von dem venezianischen Palaste her, daß sie ihr Ziel erreicht. Nun heran, ihr Büffel aus der Campagna, gewohnt euere ungeschlachten Leiber in dem Sumpfgewässer der Maremma zu baden! Erst blicken sie scheu, zögernd um sich herum, dann aber, unter den Spottreden der aufgestellten Treiber, die ihren Weichen mit eisenbeschlagenen Spitzen zu Hilfe kommen, beginnt es in den kleinen tückischen Augen von Mordlust zu blitzen . . . Die ganze plumpe Masse ist ein Wetterleuchten geworden. Die Damen auf den Balkonen klatschen in ihre zierlichen Hände, die lebendige Menschenmauer, wie von einem Erdbeben geschüttelt, gerät in zuckende Bewegung. Die Hörner, die Trompeten und Pauken schallen immer lauter, immer schrecklicher. ‚Da seht, was diese kleinen Maulesel vermocht haben, die doch nur Bastarde sind . . ., und ihr Sumpfbader aus der Maremma wollt euch unter ihre Hufe beugen? Pfui und Schande über euch . . . über diese feisten Müßiggänger, die zu nichts da sind, als schmutziges Maremmenwasser zu saufen!' Da gerät Leben und Vernunft in die Kreatur! Wie stürmen sie vorwärts, wie brüllen die zu Boden gerissenen! Wie wälzt sich das fort, das Pflaster des Korso mit den Schweifen peitschend. ‚Der plumpe Büffel hat gesiegt über das leichtfüßige Maultier! Der Bastard ist unterlegen! Spott und Schande über euch. Es gibt doch keinen Verlaß, als auf diesen Büffel der Campagna! . . .'"

„Zum dritten kommen die eigentlichen Schauspieler des römischen Volkes, dieses von Wolfsmilch gesäugten Quiritenplebs! ‚Gli Ebrei! Gli Ebrei!' Nehmt sie nicht so tragisch! Ihre Sprünge und Bewegungen sind von unbesieglicher Komik! Sie alle, wie sie zum Dauerlauf auf der schrecklichen Rennbahn sich anschicken, die von der obeliskengeschmückten Piazza del Popolo bis zum venezianischen Gesandtenpalaste sich hinzieht, sind bis auf das Tuch, das ihre Hüften bedeckt, unbekleidet; auf dem Barett, das man ihnen zum Schutze wider die Sonne barmherzig gelassen, glänzt das gelbe Rad des Tuchlappens. Es sind nicht mehr als zehn, weil zehn zur Vollständigkeit eines Gottesdienstes bei den Hebräern gehören . . . Abramo ist unter ihnen . . . Er ist der letzte. ‚Wirst du heute dein Bein springen lassen, Abramo, wie du draußen in deiner Bude auf dem Ponte Sisto die erwucherten Goldstücke springen läßt?' Und ‚Abramo! Wie feist glänzt dein Angesicht! Schneide nicht so entsetzliche Grimassen, Abramo! Lustig, lustig, Abramo!'"

„Er ist ein schwer beleibter Mann von kurzem Atem! Er kann es den anderen Dünnen und Mageren nicht nachtun, wahrhaftig! er vermag es nicht! . . . Immer ist er um gute zehn, ja zwanzig Schritte hinter ihnen zurück. Das wird ihm aber von der lebendigen Menschenmauer gar arg verübelt. ‚Spute dich, Abramo, spute dich! Hast du denn gar kein Gefühl, wie sie dir zuvorkommen? Spute dich, Abramo! Oder willst du die Peitsche kosten, edler Renner?' So hat er es mühsam bis zur Piazza Colonna gebracht, da wo das Standbild des Mark Aurel auf dem Postament sich erhebt. Schon rinnen Ströme von Schweiß über den entblößten Leib hinab, untermischt mit Blutstropfen, die ihm der Rennlauf in der heißen Sonne erpreßt hat . . ."

„Er muß innehalten, der schwerbeleibte, kurzatmige Mann . . . und wenn die römische Wölfin sich verhundert-tausendfachte . . . er kann nicht weiter! Nimm's nicht so

tragisch, alter Abramo! Spute dich! . . Da trifft ein Peitschenschlag aus nächster Nähe seine nackten Schultern. ‚Mio padre! mio padre!' hört die Menge mitten aus dem Getöse der Menge eine Knabenstimme und dann noch eine andere hervorgellen, wie sie vielleicht niemals etwas ähnliches vernommen hat . . . ‚Nimm's nicht so tragisch, alter Abramo! Es sind ja bloß deine Kinder!'" . . .

„Er ist in sich zusammengebrochen . . ."

„Endet da Ihr zweites Gesicht?" fragte ich ihn leise.

„Noch nicht!" entgegnete er ebenso; aber so tieftraurig, so voll unaussprechlicher Weichheit, daß ich es niemals vergessen werde. „Noch nicht. In dem Hause auf der Fiumara liegt in einem Lehnstuhle ein kranker Mann. Wo ist all die Pracht und Herrlichkeit, die noch am jüngsten Freitagabende ihre Goldbrokate, ihre goldenen und silbernen Gefäße hier ausbreitete? Dumpf, kalt und feucht scheinen die Wände ein Wort zu rufen, und das lautet wie die Kirche, die am Eingange des Ghetto steht: Pianto! pianto. Weib und Kind stehen an dem Krankenlager. Sie salbt die blutigen Striemen, da wo die Peitsche hingefallen ist, mit Öl und Balsam und anderen Spezereien. Werden die Wunden heilen? Die Knaben aber drücken auf die Stellen des nackten Leibes, die so schrecklich anzuschauen, ihre frischen Lippen und küssen die Wundmale sowie die armen Füße, die von der Piazza del Popolo gerannt waren, bis sie auf dem Colonnaplatze nicht weiter vermochten, und schluchzen nur die zwei Worte: Padre mio! Padre mio! . . ."

Der junge Deutsche hatte sich erhoben und war an die Brüstung der steinernen Balustrade getreten, um sich meinen Blicken zu entziehen. Ich war ihm da wenige Schritte nachgeeilt. Er aber hielt sein Angesicht mir abgewandt.

„Wer sind Sie?" rief ich, indem ich seine Hand ergriff. „Ich muß es wissen . . . Wer sind Sie?"

Nun erst wandte er mir sein volles Antlitz zu; es war erschrecklich bleich.

„Wer ich bin?“ fragte er leise. Dann setzte er zögernd, fast unhörbar hinzu: „Im Westfälischen kramte einst ein junger Seminarist in vergilbten Familienpapieren, in italienischer Sprache abgefaßt. Er erfuhr daraus, daß Abramo mit seinen Knaben nach Deutschland geflüchtet war.“

„Sie sind ein Enkel Abramos? . . .“

Ohne weiteren Gruß schritt er von dannen; er tat aber nur wenige Schritte. Dann kehrte er sich wieder um, und indem er seinen Dreispitz gegen mich lüftete, rief er, melancholisch lächelnd:

„Confirmamus, sed non consentimus!“

Ich habe ihn nicht wieder auf dem Monte Pincio gesehen.

Die deutsche Gräfin in Ungarn.

(1856.)

1. Sechshundert edle Stimmen.

Die schöne Gräfin hatte nun schon so oft, und immer vergebens, die goldene Lorgnette an die Augen gesetzt, um das endliche Ziel der Reise zu erlugen; noch immer wollten die schimmernden Knäufe des Schlosses nicht hervortreten. In ihrer Sehnsucht gestaltete sich der Horizont zu einem willenbegabten Wesen, und ihr zum Trotze dehnte er seine luftigen Kreise in immer weitere Fernen aus; sie zürnte ihm, und es gab Augenblicke, wo sie ernstlich böse ward. Dennoch griffen die Pferde nie mutiger aus, nie fuhr der Wagen über den weichen, elastischen Sand der Pußta schneller,

nie knallte draußen die Peitsche des Kutschers lustiger und gesprächiger als gerade in solchen Momenten. Hätte die schöne Gräfin nur aufmerksamer auf die Monologe Petis, des kräftigen Führers der Vorspannpferde, mit diesen treuen Tieren gelauscht, sie wäre ruhiger geworden, und die Herbheit ihrer unbefriedigten Sehnsucht hätte sich gestillt. — Aber die Lorgnette verließ nicht ihre Augen.

„Hej, hej," klang ein solches Tiergespräch draußen auf dem Vorspannpferde Petis, der, ein geborener Reiter, mit seinem Rosse verwachsen schien, „hej, Gelbe, wie schlecht erfüllst du dein Versprechen! Hab ich dir nicht goldenen Hafer vorgestreut, schönen goldenen Hafer, wie man ihn im gesegneten Ungarlande nicht zweimal findet? Sieh nur, wie Tatos ausgreift! Hat man je was ähnliches gesehen? Als ob's ihr jemand verraten hätte, daß Peti, der Szent Andraser Peti, den hochgebornen Herrn Grafen und die hochgeborne Frau Gräfin fährt . . . Hochgeboren, hochgeboren," wiederholte er mehrmals, und die Peitsche brachte, wie es auch uns niedergestellten Menschen geschieht, die aristokratische Titulatur in etwas unzarter Weise an die Ohren der Pferde, „der hochgeborne Herr Graf will noch heute sein eheliches Gemahl ins Kastell bringen . . . Hej, du Gelbe, dein Huf sei verflucht, wenn es Peti, dem Szent Andraser, nicht gelingt . . . Wenn sie hinaus kommt in das ferne Schwabenland, woher sie kommt, hej, du Gelbe, was wird die hochgeborne Frau Gräfin wohl sagen?"

Bei dem Worte „Schwabenland" mußte Peti durch eine natürliche Ideenverbindung auf ein Lied geraten, das er, halb pfeifend, halb singend, den Winden der Pußta zum Besten gab. Es war ein Spottlied, wie es einst zu guter Stunde ein magyarischer Volksdichter gegen die „Schwabenseelen" seines Landes gedichtet, und die unbefangene Natur Petis ahnte wohl nicht, daß die Giftpfeile seines Sanges auf ein schwäbisches Gemüt drin im Wagen treffen konnten. —

Aber die Lorgnette vor den Augen ließ die Gräfin Spott und Sang, Weiden und Grenzhügel, hie und da eine zerstreut liegende Czarda, dort einen flüchtigen Czikos, der seinen Tieren nachjagte, die ganze Staffage der an eigentümlichen Reizen so reichen Pußta an sich vorüberfliegen. Die scharfen Gläser suchten nur einen Punkt, und . . . den fanden sie nicht.

Mit einem Male entfuhr ein Freudenschrei ihren Lippen, die Lorgnette zitterte, krampfhaft an die Augen gedrückt.

„Endlich, endlich," rief sie, „wir sind nicht mehr fern vom Ziele. Seh' ich dort nicht einen See? Schwanken dort nicht Wellen auf und ab? Welch ein Glück, George, daß du auf deinen Gütern so weite Gewässer besitzest, . . . wahrhaftig nicht der Fische wegen — aber ich liebe einmal, noch von der Heimat her, die Wasserpartien! In deinem Schlosse, George, gibt es doch einen Punkt, der dem Blicke auf irgend ein Gewässer eine freie Aussicht gestattet? Ich wäre unglücklich. — Sieh nur, sieh nur," ging es in erhöhter Stimmung fort, „wie sich dort ein kluger Storch ein Schlänglein aus den Fluten hebt . . . guten Appetit, Herr Storch, guten Appetit. Und welch eine stattliche Familie Herr Storch zu diesem dejeûner à la fourchette um sich versammelt hat! — drei, fünf, acht Störche! . . . — O welch ein Glück, George, daß unser Sitz nicht des Hauptschmuckes beraubt ist, einen See, und dazu einen solchen zu besitzen!"

„Einen See? Fanny," rief der Graf neben ihr, „und wer sagt dir, daß wir einen See besitzen? — Aber beruhige dich nur, liebes Kind, kommt der Frühling, so kannst du oft die Freude haben, vom Altane des Schlosses aus die ganze Gegend in einen See verwandelt zu sehen. — Auch die Störche können kommen . . ., nur bedauere ich, daß ich mit dem See, den du von hier aus erblickst, dir nicht aufwarten kann, auch nicht mit den Störchen, die du bei ihrem Dejeuner überraschtest. — Kennst du noch so wenig die Fata Morgana der ungarischen Pußten? Was Sie sehen, teure

Gräfin, ist nichts als Täuschung, Ihr See ist ein — Luftgebilde, Ihre Störche sind Luftgebilde, und sogar das zappelnde Schlänglein im Schnabel Meister Storchs entbehrt jeden Schattens Realität ."

„Nur Luftgebilde? nur Täuschung?" wehklagte die Gräfin, und nur das Schwabenlied Petis verhinderte, daß der Graf in diesen schmerzlich hervorgebrachten Worten weniger den Aufschrei unbefriedigter Sehnsucht als vielmehr einen Vorwurf zu hören vermeinte.

Gereizt, aber doch mit scherzender Zurückhaltung rief er: „Und wer trägt die Schuld daran, teure Fanny, daß du mit einer gewissen Bitterkeit die Luftgebilde unserer Pußta in ihr wesenloses Nichts aufgehen siehst, als Janos? Konnte er dir draußen in deinem Deutschland nicht von den Zaubern der ungarischen Fee Morgana erzählen? Mit ihm rechte, liebes Kind, wenn du enttäuscht, betrogen — deine Lorgnette sinken läßt."

„Janos," unterbrach ihn die Gräfin, und ihre Stimme klang bittend, „Janos ist gänzlich unschuldig, er hat seine Mission treulich erfüllt, er hat mir nach deinem Willen die weiten Pforten der magyarischen Sprache aufgetan, und er selbst soll es gestehen, ob ich auf der Schwelle stehen geblieben, ob ich nicht mit lobenswerter Kühnheit in ihr Inneres eingedrungen bin. Von Luftgebilden und Täuschungen," setzte sie seufzend hinzu, „stand freilich nichts in dem Wörterbuche des Herrn Janos."

„Herr Janos sollte dich Ungarn kennen lehren; mitten nach Schwaben sollte er, als zweiter Äneas, die Götter unseres Vaterlandes tragen und sie da aufrichten," sprach der Graf. „Welchen andern Zweck hätte seine Reise gehabt? Der ist ein schlechter Lehrer, der seinem Schüler nur die Hülse seines Gegenstandes und nicht den vollen inhaltschweren Kern gibt."

„Herr Janos tat sein möglichstes," fiel die Gräfin

ein, „um aus mir eine Magyarin zu machen. Wenn der Zögling jedoch nichts taugte, trägt er die Schuld hiervon?“

Die Gräfin fühlte nach diesen Worten ihren Arm leise berührt; ihr Gemahl machte sie aufmerksam, daß die Person, von der sie beide so rücksichtslos sich unterhielten, sich nicht weit von ihnen befand. In der Tat saß Herr Janos, dessen Lehrweise von dem hochgebornen Paare so verschieden beurteilt wurde, nur auf dem Rücksitze im Wagen; aber nicht die leiseste Spur, daß ihn anging, was hier soeben verhandelt wurde, war auf seinem Gesichte zu sehen, und ein aufmerksameres Auge, als das unsere, hätte in diesem Schweigen mehr den Ausdruck einer gewissen bedientenhaften Scheu, als die absichtliche Nichtbeteiligung an diesem Gespräche wahrgenommen. Ein einziges Mal verriet ein leichtes Zucken seiner Augenbrauen, daß er wohl fühlte, wie das anmutige Lächeln der Gräfin gleich Frühlingssonnenschein auf ihm lag.

Der Graf mußte jedoch fühlen, daß das Gespräch auf dem Punkte stand, einen gewissen Ernst anzunehmen, der ihm jener Individualität gegenüber, die es berührte, nicht geeignet schien. Scherzend, und indem er sich in die Ecke des Wagens warf, meinte er:

„Sein Sie überzeugt, Herr Janos, daß Sie der sind, auf dessen Haupt ich die Schuld wälze, wenn die Frau Gräfin als Ungarin nicht so besteht, wie sie sollte.“

„Die hochgeborene Frau Gräfin,“ versetzte Herr Janos mit bedientenhafter Verbeugung, „ist eine vollkommene Ungarin.“

„Nous verrons!“ sprach der Graf, und schloß die Augen wie zum Schlafe.

Im Wagen trat hierauf jene Stille ein, wie sie gewöhnlich nach Gesprächen, die nicht bedeutend genug sind, um eine lange Reihe von Betrachtungen nach sich zu ziehen, stattfindet. Die Gräfin ließ nun nach so vieler Täuschung,

wie sie soeben erfahren, die Lorgnette ruhen, und es bot ein psychologisches Interesse, in ihren schönen Augen, die einige Momente früher im Schimmer weitschweifender Sehnsucht geleuchtet, jene Traurigkeit aufsteigen zu sehen, wie sie jungfräulichen Wesen so eigentümlich ist. Erst, noch beleuchtet von diesem mondartigen Glanze des feuchten Auges, war über die Züge ihres Antlitzes der Schatten eines Schmerzes geflogen, für den wir keinen Namen haben. Es schien nicht körperliche Ermattung, — allmählich war dieses Antlitz marmorbleich geworden, die Augenlider schlossen sich, und nun begann ein so wunderbares Spiel der hereinfallenden Abendstrahlen, ein Glänzen und Schimmern der zarten Haut, ein Verdämmern und Wiederaufleben der ermatteten Züge, daß man sich all dem gegenüber in jenen Zustand versetzt empfand, der die Mitte zwischen namenlosem Entzücken und tiefem Mitleid hält. Das mußte auch das vorherrschende Gefühl in Herrn Janos sein. Unverwandten Blickes sah er jede Wandlung in dem holden Antlitz der Gräfin vor sich gehen . .

„Herr Janos!“ rief mit einem Male mit einem Blick auf die schlummernde Gattin der Graf.

„Befehlen, Euer Hochgeboren,“ stammelte dieser.

Das Auge des Grafen lag ganz eigentümlich auf Herrn Janos.

„Nichts, nichts,“ entgegnete er nach längerer Zeit, und ein Zug, halb Lächeln, halb Verachtung, zeichnete sich an seinen Lippen. Es war offenbar, daß er einen Gedanken unterdrückte.

Peinliche Minuten waren wieder verflossen, der Schlummer der Gräfin dauerte fort, da begann der Graf wieder, seine Stimme zu einem leisen Flüstern dämpfend:

„Wie es wohl mit unsern Kortes*) im Komitate stehen

*) Bauernedelleute, die bei den Komitats- und Landtagswahlen stimmberechtigt waren.

mag? Ob wir unserer Wahl auch so sicher sind? Ich muß gestehen, ich fühle mich unruhig in dem Gedanken, daß ich vielleicht durch meine Abwesenheit mich unnötigerweise aus dem Gesichtskreise unserer Wähler entfernt habe. Wenn es den Intrigen der Völgyis gelungen wäre! — — Der Gedanke macht mich besorgt."

„Und Ihre Heirat, Herr Graf, konnten Sie die länger aufschieben? Ein Vizegespan ohne Frau! Wer sollte unseren Edelleuten die Honneurs machen? Unsere Kortes wollen ebenfalls bedient sein."

Der Graf warf einen flüchtigen Blick auf die schlummernde Gattin.

„Haben Sie ihr alles gesagt," sprach er mit gedämpfter Stimme, „kennt sie die Art und Weise ihres Benehmens? Es ist so neu und fremdartig, daß ich fürchte —"

„Zweifle nicht, Euer Hochgeboren," unterbrach ihn Janos.

„Bei unseren Edelleuten die Honneurs zu machen, Sie sagen es ja selbst, ist nicht so leicht," sprach der Graf; „wie, wenn sie beleidigt, wo sie ehren sollte, verletzt, wo Aufmunterung am rechten Platze wäre?"

„Fürchten Euer Hochgeboren nichts," murmelte Herr Janos klanglos vor sich hin.

„Noch eines macht mir Sorge," begann wieder der Graf nach einer längeren Pause, während ihn eine tiefe Unruhe zu bewegen schien.

„Baron Völgyi hat die sechshundert Szent Paler Edelleute für sich, sie könnten leicht den Ausschlag für ihn geben. Wie heißt doch der Kerl, der Leithammel, dem diese sechshundert edlen Stimmen nachblöken?"

„Andoras, Euer Hochgeboren."

„Und es sollte uns nicht gelingen, diesem Bauernhammel die Glocke des Grafen von Tornay anzuhängen?" rief mit tiefer Verachtung der Graf, und ein derber unga-

rischer Fluch rollte wie ein Gewitter diesen Worten nach. „Sind unsere Keller nicht gefüllt? Haben wir nötig, mit dem Gelde hinter dem Berge zu halten? Gebt ihnen Wein, Tokayer, was Ihr wollt, daß sie in seinen Fluten bis an den Hals waten, schüttet Geld aus — kauft sie; nur macht mir ihre Stimmen zu Leibeigenen. Habe ich nicht alles getan, was nur irgend einen Hebel in Bewegung setzen könnte? Aber der Graf von Tornay findet unwillige, verdrießliche Vollführer seiner Aufträge — ja, wenn er jedes seiner Worte vergolden, jeden seiner Wünsche auf silbernen Geschirren darbieten könnte . . . Ich sage Ihnen, Janos, dieser Andoras muß unser werden, und um jeden Preis . . ."

„Euer Hochgeboren erlauben mir einen bescheidenen Zweifel," sagte Herr Janos mit demütiger Zurückhaltung. „Dieser Andoras, ich kenne ihn von Kindheit auf, ist eine wilde, unabhängige Natur, den Völgyis durch lange Zeit anhängend und nach Grundsätzen handelnd, die zwar ohne klares Bewußtsein, aber wie der Instinkt bei den Tieren in ihm wirken. Ich glaube, dieser Mensch wäre imstande, Blut zu vergießen, wenn es einer seiner Grundsätze geböte. Ich halte es beinahe für unmöglich, diesen Andoras abwendig zu machen; er ist wie mit Ketten an die Völgyis gefesselt."

„Idealisieren Sie nicht, Janos," rief der Graf mit starkem Spott, „dieser Andoras und Grundsätze! In vino est veritas!"

„Auch die Völgyis haben Wein," bemerkte dagegen Herr Janos, „ich fürchte, dies ist nicht das Mittel, diesen Andoras an uns zu ziehen. Was ihn an die Völgyis gekettet hält, ist ein dunkler, unbewußter Trieb; sein Urgroßvater, sein Großvater und sein Vater haben für die Völgyis gestimmt, warum sollte er von ihnen abfallen? Warum sollte er dem Grafen von Tornay zu Gefallen die Traditionen seines Hauses verleugnen? Denn auch dieser Bauernedelmann hat seine Traditionen —"

Der Sprecher mußte sich unterbrechen, denn das Auge des Grafen lag drohend auf ihm, minutenlang dauerte dies; Herr Janos merkte zu spät, daß er mit einem zweischneidigen Messer an den Stolz des Grafen gerührt hatte.

„Ich sage Ihnen, Janos," sprach nach einer langen, peinlichen Pause, während welcher, wahrscheinlich durch einen tiefer liegenden Gedanken bestimmt, das brennende Auge sich gesenkt und die gekniffenen Lippen des Zornes ihre Herbheit verloren hatten, der Graf, „ich sage Ihnen, Janos, dieser Andoras mit seinen Grundsätzen muß unser werden, und sollten darüber die ‚historischen Traditionen' seines Hauses zugrunde gehen — um jeden Preis muß er unser werden!"

Diesmal entgegnete Herr Janos gar nichts darauf.

Die Gräfin schlummerte noch immer; sie hatte von dem inhaltreichen Gespräche der beiden nichts vernommen; als jetzt Janos nach ihr sah, war auch die letzte Spur jener namenlosen Traurigkeit, mit der sie die Augen geschlossen, verschwunden, und das Antlitz war von einer solchen Ruhe und gleichsam durchsichtigen Klarheit, daß es ihm vorkam, als sähe er ein schlafendes Kind vor sich — nicht die seit einer Woche an den Grafen von Tornay vermählte Frau. Und wohl mochte kein Auge einer Mutter mit so heiliger unendlicher Innigkeit auf den Schlummer ihres Kindes blicken, als jetzt das Auge des Herrn Janos an der teuern Gräfin hing. — —

In rasender Eile hatte indessen Peti die weite Station durchflogen. Immer kürzer, aber nachdrucksvoller waren die Monologe geworden, die er mit seinen Tieren hielt; man hörte nur einzelne, bald zornige, bald aufmunternde Ausrufe, als: Hej du Gelbe! Hej du Stute! Dann schnalzenden Peitschenknall, und die Rosse griffen aus, als wären sie soeben in die Geschirre getan. Wer will dem Szent Andraser Peti die triumphierende Freudigkeit, von der seine ganze Seele ergriffen ward, verargen, wenn er in seinem Stolze

meinte, es gäbe keine zweite „Gelbe“ mehr im gesegneten Ungarlande, und selbst wenn der Garabonzias Diak*) käme, könnte er keine zwei besseren Stuten hervorzaubern!

Peti hatte sich selbst das Unglaublichste geleistet; zwei Stunden früher, ehe er nach seiner eigenen Berechnung die Station erreichen konnte, lag sie vor ihm da. Gesteigertes Peitschenknallen, jubelnde Rufe gaben diese ungeheuere Tat der Pußta kund. Als er jetzt in die Gasse des Dorfes Szent Pal einlenkte, war seine Haltung auf dem Pferde eine solche geworden, daß man unwillkürlich an einen König auf dem Throne denken mußte — und vor dem Vergleiche nicht zurückschreckte.

„Es lebe der hochgeborne Graf von Tornay und die hochgeborene Frau Gräfin!“ rief er, im Dorfe angekommen, mit solcher Kraft, daß die vor den Häusern spielenden Kinder haufenweise zusammenliefen und der Staubwolke, die der in rasender Eile hinstürmende Wagen aufwirbelte, heulend nachrannten.

Um so begeisterter ließ Peti den Ruf erschallen; eine wilde Freude leuchtete aus seinen Augen, die Peitsche schwirrte entsetzlich um die Köpfe der Rosse.

Unter den nachrennenden Kindern erhob sich als Antwort darauf ungeheueres Geschrei, einzelne Stimmen sangen unter Gelächter:

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!“

„Es lebe der hochgeborene Graf von Tornay und die hochgeborene Frau Gräfin!“ erscholl es wieder von Petis Munde.

---

*) Eine stehende Figur in der Volkspoesie der Magyaren, zu deutsch: der fahrende Schüler; gewöhnlich ist der Begriff von Zauberei und Wetterbeschwörung damit verbunden.

Die Kinder sangen dagegen in vielstimmigem Chorus:

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!“

Peti geriet durch diesen Widerstand in die heftigste Wut; er schwang jetzt die Peitsche, nicht nach den Köpfen seiner Tiere, sondern nach rückwärts; die Kinder stoben auf diese Gattung politischer Geltendmachung wohl auseinander, aber aus dem zersprengten Haufen erhoben sich immer stürmischer und drohender die zwei Verse des Liedes, die für Petis Ohr von so schrecklichem Klange waren.

„Hören Euer Hochgeboren,“ sprach Herr Janos, „die jungen Stimmen der Szent Paler Edelleute?“

„Verflucht!“ rief der Graf und sprang von seinem Sitze auf, „ist es nicht, als geschehe mir dies zum Spott?“

„Spott! Welcher Gedanke, Euer Hochgeboren!“ meinte darauf Janos. „Die Kinder schmücken sich bloß mit dem Feldzeichen, das ihre Väter bei der bevorstehenden Wahl tragen werden. Es ist eine politische Demonstration gegen unsern ehrbaren Peti — freilich in Miniaturausgabe.“

Die Gräfin, deren leichter Schlummer durch diesen sonderbaren Auftritt unterbrochen ward, fragte mit besorgter Miene um die Bedeutung dieser singenden und heulenden Stimmen.

„Eine politische Demonstration zugunsten meiner Gegenpartei,“ entgegnete mit gezwungenem Lachen der Graf und suchte sie zu beruhigen.

„Welche Mutter hat diesen Unglücklichen geboren!“ rief mit einem Male eine volle, männliche Stimme über den Weg.

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!“

„Der hochgeborne Graf von Tornay lebe!“ warf Peti von seinem Rosse als Fehdehandschuh hin.

„Unglückskind!“ erscholl es, und ein wohlgezielter Knittel, der dem Pferdelenker an den Kopf fuhr, zwang Peti, stillzustehen. Helles Blut stürzte hinter dem breiten Hute über das bleich gewordene Gesicht. Ein Schmerzenslaut entfuhr ihm.

„Konntest du nicht still halten, Sohn des Unglücks!“ rief die Stimme des Mannes über dem Weg, „wer heißt dich einen Namen nennen, den ich hasse und verabscheue? Mein Urgroßvater, mein Großvater und mein lieber Vater haben die Tornays gehaßt, ich, der Sohn, mache keine Ausnahme. Ich könnte diese Tornays vernichten, wie einen Maulwurf, den man mit dem Grabscheit totschlägt; ich fluche ihren Seelen — mein Vater hat ihnen auch geflucht. Völgyi, Völgyi, das ist mein Mann:

„Es blühet der Tulipan,
Kein anderer als Völgyi wird mein Vizegespan!“

„Der hochgeborene Graf von Tornay —“ versuchte Peti mit schwacher Stimme zu rufen, aber vor seinen Augen begann es zu flimmern, und halb ohnmächtig senkte sich sein schwer getroffener Kopf auf die Brust; dennoch behauptete er auch jetzt noch seine Lage, und die Hand hielt noch mit derselben eisernen Straffheit die Zügel.

„Sollen wir uns diese Beschimpfung auf offener Straße antun lassen,“ fuhr der Graf auf und schlug an die Wagenklinke, um sie zu öffnen, „er soll es büßen.“

„George, George, gehen Sie nicht, stürzen Sie sich nicht in die Gefahr!“ rief in französischer Sprache die Gräfin und suchte den Widerstrebenden im Wagen zurückzuhalten.

„Und den Schimpf,“ sprach der Graf zitternd vor Wut.

„Beschwichtigen Sie ihn mit Geld,“ rief die Gräfin; „eilen Sie, Janos, teurer Freund, den Heftigen zu entfernen . . . mir ahnt nur Unheil in seiner Nähe.“

Ein Unnennbares leuchtete über das ganze Wesen des

Angesprochenen; ein kräftiger Druck hatte die Türe gesprengt; mit einem Fuße stand er bereits auf dem Wagentritt. Da wandte er sich, nachdem er des Mannes gewahr worden, langsam um und sagte mit klangloser Stimme:

„Den Mann werden wir kaum beschwichtigen können; es ist Andoras —"

„Der Leithammel der Szent Paler Edelleute?" lachte der Graf. „Da hätten wir ja das schönste Tete-a-tete mit dem furchtbaren Häuptlinge der sechshundert Stimmen von Szent Pal? Wie, wenn? — —" Der Graf sprach den Gedanken nicht aus: „Rufen Sie doch den ritterlichen Herrn Andoras," sagte er lächelnd, „melden Sie ihm, der Graf von Tornay könne der Lust nicht widerstehen, in einem so günstigen Augenblicke, wie der jetzige, seine Bekanntschaft zu machen."

„Aber die Frau Gräfin —" bemerkte Herr Janos, den ein flehender Blick der Herrin von ihrer namenlosen Angst überzeugt hatte.

„Rufen Sie Herrn Andoras!" gebot der Graf.

Janos ging.

Wenige Augenblicke danach kam er mit dem Häuptling der sechshundert Stimmen zurück. Es war eine hohe, stämmige Gestalt, mit kühner Physiognomie, im Antlitze jene bestimmten markigen Züge der Nationalität tragend, die das erhaltende Prinzip der Natur bezeichnen, wo sich ihr nicht feindselige Elemente aufdrängen. Über sein ganzes Wesen, voran das stolzblickende Auge und die kühn aufgeworfenen Lippen, war eine Würde gebreitet, die seltsam zu dem Schafpelz, der seinen Leib umhüllte, und von der weißen „Gatya" abstach. Und doch konnte von der ganzen stattlichen Erscheinung nicht einmal die Blumenstickerei auf dem weiten Kragen des Pelzes weggedacht werden, ohne ihr selbst den gewaltigsten Abbruch zu tun. Man fühlte, diese Gestalt trug das Gepräge der Ganzheit; sie war ein ursprünglich Kräftiges und

Vollendetes, an welches die Zivilisation keine ihrer gemengten Zutaten verschwendet hatte.

Auf dem Wege zum Grafen murmelte Andoras die zwei Verse des „Restaurationsliedes“ zwischen den Zähnen; er schien seine Brust für den bevorstehenden Augenblick durch die Worte dieses Liedes stich- und kugelfest zu seien. Als er des Grafen ansichtig ward, zog er ehrerbietig den Hut und stand in aufrechter Stellung am Wagentritt.

„Sie sind also Herr Andoras,“ begann der Graf, dessen Antlitz in diesem Augenblicke einer mit freundlicher Würde bedeckten Fallgrube glich, in deren Tiefe sich jedoch die Arglist barg, „der berühmte ritterliche Herr Andoras, der enthusiastische Parteigänger der Völgyis, das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal, der die Familie des Grafen von Tornay vernichten möchte wie einen Maulwurf — —?“

„Hochgeborener Herr Graf,“ bemerkte der Bauer ohne die geringste Schüchternheit, „mein Urgroßvater, mein Großvater und mein Vater —“

„Lassen wir das, guter Herr Andoras,“ unterbrach ihn der Graf mit freundlichem Ernst, „ich weiß, man könnte eher den Gipfel des Tatragebirges von seinem Flecke rücken, als Euch Euren Grundsätzen abtrünnig machen.“

„Das ist auch wahr, Euer Hochgeboren,“ entgegnete der Bauer leuchtenden Auges, „das muß wahr sein und die Leichen der Andoraſe würden sich selbst aus der Erde herausscharren, wenn sie wüßten, daß ich einen Treubruch begangen. Unsere Anhänglichkeit an die Völgyis ist eine uralte Geschichte, jeder Buchstabe in diesem Worte ist mit dem Blute eines Menschenlebens geschrieben. Eine schöne Schrift, Euer Hochgeboren, nicht wahr? wenn es überall so rot und blutig flimmert, als wäre man auf einem Schlachtfeld; wenn man hier den zerschmetterten Kopf eines Urgroßvaters, dort die zerschossene Leiche eines Großvaters sieht — und alles für

die Völgyis, auf dem Kampfplatz des Komitates geholt; — keine einzige Wunde im Wirtshaus oder außer dem Komitate, lauter schöne, ehrliche, offene Wunden! . . . Und erst mein Vater, hochgeborener Graf! Mit denselben Augen, die noch jetzt um sich schauen, sah ich, wie sie ihn mitten in der Restauration mit Knitteln totschlugen, daß seine scheidende Seele, sich krampfhaft aus dem Leibe reißend, nur noch Zeit hatte, mir zuzurufen: ‚Stimme all dein Leben für die Völgyis!' — Ich frage, Euer Hochgeboren, kann man da für jemand anderen als die Völgyis stimmen, wenn man das Blut seiner Eltern nicht noch in ihrem Grab will sieden machen?"

Die wilde Ruhe, mit der Andoras in buchstäblich roten Strichen die Geschichte seines Hauses gezeichnet hatte, diese rücksichtslose Energie seiner mit Blut gedüngten Anhänglichkeit machte die Gräfin in tiefster Seele schaudern.

„Entfernen Sie ihn, teurer George," bat sie angstvoll, „mir graut vor dem Schrecklichen!"

Sie hatte diese Worte wieder französisch gesprochen.

Erst jetzt wurde Andoras auf die Gegenwart der Gräfin aufmerksam. Sie brachte in seinem ganzen Wesen eine wunderbare Veränderung hervor; es erzitterte in seinen innersten Grundfesten!

Ein einziger Moment — und sein braunes, feuriges Auge hatten einen Ausdruck angenommen, den man gebändigt, milde nennen konnte. Es lag eine so ungeheure Kluft zwischen der nächsten Vergangenheit und Gegenwart dieses Antlitzes, daß nur die Angst die Gräfin verhinderte, diesen seltsamen Wechsel zu bemerken. Schlaff hingen dem Häuptling der sechshundert Stimmen von Szent Pal die Arme herab, das Haupt war ihm beinahe traumhaft, unsicher auf die Brust gesunken.

Wir lassen im gewöhnlichen Leben nur das Heitere, Glanzvolle der weiblichen Schönheit gelten; das Traurige

entfernt uns oder bricht ihren Zauber. Und doch ist die Trauer die eigentliche Probe der Schönheit. Der Schmerz hatte gewisse Linien, die bisher verdeckt unter der Oberfläche lagen; wenn sie nun plötzlich hervortreten — ein anderes leuchtet uns entgegen, und die Tiefe menschlicher Schönheit, das wahrhaft Göttliche wird uns erst jetzt klar. Ob nun auf die unbefangenen Sinne des Szent Paler Häuptlings eben die traurige Schönheit der Gräfin so großen Eindruck gemacht hatte? Ob er, wenn man von ihm Rechenschaft dieses Eindruckes verlangt, nicht geantwortet hätte: Als wilder Knabe stieg ich eines Tages einen hohen Baum hinan und nahm einer Vogelmutter das warme Nest mit den Jungen weg. An der Straße, die ich freudig ging, stand ein Marienbild; es blickte mich so traurig an . . . und die Vöglein entflatterten mir — weil ich die Hände falten mußte? Und ob nicht dieselbe Empfindung seine Hände sich zusammenfinden ließ, wie zum Gebet, als er die Gräfin anstarrte?

„Ist das die hochgeborne Frau Gräfin?" sagte er endlich mit aller Weichheit seiner Sprache, und, ohne die Antwort des Grafen abzuwarten, fuhr er fort: „Wie glücklich, wie dreimal gesegnet sind doch die großen Herren dieser Erde! Kein Berg ist so hoch, kein Wasser so breit und kein Brunnen so tief, daß sie nicht wüßten, das Schönste, was darauf und darin ist, zu erbeuten! Hat der allmächtige Gott ihre Augen weitsehender gemacht, daß sie das Schöne erblicken, wo für das arme Volk nur Nacht und Finsternis ist? Hat er die Ohren feiner gemacht, daß sie die schönsten Klänge hören, wo wir mit Taubheit geschlagen sind? Da träumt dem hochgeborenen Herrn Grafen von Tornay, draußen in einem fremden Lande sei das Schönste auf Gottes Erdboden zu finden, und wie er aufwacht, läßt er die schnellsten Rosse an seinen Wagen spannen und fährt tagelang in die Fremde — bis er die hochgeborne Frau Gräfin findet. Gott dankbar sollten alle die sein, denen er das Schönste

beschert, und . . . Sie haben ihm gewiß schon gedankt, hochgeborner Graf!"

Andoras streckte nach diesen Worten feierlich seine Hand aus, um das Kleid der Gräfin an seine Lippen zu drücken. Sie aber schauderte zurück und wandte grauenvoll ihm das Antlitz ab.

„Fürchten Sie sich vor mir, hochgeborene Frau Gräfin?" fragte er mit trübem Lächeln, „ich bin nur furchtbar auf Restaurationen, wenn ich für die Völgyis stimmen lasse. Sonst kann mich ein Kind um den Finger biegen."

„Lächeln Sie ihn doch an, liebe Fanny," flüsterte der Graf französisch; er hatte mit eigentümlichem Wohlgefallen die Wandlung des Szent Paler Häuptlings wahrgenommen. Die Gräfin versuchte ihr Grauen zu bemeistern, sie wandte sich gegen Andoras, aber statt des Lächelns stürzten Tränen der Angst aus ihren Augen.

„Wie kindisch, Fanny!" rief der Graf.

„Die hochgeborene Frau Gräfin fürchtet sich vor mir," sprach Andoras kopfschüttelnd, „und doch habe ich keine Sünde begangen, daß das Kleid blutig wird, wenn ich es mit meiner Hand berühre . . . Aber die hochgeborene Frau Gräfin fürchtet mich, und ein Priester, wenn er das Abendmahl austeilt, müßte vom Altar zurücktreten, wenn — die hochgeborene Frau Gräfin sich fürchtet."

Noch einen langen Blick warf das Haupt der sechshundert Stimmen auf die Gräfin; dann wandte er sich langsam ab und ging — nicht mehr derselbe Andoras, der an den Wagentritt der gräflichen Equipage gekommen.

---

2. Die magyarische Grammatik.

Drei Tage nach diesem Ereignis auf der Straße begehrte am Gitter des gräflichen Schlosses ein Mann eingelassen zu werden.

Es war Andoras, das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal.

Ehe wir jedoch die knarrenden Riegel des Hoftores zurückschieben, scheint es uns nötig, einige Streiflichter über die Personen zu werfen, die die gräfliche Kutsche auf der Pußta unserer Bekanntschaft zugeführt hat.

Der Graf gehörte zu jenen ehrgeizigen Naturen seines Vaterlandes, die in die Politik die Summe ihres Lebens setzen. Er wollte bei der nächsten „Restauration" Vizegespan werden, und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges lag beinahe als Gewißheit vor ihm.

Es war noch nicht lange, daß der Graf in den Glückstopf der Politik gegriffen; an die äußersten Grenzen des Jugendalters getreten, waren in seine, von Genüssen aller Art gesättigte Seele zwei Entschlüsse, wie Lichtstrahlen, die von einem Brennpunkte ausgehen, eingefallen. Denn das ist eben das Geheimnis des Lebens, daß es nach aller Erschöpfung noch unsichtbare Quellen finden läßt, wenn man an ihm nicht verzweifelt. Der Graf sah noch zwei weiße leuchtende Säulen aus seiner Zukunft sich erheben, auf die er mit verjüngten Kräften zugehen wollte: die Politik und die Ehe.

Nach jahrelanger Abwesenheit im Ausland erschien er zum erstenmal wieder in den Adelsversammlungen seines Komitates, er ward wie ein reuig heimkehrender Sohn begrüßt, und die Zeitungen nahmen sein Lob in ihre Spalten auf. War er noch die träge, glanzlos herumschweifende Hummel? War er nicht eine arbeitsame Biene geworden, die auf eigener Scholle ihren Honig verarbeitete? Sein Ansehen stieg, als er in den Reihen der Opposition erschien. Die Genossen seiner Partei jubelten; keiner zweifelte, daß nur die innigste Überzeugung von der Gewalt und Wahrheit der Grundsätze, die sie verteidigte, ihn in ihre Arme geführt. Sie irrte, diese Partei! Dieser Schritt war für den Grafen

nur eine Fortsetzung des früheren Taumellebens; er fand Genuß in den Reihen der Opposition.

Der Einfluß des Grafen war noch im Wachsen, als er der freigebigste Hauswirt seiner Partei wurde, als die Leistungen seiner Köche und der Inhalt seiner Keller auf den Zungen des Ruhmes sich durch das ganze Land verbreiteten. — Es war dem Lenker der Regierungspartei gelungen, Bresche in die dichten Reihen der Opposition zu schießen — was tat der Graf? Er jagte seinen Koch aus dem Dienste und erwarb sich um teures Geld den des Obergespans. Nun sammelte sie sich aufs neue verstärkt und gekräftigt an seinen Tafeln. Aber so überwältigend trat zuweilen die Erschöpfung seiner durch Genüsse aller Art geknickten Energie auf, daß es Augenblicke gab, wo ihn das politische Treiben in tiefster Seele anwiderte und er Ausflüchte suchte, sich ihm zu entziehen. In solchen Momenten erschien ihm die Ehe als die zweite leuchtende Säule, die sich trostverheißend aus dem trüben Hintergrund seines Lebens erhob; seine Gemahlin sollte ihm die Politik ertragen helfen; mit ihr im Bunde sollte die Partei befriedigt werden, deren Feldzeichen er trug. Die Ehe war ihm ein politisches Institut geworden, ein Salon für seine Gäste, die Bindungsformel des Priesters vor dem Altar nur die Sanktion des Himmels — für die Pläne ehrgeiziger Genußsucht.

Aus dem Innern eines ungarischen Schlosses ging eines Tages ein Brief nach Schwaben ab. Er trug die Adresse einer ehemals reichsunmittelbaren gräflichen Familie. Drei Wochen später ging ein anderer Brief denselben Weg nach Ungarn zurück; als das Siegel gelöst ward, wußte der Graf, daß er eine Braut hatte.

Sie war erst sechzehn Jahre alt.

Der Antrag des Grafen war in ein Leben gefallen, das man eine aristokratische Dorfnovelle nennen konnte. Die junge Fanny kannte die Welt nicht. Was unten im

Dorfe zu ihren Füßen vorging, das setzte oben der Salon fort. In unbewußter Willenlosigkeit war sie einer Bestimmung entgegengereift, welche die Mädchen gleichen Alters unten im Dorfe vom Tanzboden, oder wenigstens vom nächtlichen Singen der Burschen schon besser kannten. Sie sprach ihr Jawort zu dem Antrage des Grafen mit so kindlicher Unbefangenheit aus, als gelte es einer Lustpartie nach dem weiten, romantischen Ungarn, und nicht einer Lebensstation, auf deren Meilenzeiger das Schicksal seine dunkeln Beschwörungsformeln schreiben konnte! Daß man sie zur Braut machte, war keine Befriedigung eines Wunsches; wohl aber ward eine unbezwingbare Sehnsucht in ihr rege gemacht nach dem wunderbaren Lande, das sie als Kind aus dem Munde des Grafen, dessen sie sich noch dunkel erinnerte, hatte schildern gehört. Für diese, von innigster Keuschheit durchheiligte Seele war die Ehe noch ein leerer Name, eine inhaltslose Hülle, sie schlug den weiten Mantel der Jungfräulichkeit um das rücksichtslos ausgesprochene Wort: Heirat — und wenn man sie scherzend „Gräfin Tornay“ anredete, meinte sie, träumerisch in die Ferne blickend:

„Ach! und wie freut es mich, nach Ungarn zu kommen.“

Dem Grafen entging diese Sehnsucht in die Weite, die aus jedem Briefe der jungen Fanny wie ein Wandervogel mit den Fittichen flatterte, keineswegs; er nahm sie für das, was sie war. Dieses ermattete Leben fand in dem Gedanken, daß das jungfräuliche Hinauswollen der Gräfin auch um ihn, oder eigentlich nur um ihn die jungfräulichen Arme schlang, keine Freude; für all diese Begeisterung hatte er nur einen Plan: er schlug ihr vor, Ungarisch zu lernen, damit sie als eine völlig Eingeborene das Land ihrer Sehnsucht betrete. Die nächste Antwort der Gräfin war ein freudiges Ja; nur meinte sie schalkhaft, unten im Dorfe verständen die Bauern zufällig nur „Schwäbisch“, sie glaube

kaum, daß das Schwäbische irgend eine Ähnlichkeit mit der ungarischen Sprache habe.

„Sie wollen also Ungarisch lernen? chère Fanny! Wie liebe ich Sie dieses Wunsches wegen! Wie herrlich werden die vaterländischen Klänge aus Ihrem Munde tönen! Ich verabschiede alle Klaviere im Schlosse, Sie bringen ja himmlische Musik mit. — — — Beifolgend schicke ich Ihnen, liebe Gräfin, eine magyarische Grammatik; sie ist etwas pedantisch, leistet aber alle Dienste, die Sie ihr nur zumuten wollen."

Der Überbringer dieses Briefes war Herr Janos; er selbst war die lebendige Grammatik!

Und dieser Janos?

Dieser Janos stellte den Sekretär des Grafen vor; dieser Titel genügte der Welt, aber nicht seinem Herrn. Zwischen beiden bestand ein sonderbares Verhältnis; der Sekretär schrieb nicht nur die Briefe, die der gräfliche Mund diktierte; er dachte sie auch, er schrieb sie ganz in dem Geiste, in der Anschauungsweise des Grafen; er war das horchende Ohr, wenn in später Nacht die Klingel aus dem Schlafzimmer des Herrn ertönte; er war die Feder, die dem Grafen die Reden schrieb, wenn er von der Partei Triumphe holen wollte; er war das stumme Gefäß, das sich mit dem Inhalt des Zornes füllen ließ, wenn den Herrn dumpfes Schweigen empfing; er war der Sklave und der Freund seines Gebieters, seine Hand, sein Kopf, sein Wille, aber auch der Nacken, der den Fußtritt schwer empfand, und die verkörperte Willenlosigkeit, mit geschlossenen Lippen, wenn das schwerste Unrecht sie traf.

Janos war der Sohn eines Untertans, vom Grafen aus der Hütte in den Salon gezogen; sein Geschöpf; — sein Herr sah in ihm ein erlöstes Wesen, und kein Wunder, wenn er sich dieser Macht über ihn wie ein Zauberer bediente.

Rückhaltslos hatte ihm der Graf die Mission anvertraut, seine künftige Gemahlin im Magyarismus zu unterrichten; er kannte die Begeisterung seines Sekretärs für das Vaterland, das ihn geboren; niemand konnte beredter die Reize des wunderbaren Ungarn schildern, niemand glühte mehr für die Sprache Arpads als derjenige, den die Laune eines Magnaten nach Schwaben schickte, um dort eine Proselytin zu machen.

Der Graf konnte keinen besseren Lehrer für seine Braut gewählt haben. Die junge Fanny lernte rasch und ohne Schwierigkeit die so fremdartige Sprache; sie hörte in stiller Andacht dem Sekretär zu, wenn er mit den glühendsten Farben seiner Seele die Vorzüge seines Vaterlandes schilderte. Gab es denn noch ein zweites Ungarn? Sie trank den goldenen Strom seiner Worte gierig, und die Sehnsucht dieses herrlichen Wesens nach der Ferne spannte zum Fluge immer mehr die Fittiche.

Eine wunderbare Veränderung war aber nach Monaten in dem Magyaren vorgegangen. Warum schwieg er, der sonst jede Gelegenheit, die ihn auf Ungarns Größe und Schönheit zu reden führte, so begeistert ergriff? Wo war die Glut seiner Worte? Das Hinreißende seiner Schilderungen? Sprach die Gräfin Fanny von ihrer Sehnsucht, malte sie ihr Glück mit den lebhaftesten Farben ihrer Phantasie, so hörte dieser Herr Janos mit trüber Stirne und gesenkten Augen zu.

Diese Wandlung lag tiefer, als wir mit den feinsten Brillen unserer Seelenkunde ergründen könnten und wollten.

„Nur noch vier Wochen, und der Graf kommt und holt mich ab," sagte eines Tages Fanny, als sie mit ihrem Lehrer an dem Ufer des schönen Neckars spazierte.

„Und fürchten Sie gar nicht, aus Deutschland hinwegzugehen — aus diesem schönen Deutschland?" fragte Janos, zitternd vor innerer Bewegung.

„Fürchten? und sagte ich Ihnen nicht immer, daß ich mich freue und herzlich freue, in Ihr Vaterland zu kommen?“ warf die Komtesse lachend hin.

„Gräfin,“ sprach der Lehrer, und ein Seufzer rang sich schwer und lang aus seiner Brust. „Gebe Gott —“

„Was haben Sie, Herr Janos?“ fragte die Komtesse, ihm besorgt in das aufgeregte Antlitz blickend.

„Ich weiß nicht,“ ... antwortete Janos. „Ich wollte nur sagen: Gebe Gott, daß Sie in Ungarn glücklich werden. Mit weißen leuchtenden Fittichen wird der gute Gott über Sie wachen; er wird das Kind Deutschlands von den Ufern des Neckars nach unseren Pußten begleiten — er wird Sie auch dort nicht verlassen, wenn fremdartige Verhältnisse beirrend auf Sie einwirken werden — er wird die Neckarblume nicht verdorren lassen im Sande unserer Pußten.“

Die Gräfin war ernst geworden; die Hände hatten sich leise gefaltet, wie zum Gebete.

„Und Sie, Herr Janos?“ fragte sie, nach einer bangen Weile, „wo werden Sie in Ungarn stehen? Wird Sie mein Auge erblicken? Werden Sie meine Stimme hören — wenn ich vielleicht angstvoll rufe?“

„Denken Sie an den treuen Johannes in Grimms Hausmärchen,“ sagte der Sekretär tief bewegt; „dieses Märchen habe ich erst in Deutschland verstanden. Janos heißt im Deutschen Johannes. Auch ich heiße Johannes.“

---

3. Das gefangene Wild.

Der Graf konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken, als ihm die Ankunft des Hauptes der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal gemeldet ward.

„Hat sich die Bestie in unserem Revier denn doch be-

treten lassen," sagte er zu seinem Sekretär, „und glauben Sie noch an die ‚historischen Traditionen' dieses Bauers?"

„Wir müssen sie erst verleugnen hören, Euer Hochgeboren," entgegnete Janos, doch so, daß seine Worte dem Häuptlinge entgehen mußten.

„Verleugnen!" rief der Graf ebenso; „er hat sie bereits verleugnet . . . Als ein Anhänger der Völgyis durfte er keinen Schritt in das Gebiet des Grafen von Tornay machen. Oder es ist vielleicht der Wunsch meines Sekretärs, daß der Bauer Andoras seine Traditionen behalte? Daß uns die sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal diesen Traditionen zuliebe entgehen?"

Der Sekretär zuckte zusammen; die Bitterkeit, die in den Worten seines Gebieters lag, berührte ihn schmerzlich.

„Euer Hochgeboren wissen es selbst am besten," sagte er, „wie sehr ich wünsche, daß der Graf von Tornay im Wahlkampf siege. Es widerstrebt mir aber in innerster Seele, diesen kräftigen Andoras seine Mannheit entwürdigen und sich uns verkaufen zu sehen."

„Sehr poetisch," warf der Graf spöttisch hin, „vielleicht etwas zu deutsch. Sie haben Deutschland wohl sehr liebgewonnen, Herr Janos?"

„Ich habe Deutschland lieben gelernt," antwortete der Sekretär.

„Laissons ça!" rief der Graf, „Deutschland bleibt und wird nun einmal bleiben das Land schwärmerischer Narren und hirnverbrannter Denker. Jetzt sind wir aber in Ungarn und mitten in der heißen Atmosphäre der Komitatswahlen. Sollen wir philosophische Betrachtungen darüber anstellen, ob es auch recht und billig ist, diesen Andoras seiner Traditionen zu entkleiden? Dazu habe ich nicht Zeit und Willen . . . diese sechshundert Stimmen müssen unser werden, es koste was es wolle. Sollen wir ihn abstoßen, wenn er uns entgegenkommt?"

Der Sekretär verbeugte sich stumm und ging.

Draußen in der säulengeschmückten Vorhalle des Schlosses wandelte indessen der gewaltige Andoras, das gefürchtete Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal, auf und nieder. Das männlich-schöne Gesicht des Bauernedelmannes trug nicht mehr jenen Stolz, der dem Kutscher Peti so herrisch die Überlegenheit der Völgyischen Partei bewiesen hatte; die Arme unter dem mächtigen Schafpelz verborgen und den breitkrempigen Hut tief in die Augen gedrückt, stand er bald Augenblicke still, bald sah er unruhig auf die Türe, die zu den Zimmern des Grafen führte. Mit jener Neugierde, mit der wir das in seinem Käfig ruhelos kreisende Raubtier betrachten, standen um ihn die Bedienten des Hauses; hie und da sprach aus ihrer Mitte einer ein Wort mit dem gefürchteten Häuptling; aber die kargen und verdrossenen Antworten, die seinem Munde entquollen, bewiesen ihnen, daß der Bocskoros-Edelmann seine historische Stellung um nichts geringeres anschlage, als das zweifarbige Tuch und die wappengeschmückten Knöpfe der gräflichen Diener.

Der Graf trat endlich heraus.

Andoras nahm ehrfurchtsvoll den breitkrempigen Hut ab, und das männlich-schöne Antlitz des Edelmannes, das durch die zu beiden Seiten herabfallenden schwarzen Haare noch gehoben ward, zeigte sich nun in seiner ganzen Entschiedenheit und Gewalt. Der Graf selbst konnte eine Anwandlung von Achtung nicht unterdrücken und grüßte mit nicht studierter Höflichkeit den Bocskoros*), der als Gleicher einem Gleichen gegenüber stand.

„Ach!" rief er dann mit gefaßter Überlegenheit, „wie kommt der Graf von Tornay zu der Ehre, den ritterlichen

*) Eine andere Bezeichnung für den stimmberechtigten, niederen Bauernadel, den sogenannten Bundschuhadel.

Herrn Andoras in seiner kleinen Behausung zu begrüßen? Oder sollte es ein Irrtum sein, der den edlen Herrn Andoras eine gewisse andere Wohnung für die meinige ansehen läßt?"

„Hochgeborener Herr Graf!" antwortete der Häuptling; „werfen Sie mir nur in diesem Augenblicke meine Anhänglichkeit an die Völgyis nicht vor . . . denn ich habe ein Anliegen oder eigentlich einen Vorschlag für Euer Hochgeboren . . . er kommt mir eigentlich schwer vom Herzen! . . . Mir ist, als sähe ich die blutigen Gestalten meines Großvaters und Vaters, die auf den Restaurationen für die Völgyis gefallen sind, mir mit den Fingern winken und drohen . . . Aber ich weise diese Drohungen von mir fort," setzte der Edelmann mit düsterglühendem Blicke hinzu, „weit fort von mir, in das Grab zurück, wo sie ausruhen und mich nicht stören sollen . . . Haben Euer. Hochgeboren Lust und Gefallen, mich anzuhören?"

Freundlich mit dem Haupte nickend, sagte der Graf:

„Kann Herr Andoras so fragen? Ich stehe jedem seiner Worte zu jeder Stunde am Tage und bei Nacht zu Gebote. Schufte!" rief er dann unter die draußen stehenden Bedienten, „warum keinen Wein für den ritterlichen Herrn Andoras? Sputet euch, und vom besten!"

Der Edelmann machte eine abwehrende Bewegung.

„Hochgeborener Herr Graf," sagte er beinahe flehend, „schicken Sie Ihre Leute nicht in den Keller; ich habe geschworen, daß kein Tropfen Wein, und wäre es selbst der des Grafen von Tornay, über meine Lippen kommen darf — mein Mund muß heilig bleiben und darf nicht entweiht werden."

„Ist eine Restauration bei Euch eine so heilige Sache, ritterlicher Herr Andoras?" warf der Graf mit leichtem Spotte hin, „dann wäret Ihr ja ein Musterbild für die Moralität aller ungarischen Edelleute! Sprecht Ihr nicht,

Herr Andoras, als ginget Ihr zur heiligen Kommunion, wo Ihr den Leib des Herrn empfangen sollt!"

„Und heilig, dreimal heilig ist auch die Sache, die ich dem hochgeborenen Herrn Grafen vortragen will," sagte darauf der Bauer, dessen Augen in eigentümlichem Glanze leuchteten, „heilig, wie der Mutter das Kind, heilig, wie das Andenken an meinen lieben Vater."

Der Graf hörte betroffen diese seltsame Ansprache des Edelmannes.

„Was habt Ihr also? Vertraut mir Euer Heiligstes!" sagte er ohne Spott.

Andoras schien einen Augenblick auf den Ausdruck zu sinnen, den er seiner Rede geben sollte; es mußte ein gewaltiger Kampf in seiner Seele vorgehen, was sich in der krampfhaften Bewegung seiner Hand, die noch immer den Hut hielt, und in den zitternden Lippen offenbarte. Er trat dem Grafen um einen Schritt näher.

„Hochgeborener Herr," sagte er, indem er den Magnaten festen Blickes ansah. „Sie wollen Vizegespan unseres Komitates werden?"

„Ja," meinte der Graf mit schlecht unterdrücktem Spott, „vorausgesetzt, daß die Völgyis nichts dagegen haben."

„Hochgeborener Herr!" rief der Bauernedelmann mit lauter Stimme, „die Völgyis sind stark, und unsere grünen Federn müssen über Ihre roten den Sieg davontragen. Und dann bin *ich* da . . . und die sechshundert Stimmen von Szent Pal; kein Soldat folgt so seinem Feldherrn, wie die sechshundert *mir*. Sage ich: Ihr müßt für die Völgyis euer Leben hingeben, euer Blut fließen lassen unter den Fäusten und Knitteln der Rotbefiederten, so geschieht es, Euer Hochgeboren, und die grüne Feder siegt, so wahr als der Edelmann Andoras hier vor Ihnen steht — er kann aber auch das Gegenteil bewirken, und darauf verlassen Sie sich, Euer Hochgeboren."

Die letzten Worte hatte das Haupt der sechshundert edlen Stimmen halb leise gesprochen; mit gesenkten Augen, fast furchtsam, ob der Graf wegen dieses Treubruches an seiner Partei ihn nicht anspeien würde, stand er da.

„Ihr meint also, Herr Andoras," sagte der Graf mit anscheinendem Ernste, „es hinge nur von Euch ab, daß die sechshundert grünen Federn von Szent Pal ihre Farben wechselten?"

„Jedes Kind im Komitate kann das dem hochgeborenen Herrn Grafen sagen," rief der Edelmann mit einigem Stolze; „die Andoraſe und ihre Anhänger schlagen sich für die Völgyis tot, wenn sie dieselben durchsetzen wollen; sie gehen auch für den Grafen von Tornay in den Tod, wenn es sein muß — aber unter einer Bedingung."

„Und die wäre?" fragte lauschend der Graf.

„Euer Hochgeboren wollen also wirklich Vizegespan werden?"

„Ja," sagte der Graf mit fester Stimme.

„Sie werden es, Herr Graf," sagte Andoras leise, „so wahr ich Leben in mir habe, aber unter einer Bedingung — — —"

„Ich höre," sprach der Graf.

„Gönnen Sie mir einen Kuß vom Munde Ihrer Frau Gemahlin — — —"

Der Graf brach statt aller Antwort in ein lautes Gelächter aus, und dieses Lachen klang so drohend und zugleich so höhnisch, daß Andoras, irre gemacht, wie seine Zumutung aufgenommen wurde, nur betroffen dastand.

„Unter dieser Bedingung, Herr Graf, siegt Ihre rote Feder," glaubte er noch einmal wiederholen zu müssen.

Der Graf lachte noch immer.

In diesem Augenblicke wurden draußen vor der Vorhalle zwei Bediente sichtbar.

„Heda! Peti, Ferencz!" rief der Magnat ihnen zu, die

auf sein Geheiß herbeiflogen, „nehmt da diesen Schlingel beim Kragen und werft ihn zum Schlosse hinaus."

Während sich die beiden Vollstrecker des gräflichen Willens an das edle „Wild" machten, das sich auf dem Gebiete ihres Herrschers hatte betreten lassen, ging der Graf, ohne das Haupt der sechshundert edlen Stimmen mehr eines Blickes zu würdigen, in seine Zimmer zurück. Diese stumme Verachtung, dieses höhnische Zurückweisen seines Antrages hatte auf den gewaltigen Andoras nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Er war schwach geworden; die furchtbare Kraft seiner Gliedmaßen war wie ein schwaches Rohr unter den Fäusten seiner beiden Gegner zusammengeknickt. So gänzlich entmannt schien dieser kräftige Mensch, daß er gar nicht zu fühlen schien, wie er zu Boden geworfen, wieder aufgerafft und zu dem offenen Torgitter hinausgeschoben ward. Ein todbleiches Antlitz wandte sich draußen nach dem Schlosse um; wer hätte in diesem Augenblicke das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal erkannt?

Der Graf lachte noch immer.

---

4. Dämonen.

Der „Restaurationstag" war indessen immer näher gerückt; die Vorbereitungen dazu geschahen mit allem Aufwande und aller Verschwendung, die erforderlich sind, um den Wahlkandidaten nicht in den Ruf des Geizes zu bringen. Seit vierzehn Tagen war das gräfliche Schloß der Tummelplatz der gesamten Komitatsopposition; der Hof und die Stallungen wurden nicht leer von kommenden und abgehenden Wagen und Pferden, und ein ganzes Heer von Köchen bot vergebens seine Kräfte auf, um alle zu befriedigen, die

mehr die Sehnsucht nach einem guten Bissen, als die Begierde, den „Mann ihrer Wahl" durchzusetzen, hiehergeführt hatte. Während die „Herren" an den schwerbeladenen Tafeln des Grafen schmausten und zechten, waren die niederen Herren „Wähler" draußen in den Höfen und Korridoren nicht minder gut bewirtet. In die politischen Erörterungen und Wahlmanöver, die drin an der „Tafel der Honoratioren" verhandelt wurden, mischte sich dann das wilde Gejohle der Bauernedelleute, die jauchzenden Weisen der Restaurationslieder und die melancholisch-wilden, über alle Saiten der Seele gewaltig hinstürmenden Klänge der Zigeunermusik. Tag und Nacht währten diese Szenen; kein Schlaf senkte sich auf die Bewohner des Schlosses; das ungezügelte Restaurationstreiben hatte sich in alle Schliche und Winkel des gräflichen Schlosses gezogen. Oft in tiefster Stille der Nacht, wenn die Mühen des Tages überwunden schienen, erschollen draußen die wilden Restaurationslieder, schrillte die Geige des Zigeuners, und wie die einzelnen Korallen einer zerrissenen Schnur zog sich der Refrain jenes Liedes, das wir aus Andoras Munde bereits kennen:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan!"

durch alles Handeln und Denken des gräflichen Ehepaares.

Mit den leuchtenden Augen eines neugierigen Kindes hatte die Gräfin all dieses phantastische und für ihre „deutschen Begriffe" so eigentümliche Treiben verfolgt. Für sie war es ein Schauspiel voll gehender, kommender und stehender Kostümfiguren, ein Theaterstück, auf dessen Ausgang sie sich freute, weil ihr Gemahl der Held desselben war und als Sieger vom Schauplatze treten mußte. Was war gegen all dieses Gepränge der „Restauration" eine Abgeordnetenwahl in ihrem Schwaben? Um den Grafen zu überraschen, machte sie sich an die Stickerei einer großen dreifarbigen

Fahne, worauf mit kunstvoll verschlungenen Buchstaben der Refrain jenes Liedes verzeichnet stand:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan!"

„Ei, ei, liebes Kind," sagte der Graf, der sie eines Tages unvermutet bei ihrer Arbeit traf, „wer hätte das gedacht, daß du dich gleichfalls auf das Korteswerben verlegst?"

„Verdiene ich Strafe darum," meinte sie schalkhaft, „oder glaubt ihr Männer allein das Privilegium zu besitzen, Politik zu treiben? Wir Frauen wollen euch in das Handwerk pfuschen."

„Liebe Fanny," sagte der Graf ernst, „wer verbietet dir, Politik zu treiben, soviel du willst? In unserem Lande muß die Frau die Partei ihres Mannes ergreifen; bei euch in Deutschland ist das freilich anders, da führt ihr ihm höchstens die Wirtschaft."

Die Gräfin sah forschend ihrem Gemahl ins Antlitz.

„Und wie muß ich das anfangen?" sagte sie, die in den Worten des Grafen einen Befehl zu hören glaubte.

Der Graf antwortete nicht sogleich.

„Erinnerst du dich noch, liebes Kind, jener Begegnung auf der Straße im Dorfe . . ."

„Jenes furchtbaren Menschen," ergänzte die Gräfin schaudernd und erbleichte, „der dem armen Peti den Knittel an den Kopf warf? Das blutige Gesicht des beklagenswerten Jungen ist mir noch immer vor den Augen . . . George, teuerster George, wenn du wüßtest, mit welchen trüben Ahnungen ich damals in das Schloß einfuhr, wie ich mich ängstigte und quälte, die Erinnerung an jenes Begegnis aus meinen Träumen zu bannen."

„Und doch schienst du auf dieses wilde Tier einen gewaltigen Eindruck hinterlassen zu haben," sagte der Graf,

ironisch lächelnd. „Sahst du nicht, wie ehrfurchtsvoll er sich dir nahte, wie begeistert er dein Kleid an seine Lippen drückte? Kann man einer Madonna anders begegnen?"

„George," sagte sie vorwurfsvoll.

„Du weißt übrigens nicht," fuhr der Graf in frivolem Salontone fort, „daß dieser furchtbare Andoras nicht nur Knittel werfen, sondern — — auch die zartesten Wünsche und Gefühle hegen kann; ich sage dir, Wünsche, liebes Kind, die ihn für das teppichunterbreitete Dasein eines Salons fähig machen."

Der Graf begleitete diese Worte mit jenem ausgelassenen Lachen, das so dämonisch dem armen Haupte der sechshundert edlen Stimmen nachgefolgt war.

„Ich verstehe dich nicht, George," sagte die Gräfin geängstigt.

Und wieder brach der Graf in jenes verhängnisvolle Lachen aus.

Dieses Lachen spielte, wie jener oft erwähnte Refrain des Restaurationsliedes, eine eigentümliche Rolle im gräflichen Schlosse. Oft in der innigsten Unterredung mit seiner Gemahlin trat es gespensterhaft unheimlich auf die Lippen des Grafen. Die Gräfin war ahnungsvoll und liebend genug, daß sie bald wahrnahm, wie es stets mit einer gewissen Gedankenreihe in den Gesprächen ihres Gemahls in Verbindung stand. Und immer war es Andoras, jene furchtbare Erscheinung, dessen Name in einem jeden dieser Gespräche genannt wurde. Was wollte dieser Mensch? War es nicht, als drängte sich eine finstere Schicksalsgestalt zwischen sie und ihren Mann? Und warum schauderte sie, wenn er lachte?

Je näher der entscheidende Tag der Wahlschlacht heranrückte, desto seltsamer und unheimlicher wurden diese Ausbrüche des inneren Gedankensturmes aus dem Munde des Grafen. Der Graf verbarg vor seiner Gattin, was offen-

kundig schon vor aller Augen lag. Die Partei der roten Federn hatte ihre gesamten Streitkräfte überzählt, Mann für Mann, und hatte gefunden, daß die „Grünen" trotz aller Wahlmanöver die Oberhand gewinnen mußten. Andoras und seine sechshundert edlen Stimmen gaben den Ausschlag. Es wurden Boten auf Boten ausgesandt, um den störrigen Leithammel von Szent Pal zur roten Feder zu bekehren, aber mit Erstaunen teilte man sich das Kuriosum mit, der Bauernedelmann spreche von einer Bedingung, die er dem Grafen selbst anvertraut habe, und nur, wenn diese eine Bedingung erfüllt werde, gäbe er sein Blut hin, „damit die rote Feder damit getränkt werde."

„Und diese Bedingung, Herr Graf? Ist es so schwer, diesen Leithammel zu befriedigen? Was kann diese Bestie für Bedingungen stellen, die der Graf Tornay nicht erfüllen könnte?" fragte man jedesmal.

Und wieder lachte der Graf.

Uns aber fehlt jener Schlüssel, der die innersten Kammern einer menschlichen Seele aufschließt . . . vielleicht auch jedem anderen! Schließt eine solche Seele nur auf, braucht nur dazu die besten Instrumente aus dem Kramzeug neuerer Psychologie! Im günstigsten Falle findet ihr obenauf jenes Lachen auf den Lippen des Grafen; vielleicht erratet ihr auch, daß dahinter mehr als ein unwillkürlicher Reiz der Muskeln liegt, daß die ganze Erfolglosigkeit seiner Wahl, die Entmutigung eines voraussichtlichen Falles sich darunter verbarg — zu den Endfäden eines Entschlusses, der in dem Grafen wühlt, werdet ihr doch nicht gelangen, die ihr das Gewebe dieser an Ehrgeiz, Leidenschaft und Genußsucht kranken Seele nicht gekannt habt.

Das Leben des Magnaten hatte wenige Momente aufzuzählen, in denen ein Genuß vergebens um Einlaß und Befriedigung angepocht hätte, wenige Momente, wo Überlegung geraten hatte, den Sirenenklängen irgend einer

Reizung, wie der kluge Mann von Ithaka, sich zu entziehen. Dieses Leben war wie ein scheues Pferd über Blumen und Felder und Trümmer dahingerannt. Wer sollte es auch jetzt noch aufhalten? Alle Dämonen des Genusses, die, je näher der Wahltag rückte, desto krampfhafter die Sinne des Grafen aufstachelten, waren in ihm erwacht — was sollte hier den Zügel ihm umwerfen, wenn es die Gräfin nicht tun konnte?

„Sie muß," sagte der Graf zwei Tage vor der Wahl zu sich, „und wenn ich sie zwingen sollte. Es ist nichts so Schreckliches darum, den Wunsch eines Gemahls zu erfüllen, der einen Kuß von dem Munde seiner Frau sich abstiehlt, um ihn einem andern abzutreten —"

Diese Sophistik setzte sich als drängender Treiber hinter dem Grafen auf das Roß, das er eines Abends bestieg, um, wie er seiner Gemahlin sagte, „seinen Mißmut niederzureiten". Er war auf die Heide, gegen das Dorf Szent Pal zu, geritten, um das Haupt der sechshundert edlen Stimmen zu sprechen.

Der Zufall ersparte dem stolzen Magnaten die Demütigung, in die Wohnung des Bauernedelmanns eintreten zu müssen. Einige Schritte vom Dorfe tönten plötzlich die zwei Endverse des Restaurationsliedes an sein Ohr, aber in derjenigen Fassung, wie es für die „grünen Federn" taugte. Aus der Dunkelheit der Nacht sah er eine Männergestalt im weißen Schafpelz und breitkrempigen Hut auf sich zukommen, in der er alsobald das wilde Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal erkannte.

Hart am Wege, den der Graf vorbei mußte, blieb Andoras stehen. Er hatte den Hut abgenommen; ein vorüber ziehender Mondglanz ließ den Magnaten auf ein bleiches, von Kummer gezeichnetes Antlitz sehen, das ihn unwillkürlich ernst stimmte.

„Guten Abend, Herr Andoras," grüßte der Graf. „Welcher Zufall, Euch hier zu treffen!"

Hätte sich das Haupt der sechshundert Stimmen besser auf Seelenkunde verstanden, er hätte in der schwankenden Stimme, mit der diese Worte ausgesprochen wurden, einen halben Sieg gehört.

„Hochgeborner Herr Graf," antwortete er und stand in demütiger Haltung, „ich selbst bin erstaunt, Euch wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen."

„Liegt in diesen Worten eine Drohung?" dachte der Graf, und eine unwillkürliche Bewegung seines Rosses bekundete, daß sein Reiter eben nicht ganz ruhig darauf saß. Aber ein zweiter Blick auf die fast gebückte Stellung des sonst so kräftigen Gegners verschaffte ihm die Überzeugung, daß Andoras von seiner Bedingung noch nicht abgegangen war.

Sonderbar! Der an die Raffinements europäischer Salons gewöhnte Magnat, der nie verlegen war, irgend einem verfänglichen Gespräche die geschickteste Wendung zu geben; derselbe Mann, der schmeichelnd und überredend Menschenglück zertrümmert hatte, daß es sich im Sterben noch lächelnd nach seinem Mörder wandte — er befand sich jetzt, einem rohen magyarischen Bauernedelmanne gegenüber, in einer Lage, die nicht erbarmenswerter sein konnte. Diesem Andoras einen Kuß seiner Gemahlin anzutragen —! Den gewandten Meister der Rede hatte die Kunst verlassen.

„Es sind Euch neulich, Herr Andoras," begann der Graf unsicher, „Unannehmlichkeiten in meinem Schlosse passiert —"

Ein trübes Lächeln spielte um die Lippen des Szent Paler Häuptlings; nicht das leiseste Zucken seiner Gesichtsmuskeln verriet, daß in diesem gewaltigen Körper eine zornige Erinnerung an die erlittene Schmach lebte, die ihm von den Bedienten des Magnaten angetan worden. Ein Bittender eher, als einer, der gebeten sein wollte, stand er hart an dem Pferde des Grafen.

„Diese Bestie," so lautete ein stiller Gedanke im Mag-

naten, „ist weit gefährlicher, als ich mir habe träumen lassen . . . sie ist kußsüchtig geworden. Kann sie denn den angetanen Schimpf so ganz vergessen?" Und ohne daß der Graf es eigentlich wollte, erscholl jenes verhängnisvolle Lachen wieder aus seinem Munde, das seit dem sonderbaren Begegnisse mit dem Edelmann sein eigentlicher Dämon geworden war.

Andoras trat einige Schritte hinweg, dann sah er sich scheu um, vielleicht weil er nach jenem Lachen, das ihm damals als Antwort wurde, auch jetzt eine neue Schmach hinter sich glaubte.

„Euer Hochgeboren," sagte er tonlos, „wollen mich vielleicht wieder an Ihr Schloß erinnern. Die Wunde blutet noch, Euer Hochgeboren reißt sie wieder auf."

„Glaubt ja nicht, ritterlicher Herr Andoras," meinte der Graf entschuldigend, „daß ich Euch jetzt beleidigen wollte. Vor vierzehn Tagen, ich gestehe Euch das, Herr Andoras, war es anders, ich hielt Euch damals für betrunken."

„Und darin mochten Euer Hochgeboren recht gehabt haben," bemerkte der Szent Paler Edelmann mit allem Bewußtsein seiner eigentümlichen Lage, „ich war damals betrunken, aber nicht vom Weine, mit dem auch die Völgyis so freigebig umgehen. Bei meinem toten Vater, den sie auf der ‚Restauration' totgeschlagen haben, schwöre ich Euer Hochgeboren, kein Tropfen Wein, um die Lippen zu befeuchten, hat mir seit jener Zeit gemundet. Aber ich frage Euer Hochgeboren, muß es gerade Wein sein, der einem die Sinne krank und trunken macht? Kann es nicht etwas anderes sein? Der Wahnsinn nämlich um eine Sache, die man nicht erreichen kann? Wenn ich z. B. das Tatragebirge mit eigenen Händen auf diese unsere Heide versetzen wollte, wäre das betrunken oder — wahnsinnig?"

Das Roß des Grafen machte wieder eine unruhige Bewegung. Die Bemerkung der „Bestie" hatte an das

Lebensmark des Magnaten, die Ehre, gestreift. War er selbst in einem anderen Zustande, als in dem des Wahnsinns, der dem verächtlichen Bauernedelmanne nachgeritten war, um ihm — den Mund seiner Gemahlin anzutragen? Zwei Geister stritten um diesen Moment, ein guter und ein böser. Der Graf sah beinahe mit leibhaften Augen, wie sie in seinem Gehirne sich faßten, wie sie sich krampfhaft ineinander krallten, der eine sein besseres Selbst zu retten, der andere es als Beute zu den Mächten der Hölle zu tragen.

Ein zweiter Moment wird uns den Sieger kennen lehren!

„Ihr unterscheidet sehr fein, Herr Andoras," bemerkte der Graf mit unsicherer Stimme, „in der Tat sehr fein, ich hätte Euch nimmer ein so feines Talent zugetraut. Wahrhaftig," zwang sich der Magnat zu einem sehr zaghaften Lächeln, „Ihr verdientet wenigstens . . . Stuhlrichter zu werden bei der nächsten Restauration."

„Euer Hochgeboren belieben Spott zu treiben," sagte Andoras, der offenbar den Grafen nicht verstand, „das überlassen wir den studierten Herren; wir anderen lassen uns für sie totschlagen, geben ihnen unsere Stimmen und heben sie auf unsere Schultern — — vielleicht, damit die Herren denselben Nacken, der sie getragen, wenn sie dereinst im Amte sind, mit Füßen treten."

„Bestie!" murmelte der Magnat.

Eine gefährliche Pause trat nun in der Unterredung der beiden ein. Der Graf packte krampfhaft den Zaum des vorwärts strebenden Tieres. Sagte dem sein Instinkt, daß es den Gebieter aus der furchtbaren Lage reißen mußte? Andoras meinte, der Graf wolle seines Weges gehen, und trat ehrfurchtsvoll zurück. Ein grimmiges Feuer loderte in dem Gehirn des Magnaten, und die Nacht war schonend genug, über sein flammendes Gesicht ihren dichtesten Schleier zu werfen.

Das Haupt der sechshundert edlen Stimmen empfahl sich mit demütigen Worten — und ging.

Das Roß strebte aufs neue vorwärts, und die Stirne des Grafen war mit Schweiß bedeckt. Seine Hand hielt die Zügel so straff, daß das Tier grimmig darein biß und wütende Sätze machte. Andoras entfernte sich immer mehr.

„Herr Andoras!" rief der Graf mit allem Aufwand seiner Stimme „auf ein Wort!"

Das Roß mußte dem Befehle seines Gebieters sich fügen, es stand. Andoras kam näher, nun stand er vor dem Magnaten wieder von Angesicht zu Angesicht.

„Ich habe Eure Bedingung nicht vergessen," sprach der Graf in fieberhafter Eile, „kommt morgen frühe um dieselbe Stunde in den Schloßgarten, harrt am Gitter — Eure Bedingung soll erfüllt werden . . ."

Eine Minute darauf war die Stelle, worauf der Kuß einer schönen Frau um die Aussicht auf sechshundert adelige Wahlstimmen verhandelt wurde, leer. Der Graf war in der Dunkelheit der Nacht verschwunden; weiße Nebel zitterten über die Pußta hin, der Mond wandelte leise am Himmel seine Bahn. Eine unheimliche Stille war eingetreten; nur zuweilen klangen vom Dorfe Szent Pal, in dessen Gasse Andoras eingelenkt hatte, die bekannten Verse des Restaurationsliedes, die aber jetzt die gewünschte Fassung hatten:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan."

Die Verse klangen wie eine Siegeshymne.

5. Der treue Johannes.

Man kann lächeln und immer lächeln — —

Am folgenden Morgen trat der Graf mit übernächtigen Augen, aber das allzeit fertige Lächeln auf den Lippen, in das Zimmer seiner Gemahlin. Er fand sie auf dem Betschemel kniend, das Antlitz in heiliger Andacht gegen das Bild des Heilands gewandt. Dieser Anblick bannte die aristokratische Frivolität fest — und hieß das Weltliche stillestehen, während sich eine keusche Seele im Gebete zum Himmel aufschwang.

Wie war sie so schön! Man konnte die Blume beneiden, deren Duft sie einzog; man konnte dem Gebetbuche gram werden, auf das sie jeden Morgen und Abend ihren Mund drückte . . . und wer sollte sie heute küssen? Wem hatte der Graf die Blüte dieses Mundes verkauft? . . .

Aber schon war der Graf in jenen verworrenen Seelenzustand geraten, worin die Funken seines bessern Selbst noch als Irrlichter schwankten. Die Tat war erst halb geschehen. Er küßte ihr zärtlich die Hand.

„Wie hast du geschlafen, liebes Kind?“ fragte er.

„Schlecht, ich habe im Traume geweint,“ sagte die Gräfin; „ich träumte, wieder in der Heimat am Neckar zu sein, aber nicht als lachendes, hüpfendes Mädchen, sondern als eine gar ernste, düstere Frau, in lange Trauerkleider gehüllt, sah ich mich dort.“

„Possen, cher enfant,“ rief der Graf scherzend, „solche Träume sind ganz salonwidrig; was soll die Dienstmagd, die bei fremden Leuten um ein leichtes Stück Geld dient, für Träume haben, wenn die Gräfin Tornay dasselbe Traumbuch zu Rate zieht? Possen, sage ich dir, Fanny! Im Gegenteil, ich habe dir für heute eine Rolle zugedacht — — bei der du dich zum allerwenigsten gut amüsieren sollst.“

„Und die wäre?“ fragte sie leuchtenden Auges.

„Du sollst für deinen Gemahl sechshundert Stimmen werben."

„Ich?"

„Spiele doch nicht die Erstaunte, liebes Kind," sagte der Graf mit sichtbarem Verdruß. „Als wäre es dir nie eingefallen, eine Fahne für die Restauration zu sticken? Du hast also bereits für deinen Gemahl geworben. Willst du aber nicht mehr für ihn tun?"

„Ich verstehe dich nicht, George," sagte sie unschuldig.

„Und Herr Janos sollte doch aus dir eine Magyarin machen . . . Verstehst du mich noch nicht?"

„Du bist heute sonderbar, George, —" sagte sie stockend.

„Vielleicht nur zu ernst, liebes Kind."

„Steht es um deine Sache so schlimm?"

„Schlimmer als du denken kannst."

„Der Graf von Tornay?" sagte sie mit dem Stolze eines Kindes, das sich seines Ursprungs rühmt.

„Der Graf von Tornay wird an einem Bauernedelmanne im Schafspelze und ungekämmten Haaren zuschanden. Erinnerst du dich noch jenes —"

„Immer diese Gestalt!" rief die Gräfin schaudernd, und Todesblässe bedeckte ihr holdes Angesicht.

„Närrisches Kind," sagte der Graf mit jenem feigen Lächeln, das ein Wort zur entscheidenden Stunde nicht aussprechen läßt — „wie sonderbar du bist. Vielleicht ist dein Lehrer eher imstande, dir deine bösen Träume zu deuten."

Und nachdem der Graf den Feuerbrand eines bevorstehenden Geschickes in das ahnungsvolle Gemüt der Gräfin geworfen, verließ er sie, das Werk der Überredung anderen Lippen vertrauend. Was stand ihr bevor? In welchen Formen sollte ihr das Rätsel entgegentreten, das so geheimnisvoll aus dem Munde ihres Mannes tönte? Mit dem Schwerte des Schreckens? Mit der lachenden Miene der Überraschung? Dieses beengte Herz, das zu laut und angst-

voll pochte, fühlte die Nähe einer Gefahr und empfand den Druck der Atmosphäre, in der jene finstere Gestalt des Bauernedelmannes lebte.

Sonderbare Eigentümlichkeit der Seele! In diesem Augenblicke des tiefsten Drangsals mußte die Gräfin lebhafter als je an ihre Heimat denken; sie sah sich an die schönen Ufer des Neckars versetzt, und mit aller Klarheit drangen jetzt die Worte des Sekretärs an ihr Ohr, jene Worte, die er kurz vor ihrer Heirat zu ihr gesprochen und die ihr, der in die Ferne schweifenden Jungfrau, damals so unverständlich geklungen hatten. Wie fielen sie jetzt als brennende Tropfen auf ihr geängstigtes Herz! In diesem Augenblicke brach der Schmerz die zarte Hülle der Jungfräulichkeit, die noch immer um dieses Wesen lag, durch, und als der Sekretär eintrat, fand er die Züge dieser holden Gestalt so wunderbar gereift, daß er kaum die siebenzehnjährige Gemahlin des Grafen in ihr erkannte.

„Janos, teuerster Freund!“ rief sie ihm lebhaft entgegen, „geben Sie mir Aufklärung, was geht hier im Schlosse vor? Was hat der Graf mit mir vor? Er war heute so rätselhaft . . . und wollte Sie herschicken, um mich aufzuhellen.“

„Ich komme auch im Namen Seiner Hochgeboren, des Herrn Grafen,“ sagte der Sekretär tonlos, „um Ihnen seinen Antrag mitzuteilen.“

„Ein Antrag des Grafen! Eine Mitteilung meines Gemahls, die er durch Sie schicken muß!“ rief die Gräfin schmerzlich-ironisch . . . „Und so förmlich, so zeremoniös sagen Sie das, Janos! Ist dazu jetzt der Moment?“

„Ich bin nur das stumme Gefäß meines Herrn,“ brachte der ehemalige Lehrer mühsam hervor; „selbst den bittersten Inhalt, den es enthält, muß es ausschütten.“

Die Gräfin wandte sich ab und trat gegen das Fenster. Eine Pause, gleich drückend für beide, trat ein. Auf leisen

Socken gleichsam schritt der nächste Augenblick, der alles verkünden sollte, durch das stille Gemach.

„Sprechen Sie, Herr Janos," sagte sie darauf, indem sie sich vor ihn stellte mit gefalteten Händen und jener eisigen Resignation im Antlitze, die uns bei antiken Statuen so beredt in die Seele fällt.

„Vielleicht verdiene ich mehr Mitleid," sagte der Sekretär dumpf.

„Sprechen Sie, Herr Janos!" rief sie in einem Tone, der wie barscher Befehl klang.

„Ihr Gemahl ist nicht glücklich, Frau Gräfin," begann der Sekretär, . . . „mein Auftrag lautet, Ihnen dies zu melden. Ihr Gemahl, der Herr Graf, sieht den Schimpf einer Niederlage vor sich, und die nächsten Tage werden mit lauten Zungen durch das Vaterland die Nachricht tragen, daß der Graf Tornay an den Intrigen seiner Gegner zuschanden geworden sei. In diesem Gedanken fühlt sich der Herr Graf sehr unglücklich, und wenn es sein Besitztum gälte, er gäbe es freudig hin für die Aussicht, im Wahlkampfe, der ihm bevorsteht, nicht den Kürzeren ziehen zu müssen. Leider hängt dies nicht davon ab, sondern von der Bedingung eines Edelmannes — eines sogenannten ‚Leithammels' —, der dem Grafen sechshundert adelige Stimmen zuführen könnte, die den Ausschlag geben."

„Und diese politischen Händel," sagte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln, „was sollen sie mir?"

„Dieser Edelmann hat dem Grafen," fuhr Janos fort, „eine Bedingung gestellt, die in jedem Betrachte außerordentlich ist, — — und diese Bedingung betrifft Sie, Frau Gräfin."

„Mich?" rief sie mit einem Ausdrucke, der die Mitte zwischen Erstaunen und Schrecken hielt.

„Soll ich fortfahren, Frau Gräfin?" fragte mit gesenkten Augen, fast atemlos der Sekretär.

Die Gräfin lauschte gespannt auf die Verkündigung — eines Todesurteils.

„Dieser Andoras, Frau Gräfin, fordert als Lohn für den Dienst, den er dem Grafen leistet . . . einen Kuß von dem Munde der Gräfin Tornay."

„Unerhört!" rief sie, und nie paßte die Mythe von jenen rotgewordenen weißen Rosen besser auf ein menschliches Antlitz. Aber dieses Aufflammen einer am Lebenskeime getroffenen Jungfräulichkeit währte nicht lange; vernichtet, totenblaß sank sie in den Lehnstuhl, und ein leises Wimmern aus der tiefbewegten Brust verriet durch mehrere Augenblicke, daß noch Leben sei in diesem Wesen, das man so furchtbar zu kränken wagte.

„Ja, unerhört, Frau Gräfin!" rief jetzt der seines Auftrags entledigte Janos, „unerhört! weil er einem Wesen eine Tat zumutet, vor deren Gedanken schon ein Engel mit dem feurigen Schwert stehen sollte."

Die Gräfin sprach nicht, ihr Schmerz hatte sich in Tränen aufgelöst, und unter den Wimpern rannen heiße unaufhaltsame Tränen hervor.

„Hören Sie in dieser Stunde, der traurigsten meines Lebens, ein Geständnis, Frau Gräfin, das vor Ihnen den Schleier der gegenwärtigen Lage heben wird. Diese ist schrecklich, verstrickend . . . aber mein Auge hat sie vorausgesehen, als ich Ihnen an jenem Abend, wo Ihre Sehnsucht nach Ungarn einen so weiten Flug nahm, meine Besorgnisse aussprach. Sie waren damals so glücklich, so strahlend im Glanze jener Sonne, die das ferne Land Ihrer Bestimmung beleuchtete . . . Sollte ich die Hand ausstrecken und sie auslöschen? Ich war ja gekommen, diese Sehnsucht künstlich zu steigern . . . Sie mit den Vorzügen und Reizen unseres Landes vertraut zu machen, mit Ihnen die Rolle einzuüben, die der Graf, Ihr Gemahl, Ihnen zugedacht hatte . . . Ja, Ihnen war eine Rolle zugedacht, teuere Gräfin, und ich, der

Unglückselige, hatte die traurige Mission, Sie dafür vorzubereiten . . . Zürnen Sie nicht, Gräfin, wenn ich so rücksichtslos von einem Manne spreche, dem Sie die Bindungsformel des Priesters auf ewig angetraut hat . . ."

Bei diesen Worten verriet ein heftiges Zucken der Gräfin, wie sehr sie unter der Wucht der Anklage gegen ihren Mann leiden mußte.

Janos fuhr fort:

„Der Graf wollte eine Magyarin, er wollte ein Wesen an seiner Seite, das jede Schwankung seiner politischen Kämpfe ertragen konnte, das mit ihm fühlte, mit ihm litt und ihm gleichsam den Schild nachtrug in die Schlachten der Politik. Mir ward der Auftrag, das deutsche Mädchen am Neckar zur Magyarin zu erziehen; und so verstrickt war ich von dem Einflusse meines Herrn, daß ich eine Genugtuung darin fand, den Proselytenmacher zu spielen . . . Ich sah kein Verbrechen darin, und es war ein Verbrechen O, ich habe erst Deutschland kennen gelernt . . . Wie herrlich, wie unergründlich tief ist dieses deutsche Wesen; wie hat es mich angehaucht, mich, den Sohn Ungarns, der bis dahin nichts Größeres und Herrlicheres geahnt hatte, als sein Vaterland. Was ist aber dieses Vaterland gegen die Heimat, die Sie geboren hat, Frau Gräfin? Was ist die wilde, orientalischträge Kraft unseres Volkes gegen das gleichmäßige, in ruhiger Harmonie webende Gestalten des deutschen Wesens? Was haben wir geschaffen? Was ist aus uns herausgewachsen an das Licht des Tages? Wir haben nichts, gar nichts! Trübe fließt der Strom unseres Daseins, und alle Jahrhunderte einmal wirft dieser Strom seine Gewässer auf, daß sie brandend über die Ufer schlagen und sie verheeren — um dann wieder als trüber Strom sich fortzuwälzen. Ich fürchte, unser Volk hat keine Zukunft . . . Verflucht habe ich darum so manche Stunde, die mir den Sklavendienst auferlegt hatte, ein deutsches Gemüt auf fremde Wege zu bringen. ‚Bringen

Sie mir kein deutsches Vergißmeinnicht mit blauen Augen, keine Träumerin mit — —' sagte der Graf zu mir, und ich, der nach Deutschland gekommen war, eine Deutsche zur Magyarin umzugestalten, ich ward mit Grauen inne, daß dies ein Verbrechen sei . . ."

Der Sekretär schwieg; nur das leise Schluchzen der Gräfin verriet, daß ihr Schmerz im Verständnis ihrer Lage sich gemildert hatte.

„Sie glauben also, Herr Janos," sprach sie nach einer langen Pause, indem sie gefaßt und anscheinend ruhig aufstand, „Sie glauben also, ich hätte meinen Gemahl, den Grafen, unglücklich gemacht?"

„Sie, Frau Gräfin?" rief der Sekretär erstaunt, „Sie hätten ihn unglücklich gemacht?"

„Ja, ich," sagte sie, „es ist die Pflicht der Frau, das Glück ihres Mannes zu bereiten, und in meiner Schuld muß es liegen, wenn ich es nicht bewirkte."

„Beim ewigen Gott!" rief Janos, „Sie dürfen nichts unternehmen, was Sie und Ihre Ehre, einer nichtswürdigen Leidenschaft Ihres Gemahls zuliebe, berühren könnte."

„Beruhigen Sie sich, Janos!" sagte sie mit einem Blicke zum Himmel. „Möge Sie der Gedanke trösten, daß Frauenehre ein Ding ist, nicht der Mühe wert, ein Sterbenswörtchen dafür einzulegen. Was ist das für eine Ehre, die ein Mann verkaufen und verhandeln kann, wie eine Ware? . . . Nein, nein!" rief sie mit aller Bitterkeit des hervorbrechenden Schmerzes und warf sich verzweiflungsvoll in den Lehnstuhl, „ich habe nicht geahnt, welch Los mir bevorsteht."

In diesem Augenblicke trat der Graf ein.

„Was geht hier vor?" fragte er mit forschendem Blicke.

Der Sekretär war zu bewegt, um antworten zu können; er zeigte mit stummen Gebärdenspiel auf die unglückliche Gräfin.

„Mais, ma chère," sagte der Graf mitleidig lächelnd, „die Sache scheint dich ja sehr anzugreifen. — Hast du dir vielleicht mit allzu großer Empfindsamkeit die banalen Phrasen von Frauenehre und dergleichen in den Kopf gesetzt? Kann die Gräfin von Tornay in der Achtung der Welt sinken, wenn sie zu einem gewöhnlichen Bauernedelmanne auf den Wunsch ihres Gemahls sich herabneigt? Liebte sie diesen Edelmann? wird man fragen; war er schön, ritterlich? Konnte er die Eifersucht ihres Mannes erregen? — — Nein! antwortet man dieser neugierigen Welt, dieser Edelmann trägt einen Schafpelz und keine Glacéhandschuhe! Sie tat diesem Menschen, um was ihn jeder Mann in Ungarn beneiden würde, und sie tat es darum, weil er ihrem Gemahl einen großen Dienst erwies. Glaubst du nicht, daß man deine Tat loben wird, daß sich die Dichter dieses Stoffes bemächtigen werden, daß dein Ruhm auf eiligen Fittichen das ganze Land durchrauschen wird?"

Der Graf irrte, wenn er voraussetzte, daß seine Worte einen Einfluß auf den Entschluß seiner Gemahlin ausüben würden. Völlig gefaßt, aber mit einem Blicke, der sein eisiges Herz traf, sprach sie zu ihm: „Mein Gemahl! Ich habe mit tiefstem Kummer erfahren, daß Sie nicht glücklich sind. Ich will Ihren politischen Ehrgeiz nicht prüfen; es ist nicht Sache der Frau, daß sie das angreift, was ihrem Manne zurzeit lieb und wert ist; — jetzt ist es Ihre politische Karriere."

„Du wolltest, Fanny?" rief der Graf mit wirklichem Gefühl.

„Ich will —," sagte sie leise.

„Es kostet dich aber schwere Überwindung," meinte der Graf.

„Soll ich ihm vielleicht entgegengehen?" sagte sie traurig lächelnd.

„Ich habe ihn bestellt," sagte der Graf stockend.

„Ist er wirklich da?“ rief sie schaudernd und bedeckte sich schamvoll das Antlitz.

„Er wartet draußen vor der Türe —“

— — — — — — — — — — — — — — —

Andoras hatte den Lohn seines Treubruches erhalten. „Geh, Unglücklicher,“ hatte ihm die Gräfin gesagt, „du hast jetzt, was du dir töricht in den Kopf gesetzt. Aber deine Lippen sind jetzt verzaubert: denn das Unglück hat sie geküßt.“

* * *

Zwei Tage später kutschierte Peti die Vorspannpferde eines Wagens, in welchem die Gräfin aus dem „Schwabenland“ saß. Seine Rosse griffen nicht so flink und eilig aus wie damals, als er das neuvermählte gräfliche Ehepaar über die Pußta führte. — An den Augen der Gräfin lag heute ein weißes Tuch — nicht mehr die goldene Lorgnette.

Sie wollte für immer in Deutschland bleiben.

Der Graf siegte im Wahlkampf. Andoras aber erlag unter den Knitteln der Völgyis auf dem blutigen Plane der Restauration, wie sein Vater und Großvater. Sein Treubruch mußte gerächt werden.

Die ungarischen Zeitungen erwähnten damals dieses Faktums als einer Sache, die zur „Tagesordnung der Restauration“ gehört.

Der erste Meridian.

(1878.)

„Der Alois!“

Jedesmal, wenn ich meine gewohnte Sommerfrische in dem reizenden Gebirgsdorfe aufsuchte, das hart neben der

gewaltigen Eisenstraße sich hinzieht, die unmittelbar nach Italien führt, lautete nach den ersten Begrüßungen der Wirtsleute meine Frage:

„Und der Alois? Wie geht es dem Alois?"

„Dem Alois? Dank für die Nachfrage! Der Alois, der sitzt noch immer bei der Schule!"

Nur das letztemal, als ich wieder hinauskam, erhielt ich eine andere Antwort . . . eine jener Antworten, deren Sinn man, ohne daß man ein weiteres Wort darüber verliert, sogleich aus einer gewissen Handbewegung, oder einem bloßen Zucken der Lippen errät.

„Der Alois" war also tot!

Horchet still und horchet leise, denn die kleine Geschichte, die ich jetzt erzählen will, verdient, daß man sie gleichsam mit angehaltenem Atem in sich aufnehme, trotzdem es nur der „Alois", ein einfältiger Knabe ist, von dem sie berichtet.

Weit und breit konnte man kein schöneres Schulhaus finden, als mein reizendes Gebirgsdorf an der Eisenbahn besaß. Man hatte seine Freude daran, schon wenn es einem aus der Ferne entgegentrat. Es stand frei nach allen vier Seiten, und die vielen blanken Fenster, mit denen es ausschaute, begrüßten einen wie lauter Kinderaugen, denen von der Hand der Mutter am frühen Morgen der Schlaf frisch und rein fortgewaschen worden. Rings um die Schule zog sich ein gut gehaltener Garten, mit allerlei Haus- und Zierpflanzen aufs beste besetzt, und nur ein paar Schritte jenseits desselben jagte das eilige Dampfroß vorüber, so daß die Kinder einen doppelten Ausblick hatten: auf das Gärtlein und auf das stolzeste Geschenk des nimmer müden Menschengeistes, womit dieser sich selbst beschert hat. Die Schule unseres Gebirgsdorfes war aber auch nicht so leicht ins Leben gekommen. Bis sie dastand, festgefügt vom Dachfirste bis zum Kellerloche, mit allem und jedem, was dazu gehörte,

daß sie auch einer „ordentlichen Schule“ keine Schande machte, waren viele, viele Jahre vergangen; Geld und Gut, Mühen und Opfer waren nicht gescheut worden, und sogar ins Schuldenmachen hatten sich unsere Bauern gestürzt, nur damit es nicht heiße: die Nachbarn in P. hätten ihre Schule um so viel früher unter Dach gebracht; sie aber stünden noch beim A. Denn es ist eine wunderbar erfreuliche Tatsache unserer Tage, daß in dieser Beziehung unsere sonst übel beleumundeten Gebirgsdörfer einen Ehrgeiz entfalten, der dem in der Ebene um nichts nachsteht.

Als nun unsere Schule „fix“ und fertig dastand — es war sogar ein großer Erdglobus angeschafft worden, und der messingene Reifen des ersten Meridians glänzte und funkelte daran so prächtig — da freute sich niemand darüber so kindisch, als eben unser Alois!

Denn der Alois war selbst noch ein Kind, freilich ein zurückgebliebenes! Er zählte schon über neunzehn Jahre, war dabei groß und stark, nur daß er ein noch ganz bartloses Gesicht hatte. Er litt „am Kopfe“, sagten die Bauern, was auch ganz richtig war; man hielt ihn jedoch für ungefährlich, weil er niemandem was zuleide tat. Eine jener armen, verkommenen Menschenpflanzen, wie sie namentlich in unseren Gebirgsdörfern noch immer vorkommen, daß es fast unbegreiflich erscheint, wozu und warum sie überhaupt „gedeihen“. Muß es verkümmerte Menschen geben, wie es verkrüppelte Bäume gibt? und warum? Doch über diesen Punkt macht vieles Nachdenken bekanntlich selber — Kopfweh!

Und dennoch war der Alois nicht immer so geartet gewesen. Was ich über ihn zu erfahren imstande war, ist beiläufig folgendes:

Bis zu seinem zwölften Lebensjahre gehörte der Alois zu den aufgewecktesten und fleißigsten Knaben der „alten“ Schule, wie das baufällige Gerümpel, das jetzt vom Erdboden verschwunden ist, zum Unterschiede von der „neuen“,

prächtigen hieß. Seiner Anlagen wegen hatten ihn seine Eltern, wohlhabende Bauersleute, deren einziges Kind er war, für den geistlichen Stand bestimmt; man sagt, die Bäuerin habe stets die „Primiz" ihres jungen Priesters vor Augen gehabt, und dann, wie schön das sein werde, wenn einmal der Alois ihre und des Vaters goldene Hochzeit noch einmal werde einsegnen, was doch so außerordentlich selten geschieht. Aber es kam in keiner Weise dazu.

Eines Tages nämlich, es war im Hochsommer, die Leute befanden sich größtenteils auf den Feldern, auch die Eltern unseres Alois, ja sogar der „Herr Lehrer", der eine kleine Wirtschaft nebenbei betrieb. Da geschah mit dem Alois ein großes Unglück. Die alte Schule war an diesem Tage geschlossen; dennoch mußte sich jemand, auf den man nicht geachtet, in die, besonders heute, dunkle Schulstube geschlichen haben. Denn plötzlich hörte die alte Magd Kreszenz, die die jüngsten Kinder des „Fuchsbauern" zu Hause hüten mußte, einen durchdringenden Schrei, unmittelbar aus dem Schulhause . . . Da sie aber weiter nichts vernahm und die Kinder ihrer Aufsicht nicht entraten konnten, beruhigte sie sich dabei und blieb. Spät gegen Abend kehrte der „Herr Lehrer" vom Felde heim. Da fand er den armen Alois, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, mitten in der großen Schulstube unfern des großen Kastens, worin die „Utensilien" der Schüler aufbewahrt wurden, entseelt liegen . . . Mit vieler Mühe brachte der Lehrer den Knaben so weit zum Leben, daß er ihn seinen entsetzten Eltern nach Hause bringen konnte . . .

Seit jener Zeit mußte die arme Mutter des Knaben all ihren Träumen und Hoffnungen von der künftigen Größe und Pracht, von „Primiz" und „goldener Hochzeit" für immer entsagen . . .

Der Alois litt seither „am Kopfe".

Aber noch manches Jahr nachher sann man dem Un-

glücke des armen Knaben, wie einem schweren Rätsel, nach, zu dessen Lösung der Schlüssel verloren wurde. Wie? und warum war der Alois so heimlich in die Schulstube gelangt? Was mochte ihn so erschreckt und zu Falle gebracht haben? Was mochte ihn so gewalttätig wie ein Räuber angefaßt haben, daß er vom Schrecken so gar nicht mehr zu sich selbst kam?

Derjenige, der die beste Auskunft erteilt hätte — schwieg. Der Alois wußte von gar nichts.

Er hatte alles vergessen!

Hörte man den „Herrn" Lehrer, so sprach neben allem Mitleid ein gewisser Groll, eine gewisse Bitterkeit gegen den Knaben aus ihm. Er hatte bemerkt, daß der Alois, der überhaupt zu seinen besten und fähigsten Schülern zählte, sich insbesondere für die große Wandkarte, worauf die beiden Erdkugeln in schöner Farbe prangten, interessierte. Um ihm eine Freude zu machen, hatte ihm der Herr Lehrer wenige Tage zuvor erlaubt, das schöne „Bild" von der Wand herabzunehmen, an welcher es über dem Kasten hing, um es allen Gefährdungen durch die Schuljugend zu entziehen. Das war nach der Unterrichtsstunde geschehen; der Alois aber, nachdem er eine geraume Weile sich an der Karte erlustigt, habe inständig gebeten, sie nach Hause nehmen zu dürfen, weil er mit dem Anschauen noch nicht „fertig" geworden. Diese Bitte aber mußte der Herr Lehrer entschieden verweigern. Ob sich nicht darum der Knabe, als alles abwesend gewesen, heimlich eingeschlichen, auf den Kasten gestiegen und durch ein plötzliches Geräusch erschreckt, des Gleichgewichtes verlustig geworden sei? Man kenne ja die „jetzige" Jugend. Der Alois mochte vielleicht ein Schelmenstücklein mit der Wandkarte vorbereitet haben, aus Ärger darüber, daß er ihm nicht erlaubt hatte, sie nach Hause mitzunehmen, und noch anderes mehr.

Dazu schüttelte die arme Mutter des Alois wehmütig

den Kopf. Ihr Knabe? und boshaft? Die Heimlichkeit des Einschleichens mußte sie allerdings zugeben; aber warum und wozu? Darüber hatte sie ihre eigenen Gedanken, die sie gegen niemanden aussprach.

So war es gekommen, daß der Knabe bis aufs Essen, Trinken und Schlafen, das ihm von nun an auch vortrefflich bekam, alles, alles vergessen hatte, zumal das „schöne Lernen", den Stolz und die Freude seiner Eltern!

Eines darf nicht übersehen werden. Das Sprechen nämlich hatte der Alois durchaus nicht verlernt; aber „es gab nichts aus", wie man zu sagen pflegt. Über das Benennen der gewöhnlichsten Bedürfnisse, also über den engsten Kreis eines gebundenen Seelenlebens, ging oder schien vielmehr sein Denken und Fühlen nicht hinauszureichen.

Es gibt Uhren, die infolge eines inneren Schadens plötzlich den Ton ihres Schlagwerkes einbüßen; nur manchmal, ganz unvermutet, so daß es fast gespensterhaft erklingt, ertönen mit einem Male zwei, drei, auch mehrere Schläge, um dann wieder auf längere Zeit gänzlich zu verstummen. Dieser unvermutet hervorbrechende Ton kam auch zuweilen bei dem einfältigen Knaben in der Gestalt eines Begriffes zum Vorschein, den er gewissermaßen festgehalten hatte und nicht mehr fallen ließ, seitdem er den entsetzlichen Fall getan. Alles nämlich, was eine, wenn auch nur annähernde Ähnlichkeit mit der Gestalt eines Bildes hatte, erregte seine Aufmerksamkeit und brachte seine Lippen zum Sprechen; aber auch die Mappen der Schulkinder, ihre Bücher und Schreibhefte erschienen ihm in dieser Form, so daß es klar war, dieser Begriff sei der letzte gewesen, der klar und mit Bestimmtheit in ihm geklungen hatte, als das Schlagwerk seines Gedankenlebens noch geordnet tönte. Ich weiß nicht, ob es dieses allein war; aber seine Mutter behauptete stets, in ihrem Alois stecke, trotzdem er „am Kopfe" leide, mehr Verstand und Klugheit als in der ganzen „Gemeinde", und

eines Tages werde er dem Dorfe zeigen, daß sie alle ganz beschämt dastehen würden!

Auf dem Lande, wie überhaupt unter sogenannten unstudierten Leuten hat man wenig Neigung, die geheimen Vorgänge eines dermaßen gestörten Seelenlebens zu beobachten ... Was nützte es, daß man zuweilen nach langen Unterbrechungen urplötzlich jenen Ton vernahm, gleichsam zum Beweise, daß selbst dieser eine auf ein gewisses Erinnerungswesen hindeutete? Die Uhr hatte dennoch ihr Schlagwerk eingebüßt.

Da kam ein Ereignis, nicht nur für das Dorf, sondern auch für den armen Alois.

Die alte Schule, in deren Baufälligkeit, wie wir wissen, das große Unglück des armen Alois geboren worden war, war abgerissen worden; aus ihren Trümmern erstand die neue. Schien der einfältige Knabe den Sinn und die Bedeutung des neuen Baues begriffen zu haben? Auch das weiß ich nicht; nur das eine erzählten sie mir auf vieles Anfragen und Antupfen, daß der Alois, seitdem man Hand an die neue Schule gelegt hatte, von dem Bauplatze nicht zu entfernen gewesen. Auch auf diesen Umstand legten die Leute weiter kein Gewicht; hatte denn einer, der am Kopfe litt, etwas Besseres zu tun, als müßig herumzulungern? So sah man ihn denn von frühmorgens bis zur späten Feierstunde auf einem der umherliegenden Balken sitzen, allem Anscheine nach den Fortschritten der Maurer und Zimmerleute mit Aufmerksamkeit folgend. Nur zur Mittagszeit, wenn auch die anderen Werkleute davongingen, folgte er der Mahnung der Glocke, die ihn an den Tisch seiner Eltern rief. Sonst verriet nichts an seinem ganzen Wesen, daß etwas Außerordentliches in ihm vorging. Der Alois hatte nun eine Beschäftigung gefunden, worüber sich namentlich seine Mutter sehr freute.

Endlich war die neue Schule von oben bis unten fertig;

fast zwei Jahre waren darüber ins Land gegangen. Während dieser ganzen Zeit hatte der einfältige Knabe auch nicht einen Tag auf dem Bauplatze gefehlt; es schien, als stelle er den Wächter oder eine Art freiwilligen Inspektors vor, damit auch alles in Ordnung und nach der Regel ausgeführt werde. Schmuck und blank, wie eine aus ihrer borstigen Hülse geschälte Kastanie stand sie da, und ihre vielen Fenster spiegelten sich im Lichte des Tages! Nur an der inneren Einrichtung fehlte noch so manches, obwohl die Bänke längst ihrer Bestimmung harrten. Eines Tages verlautete es jedoch, nächstens werde die Schule feierlich eröffnet werden, man erwarte noch die Ankunft eines Gegenstandes, der direkt aus Wien „verschrieben" worden war.

Der Alois saß gerade auf seinem Balken, den man noch nicht aus der Nähe des Baues entfernt hatte; da brachten Leute eine ziemlich große Kiste, öffneten dieselbe mit dem Stemmeisen, während der Alois, wie von einer Ahnung des Kommenden bewegt, sich hinter sie geschlichen hatte, oder aus übergroßer Neugierde, die plötzlich in ihm erwacht war.

Hervor kam eine große, glänzende Kugel, die mit allerlei Zeichen schön bemalt war, und einen großen messingenen Reifen gleichsam um den Leib herum trug, der in der Sonne prächtig funkelte und blitzte.

Warum bei dem Anblick des Globus — und es war nichts Geringeres, als ein solches Ding — ein fast höheres Glänzen und Funkeln über das Antlitz des einfältigen Knaben fuhr? Wer könnte das bestimmen? Oder war es nur das Erröten eines Kindes, das von etwas überrascht worden?

Ich sage nur das eine, soweit ich es eben erraten habe. Von diesem Augenblicke schien in dem stumm gewordenen Schlagwerke seines Seelenlebens ein zweiter, vielleicht schon auch dritter Ton sich eingefunden zu haben.

Daran wird derjenige, der schärfer blicken kann, als ich es vermag, die Fortschritte ermessen können, die das Dämmerlicht, das über dem armen Knaben lag, zur allmählichen Klarheit bereits gemacht. Denn nun hatte der Alois etwas wie einen Freund gefunden, einen lieben Freund, nur konnte er es niemandem mitteilen, weil dieser Freund zufällig ebenfalls sich nicht mitteilen konnte, nämlich der Globus!

Merkwürdig genug blieb es, daß der Alois, als man den neuen Ankömmling in das Schulzimmer schaffte und ihm daselbst einen Platz neben einem Fenster anwies, so daß man ihm unmittelbar von der Straße aus in seiner Größe und Pracht ins Gesicht schaute, daß, sage ich, der Alois wahrscheinlich aus allzu großer Ehrfurcht ihm nicht zu nahen sich getraute. Niemals überschritt er die Schwelle des neuen Schulhauses, als hätte er sich für nicht würdig befunden, die Räume, in denen der neue Freund weilte, zu betreten. Er begnügte sich damit, ihm gleichsam auf Schritt und Tritt zu folgen. Der arme, einfältige Knabe!

Folgendes war nun das Tagewerk des Alois, seitdem der große Globus sich in dem Hause befand. Frühmorgens, noch bevor die Schule begann, fand sich der Alois ein, es mochte Winter oder Sommer draußen in der Natur walten. Sein Blick galt dem Freunde neben dem Fenster; natürlich stand der immer auf dem ihm angewiesenen Platze, wie es sich für einen ordentlichen Globus geziemt.

Dann setzte er sich selbst, geduldig und ohne ein Anzeichen von Aufregung, auf seinen gewöhnlichen Posten, jenen vom Bau zurückgelassenen Balken, von wo aus er bis in das Innerste der Schule blicken konnte. Doch nein! Der Alois hatte noch eine andere Beschäftigung; ich darf auf seinen Charakter kein mißgünstiges Streiflicht fallen lassen.

Wenn es nämlich regnete oder schneite und die Wege vor dem neuen Schulhause glänzten und schimmerten vor

lauter Wasser und Schnee, immer war der Alois da, um zu zeigen, worin sein Wert bestand. Den kleinen Kindern, namentlich den Mädchen, die daherkamen, ging er entgegen, nahm sie bei der Hand, oder je nachdem, hob er sie auf seine starken Schultern, denn er besaß Riesenkraft, und geleitete sie ganz sänftiglich zum Eingange. Und er wiederholte diesen Dienst so lange, bis er alles ungefährdet und über Pfützen und Tümpel hinweg gerettet glauben konnte. Das alles tat er mit einem Eifer und einer Behutsamkeit, als hätte er lauter gebrechliche Dinge vor sich, die bei einer unzarten Behandlung Schaden erleiden könnten. Seltsamerweise betrat er dabei niemals das Haus; jedesmal kehrte er an der Schwelle wieder um. Die Hauptsache war und blieb für ihn stets sein glänzender runder Freund mit dem funkelnden Ringe um den Leib.

Welch ein Fleiß des armen, einfältigen Knaben! Immer wieder nach dem Fenster hinanzusehen, wo er dieses Freundes gewahr werden konnte! Oder rührte es sich wieder in dem Schlagwerke und gab einen neuen Ton von sich?

Zu einer anderen Tagesordnung, als der eben geschilderten, ließ sich der Alois durchaus nicht bewegen, und es zuckte etwas wie wilder Trotz über sein sonst friedliches Antlitz, wenn man ihn zu etwas anderem bestimmen wollte.

„Nur nicht zwingen den Alois," sagte dann seine Mutter, und so ließ man ihn gewähren. Und als ich der alten Bäuerin einmal bemerkte, ob sie den Alois schon mal lachen gesehen hätte, meinte sie darauf mit einer Art tiefsinnigen Flüsterns, als hätte sie mir ein besonderes Geheimnis zu verraten:

„Ja lachen! wenn der Alois lachen könnt'! Dann wäre er ja gesund."

So belog sich die arme Mutter also doch, wissentlich oder unwissentlich, wenn sie den Leuten einreden wollte, ihr

Alois sei der Gescheiteste im ganzen Dorfe, und es werde sich einmal zeigen!

In der Tat sollte es sich bald zeigen, nur anders, ganz anders, als es die alte Frau in ihrer mütterlichen Einbildung geahnt hatte, und sie sollte doch in ihrem Rechte bleiben, wie gewöhnlich unsere Mütter!

Im Sommer des verflossenen Jahres hatten mich Angelegenheiten meines Berufes verhindert, das reizende Gebirgsdorf, meine gewohnte Frische, aufzusuchen. Aber als im nächsten Frühling die ersten würzigen Lüfte aus dem lieben Tale in meine Wiener Stube drangen — die Sehnsucht fühlt sich auf weite Meilen fast leiblich von ihnen umweht — eilte ich rasch hinaus.

Es war spät in der Nacht, als ich ankam.

„Und der Alois?“ fragte ich sogleich am folgenden Morgen meine „Wirtsleute“, „wie geht's dem Alois, und sitzt er noch immer draußen vor der Schule?“

Der Alois? Ja, der Alois! der sitzt schon längst nicht mehr an der Schule, und mit der Schule ist es auch nichts mehr . . .“

„Was soll das heißen?“

„Wir haben keine Schule mehr.“

Ein altes gebeugtes Mütterchen trippelte in diesem Augenblicke an der Hand eines eisgrauen Mannes, beide mit allen Zeichen trauriger Vergrämtheit, an uns vorüber. Es waren die Eltern des armen, einfältigen Knaben.

Seit dem vorjährigen Frühling, bis tief in den Sommer hinein, herrschte großes Sterben unter den Kindern des Dorfes. Eine tückische Krankheit, die unvermutet kam und wieder ging, — anfangs trat sie ganz unscheinbar auf, aber schon nach wenigen Stunden war sie die allgewaltige Herrin des erkrankten Kindes, und dabei trug sie einen griechischen Namen, — hatte das alles verschuldet. Aus diesem Grunde und weil man die Ansteckung verhindern

wollte, wurde auf Anordnung der Schulbehörde der Unterricht geschlossen. Die Schule stand leer. Die beiden Lehrer hatten sich in die Ferne fortbegeben; die unfreiwillige Muße sollte auch ihnen wohl bekommen. Es war also im Dorfe fast unheimlich stille geworden.

Auf den Alois schien übrigens diese Veränderung nur wenig Eindruck hervorzubringen; ja es hatte den Anschein, als bemerke er gar nicht die Abwesenheit seiner kleinen Freunde, denen er sich doch stets als ein so dienstgefälliger Kamerad bewiesen. Sämtliche Fenster der Schule waren verhängt, und auch das mochte ihm entgehen. Merkwürdigerweise war nur das eine, woran sein mehrjähriger Freund, der Globus, mit seinem glitzernden Ringe stand, unverhüllt geblieben, und so genoß er nach wie vor die Aussicht auf ihn . . .

So änderte sich also gar nichts in der Tagesordnung des einfältigen Knaben. Was lag ihm daran, ob all die jungen Vöglein davongeflogen waren, ob nicht? Sein Nest war ja doch geblieben; und so saß er, müßig und lungernd, vormittags und nachmittags auf seinem gewohnten Platze vor der Schule, unbelauscht und unbeachtet, sogar von seinen Eltern, die ihn in der Nähe seiner großen „Kugel" ungefährdet wußten!

Der guten Mutter war nur das eine nicht recht. Sie sagte es zwar nicht, aber manchmal kam ihr doch der Gedanke. Warum entbehrte der Alois so leicht das Kommen und Gehen der kleinen Kinder? Fehlten sie ihm denn gar nicht? Wozu starrte er dann noch immer in die Höhe? Es war ja jetzt so gar nichts anderes zu sehen als der Globus mit seinem Ringe?

Die arme Frau hatte gerade auf die Kinder einen Teil ihrer Hoffnungen gesetzt. Im beständigen Zusammenleben mit ihnen sollte wahrscheinlich sein kranker „Sinn" sich allmählich an die künftige Gesundheit gewöhnen. So

oder etwas ähnliches mochte sie zuweilen sinnen, und ich frage alle Ärzte in der Welt, ob die Mutter des Alois auf falscher Fährte sich befand!

Die Ernte des vorjährigen Sommers war keine gute. Im Frühlinge hatten mörderische Fröste alles Obst getötet, und das Getreide zeigte sich „schütter" und ohne „Kern". Dazu lagerten fast täglich dunkle Gewittermassen am Horizonte. So war's auch am neunundzwanzigsten Juli des verflossenen Jahres. Da kamen plötzlich gegen drei Uhr nachmittags zwei Gewitter zugleich, das eine von der „Rax", das andere, das von den Höhen des „Sonnenwendsteines" sich losgelöst hatte, auf das arme Dorf losgezogen, und entluden sich, als hätten sie es zu einem Stelldichein für ihr leidenschaftliches Gefecht ausersehen, gerade über dessen Häupten. Alles hatte sich, der nahenden Gefahr gewärtig, in die Häuser zurückgezogen; eine unheimliche Angst lag über dem ganzen Dorfe!

Selbst den Alois hatte es unter das väterliche Dach zurückgeführt, als traute er der bleigrauen Färbung des Himmels nicht, und es sei dort am besten, wo sich die Seinen aufhielten. Wenigstens behauptet dies seine Mutter; sie will ihn, bevor das Wetter in seiner ganzen Furchtbarkeit losbrach, gesehen haben, dann aber mit keinem Auge mehr.

In unserem Dorfe herrscht noch die Gewohnheit des Wetterläutens. Als nun das Glöckchen durch die Lüfte wimmerte, fuhr mit einem Male unter einem entsetzlichen Schlage das „himmlische" Feuer nieder.

Hatte es im Dorfe irgendwo eingeschlagen? Mit angstbleichen Gesichtern stürzten alle auf die Gasse, niemand konnte Auskunft geben, denn man bemerkte weder Rauch noch Feuer, aber das Wetterglöckchen läutete unterdessen rüstig weiter. Auch die Mutter des Alois war unter den Leuten; ihr Mann, der Bauer, war noch auf dem Felde. Da sie ihren einfältigen Knaben zu Hause wußte, hatte sie

nur die eine Sorge um den abwesenden Mann. „Es muß ein kalter Schlag gewesen sein," tröstete hie und da einer. Dem widersprach aber der schweflige Geruch, den sie deutlich spürten, und das Wetterglöckchen läutete fort.

Plötzlich schrie einer mit gellender Stimme:

„Die Schule brennt! In der Schule brennt's!"

Alsbald wandte sich alles nach der Gegend, in welcher die Schule lag, das ist, nach der nahen Eisenbahn, denn das übrige Dorf liegt um einige hundert Schritte weiter entfernt, und es darf niemand in Verwunderung setzen, daß sie in der Sorge um Hab und Gut an die ferne Schule vergessen hatten.

„Die Schule brennt, in der Schule brennt's!"

„Die Feuerspritzen heraus!"

Nur wenige hatten mitten in dem Tosen durcheinanderwogenden Geschreies eine Stimme gehört und einen verzweiflungsvollen Ruf:

„Aber der Alois? Wo ist denn mein Alois?"

Doch niemand achtete auf die Stimme der armen Mutter!

Da stieg schon riesengroß, als wäre das ganze Gebäude ein einziger Zunderstoff, die Flammengarbe aus der neuen Schule. Der Stolz des ganzen Dorfes, die neue schöne Schule! Da krampften sich die Herzen ineinander; jetzt erst wußten sie, das war ein Schlag, der jeden bis in die innerste Fiber seines Empfindens traf. Nicht nur der ganze Dachstuhl stand bereits in lichten Flammen; im ersten Stockwerke schlugen sie zu den Fenstern heraus, der Blitz mußte in hundertfacher Verzweigung seinen Brennstoff durch das ganze Gebäude getragen haben!

„Die Spritze! In der Schule brennt's!"

Während ein Teil der Leute nach dem Gemeindehause lief, drängte es andere nach der Brandstätte . . .

„Und der Alois? Wo ist der Alois?" . . .

Warum drängt es die alte Frau, statt nach Hause zu eilen, wo sie doch den Knaben sicher und aufgehoben wähnte, mit den anderen nach der brennenden Schule? Warum gerade dorthin? Besinnt sie sich denn gar nicht, wo sie den Alois gelassen?

Mittlerweile zehrt die gefräßige Lohe mit rasender Eile um sich. Endlich stehen sie davor . . . es wird alles vergebens sein, um das brennende Haus zu retten. Das von der Sommerhitze ausgedorrte Dach flammt lichterloh, und zu den Fensterhöhlungen schlägt die Flamme heraus, und sogar die steinernen Mauern scheinen in Flammenglut zu stehen. Ein Schreck erfaßt sie alle, daß sie kaum zu atmen vermögen . . . Oben in dem ersten Stockwerke, hart an dem mittleren Fenster, da sehen sie mitten unter Flammen und Rauch einen Menschen, der etwas in den Händen hält, was mitten durch den Feuerschein glitzert und funkelt . . .

„Der Alois ist's, das ist mein Alois!" ruft eine Stimme, die wir kennen . . .

Ja! da oben wandelt ein Mensch mitten durch Feuer und Flammen, der wahrscheinlich nach einem Ausgange späht.

„Der Alois! um Gottes willen, der Alois!"

„Leitern her!" rufen andere.

Aber die Hilfe läßt vergebens auf sich warten. Die Leiter, die sie finden und herbeitragen, ist zu kurz und reicht nicht an das erste Stockwerk, und die Flammen zehren immer gieriger und gefräßiger um sich. Auch die Spritze zögert!

Plötzlich von oben, gerade da, wo das mittelste Fenster ist, ein einziger, banger, entsetzlicher Schrei!

„Der Alois! mein Alois!" . . .

Nun kommt die Spritze herangerasselt; das Rettungswerk schreitet, trotz des am Himmel hingelagerten Gewitters, tüchtig vorwärts. Ganze Wasserfluten werden auf das brennende Haus geschüttet; „hoch im Bogen" ergießt sich das feuchte Naß auf die flammenden Dachsparren und Fensterkreuze.

Jetzt erst vermochten sie in das Innere der Brandstätte zu dringen. Über die halb verkohlte Treppe hinan drängten sie in die große Schulstube im ersten Stocke . . . Da fanden sie am Boden eine leblose Gestalt.

Es war der Alois!

Der Rauch mochte ihn erstickt haben. Und so fand man ihn: mit beiden Händen, fest an die Brust gepreßt, hielt er den Globus, seinen treuen Freund, und der Messingreif des ersten Meridians glänzte noch so golden, als käme er erst aus der Hand des Meisters. Der Globus war unversehrt — aber der Alois war tot! . . .

Der arme einfältige Knabe!

Ging da ein Geheimnis auf seinen blassen Lippen hinüber, das wir mit unserem Verstande nicht zu lösen verstehen? War da mit ihm eine mächtige Willenskraft gebrochen worden, die trotz seiner umnachteten Seele aus den Banden der Finsternis sich wieder zum Lichte durchgerungen hätte? Und endlich! hätte sich denn doch ein und der andere Ton, vielleicht schließlich das ganze Schlagwerk der Uhr wieder eingefunden? . . .

Die Mutter des Alois sagte mir etwa vor vier Wochen, als ich sie aufsuchte:

„Der Alois," sagte sie, und ihr gramdurchfurchtes Antlitz leuchtete für einen Augenblick wahrhaft freudig, „der Alois hat ‚halt' das Lernen soviel, so gar viel gern gehabt . . . Und das ist ihm zum Kopfe gestiegen!"

„Wieso das, Mutter?"

„Der Alois hat nichts als die Schule im Kopfe gehabt, nichts als die Schule! Und weil der Mensch auch an etwas anderes denken soll . . ."

„Wie meint Ihr das, Mutter?"

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie flüsternd, als gelte es, das tiefste Geheimnis ihres Lebens zu verraten:

„Wißt Ihr, wie der Alois gestorben ist?"

Ich nickte bloß mit dem Kopfe; denn derartige Fragen und dazu von einer Mutter gestellt, sind sehr schwer zu beantworten.

„So haben sie ihn mit der großen Holzkugel getroffen," sagte sie, indem sie dabei mit Brust und Händen die Lage nachahmte, in der sich ihr einfältiger Knabe, den Globus fest an sich gepreßt, in der Todesstunde befunden. „Der Alois ist sich auch damals treu geblieben."

Ich wollte sie nicht recht verstehen, und sie mochte das meiner fragenden Miene angemerkt haben.

„Hat einer daran gedacht," rief sie mit erhöhter Stimme, und dabei verbreitete sich eine lichte Glut über ihr altes, durchfurchtes Antlitz, „hat einer daran gedacht, die Schule könnte Schaden bekommen, wie der Blitz hineingeschlagen ist? Keiner, keiner. Nur der Alois hat gewacht! Auf einmal war er verschwunden gewesen! Er hat sich gedacht: In der Schule, da lernen soviel Buben und Mädchen, da will ich, daß die Schule ihnen beisammen bleibt . . . und es soll nichts daran fehlen . . ."

„Ja, ja, Mutter, so ist's."

„Und das Lernen war bei ihm immer die Hauptsache," fuhr sie fort, „schon damals, als er sich einmal in die Schule geschlichen hat, und hat darüber den schweren Fall getan . . . Lernen und nichts als Lernen? Der Alois wär' ja der gesündeste Mensch geworden . . . Und so ist er dagelegen, so . . . so!"

Ihre Stimme war zu einem leisen Weinen herabgesunken! Der einfältige Knabe mit dem an die Brust gedrückten Globus war das letzte und einzige, dessen sie erwähnte.

So lautete die Erklärung der armen Mutter. Hatte sie nicht recht? Unsere Mütter haben stets recht!

Ohne Selbstlaut.

(1859.)

Ein hochaufgeschossener Junge mit blaßgrauen Augen und vorn über der Stirne kurz abgeschnittenen Haaren, eingeknöpft in einen „franzblauen“ mit großen messingenen Knöpfen besetzten Rock, dessen weite, über die Fingerknöchel reichende Ärmel von der dürren Phantasie irgend eines Dorfschneiders zeugten, der in die Weitläufigkeit eines väterlichen Kleidungsstückes sich nicht anders hineinschickte, als daß er es ohne Bedenken auch auf den dünnen Leib des zehnjährigen Sohnes paßte — ein solcher Junge steht auf den Ruf des Professors, der zum ersten Male aus dem Kataloge die Namen der anwesenden Schüler liest, mit „Srb Johannes“ auf, was unter dem aus fünfundfünzig jugendlichen Köpfen bestehenden Publikum, dem die Natur in seiner Ganzheit lauter hellfrische Kehlen verliehen hat, ein minutenlanges Gelächter zuwege bringt.

Selbst über das ernste Antlitz des geistlichen Mannes, der auf dem Katheder sitzt, schleicht ein Lächeln; er denkt zu milde und kennt die Jugend zu gut, um diesem Ausbruche ihres Übermutes mit der vollen Wucht eines Verweises entgegenzutreten. „Srb!“ Ein Wort ohne Selbstlaut, ein hervorgegurgeltes, aus drei Mitlauten zusammengesetztes Wort!

Ein Haus ohne Balken, ein Fisch ohne Gräten und ein Baum ohne Wurzeln schien diesen unbedachtsamen Gemütern eher denkbar, als ein Name ohne Selbstlaut! Was ist ein solches Wort unter seinen mit Selbstlauten reich versehenen Kameraden? Es hat gleichsam keine Füße, schwebt in der Luft und sucht doch taumelnd jeden Augenblick den

sicheren Boden zu gewinnen. Jener Mensch, der seinen Schatten verkauft hatte, wurde an den Mangel desselben freilich öfters gemahnt als ihm lieb war; aber er konnte stille Gegenden aufsuchen, wo ihn niemand sah, er konnte sich selbst entfliehen, und zudem bemerken es die Leute nicht immer, daß ihrem Nachbar der Schatten nachgleiten muß; denn in ihrer barmherzigen Zutunlichkeit sorgen sie schon dafür, daß es ihm an einem solchen nicht fehle. Was beginnt man jedoch mit solch' einem knochen- und wirbellosen Namen, mit einem Worte, dem die Muskel des Tones — der Selbstlaut durchschnitten war?

So ungefähr hätten die Betrachtungen gelautet, wenn diese unmittelbaren Gemüter fähig gewesen wären, sich und anderen Rechenschaft abzulegen. Denn Spott und Hohn suchen nicht lange nach jener Stelle, wo sie ihre Beute am besten erhaschen können. Bei dem einen ist es die um eine unmerkliche Linie sich nach außen dehnende Richtung der Nase, dort ein verstohlenes Hinüberblicken der einen Schulter über die andere! Hier war es ein wesenloser Schatten, ja noch weniger als der — ein Wort ohne Selbstlaut!

Als das Gelächter verklungen war, der Unterricht schon längst seinen Anfang genommen hatte, richteten sich noch oft manche Blicke neugierig auf den Träger des unsilbigen Wortes. Johannes Srb saß aber mit blödeglotzenden Augen da und wurde abwechselnd bald blaß, bald rot, je nachdem er sich schämte oder sich ärgerte. Ja es geschah einmal, daß die langen Ärmel seines aus dem väterlichen Sonntagsgewande geschnittenen Rockes so lange wurden, daß sie nicht nur seine Finger, sondern sein ganzes Gesicht bedeckten. Was dahinter geschah, wußte nur Johannes Srb allein!

Nach beendeter Schule war Johannes Srb der letzte, der zur Türe hinausging. Trotzdem wehrte nur das geistliche Kleid des Lehrers, das an der Klosterpforte sichtbar blieb, so lange eines von den Häuptern der unruhigen Schar gesehen

ward, daß nicht schon innerhalb des Schulheiligtums ein neuer Sturm über ihn losbrach. Der Knabe hatte in diesem Augenblicke das feinste Gehör; er hätte das Fallen einer Nähnadel vernommen! ... Und so hörte er denn, wie erst leise, dann aber, je weiter man sich von den Klostermauern entfernte, sein Name mit jenem sonderbaren Gegurgel ausgesprochen ward, das eben durch den Abgang eines jeden Selbstlautes entstand. Kaum war jedoch das schwarze Kleid hinter der Klosterpforte verschwunden, als, wie auf ein verabredetes Zeichen fünfzig und noch mehr Spinnräder zu schnurren begannen; denn das hatte die Schülerschar in ihrem merkwürdigen Witterungstriebe bald herausgefunden, daß der selbstlautlose Name ihres Kameraden von der Lebensparze an einem Spinnrocken gewebt worden war.

Johannes Srb schlich trübselig hin; nur der Umstand, daß in diesem Augenblicke gerade die Pferde an einem vorüberrollenden Bauernwagen scheu wurden und durchgingen, lenkte die Aufmerksamkeit seiner Quäler von ihm ab. Die Spinnräder verstummten, aber sie hatten zu laut geschnurrt, um auch in der innersten Seele des Knaben so leicht zum Schweigen gebracht zu werden.

Er sprach seinen eigenen Namen leise vor sich hin; ängstlich blickte er dabei hinter sich, ob ihn niemand höre. „Srb," klang es von seinen Lippen — jetzt wußte Johannes wirklich zum ersten Male in seinem Leben, daß ein Spinnrad in seinem Familiennamen schnurre. Seine Mitschüler hatten recht! Johannes Srb fühlte ob dieser Entdeckung sein Herz bis zum Zerspringen voll. Tränen waren ihm ins Auge getreten, und hinter der Klostergartenmauer weinte er sich sattsam aus.

Da ward er an der Schulter leise berührt. Johannes fuhr erschrocken zusammen und wandte sich um. Ein kleiner, schwarzhaariger Knabe mit blassem Antlitze stand vor ihm.

„Johannes," sagte dieser, „ich weiß, warum du so traurig bist. Aber mach' dir nichts daraus."

Johannes starrte den unvermuteten Tröster mit seinen nassen Augen an, sprechen konnte er nicht.

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," fuhr der blasse Knabe fort, „hast du denn nicht acht gegeben, wie sie auch beim Vorlesen meines Namens gezischelt und sich spöttisch angesehen haben?"

„Wie heißest du denn?" fragte Johannes Srb mit einiger Erleichterung.

„Ezechiel," antwortete der blasse Knabe recht ängstlich, indem er dabei die glänzend schwarzen Augen mit einem Forscherblicke auf Johannes richtete, der weit über sein Alter zu gehen schien.

„Ezechiel!" wiederholte Johannes Silbe für Silbe. „Wer hat dir diesen Namen gegeben?"

„Bei euch kommt er nicht vor, ich weiß das," sagte Ezechiel, und ein flüchtiges Erröten flog über seine Züge.

Johannes Srb trat einen Schritt zurück; ein Märchen seiner Kindheit, dunkle Sagen aus dämmernd fernen Tagen umrauschten ihn mit schwarzen Fittichen. Der blasse Ezechiel mochte es ahnen, was in der Seele seines Mitschülers vorging.

„Meines Vaters Vater hat so geheißen," rief er rasch, als wollte er im Keime jedes wie immer geartete Bedenken gegen seinen Namen zerstören. „Aber ich mache mir nichts daraus, daß er nicht so wie Rudolf oder Eduard oder Gustav klingt. Bei mir weiß man doch gleich, wer ich bin. Mach' dir also nichts daraus!"

Johannes Srb schien von diesen Beweisgründen doch etwas betroffen.

„Ja," sagte er, an den langen Ärmeln seines väterlichen Rockes kauend, „das ist alles wahr. Wenn man deinen Namen hört, denkt man an so etwas — aber

etwas anderes fällt einem dabei nicht ein, wie zum Beispiel . . ."

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," tröstete Ezechiel, da er die langen Rockärmel an den nassen Augen seines Schulgenossen sah, „wer kann etwas dafür, wie man heißt? Kannst du vielleicht etwas dafür, daß in deinem Namen nicht ein Selbstlaut vorkommt?"

„Was sagst du?" rief Srb, und ein entsetztes Antlitz starrte den blassen Knaben an.

Ezechiel war aber von diesem Anblicke so erschreckt, daß ihm jedes Wort in der Kehle blieb.

„Es fehlt etwas in meinem Namen?" rief Srb, und seine Stimme hatte einen so gellenden Klang, als käme sie gar nicht aus einem menschlichen Innern.

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," sagte Ezechiel, „was liegt denn daran? Der eine hat zu viel, der andere wieder zu wenig. Betracht' einmal meinen Namen, da sind gar vier Selbstlaute darin.

„Und in meinem ist kein einziger!" rief Srb verzweiflungsvoll.

„Du tust mir sehr leid, Johannes," meinte der kleine Ezechiel, dem sein schon mehrmals gebrauchtes Trostwort selbst nicht mehr passend schien.

„Und ich habe so was gar nicht bemerkt," wehklagte unter beständiger Benutzung seiner langen Ärmel Johannes, „und zu Hause bei unserem böhmischen Kantor in der Schule hat's auch keiner bemerkt. Wie kommt man nur jetzt darauf? Wer hat's ihnen nur verraten?"

„Das werde ich dir erklären, Johannes," sagte Ezechiel mit einem altklugen Lächeln auf den Lippen. „Zu Hause beim Kantor warst du unter lauter Dorfjungen, und die wissen nichts von dem Unterschiede zwischen einem Selbstlaute und einem Mitlaute! Jetzt aber sind wir Studenten, und da muß man das schon besser wissen. Wie will einer Latein

und Griechisch lernen, wenn er die Lehre von den Selbstlauten nicht ganz inne hat?"

Srb starrte den kleinen Sprecher, der ihm die Konstruktion seines Namens von einem so eigentümlichen Standpunkte zeigte, mit glotzenden Augen an. In Wahrheit aber begriff er ihn nicht ganz: trotzdem bewunderte er an Ezechiel die überlegene Gelehrsamkeit, die mit Latein und Griechisch so herumwarf, als wären es Kieselsteine, und mit Sprachen, von denen sie bisher nichts anderes gekostet hatten, als eine einzige Lektion aus der ersteren!

„Und dann," fuhr Ezechiel fort, „mußt du bedenken, daß der größere Teil unserer Mitschüler nur deutsch und nicht böhmisch versteht. Du wirst mir aber im Deutschen nicht ein Wort nennen können, das keinen Selbstlaut hätte. Ich wette darauf, um was du willst, du wirst mir kein einziges nennen können!"

Johannes Srb fühlte sich aber selbstverständlich in diesem Augenblicke zu keiner Wette aufgelegt; er war im Innersten seiner Seele verzagt, und wer in einem solchen Zustande begibt sich gerne auf das hohe Meer kühner Wagnisse?

„Du wirst dich vielleicht irren," sagte er kleinlaut.

Ezechiel lächelte etwas vornehm, so weit dies bei seinen blaßmilden Gesichtszügen sich offenbaren konnte.

„Daß ich mich irren kann, ist sehr leicht möglich," meinte er, „aber mein Vater, der selbst Lehrer ist, irrt sich gewiß nicht. Und da erinnere ich mich, als wenn ich erst gestern lesen gelernt hätte. ‚Was ist eine Silbe?' hat er mich, wie oft! gefragt. ‚Eine Silbe,' habe ich ihm darauf antworten müssen, ‚nennt man mehrere beim Lesen, Sprechen oder Schreiben zusammengefaßte Laute als notwendige Bestandteile eines Wortes, oder auch einen einzelnen selbstständigen Selbstlaut.' Einmal habe ich diese Erklärung vergessen gehabt — das hat mein linkes Ohrläppchen bitter

empfunden. Aber seitdem habe ich sie im Gedächtnisse behalten, als wenn mir's einer dort angenagelt hätte!"

Trotz seines Jammers mußte Johannes Srb über diese Mitteilung mitten durch die an seinen Augenwimpern hängenden Tränen lachen. Er sah nach dem linken Ohrläppchen seines Mitschülers und merkwürdig! es hatte in diesem Augenblicke jene Röte, die entsteht, wenn eine etwas unzarte Hand an jenem Schwengel unserer Gehörglocke geläutet hat.

Kinder bedürfen aber, um vom höchsten Elend zur frohesten Lustigkeit überzugehen, wenig mehr als einer plötzlichen Ablenkung ihrer Gedanken auf ein anderes Gebiet. Jede Kindesseele ist ein Paradies . . . bevor man eines Engels mit flammendem Schwerte als Wächter davor bedurfte!

So geschah es, daß, als Ezechiel seinen unglücklichen Mitschüler lachen sah, er gleichfalls in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Und nun mach' dir nichts daraus, Johannes," sagte er dann, da er jetzt glaubte, daß Srb seinen Worten mehr Einfluß einräumen werde. „Wenn du etwas brauchen solltest, Johannes," fügte er mit einer für sein Alter merkwürdigen Bestimmtheit hinzu, „so wende dich nur an mich. Ich habe bereits zu Hause bis zur vierten Deklination gelernt; kenne mich auch schon in der politischen und physischen Geographie aus. Ich will dir gern helfen, so wahr ich lebe!"

Johannes Srb hatte also einen Freund gefunden; das sagte ihm sein zehnjähriges, verzagtes Kinderherz! Aus freien Stücken war ihm diese Freundschaft entgegengekommen, als er sie am wenigsten erwartet hatte. Erst blickte er den blassen Kameraden fast mißtrauisch von der Seite an, es war ein wahrhaft stechender und häßlicher Blick! Dann aber ward es Licht auf seinem ehrlichen Antlitze; er fuhr sich mit den Rockärmeln abermals über die Augen.

Ezechiel legte ihm seine Hand auf die Schulter.

„Johannes," sagte er, „weinen mußt du nicht, besonders

nicht vor den anderen, denn sonst machen sie es dir noch ärger. Das beste ist, du machst dir nichts daraus."

Johannes Srb seufzte aber tief auf.

„Ezechiel," sagte er, indem er das Wort langsam vor sich hin syllabierte, „ich fürchte, sie werden mich mit dem Selbstlaute noch genug ärgern. Hätte ich nur einen einzigen!"

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," tröstete aufs neue Ezechiel. „Kannst du denn etwas dafür? Oder bist du imstande, es zu ändern?"

Mit diesem Zuspruche geleitete Ezechiel seinen Schulgenossen in dessen Quartier, das bei einem Kürschnermeister in der Nähe des Gymnasiums war.

Welch' ein seltsam bewegtes, mit gar nichts anderem zu vergleichendes Wesen war doch jenes kleine Studentenleben auf dem Gymnasium der böhmischen Kreisstadt, die unsere beiden Freunde, den selbstlautlosen Srb und den viersilbigen Ezechiel in ihren Mauern beherbergt.

Das Gymnasium lag am äußersten Ende der Stadt, fern von aller Bewegung und allem Lärme des Gewerkes. Wenn man auf den grasüberwachsenen Vorhof kam, fiel sogleich ein halb von Regen und Sturm verwischtes Freskogemälde in die Augen: der heilige „Joseph von Calasanz", der Stifter „der frommen Schulen", zu denen auch dieses Gymnasium zählte, erteilt aufmerksam auf ihn horchenden Knaben Unterricht. Hochaufgerichtet in der schwarzen Kutte seines Ordens steht er vor den kleinen Schülern — und Regen, Sturmwind und Hagel haben das milde Lächeln nicht verwischen können, womit der freundliche Gärtner die junge Menschensaat vor sich beschaut!

Wie geheimnisvoll rauschte die alte Linde, die unweit der Kirche stand! Mit welchen Schauern betrat man die langen gepflasterten Gänge, auf welche die Zellen der Geistlichen gingen, mit welcher Bangigkeit schrak man vor jedem Schall zurück, den ein etwas stärkeres Auftreten verursacht

hatte! Scheu duckte man sich in eine Ecke und hielt den Atem zurück, wenn am anderen Ende des Ganges mit einem Male ein Schlüssel im Schlosse herumgedreht ward und eine der stillen Zellen sich auftat. Das Käppchen demütig in die Hand gepreßt, ließ man eine schwarze Gestalt an sich vorübergleiten und wagte nicht eher den Platz zu verlassen, als bis sie bedächtig langsam die knarrenden Treppen hinabgestiegen war.

Das Refektorium! Mit welch' überströmender Beredsamkeit wußte Johannes dem mit staunenden Mienen ihm zuhörenden Kameraden von dem Eindruck zu erzählen, den er hatte, als ihn ein merkwürdiges Glück an jenem Orte vorüberführte, wo sich zu Mittag und Abend die geistlichen Herren zu ihren Mahlzeiten versammelten. Verstohlen hatte er einen Blick hineingeworfen und sie in ernster Würde an einem langen Tische sitzend gesehen, obenan den „Pater Rektor", der eine so fürchterliche Strenge zuzeiten entwickeln konnte, daß sie fast märchenhaft geworden war, neben ihm rechts den „Humanitätsprofessor Valerian", einen blassen, an Rheumatismen leidenden Mann, links aber den wohlbeleibten, freundlichen Pater „Cyrillus", der ein so donnerähnliches Gelächter in seiner Kehle barg, und so der Reihe nach hatte er alle Patres dasitzen gesehen, jeder ein zinnernes Krüglein vor sich, das bis zum Rande mit schäumendem Biere gefüllt war.

„Hat auch unser Pater Edmund eines vor sich stehen?" fragte damals jener blasse, schwarzhaarige Knabe, den wir soeben als Ezechiel kennen gelernt haben. Er konnte es nämlich mit der bei ihm zur Ehrfurcht gewordenen Achtung nicht zusammenbringen, daß Pater Edmund, den er am Vormittag mit so weihevoller Aufmerksamkeit die Ovidschen Metamorphosen übersetzen hörte, jetzt zu Mittag aus einem zinnernen Bierkrüglein sein irdisches Bedürfnis befriedigen konnte.

Es war zu jener Zeit, als auch nicht das leiseste Rauschen in den Blättern der Geschichte auf künftige Tage hinwies, die über diese stille Klosterschule andere Gewohnheiten, andere Bücher und Lehrer, ja ein ganz anderes Wissen wie im Sturme dahertrugen. Ja, dieses Wissen! Wie der Handgriff beim Gewerke sich vom Meister auf den Gesellen und von diesem auf den Lehrjungen vererbt, so ging hier das Wissen von einem zum andern, ohne daß es innerlich wuchs, ohne daß auch die leiseste Spur von Fittichen wahrgenommen werden konnte, die es befähigten, den Flug in seitwärts liegende, ungekannte Fernen zu wagen. Pater Valerian hatte keine andere Methode als der Pater Rudbertus, und dieser wich kaum eine Spanne von der des Pater Edmund ab.

Vieles ist seitdem anders geworden, ganz anders! Wer jetzt nach dreißig oder vierzig Jahren in die altbekannten Räume jener Klosterschule tritt, der sagt sich: Vorbei! vorbei ist alles! Dieses neue Geschlecht kennt keine Schauer!

Jene Zeit war noch nicht gekommen; die Lernjahre Srbs und Ezechiels fielen noch in die tiefdämmernden Schatten, die die Schule auf alles Leben, Dichten und Trachten warf. In tiefer Verehrung ihrer Lehrer, in scheuer Furcht vor dem strengen Wesen des Rektors stand der christliche Srb seinem Kameraden mit dem alttestamentarischen Namen nicht nach, und an der grauenhaft ihren Perpendikel schwingenden Uhr, gleich neben der Stube ihres Professors Edmundus, schlichen beide mit demselben innersten Gruseln vorüber.

Johannes Srb hatte übrigens noch lange nach seinem Eintritte in die Klosterschule an der Wucht seines Namens zu tragen. Seine Genossen kannten kein Mitleid; unbarmherzig nahmen sie den Selbstlautlosen zum Stichblatt ihres Witzes und Hohnes. Heute hörten sie aus „Srb" das Schnurren eines Spinnrades, und wenn er in die Schule

trat, surrten und schnurrten ihm wohl fünfzig Spinnräder entgegen, morgen fand ein anderer darin eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Summen einer Biene, und alsbald sah und hörte sich Johannes Srb, wo er ging und stand, von den Stimmen jener nützlichen, aber gefährlichen Tierchen bedrängt. Jeder Tag brachte neue Proben von der Einbildungskraft seiner Genossen; was sie immer suchten, das fanden sie in „Srb" — und die Erfindung des einen ward sogleich das Gemeingut aller!

Der Knabe grämte und härmte sich unter diesem täglichen Drucke ab. Während des Unterrichts war er scheu und zerstreut, seine Gedanken schweiften wie Irrlichter herum an den Gesichtern und Mienen seiner Peiniger, ob ihm nicht neue Qualen bevorstanden. Johannes Srb war durch diesen Seelenzustand, wie man es damals nannte, ein „schlechter Student" geworden; träumerisch hing er über den Büchern und lernte wohl mit allem Fleiße, aber sein Gedächtnis schien durchlöchert, alles Lernen fiel in bodenlosen Abgrund.

Ezechiel tat, was in seinen Kräften stand; er tröstete und unterstützte den Freund mit jenen kleinen Hilfsmitteln, deren unschätzbaren Wert eben nur der „schlechte Student" kennt. Ezechiel begab sich seinetwegen in die größte Gefahr; mit wahrhaft bewunderungswürdigem Scharfsinn richtete er es bei „Kompositionen" so ein, daß die vollständig ausgearbeitete Aufgabe, unter den Augen des scharfblickenden Professors, seinem Freunde in die Hände kam. Aber Johannes Srb schrieb schlecht ab, er brachte Fehler hinein, und das Ende des Liedes war, daß er trotz Ezechiels Bemühungen in der dunklen Masse „schlechter Studenten" auf der allerletzten Bank blieb.

Alles das änderte sich jedoch eines Tages mit der Unmittelbarkeit eines Wunders.

Strahlenden Antlitzes kam einst Johannes Srb nach der Schule zu Ezechiel.

„Soll ich dir ein lateinisches Wort sagen?“ rief er gegen seine Gewohnheit mit großer Lebhaftigkeit, „welches auch keinen Selbstlaut hat?“

„Sag' es nur!“ meinte Ezechiel mit der Siegesgewißheit eines ausstudierten Gelehrten.

„Urbs!“ rief Srb.

„Wo bleibt gleich der erste Laut?“ fragte Ezechiel, der im ersten Augenblicke vor der Kühnheit seines Kameraden verblüfft dastand und lachte hell auf.

Srb wurde feuerrot.

Aber nach einer Weile rief er ganz außer sich: „Du sollst schon sehen, wie ich noch eines finde! Und müßte ich das ganze Wörterbuch vom Anfang bis zum Ende durchlernen! Ich finde es doch!“

Diesem Ausbruche eines tiefverhaltenen Schmerzes, den Ezechiel schon für ganz beschwichtigt hielt, konnte dieser nur ein stummes Erstaunen entgegensetzen. Es überkam den Knaben etwas wie Furcht vor diesen blitzenden Augen seines Schulgenossen; er schauerte vor dem schattenlosen Wahne, der sich Srbs bemächtigt hatte.

Von diesem Tage war eine Wandlung in dem ganzen Wesen Srbs jedem ersichtlich. Schon aus seinen Antworten in der Schule erkannten Mitschüler und Professor, daß dies nicht mehr der blöde Knabe sei, der mit glotzenden Augen vor sich hinstarrte, wenn eine Frage an ihn gerichtet wurde. Er antwortete rasch und sicher, und namentlich in der Sprache des alten Roms tat es ihm keiner zuvor, selbst Ezechiel nicht, der doch mit den drei Deklinationen einen Vorsprung hatte. Es war, wie wenn ein fruchtbarer Regen auf lange Zeit dürre gelegenes Erdreich gefallen wäre; jeden Tag trat eine neue Triebkraft in dem Knaben zum Vorschein; es waren nicht Fortschritte, vielmehr Sprünge, die Johannes Srb auf ein Ziel unternahm, dessen Erreichung man ihm am wenigsten zugetraut hätte.

Am Schlusse des Schuljahres fand Pater Edmund, der Professor, und Pater Rudbertus, der Rektor, keinen Würdigeren für die erste „Prämiantenstelle", als unsern blöden, langärmeligen, glotzenden Johannes! Für das „Akzessit" ward Ezechiel ausersehen, der blasse schwarzhaarige Knabe mit dem altprophetischen Namen Ezechiel, der sich im Bewußtsein seiner Kenntnis der drei Deklinationen erkühnt hatte, der geistige Stab seines Kameraden zu sein!

Da standen sie, die beiden Knaben, in dem großen, mit roten Ziegelsteinen gepflasterten Saale, wo die „Klassenlesung" stattfand, mitten in dem Haufen der andern Studenten und harrten, jede Ader voll schwellender Erwartung, auf den Augenblick, der aus dem Munde des Professors die Summe eines ganzen Jahres in geheimnisvoll lateinischen Lauten an ihre Ohren bringen sollte. Die Lehrer in ihren schwarzen Kutten saßen in einem Halbkreis, der Kreishauptmann, vor sich auf einem Tischchen mehrere in Goldschnitt eingebundene Bücher, in ihrer Mitte. Hinter ihnen befand sich auf erhöhten Sitzen das Publikum, worunter so mancher die ahnungsvoll sehnsüchtigen Gesichtszüge seines Mütterleins, das in Begleitung von blondköpfigen Schwesterchen und Brüderchen weit, weit vom Dorfe gekommen war, um dem Ehrentage des gelehrten Sohnes beizuwohnen, erkennen konnte. Kesselpaukenschläger und Trompetenbläser auf einer Estrade begrüßten die aufgerufenen „Prämianten" mit einem schmetternden Tusche, daß die Bilder an den Wänden, ernstblickende schwarze Gestalten, die vor mehr als hundert Jahren der Schrecken einer nun gleichfalls längst heimgegangenen Jugend gewesen waren, aus ihren Rahmen herauszutreten und sich zu fragen schienen: Was geht hier vor?

Da erscholl Johannes Srbs Name von den Lippen des vorlesenden Professors. Trompeten- und Paukenschall bewillkommten den „Prämianten", der von den Umstehenden in den Kreis der Professoren gestoßen, selbst nicht wußte,

wie er die üblichen Verbeugungen gemacht, und an den Tisch des Kreishauptmanns getreten war, um das goldschnittige Buch aus dessen Händen zu empfangen. Tiefe Röte bedeckte das Antlitz des armen Knaben, als er rücklings seine Verneigungen antretend wieder in dem Haufen seiner Mitschüler angekommen war; aber sie wich einer entsetzlichen Blässe. Denn leise, doch seinem Ohr vernehmbar wie lauter Donner, umsurrte ihn von allen Seiten jenes eigentümliche Geräusch eines in Bewegung gesetzten Spinnrades, wie es ihm am ersten Tage seines Schulbeginnes an die Ohren geklungen war. Der Fluch des fehlenden Selbstlautes scheute sich also auch nicht vor dem Goldschnitt des „Prämiantenbuches".

Trompeten- und Paukenschall hatten wieder einen schmetternden Tusch zustande gebracht, der dem blassen Ezechiel galt; dieser nahm trotz seiner drei Deklinationen erst den nächsten Platz nach Srb ein. Aber Johannes Srb hörte nichts davon; krampfhaft das Buch in seine Hand gepreßt, vernahm er nur das Spinnrad, und seine Seele blutete aus tausend Wunden.

Nach beendigter Klassenlesung trafen sich die beiden Knaben; sie waren nämlich durch den Menschenstrom, der nach allen Ausgängen drängte, voneinander getrennt worden. Da fand Ezechiel, dessen Gesicht vor lauter Seligkeit in wahrhaft überirdischem Lichte strahlte, seinen Kameraden Johannes Srb in einem einsamen Klostergange und bitterlich weinend an jener gespenstigen Riesenuhr stehend, die der Schrecken eines jeden nicht allzu mutigen Gemütes war. Aber heute fürchtete sich Ezechiel nicht; denn die Freude macht herzhaft.

Als er seinen Kameraden in dieser kläglichen Lage erblickte, rief er erschrocken: „Johannes! was treibst du? Stehst da und weinst, als würdest du lauter Gänse*) nach Hause

*) Eine unter den damaligen Studenten beliebte Bezeichnung für schlechte Fortschrittsklassen.

bringen und wärest kein Prämiant? Was ist denn vorgegangen?"

Srb brauchte statt aller Antwort wieder die langen Ärmel seines Rockes.

„Was ist denn geschehen, Johannes?" drang Ezechiel in ihn. „Freut es dich denn nicht, daß du ein so merkwürdig schönes Prämienbuch vom Kreishauptmann hast? Was stellt es denn vor? Cornelius Nepos!" rief er im Tone des größten Erstaunens, nachdem er mit wahrer Andacht den Titel des Buches aufgeschlagen hatte, „und da springst du nicht in die Höh'? Ich habe nichts bekommen, weil man wahrscheinlich wegen meiner Religion mich nicht zum zweiten Prämianten machen wollte, aber was täte ich nicht, wenn mir ein solches Glück widerfahren wäre! Die halbe Welt hätte davon hören müssen."

Johannes Srb lächelte trübe.

„Was habe ich davon?" sagte er. „Ich habe das ganze lateinische Wörterbuch beinahe auswendig gelernt . . . es hat sich auch nicht ein einziges Wort gefunden, dem ein Selbstlaut gefehlt hätte."

„Darum also bist du ein solcher Lateiner geworden!" rief Ezechiel aus, und das enthüllte Geheimnis, dem er durch Monate nachgegrübelt hatte, offenbarte sich in seinen weit aufgerissenen Augen.

„Ich habe sehen wollen," sagte Johannes verschämt, „ob sich nicht ein Wort findet —"

„Also nicht, um Prämiant zu werden?" schrie Ezechiel und heftete die glänzenden Augen mit namenloser Verwunderung auf seinen Kameraden.

Srb blickte ihn mit einer Art Verblüfftheit an.

„Nein!" schrie wieder Ezechiel, „so etwas ist unerhört! Wird da einer Prämiant und hat's nicht einmal werden wollen! Und ich, der ich Tag und Nacht daran gedacht habe, bin nichts als der Zweite geworden!"

„Dafür haben sie dich auch nicht ausgelacht!“ sagte Johannes Srb . . .

Mit einem raschen Federzuge eilen wir jetzt über einige Jahre hinweg. Seit jenem Gespräche in dem Klostergange bis zu dem Augenblicke, wo wir die beiden Knaben wieder als Jünglinge auf der Universität der böhmischen Hauptstadt finden, ist manches an ihnen anders geworden. Zwar der Knabe mit dem alttestamentarischen Prophetennamen hat noch dasselbe blasse Antlitz von ehemals; als das Kind armer Leute mußte er auf der Klosterschule „Tage essen“, wie jener sonderbare Ausdruck für das Almosen, an einem fremden Tische gefüttert zu werden, lautet, wobei man aber weder fett noch dick wird. Doch hat er sich mit Brillen ausgestattet, die ihn um einige Jahre älter und zugleich gelehrt erscheinen lassen.

Dagegen ist Johannes Srb groß, stark und breitspurig geworden; sein aschblondes Haar ist zwar noch immer vorn an der Stirne kurz abgeschnitten, dafür hat ihm der Schneider seines Dorfes, weil Prag denn doch kein Dorf ist, diesmal mit dem Aufwande aller Kräfte einen Rock angepaßt, der sich in den Straßen der böhmischen Hauptstadt seines Meisters nicht zu schämen braucht.

Johannes Srb ist übrigens der „gute Student“ geblieben, als den ihn gleich das erste Jahr gezeigt hatte. Sechs „Prämiantenstellen“ liegen als ebenso viele Beutestücke aus einem heißen Kampfe vor und hinter ihm. Er hatte sich ebenso im Lateinischen wie im Griechischen ausgezeichnet und bildete für Ezechiel darum noch immer einen Gegenstand jedesmaligen Erstaunens. Wie konnte ein Mensch die höchsten Gipfel studentenhafter Vollkommenheit erklimmen, der im Grunde eigentlich gar nicht danach strebte? Seit Ezechiel das Geheimnis von Srbs wunderbaren Fortschritten in dem lateinischen Wörterbuche sah, das Johannes Srb „wie es geht und steht“ auswendig gelernt hatte, nahm es ihn

kein Wunder, wenn er auch in der Sprache des alten Hellas „im kleinen Finger" mehr wußte, als die andern in ihrem ganzen Kopfe. Ja, Ezechiel hielt seinen Schulgenossen für fähig, auch den Sanskrit, das Arabische, ja sogar die heilige Sprache Zions ebenso bemeistern zu können, wenn er geahnt hätte, daß sich in diesen Sprachen ein selbstlautloses Wort fand.

Ezechiel zweifelte auch nicht im geringsten, daß Srb, da sie nun Philosophie studieren sollten, in kurzem der erste aller „Philosophen" sein werde. Er empfand zuweilen eine Art Grauen vor dieser geistigen Größe seines Kameraden, deren Fundament auf einem so wesenlosen Nichts, wie das eines vokallosen Namens, gebaut war. Die ganze Bedeutung Srbs als guter Student hatte keinen gesunden Leib, das ahnte er und fürchtete fast, es sich zu gestehen. Hat doch jede Vorstellung, die sich der menschlichen Seele bleibend bemächtigt hat, etwas von dem Geheimnisvollen eines Erdbrandes an sich, der jahrelang unter der grünen Hülle in verdeckter Stille währt, bis mit einem Male seine hellen Flammen emporlecken.

Ezechiel ward in diesem ihm übrigens nur unklaren Gedanken noch dadurch bestärkt, daß Srb seit langer Zeit von dem stillen Wehe seines Lebens nichts gesprochen hatte. Srb weinte nicht mehr, wenn die Sticheleien seiner Mitschüler ihn umschwirrten, dazu war er zu groß geworden. In der „Philosophie" saßen die beiden Studenten unter 500 bis 600 anderen Philosophen, die meisten mit ernsten Brillen vor den jugendlich blickenden Augen, und mit Andachtsmienen, als sollten die Eleusinischen Mysterien vor ihnen aufgetan werden.

Einige Tage, nachdem dieses vielköpfige Publikum schon einigermaßen wußte, daß alle Philosophie mit dem Selbstgeständnisse des Nichtwissens beginne, fiel es dem Professor der Mathematik, einem steinalten, in ein graues Röcklein

gekleideten Männchen ein, die Namen dieser fünfhundertköpfigen Phalanx kennen zu lernen. Mancher Name fehlte auf der Bank; dieser wurde mit einem spitzen Bleistifte von dem eisgrauen Männlein gleichsam in den Katalog eingebohrt, woselbst er bis zum Tage der Prüfung verblieb. Dann aber wog er schwer wie ein Mühlenstein, und der „Herr Philosoph" mußte Riesenkräfte anwenden, wenn er unter der Wucht des geheimnisvollen Bleistiftstriches nicht versinken wollte.

„Herr Srb!"

Der Angerufene stand auf.

Der Professor in dem grauen Röckchen warf einen stechenden Blick nach ihm.

„Sind Sie Herr Srb?"

Johannes bejahte die Frage, indem er mit dem Kopfe nickte.

„Sie müssen ein tüchtiger Mathematiker werden, Herr Srb," meinte der Professor, „denn Sie haben kein Wurzelzeichen in Ihrem Namen!"

Das fünfhundertköpfige Auditorium war nach diesem gelehrten Witze still wie das Meer vor dem Sturme; dann aber brauste es gewaltig auf, und ein Lachorkan ging durch den weiten Hörsaal, der nicht aus dem Munde von Philosophen, sondern von Dämonen zu kommen schien; denn jetzt erst verstand man die Anspielung des Professors auf den fehlenden Selbstlaut.

Zwei lachten nicht. Der eine war Johannes Srb, der andere der blasse Jüngling mit dem alttestamentarischen Namen. Er allein konnte ermessen, in welcher Beziehung das tiefste Leid seines Freundes mit diesem Witze stand . . .

Die beiden Freunde sahen sich jetzt übrigens nicht so häufig als auf der Klosterschule. Im Hörsaale saßen sie weit auseinander getrennt, und nach beendigter Vorlesung drängte es den dürftigen Ezechiel zu seinen „Lektionen", die

er in der Gegend der „goldenen Gasse“ und des „Hahnpasses“ an die Kinder armer Trödler und Hausierer zu erteilen hatte. Srb wohnte aber drüben über der tiefflutenden Moldau auf dem Hradschin. Die Breite eines Weltmeeres hätte sie nicht ferner auseinander halten können.

Eines Sonntags machte sich Ezechiel auf den Weg nach der Kleinseite, um nach Johannes Srb zu sehen. Im Grunde wollte der fleißige Student nur nachforschen, wie weit Srb schon in der „Psychologie“ und „Algebra“ vorgeschritten sei, denn es war kurz vor der Prüfung, und da drängte es alle diese Jünger der Wissenschaften, zu erfahren, um wieviel Kopflängen das mit ihrem Wissen schwer beladene Roß einem anderen oder dieses dem ihren voraus war.

Als Ezechiel die steile Treppe hinaufging, die zu Srbs Bodenkammer führte, schallte ihm Gesang entgegen. Erschrocken blieb er stehen.

Das sollte Johannes Srb sein? Unmöglich! Johannes Srb konnte singen, der fleißige Srb, der erste Prämiant in allen sechs Klassen der Klosterschule, der Wörterbücher auswendig lernte, er sang vier Wochen vor der Prüfung, wo die Wasser so hoch standen, daß sie bereits zu den obersten Stockwerken hineinfluteten?

Entschlossen stürmte er endlich die Treppe hinauf und trat in die Bodenkammer. Es war wirklich Johannes Srb, der gesungen hatte. Dieser hielt in seinem Gesange auch nicht ein und endigte erst eine Strophe, bevor er seinen Kameraden begrüßte.

Währenddem hatte Ezechiel Zeit, sich in der Wohnung des fleißigsten aller Studenten, des ersten Prämianten auf der Klosterschule, umzusehen. Auch nicht eine Spur von „Psychologie“ und „Algebra“, jenen fürchterlichen Dingen, die schon seit Wochen auf Ezechiels Seele drückten, war sichtbar, kein Buch, kein Studierheft — nichts, was an die Gegenwart eines „guten Studenten“ gemahnen sollte. Nur ein

Notenblatt, aus dem er eben gesungen hatte, lag auf dem Tische vor Johannes Srb.

Ezechiel fand im ersten Augenblicke gar keinen Ausdruck für sein Entsetzen.

„Johannes," brachte er endlich mit vieler Mühe hervor, „wie weit hältst du bereits?"

„Womit?" fragte dieser.

„Mit der Psychologie und der Mathematik!" sagte Ezechiel kleinlaut.

„Ich habe kein Wort studiert!" meinte Srb und lachte.

„Und kannst dich im Singen üben, Johannes!" rief Ezechiel mit jener sittlichen Entrüstung, deren nur ein fleißiger Student fähig ist.

„Warum nicht?" sagte Srb trocken.

Ezechiel starrte den Freund mit weit aufgerissenen Augen an.

„Johannes . . . die Prüfung! . . ." keuchte er mehr als er sprach.

„Was geht mich die Prüfung an?" sagte Srb im Tone vollkommenster Gleichgültigkeit.

Ezechiel lachte nun seinerseits, etwas gezwungen, hell auf. „Du treibst nur deinen Spaß mit mir," sagte er, „du! Wer dich nicht kennt, würde dir das glauben. Ich aber, der ich dich seit meiner Kindheit kenne, ich weiß es, daß du ganze Nächte über Psychologie und quadratischen Gleichungen sitzest, ein brennendes Licht in der Hand, damit dich der Schlaf nicht überrasche. Nicht wahr, es ist so?"

Srb schüttelte den Kopf.

„Soll ich dir schwören," sagte er ernst, „daß ich nicht einmal weiß, was eine quadratische Gleichung ist?"

„Mensch! Was treibst du also denn?" rief nun Ezechiel im vollen Ausbruch studentischen Zornes.

„Ich singe!" sagte Srb ruhig.

Weiteres ließ sich aus ihm nicht herausbringen. Um-

sonst verlegte sich Ezechiel aufs Bitten und beschwor ihn bei den Schatten der vergangenen Prämiantenjahre, eingedenk zu sein der Prüfung, deren nahende Schrecken er ihm mit der selbstquälerischen Phantasie eines „guten Studenten" wie ein Fegefeuer schilderte, aus welchem nur Fleiß und anhaltende Beschäftigung geläutert und ohne Schaden hervorgehen könnten; er berief sich auf seine Ehre . . . was denn die Welt dazu sagen würde, wenn der „erste Prämiant" der Klosterschule so schmählich dastehen sollte, was namentlich Pater Rudbertus dazu sagen werde, der ihn einmal in Gegenwart des Oberschuleninspektors den Stolz und die Freude, „deliciae Gymnasii", genannt habe, wie es nur einst vom Imperator Titus hieß — umsonst! Srb setzte dem allen eine eisige Gleichgültigkeit entgegen; es zeigte sich auch nicht eine Spur in seinem verhärteten Gesicht, die auf eine Wirkung, hervorgebracht durch Ezechiels rührende Rede, hätte können schließen lassen.

Ezechiel verließ ihn endlich, des tiefsten Grimmes voll, und ärgerte sich noch mehr, als ihm, noch ehe er die Treppe niedergestiegen war, Srbs Gesang wie zum Hohne wieder nachscholl.

Der Abfall seines Freundes vom guten Studententume ging Ezechiel tief zu Herzen; er begriff ihn nicht, er konnte ihn nur beklagen. Er suchte nach einem Grunde und fand keinen. Daß die Anspielung des Professors im grauen Rocke damit in Verbindung stehen könne, daran dachte er in seiner Erregtheit nicht, und so sah er denn in Srb einen auf Abwege Geratenen und Verlorenen. Voll frommen Schauders wandte er sich von ihm ab.

Indessen waren die Tage der Prüfung herangekommen. Blaß und hohläugig schlichen die „Philosophen", unter ihnen Ezechiel, den Nachtwachen und sonstige Entbehrungen mehr einem Gespenste als einem lebenden Wesen gleichen ließen. Was Ezechiel seinem Freunde Srb zugemutet hatte, das

hatte er selbst getan; er war es gewesen, der, um den Schlaf von sich ferne zu halten, eine brennende Kerze in die Hand genommen und dabei bald elendiglich verbrannt wäre. Denn ihn hatte der Schlaf doch übermannt und die Flamme leckte währenddem an seinem Rocke. Aber Srb ging blühend und kräftig unter all diesen hageren und abgemagerten Philosophen umher; die Schrecknisse der Prüfung schienen für ihn nicht zu bestehen!

Eine solche Prüfung, namentlich für den, der sie zum ersten Male bestand, war einem fürchterlichen Schlachtgefilde zu vergleichen. Fünfhundert Jünglinge und noch darüber waren in den heißen Kampf gegangen, aber kaum die Hälfte begrüßte lebend den Aufgang der kommenden Sonne. Schichtenweise lagen die Leichen der Gefallenen; denn wie ein Würgengel schritt der kleine Professor im grauen Rocke über das Schlachtfeld und mähte unbarmherzig in den Reihen der blühenden Jünglinge. Ezechiel war dank seinen Nachtstudien und der brennenden Kerze stehen geblieben, die fürchterliche Schlacht hatte ihm nichts angetan; ohne Wunde war er hervorgegangen.

Im hitzigen Gewühle der Schlacht hatte Ezechiel nicht geachtet, wer vor und neben ihm in den Tod gefallen war. Jetzt, wo er sich selbst bei heiler Haut sah, im seligen Bewußtsein des heißerrungenen Lebens, erwachte in ihm die Neugierde, zu erfahren, wen das Schlachtfeld verschont, wen es verschlungen hatte. Da waren Kameraden stehen geblieben, denen Ezechiel es nicht zugemutet hätte, und die nur ein „merkwürdiges Glück" vor der mörderischen Kugel bewahrt hatte; andere wieder, die gleich Ezechiel von brennenden Kerzen, schwarzem Kaffee und anderen Reiz- und Belebungsmitteln zu erzählen wußten, waren vor dem eisigen Blicke des Würgengels im grauen Röcklein lautlos hingefallen.

Das alles erfuhr jetzt Ezechiel in vielfachen Anfragen.

Gläubigen Gemütes, wie er war, erhob sich seine Seele zur freudigsten Empfindung, als er von dem Hinstürzen so vieler vernahm, die er für Riesenbäume gehalten, und sich, das schwache, mit Entbehrung und Not kämpfende Reis, ungebrochen erblickte. Gewiß hatte die alte Großmutter zu Hause ihren guten Teil daran; sie hatte ihre Hände segnend auf sein Haupt gelegt, als er nach Prag ging, und ihm vorausgesagt, es werde ihm daselbst gut ergehen. Und siehe da! Ein Teil dieser Prophezeiung war bereits in Erfüllung gegangen. Er hatte die Prüfungen glücklich hinter sich!

In diesen Tagen fand er die Mittagskost bei dem armen Trödler auf dem „Hahnpaß" vortrefflich, wie ein königliches Mahl, und die Mutter seiner Zöglinge wunderte sich über die Maßen, welchen merkwürdigen Appetit der „Herr Lehrer" jetzt entwickle!

Sonderbar! nach Srbs Schicksalen nach der Prüfung erkundigte sich Ezechiel nicht sogleich; gerade auf den alten Freund hatte er vergessen! Nicht sobald fiel ihm dieses Versäumnis ein, als er bei den Kollegen die eifrigsten Nachforschungen anstellte, nicht ohne geheime Hoffnung, „den Prämianten der Klosterschule" glänzend gerechtfertigt zu finden. Aber keiner wußte von Johannes Srb zu erzählen, keiner hatte ihn während der Prüfung zu Gesicht bekommen!

Schauer überflogen den guten Ezechiel; er wollte und konnte diesen Mitteilungen keinen Glauben schenken. War Johannes Srb krank? Hatte er vielleicht zu viel gesungen? . .

Nur mit Schamröte vermochte er diesen letzten Gedanken zu Ende zu denken; und dennoch! Waren nicht Riesenbäume, nämlich andere Prämianten, in den Staub gestürzt worden?

Mit schwerem, ahnungsvollem Herzen machte sich Ezechiel auf den Weg nach dem Hradschin, um sich von der Lage seines Freundes selbst zu überzeugen. Auf der Treppe, die zu Srbs Bodenkämmerchen führte, lauschte er einen

Augenblick, ob ihm nicht wieder Gesang entgegentöne, wie vor einigen Wochen. Aber er vernahm nichts.

Wieder stürmte er die Treppe hinauf und drückte die Türklinke auf; aber nicht Srb, sondern das Antlitz einer alten Frau starrte ihm entgegen. Auf die Frage, wo Srb sei, antwortete das Weib, indem sie eine häßliche Grimasse schnitt: „In die Erde hinein verschwunden!"

„Verschwunden!" rief Ezechiel.

Da begann das alte Weib zu erzählen, daß Srb eines Tages, wie es seine Gewohnheit gewesen, mit lauter, schöner Stimme gesungen, und sie alle im ganzen Hause hätten ihre Freude daran gehabt. Da sei an diesem Tage, es mögen zwei Wochen sein, ein fremder Mann, der früher auf der Gasse lange Zeit gehorcht hatte, zu Herrn Srb in die Stube hinaufgegangen und sei daselbst über zwei Stunden geblieben. Währenddem habe Herr Srb in einem fort singen müssen, es habe gar kein Ende nehmen wollen. Am andern Morgen in aller Früh sei der Herr Student ausgegangen, und seitdem sei er nicht mehr zurückgekehrt.

Lautlos hatte Ezechiel diese Mitteilung über seinen Kameraden Johannes vernommen. Um des lebendigen Gottes willen, was war aus Srb geworden? Wie im Traume machte er den Weg vom Hradschin wieder zurück; aber als er in seiner eigenen Wohnung ankam, erschraken seine Hausleute vor seinem veränderten Aussehen: er war totenbleich.

Trotz aller Nachforschungen, die Ezechiel bei der Polizei, bei seinen Kollegen und überall anstellte, woran sich eine Spur von Srbs Dasein knüpfen konnte, mußte er zuletzt dennoch die schreckliche Tatsache anerkennen: Johannes Srb war und blieb wie „in die Erde hinein verschwunden!" ...

Ezechiel war schon seit zwei Jahren kein „Philosoph" mehr; er ging jetzt in jenes große Haus auf dem gewaltigen Platze — wo kranke Menschen in nie sich erschöpfender

Menge dem angehenden Arzte Gelegenheit bieten, das Leben in seiner quellenden Fülle, aber auch das geheimnisreiche Gesetz des Todes kennen zu lernen.

Hier, am Schmerzenslager leidender Menschen, lauschte Ezechiel den Worten des Professors mit einer Andacht und Gläubigkeit, als wollte er in allem Ernste die Kunst ergründen, wie man das Leben erzwingen, den Tod besiegen könne. Alles an dem jungen „Mediziner" versprach, daß er einst in seinem Berufe Gemüt und Wissen bewähren werde.

Eines Tages fand Ezechiel an der schwarzen Tafel des Pförtners im Krankenhause einen Brief unter seiner Adresse: er löste ihn mit den letzten Resten eines Stundenhonorars aus, denn er glaubte, er rühre von seinem Vater her.

Der Brief war aber von der Hand seines Freundes Srb und lautete folgendermaßen:

„Turin, den 11. Mai 184 . .

Bruder Ezechiel!

Wenn du seit meiner Flucht aus Prag nicht indessen gestorben bist, so mußt du aller menschlichen Berechnung nach jetzt noch immer Student sein und zwar ein Jüngling der edlen Arzneiwissenschaft. Ist das nicht wunderbar klug, wie man mit solcher mathematischen Richtigkeit den Stand und Charakter seines Freundes erraten kann, bloß weil dieser Freund den alttestamentarischen Namen Ezechiel trägt?

Bruder Ezechiel! Du mußt Mediziner geworden sein. Tue mir den Gefallen und sei nichts anderes geworden. Schon deine hochverehrliche Konfession, als deren treuesten Sohn ich dich immer kannte, muß dir diesen Beruf vorgeschrieben haben. Das haben die Leute schon im seligen Mittelalter ganz vortrefflich verstanden. Päpste und Fürsten stellten ihre kranken Leiber in die Obhut eurer Ärzte, und das war gut. Und wäre ich nicht, so steckte st du noch immer,

sowie deine Brüder, in so einem Stück — seligen ‚Mittelalters'.

Nein! nein! mein Bruder Ezechiel, ich habe keine Furcht, du bist gewiß ein zu guter Staatsbürger, als daß du etwas anderes geworden sein kannst als eben ein ‚Mediziner'!

Und nun, da ich von der Besorgnis über die Richtung deines Studententums mich befreit fühle, laß dir erzählen, Ezechiel!

Bist du nicht auch der Meinung, daß jeder Mensch in seinem Leben irgend einen Punkt, eine Stunde, Minute oder Sekunde hat, die ihm in der Erinnerung ein freudiges Lächeln abgewinnt, die ihn so recht mitten in der Seele ‚delektiert'? So geht es mir, wenn ich an den Streich denke, den ich dem grauen Röcklein auf dem Katheder durch meine Flucht vor der Prüfung gespielt habe. Ich juble, ich lache auf, ich freue mich, wenn ich daran denke! Ich hätte dem guten Manne vielleicht wieder die Gelegenheit bieten sollen, über meinen Namen einen seiner quadratischen Witze zu machen? Nein, Bruder Ezechiel; damals als jenes graue Röcklein vielleicht in gutgemeinter Absicht meinen selbstlautlosen Namen dem Gelächter eines vielhundertköpfigen Auditoriums preisgab, damals fror gleichsam der Vorsatz in mir fest: Das Männlein sieht dich nicht wieder, werde daraus, was da wolle!

Nun wurde ich ein Müßiggänger, wie er noch niemals über die Moldaubrücke nach der Kleinseite gekommen war; eine Studierlosigkeit, ein Ekel vor allen Studien hatte sich meiner bemächtigt, wie du sie, mein Bruder Ezechiel, du guter Student, zu deinem Glücke nie wirst begreifen lernen. Im Kollegium saß ich wie ein Berauschter, der Strom der psychologischen und mathematischen Weisheit floß ungehört an mir vorüber; ich sah und hörte nichts als den wüstesten, zum Prinzip erhobenen Müßiggang!

Schaudre nicht vor mir zurück! Ein Tropfen vom Blute

des ehemaligen ‚Prämianten' war denn doch in mir zurückgeblieben, und der genügte, um mich nicht ganz den finstern Mächten anheimfallen zu lassen. Ich hatte mich aufs Singen geworfen, ich weiß selbst nicht, wie das eigentlich zuging. Aber ich war zum ersten Male im Leben im Theater gewesen und hörte da eine Oper. Eine Melodie vor allen anderen war mir im Ohre hängen geblieben; ich sang sie beim Nachhausegehen aus dem Theater vor mich hin; ich sang sie dann wachend und träumend, sie umtönte mich während der ‚Algebra' und während der ‚Psychologie'!

Hier hast du, Bruder Ezechiel, das Geheimnis meines Singens, dem du mit solch puritanischer Strenge entgegentrateſt. Wie blitzten damals deine frommen Augen unter den Brillengläsern! Wahrlich, dein Namensvetter, der Prophet, mochte dir in seinem erhabenen Zorne geglichen haben, als auch er gegen das lustige Singen seines Volkes donnerte!

Ich ließ mich also durch deine gewaltige Rede nicht stören und sang weiter. Der Organist in meinem Heimatdorfe hatte mir schon in meiner früheſten Jugend eine Geige in die Hand gegeben, und du weißt, ein echter Böhme ist ein geborner Musikant. Ich nahm also das erste beste Notenblatt und sang.

Dir war dieses Singen ein Greuel, mir war es ein Troſt, ein Proteſt gegen die ganze Welt, ein Schlachtenruf!

Eines Nachmittags, kurz vor deiner fürchterlichen Prüfung, verlegte ich mich eifriger als je auf meine gewöhnliche Beschäftigung; ich sang, als sollte ich daraus eine Prüfung bestehen. Mitten darin ward ich durch den Eintritt eines fremden Mannes unterbrochen, dessen Klopfen an der Türe ich überhört hatte.

Der Mann hatte fremdländische Züge, war in feines Tuch gekleidet, trug einen weithin funkelnden Brillantring am rechten Zeigefinger und Vatermörder, die bis über die Ohren hinaufreichten.

Eine Weile standen wir uns stumm gegenüber und betrachteten uns gegenseitig, wie etwa zwei Götzenbilder in einer chinesischen Pagode.

‚Warum singen Sie nicht weiter?‘ fragte er endlich mit fremdartig deutscher Betonung.

Ich machte die verlegenste Miene von der Welt.

‚Singen Sie nur,‘ sagte er, und dabei kam hinter seinen buschigen Augenbrauen ein so gebieterischer Blick hervor, daß ich mich unwillkürlich zum Gehorsam niedergebeugt fühlte. Ich zögerte aber trotzdem, vielleicht gerade wegen der Furcht, die mir die etwas unheimliche Erscheinung des Mannes einflößte.

‚Ich bin nicht da,‘ sagte er wieder und ließ sich auf einen der wackelnden Stühle meines Hausrates nieder, den Rücken mir zugewendet. ‚Jetzt singen Sie!‘

Nun zögerte ich nicht länger, ich stand unter dem Banne des Fremden. Ich sang das vor mir liegende Notenblatt, eine Arie aus Mozarts ‚Entführung aus dem Serail‘, das mir zufällig beim Kaufe einer Kleinigkeit von einem Viktualienhändler mitgegeben ward.

‚Ist das alles, was sie singen?‘ fragte der Mann, nachdem ich geendigt, und drehte sich mit einer kaum scheinbaren Bewegung nach mir um.

Ich verneinte es und sagte, ich sänge noch mehr; denn indessen war auch mein Mut gewachsen.

‚So singen Sie etwas ohne Noten,‘ heischte der Mann, ‚etwas‘, setzte er nach einigem Stottern hinzu, da er den richtigen Ausdruck nicht sogleich fand, ‚was Sie nicht gelernt haben.‘

Ich verstand den Mann nicht augenblicklich; nur mochte ich ihn mit einiger Befremdung angestaunt haben.

‚Un canto popolare!‘ brummte er vor sich hin und drehte mir wieder den Rücken.

Freue dich, Ezechiel, der alte Prämiant hatte sein Latein

nicht so weit vergessen, daß er diese italienischen Worte nicht begriff, und wie durch einen Ruck an meiner innersten Seele geschah es, daß ich ohne Anstand ein böhmisches Volkslied zu singen begann.

Als ich damit zu Ende, rückte der Mann seinen Stuhl geräuschvoll herum und saß mir nun, sein volles Gesicht mir zugewendet, gegenüber.

‚Wo gelernt?‘ fragte er mich mit einer Heftigkeit, die mich in Erstaunen setzte.

Ich gestand ihm, daß ich mein eigener Meister gewesen; er sah mir starr ins Angesicht, das mir vor Aufregung flammenrot glühte.

‚E vero?‘ fragte er wieder.

Auch das verstand ich und nickte dazu mit dem Kopfe.

Da fuhr der Mann mit einer leidenschaftlichen Gebärde mit der Faust mir gerade unter die Augen, daß ich erschrocken einen Schritt zurücktaumelte, denn ich glaubte, er wolle mir wie ein englischer Boxer das Nasenbein zerschlagen.

‚Hat dieser Diamant hier an meinem Finger immer so gefunkelt?‘ fragte er, indem er mich dabei grimmig anschaute.

Ich wußte nicht zu antworten.

‚Nein!‘ schrie er, ‚ist einmal in der Erde gelegen, roh, unpoliert, wie ein Kieselstein! Erst die Kunst ihn zu dem gemacht, daß er blitzt. Deine Stimme auch so ... ein ganz roher Diamant!‘

Mir begann der Kopf zu schwindeln.

‚Ich aber diesen Stein nach Italien mitnehmen werde,‘ fuhr der Mann in seinem absonderlich klingenden Idiom fort, ‚ich ihn fortschleppen werde mit Gewalt, wenn nicht willig mir folgt, nach Italien, wo man einzig versteht, solche Steine zu schleifen und zu putzen. Wirst dort reich werden, viel reich, bis erst deine Stimme geschliffen und poliert ist. Hier bleibt sie ein Kieselstein, weggeschoben von dem Fuße, in Italien wird ein Diamant daraus, und die

Theater werden die Köpfe aneinander rennen, um ihn in Gold zu fassen!'

Ich gestehe es aufrichtig, in diesem Augenblicke fürchtete ich mich wie ein kleines Kind. Die blitzenden Augen des Fremden, der funkelnde Brillant, die sonderbare Redeweise, die Drohung, mich nach Italien selbst mit Gewalt schleppen zu wollen — alles das jagte mir eine namenlose Empfindung ein, und wenn ich nicht um Hilfe aufschrie, so war es eben die Furcht, die mich daran verhinderte.

‚Ich dich also nach Italien mitnehmen werde,' schrie der Fremde wieder und ergriff mich, als wollte er mich in Fesseln schlagen, mit seiner knochigen Faust beim Arme, ‚ich für dich sorgen werde wie ein Vater, dich unterrichten lassen von exzellentesten Meistern im Gesang. Nach drei Jahren Italien wird sprechen von dir! Du wirst sein ein Stern am Theaterhimmel, ein Brillant unter vielen Kieselsteinen, denn deine Stimme ist ein Wunder und du verdientest' — hier machte der Mann die entsprechende Bewegung — ‚d'essere amazzato come . . . wenn du nicht augenblicklich nach Italien mit mir gehst.'

Ein kalter Schweiß rieselte von meiner Stirne. Der Mann hätte mich ermorden können, wie er mir gedroht hatte, und ich wäre nicht fähig gewesen, einen Finger auszustrecken, um es ihm zu wehren. Mit einem Male verloren seine Gesichtszüge ihre bisherige, mich so sehr erschreckende Wildheit. Er ließ meine Hand los; es war mir, als sei ich einer zentnerschweren Last entledigt.

‚Sind Sie verliebt?' fragte er in einem Tone, wie man jemanden auf offener Straße um Feuer für seine Zigarre bittet.

Ich mochte zu dieser Frage eine entsetzlich einfältige Figur gespielt haben, die dem Manne hinlänglich Aufklärung über das Unnötige derselben gab; er lächelte.

‚Sie sind ein Student?' meinte er dann.

Das bejahte ich, wenn ich auch nach der Ansicht gewisser Leute dazu nicht das mindeste Recht hatte.

‚Und wie heißen Sie?'

‚Johannes Srb,' sagte ich unvorsichtig.

‚Wie?' fragte der Mann.

Zu Tode erschrocken wiederholte ich meinen Namen; ich war ertappt.

Da hättest du nun sehen sollen, wie er sich abmühte und seine Kiefern auf und nieder bewegte, daß sie fast zwei Mühlsteinen glichen, und wie er dennoch nicht — das selbstlautlose Wort zermalmen konnte.

‚Schreiben Sie es auf,' sagte er gebieterisch.

Ich tat es, denn ihm gegenüber fühlte ich mich willenlos. Nun, da er meinen Namen geschrieben vor sich hatte, wußte ich erst, was ich getan; es war aber zu spät.

Die Wirkung, die der aufgezeichnete Name auf den Mann ausübte, war eine wahrhaft fürchterliche; sie übertraf noch die des gesprochenen. Bald blickte er auf mich, bald auf den Papierstreifen; es schien, als suchte er etwas — ach! ich wußte nur zu gut, was!

‚Diavolo!' sagte er endlich ärgerlich, ‚das ist ja kein Wort. Das kann keine italienische Zunge über sich nehmen, das ist ein Name, der auf keinem Theaterzettel stehen kann. Wie soll das Publikum es anstellen, wenn es nach einer schön gesungenen Arie ruft: ‚Bravo, fuora Signor . . .!'

Und dabei nahm er wieder den zerknitterten Papierstreifen zu Hilfe und wollte den Namen des hervorgerufenen Sängers mit aller Begeisterung eines enthusiastischen Publikums ausrufen. Nutzloses Beginnen! Die zwei Mühlsteine in seinem Munde bewegten sich auf und nieder, aber für Srb bewiesen sie sich als zu bröcklig, und so gaben sie die schwere Arbeit auf.

Er lachte vor Ärger und Anstrengung.

‚Muß anders werden einmal in Italien!' sagte er sich

selbst gleichsam zur Erholung. ‚Solch' Name schreckt die Leute, ... muß total geändert werden ... mehr musikalisch. In Italien alles Musik, auch die Namen!'

Ezechiel! Glaub nur nicht, was sie dir und mir auf der Klosterschule aus dem alten Klassiker eingeredet haben, wie nämlich Cäsar eine ganze Nacht darüber gebrütet habe, ob er über den Rubikon gehen solle, ob nicht! Eine ganze Nacht um einen Entschluß, der über die Zukunft des Lebens entscheiden soll! Es war keine Stunde, nicht einmal eine Minute; es war der Blitz einer Sekunde, der ihm durch das Gehirn fuhr. Ich habe das an mir selbst erlebt, und weiß das so gut, als ob ich dieser Blitz in Cäsars Kopfe, der dann eine ganze Welt überflammte, selbst gewesen wäre!

Geblendet, aber nur für einen Augenblick, stand ich da. Namensänderung! Welche Aussicht eröffnete sich, welch neue Welt! Mit einem Mal enthoben zu sein dem nagenden Geier, frei auftreten zu können im Bewußtsein, daß mein Name, den ich trug, nicht wie ein Steckbrief hinter und vor mir her lief — das alles mit einem Handschlage zu erhalten! Es war der Blitz einer Sekunde — und ich hatte entschieden.

Mit einer Hast, als fürchtete ich, der Mann könnte seine Zusage wieder zurücknehmen, erklärte ich ihm nun, daß ich entschlossen sei, ihm zu folgen; er möge mit mir anfangen, was er wolle. Er lächelte; denn nun begriff er es nicht, was mich zu dieser Raschheit drängte. Ob ich Schulden hätte, fragte er, und reichte mir seine Börse hin. Ich lehnte sie mit einer fast verächtlichen Gebärde ab, worüber er sehr verwundert schien. Ich erklärte ihm noch einmal, daß mich in Prag nichts zurückhielte!

‚So recht!' sagte er, ‚was groß werden will, muß in weite, weite Welt!'

Er rüstete sich zum Aufbruch: er ging und hatte nicht gesagt, wie und wann ich meine Flucht bewerkstelligen solle. Erst auf der Treppe wandte er sich um und rief mir

nur die wenigen Worte zu: ‚ich solle mich morgen in aller Frühe in den ‚drei Linden' am Graben einstellen, und nach dem Conte Brizzoli fragen, das übrige werde sich von selbst ergeben!'

Mein Conte hat mich nicht getäuscht! Seit drei Jahren im Hause meines Wohltäters, im Schoße aller Behaglichkeit, von den besten Gesangsmeistern Turins unterrichtet — siehe, mein Bruder Ezechiel, das ist aus dem ehemaligen Prämianten unserer Klosterschule geworden. Meine Zukunft gehört dem Theater an, das bereits in der Gestalt stimmesuchender Impresari seine Fangarme nach mir ausstreckt.

Der Prämiant der Klosterschule in der böhmischen Kreisstadt ist ein Tenorist geworden, den nach dem Zeugnisse meines wackern Conte und der vorzüglichsten Gesangslehrer die Theaterdirektoren mit schwerem Golde aufwiegen werden, wogegen ich natürlich nichts einzuwenden habe. Einstweilen singe ich meinen Rossini, Bellini und Donizetti mit einem Eifer, wie ich ehemals den Livius und Cäsar und Virgilius studiert habe.

Was ist übrigens Geld und Ruhm gegen das Gefühl, einen Namen errungen zu haben — der seine gehörigen Selbstlaute aufzuweisen hat? Lache nur, Bruder Ezechiel, ich lache auch. Der alte Johannes Srb ist auf dem Hradschin in Prag begraben, der neugeborene wandelt unter italienischen Orangen- und Mandelbäumen und nennt sich dem grauen Röcklein zum Trotz

Giovanni Serbini."

Ezechiel gehörte zu den Menschen, die aus dem Verwundern gar nicht herausgelangen können, wenn dieser Zustand einmal ihre Seele erfaßt. Jahre waren wieder vergangen, seit „Serbinis" Brief an ihn gekommen, und Ezechiel wunderte sich noch immer, daß „so etwas" aus seinem ehemaligen Schulkameraden hatte werden können. So

oft die Gestalt des gewesenen „Prämianten“ vor seine Seele trat, konnte er ein leises Kopfschütteln nicht unterdrücken. Die ganze Art und Weise, wie Johannes Srb sich von der Universität entfernt hatte, erschien nicht nach Ezechiels Sinn. Johannes Srb, der beste Lateiner und Grieche — mit geschminkten Wangen auf einer Theaterbühne, Bellinische Arien singend, das erschien dem „ordentlichen“ Studenten als etwas so Ungeheuerliches, als sei ein unwandelbares Naturgesetz sich selbst untreu geworden.

Giovanni Serbini hatte indessen nicht mehr geschrieben, und um Zeitungen zu lesen, worin Ezechiel vielleicht die Spuren seines Schulgenossen hätte verfolgen können, dazu hatte dieser in seiner Doppelstellung als „Hofmeister“ einer Gemischtwarenhandlung in der Zigeunergasse und als Student nicht Muße genug. Zudem war auch noch eine Zeit gekommen, wo Ezechiel wieder zur brennenden Kerze seine Zuflucht nehmen mußte, um während seiner Nachtstudien nicht vom Schlafe übermannt zu werden. In riesigen Umrissen standen vor ihm die „Rigorosa“ für das Doktordiplom, Ungeheuer, gegen die alle Lindwürmer und Drachen der Ritterzeit in nichts zusammenschrumpften.

Da fand Ezechiel eines Tages wieder einen Brief unter seiner Adresse vor; er kam von dem alten Freunde und lautete so:

„Neapel, 18. November 184 . .

Ich habe es ausgerechnet, mein Bruder Ezechiel, daß du jetzt gerade genug deinen Kopf mit Wissen allerlei Art angefüllt haben mußt, so daß dir die strengen Herren am Rigorosentische nicht länger das Doktormäntelchen werden vorenthalten können! Aber sie werden es doch tun . . . denn du armer Junge hast wahrscheinlich nichts, womit du den Pedellen ihre silberbeschlagenen Zepter, den Trompetern ihre Tusche und den strengen Herren die Mühe bezahlst, daß sie

dich stundenlange mit den neugierigsten Fragen nach deinem Wissen zu beunruhigen belieben. Da habe ich denn gedacht, es müsse an der Zeit sein, den gelehrten Karren, der mit allen seinen Rädern tief in Sorgen und Nöten sitzen mag, mit einem gewaltigen Rucke herauszuheben, und so schicke ich dir beiliegend ein Stück Papier, das du „gegen Sicht" in klingende Münze verwandeln kannst, um Pedelle, Trompetenbläser und strenge Herren je nach ihren Leistungen abzulohnen. Es wird dir sogar noch ein schöner Rest übrig bleiben, um damit einen tüchtigen Doktorschmaus anzurichten; aber wie ich dich kenne, wirst du dich damit in irgend ein Städtchen oder Dorf unseres Vaterlandes werfen, und daran während deines Winterschlafes wie der Bär an seinen Tatzen saugen, das ist so lange, bis irgend ein ehrlicher Schuster- oder Schneidermeister sich herabläßt, dich zu seinem Haus- und Leibarzt zu ernennen.

Dein Freund hat sich unterdessen auf den Bühnen Italiens herumgetrieben wie ein Kreisel und kennt sich im Lande der Orangenhaine besser aus als im Vaterlande der selbstlautlosen Namen. Er ist in den Pacht eines Impresario übergegangen, der ihn dahin und dorthin schickt, wo es gerade Dukaten und Lire zu verdienen gibt. So hat er die Halbinsel durchzogen von einem Ende zum andern, in schwarzäugiger Primadonnen und nimmersatter Impresari Gefolge, eifersüchtige Tenoristen und arrogante Buffi bekämpfend, und der Name Giovanni Serbinis hat einen guten Klang in der Heimat unseres wackern Horatius Flaccus, den ich jetzt anders zu kommentieren wüßte als auf der Klosterschule in der böhmischen Kreisstadt.

Weißt du übrigens, was Rezensenten sind? Ezechiel! Du kannst das nicht wissen, unschuldiger Freund, denn du hast von dem Theaterapfel der Erkenntnis noch nichts genossen. Nur als du vor dem grauen Röcklein in Prag auf der Armensünderbank saßest und Rechenschaft ablegen mußtest,

ob du mit seinen quadratischen und kubischen Ungeheuern dich herumzuschlagen verstehest, konntest du einen schwachen Begriff davon erhalten. Aber in dem grauen Röcklein stak, wie ich hintendrein durch Nachdenken herausbrachte, ein ganz vortrefflicher Mann; wenn du nur einem seiner algebraischen Untiere tüchtig den Kopf abhiebest, so gab er sich zufrieden, und du warst geborgen. Den Rezensenten gegenüber hast du aber Tag für Tag die Arbeit des Herkules mit der lernäischen Schlange! Der eine Kopf fliegt vom Rumpfe, das heißt in der Theatersprache, den einen hast du beschwichtigt, beruhigt und eingelullt; der andere wächst dir riesig drohend entgegen. O Ezechiel, du weißt gar nicht, welch ein blutdürstiges Wesen in so einem Opernsänger steckt, Tiberius und Nero sind fromme Lämmer dagegen gewesen, und ich glaube, daß letzterer der Welt nur darum so entsetzliche Schauspiele zum besten gab, weil er vom Handwerk des Sängers war und in dem Publikum seinen — Rezensenten sah.

Ein solcher Rezensent hat mir vor einigen Tagen ein heilloses Entsetzen eingejagt!

Ich hatte mich in einem Kaffeehaus gegen den zweiten Tenoristen, ein junges Bürschlein, das bei einer der Primadonnen einen Stein im Brett hat, in etwas unzweideutiger Manier über den Weihrauch geärgert, der diesem Bürschlein tagtäglich in einem der hiesigen Theaterblätter gestreut wird, während ich, den das Publikum doch bei jeder Gelegenheit mit seinen höchsten Gunstbezeigungen, als da sind: brüllendes Dacaporufen, wieherndes Fuora und riesige Blumenkränze und dergleichen auszeichnet, gewöhnlich leer ausgehe und nur beiseite behandelt werde. Das sei von dem betreffenden Rezensenten eine offenbare Parteilichkeit und wahrscheinlich wisse die Börse des Tenoristen davon ein Lied zu singen.

Am folgenden Tage befinde ich mich wieder in jenem

Kaffeehause, mein Bürschlein, der Tenorist, auch. Plötzlich nähert er sich mir mit jener süßlich listigen Vertraulichkeit, die etwas von einem Banditen und Tiger zugleich hat.

‚Haben Sie das ‚Parthenopeo', so heißt nämlich jenes Blatt, ‚schon gelesen?' fragt er und lächelt.

Ich greife rasch nach dem Blatte und lese, was ich dir in möglichst getreuer Übersetzung hier wiedergebe.

‚Im äußersten Norden Europas liegt eine von ewigem Eise wie von einer undurchdringlichen Mauer umgürtete Insel; sie heißt Island! Da wächst kein Baum, keine Blume versendet ihren Duft, die Menschen gehen in dicken Pelzen zu Bette und stehen dennoch mit erfrorenen Nasen auf. Sie essen nichts als Eis, denn die Natur hat ihnen nichts anderes zu bieten. Nur drei Monate im Jahre hat die Sonne, weil sie doch gar so stiefmütterlich sich nicht benehmen darf, einiges Mitleid mit dieser armen Insel und wirft ihr einige Strahlen als Almosen hin. Das ist die Zeit, wo das Eis schmilzt und diese Insel etwas zugänglicher wird. Wenn aber ein Neapolitaner etwa glauben sollte, daß man in diesem isländischen Sommer wie in der Straße Toledo während des Monats Jänner spazieren könnte, so würde er mit Zähneklappern an seinen Irrtum gemahnt werden. Vor einigen Jahren ließ sich ein reicher piemontesischer Graf von seiner wissenschaftlichen Neugierde verleiten, eine Reise nach dieser Insel zu unternehmen, um am Hekla, dem Vesuv dieses Landes, zu versuchen, ob das dortige Eis besser sei als das in einem Kaffeehause des stolzen Neapel.

Als er eines Tages auf einem seiner Ausflüge durch die Insel begriffen war, natürlich mitten im heißen Sommer in drei dichte Pelze gehüllt, drang plötzlich aus einem der Erdlöcher, das die dortigen Menschen ein Haus zu nennen belieben, ein Gesang, der einem Knaben anzugehören schien, an sein Ohr. In Island Gesang! Es war ihm, als ob plötzlich mitten aus dem Eise eine Blume aufblühte. Von

unbezwinglicher Neugier getrieben, trat der Graf in jenes Erdloch und fand da einen siebzehnjährigen Knaben, eben den Inhaber der gehörten Stimme. Ein Sonderling, wie nun unser Graf war, fand er Gefallen an dem Knaben, und vielleicht um das psychologisch-physiologische Experiment zu machen, wie sich ein Isländer in einen Italiener verwandeln lasse, machte er diesem den Vorschlag, ihm nach Italien zu folgen, woselbst er ihn zum Opernsänger ausbilden lassen wolle. Der junge Isländer besann sich nicht lange und verließ mit dem Grafen das Land seiner Heimat, das Eis seiner Wiege. Kaum in Italien angekommen, mußte der junge Wilde seinen isländischen Namen, der unaussprechbar klang wie das Zirpen der sibirischen Spitzmaus, ablegen und dafür einen gesitteten italienischen anziehen. Nachdem diese Wiedertaufe vollzogen war, übergab der Graf den jungen Isländer den Musiklehrern, damit sie aus ihm machten, was man eben aus einem Isländer machen kann.'

Begreifst du nun, Ezechiel, wo hinaus diese Novellette, so nannte der Verfasser diesen geschriebenen Dolchstoß, wollte? Es war offenbar meine Geschichte — der Graf, mein Wohltäter, mochte über sie in der Freude an den Erfolgen seines Zöglings nicht reinen Mund gehalten haben, und so war sie unter dem geschwätzigen Volke herumgekommen, bis sie in jenem Blatte zur Karikatur reif war. Ich mochte totenblaß ausgesehen haben, als ich bis zu dieser Stelle der Novellette gekommen war, denn das Lächeln meines Tenoristen bewies mir, daß er überzeugt sei, der Stoß habe sein Ziel nicht verfehlt.

‚Fertig?' fragte er und wollte mir das Blatt aus der Hand nehmen. Ich aber hielt es fest, denn ich hatte bemerkt, daß die Novellette noch nicht zu Ende war. Der Mensch ist bei solchen Gelegenheiten von einem eigentümlichen Zauber befangen, er muß den Becher bis zur Neige leeren, wenn er auch Gift enthält.

Die Wirkung blieb auch nicht aus.

Unwillkürlich hatten sich meine Augen wieder auf das verräterische Blatt gerichtet, und ich las:

‚Der geneigte Leser fragt nun mit Recht, was denn aus dem jungen Isländer geworden sei? und wir wollen ihm die Antwort nicht vorenthalten.

Hat der geneigte Leser schon eine musikalische Spieluhr gehört? Gewiß! wer sollte noch keine Spieluhr gehört haben? Wenn man sie aufzieht, tönt sie von den lieblichsten Weisen und Arien aus allen möglichen Opern, aber sie tönt nur — sie singt nicht. Das ist aus dem jungen Isländer geworden, eine Spieluhr und nichts weiteres. Gegen die Natur läßt sich einmal nicht ankämpfen, und aus einem Isländer wird nimmermehr ein Italiener. Keine Kunst vermochte das Eis seiner alten Heimat aufzutauen, denn Eis steckt in jedem seiner Muskeln, zu Eis ist sein Blut erstarrt, Eis ist alles, was er singt. Wie kann da von dramatischem Ausdrucke, von dramatischem Leben und Feuer die Rede sein? Wer kann es verlangen, daß ein Isländer italienisch singe?

Zweifelt vielleicht hie und da einer unserer geneigten Leser an der Wahrhaftigkeit dieser Geschichte, so gehe er in das Theater San Carlo und höre da — Giovanni Serbini!‘“

Einige Tage später.

„Ich habe neulich meinen Brief abgebrochen, weil mich der Ärger übermannt hatte.

Also ich lief wie besessen aus dem Kaffeehause hinweg und ließ den schändlichen Tenoristen über die mir angetane Schmach triumphieren. An demselben Abende schützte ich Heiserkeit vor und fühlte mich wirklich krank. O Ezechiel! ich war in der Tat sehr unglücklich! Hätte ich denken sollen, daß jener Name, der vielleicht zu Ziskas Zeiten ganz erträglich klang, mich bis an die Gestade des tyrrhenischen

Meeres verfolgen werde? Und ich hielt mich doch so geborgen in meiner italienischen Wiedertaufe! . . .

Mit Zittern sah ich dem nächsten Abende entgegen, an welchem ich auftreten mußte; denn die Heiserkeit ließ sich nicht länger als Vorwand gebrauchen. Wenn die ‚Novellette' jenes verräterischen Rezensenten gewirkt, wenn die Leute seinen Worten Glauben schenkten! Denn wir Leute vom Theater haben eine so fein ausgebildete Empfindlichkeit, daß wir glauben, die Augen der ganzen Welt ruhen auf uns, wie auf Potentaten, und die kleinste Notiz, die über unser Selbst in irgend einem dunklen Lokalblättchen steht, halten wir für geeignet, den Frieden zu stören.

Gottlob, der Abend ist glücklich vorübergegangen. Ich sang besser als je, meine Stimme strahlte gleichsam in ihrem höchsten Glanze. War es, daß ich jenem Schurken beweisen wollte, ich sei nicht in Island geboren, oder daß mein Bangen und Fürchten sich meinem Spiele mitgeteilt und demselben einen Gran von Wahrheit und Ausdruck verliehen, wie meine Rolle es gerade erforderte — genug, ich war der ‚Löwe' des Abends, und nie klang das Fuora- und Bravo- und Dakaporufen begeisterter als gerade an jenem gefürchteten Abende. Die Novellette hatte ihre also vermeinte Explosion verpufft!

Es ist übrigens sonderbar, daß ich dich von diesen Theatergeschichten unterhalte, während sich ringsherum finstere Wolken am politischen Himmel erheben. Die Luft ist sehr schwül, heimlich flüsternde Gruppen in den Kaffeehäusern und in den Straßen werden mehr als je erblickt. Man sagt, der Sturm sei im Anzuge, jener Orkan, den man in der Geschichte Revolution nennt. In einem benachbarten Staate sind wichtige Reformen eingeführt worden, man will sie auch hier durchgesetzt haben, und wo nicht, so raunt man sich, ohne daß es die sonst so wachsame Polizei gewahr zu werden scheint, das Wörtchen Revolution zu.

Wir Leute vom Theater hören von diesen Dingen nicht gerne; sie verscheuchen uns; wir können nicht singen, wenn die Welt nicht voll Aufmerksamkeit uns lauscht. Wir sind Kanarienvögel, die in einem goldenen Käfige sitzen wollen."

Eine Woche darauf.

„Entsetzlich, Ezechiel! Ich habe den fürchterlichsten Tag meines Daseins erlebt; ich habe das schrecklichste Fiasko erfahren!

In demselben Blatte, das jüngst die verruchte Novellette gebracht hat, stand heute morgens folgende ‚Aufklärung':

‚An die geneigten Leser! Es sind uns Zweifel und allerlei Bedenken zu Ohren gekommen, ob die biographischen Daten, die wir jüngst über den Sänger Giovanni Serbini mitzuteilen uns erlaubten, auch die vollste Wahrhaftigkeit für sich in Anspruch nehmen können. Nun wohl! Wir nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß sie aus der verläßlichsten Quelle geschöpft und wir uns nur gestattet haben, den Ort der Handlung anderswohin zu verlegen. Es geschah dieses aus Schonung für Herrn Giovanni Serbini. Jetzt aber haben wir keinen Grund mehr, länger mit der vollen Wahrheit hinter dem Berge zu halten. Nun denn, der geneigte Leser erfahre, daß Herr Giovanni Serbini sich nicht Serbini, sondern ‚Srb' nennt und daß seine Heimat nicht das kalte Island, sondern — Böhmen ist.

Hoffentlich genügt diese Tatsache, für die wir die vollste Bürgschaft übernehmen, dem Patriotismus unserer Leser!'

Das Wort Patriotismus ragte mit gesperrter Schrift aus dieser Aufklärung heraus; ich wußte nur zu gut, was das zu bedeuten habe. Jetzt erst fielen mir die tausend versteckten und offenen Anspielungen ein, die unserem Staate als dem Wächter an den Pforten der apenninischen Halbinsel galten. Ich hatte nie sonderlich darauf geachtet; denn gerade daß sie in meiner Gegenwart geschahen, bewies mir ja, daß

sie in mir keinen Pförtner sahen! Zudem hieß ich nicht eigentlich — Johannes Srb!?

Jetzt stand die Tatsache in all ihrer dürren Wahrheit, in ihrer ganzen schrecklichen Nacktheit in jenem Banditenjournale und der ‚Patriotismus' der geneigten Leser mit einem: in usum Delphini noch darauf hingewiesen.

Abends sollte ich auftreten. Nun, ich trat auf, aber um nicht mehr auf die Bretter zurückzukehren, auf welchen Giovanni Serbini so viele Lorbeeren gefunden hatte!

Denn als ich in die offene Szene hinaustrat — Logen, Parterre, Galerien waren voll gedrängt und boten ein wunderbar reizendes Schauspiel — da empfing mich ein Pfiff, der gellend mein ganzes Leben durchschrillen wird. Nach diesem Pfiffe erfolgte ein augenblickliches Stillschweigen, aber er war nur ein gegebenes Zeichen, denn alsbald erscholl ein so entsetzliches Pfeifen, Heulen und Stampfen von allen Seiten, daß mich noch jetzt in der Erinnerung eisige Fieberschauer überfallen. Unwillkürlich war ich um einige Schritte vorwärts gegangen den Lampen zu; denn oft rettet in so schrecklichen Momenten die Geistesgegenwart, daß man kühnen Auges und Ganges dem Publikum entgegentritt. Neues Pfeifen, Zischen und Heulen! Zwischendurch höre ich an mein Ohr die entsetzlichen Worte schlagen: ‚A basso Srb, a basso il cantore di Boemia!' und darauf diabolische Lachsalven.

Ich wankte von der Bühne hinweg. Ich bemerkte nur noch, wie jener Tenorist einen seiner Basiliskenblicke mir zuwarf. So fiel das aus, was man Fiasko nennt!

Heute nacht verlasse ich Neapel; ich breche meinen Kontrakt ... Was liegt mir am Recht und Unrecht, wenn jeder Stein in Neapel mir das verhängnisvolle ‚a basso Srb' zuruft!

Ist mein Fiasko nicht auch der greulichste Treubruch, die schändlichste Rechtsverletzung?"

Mit dem Wechsel auf „Sicht", den Johannes Srb seinem Freunde Ezechiel geschickt, hatte dieser aufs treulichste gewirtschaftet. Er hatte einen Teil des Geldes dazu angewendet, um Pedelle, Trompetenbläser und strenge Herren dafür abzufinden, daß sie nun keinen Anstand dagegen erhoben, ihm das Doktormäntelchen umzuhängen; mit dem Reste hatte er sich in ein böhmisches Städtchen geworfen, entschlossen, hier abzuwarten, bis ihm die Henne der „Praxis" goldene Eier ausbrütete.

Ezechiel hatte dem treuen Freunde nicht geschrieben, wußte er doch nicht, an welchem Orte Italiens der so grausam gehetzte Sänger jetzt verweile. In der Kleinlichkeit der Verhältnisse, in denen der neue Arzt seit seiner Kindheit gelebt, hatte er keine richtige Vorstellung fassen können von dem entsetzlichen Geschicke, dem sein armer Freund unterlegen war. Für ihn, der das Leben noch immer mit den Augen eines ehemaligen Studenten betrachtete, war Fiasko gleichbedeutend mit moralischem Tod. Was wäre ihm selbst, wenn er das Unglück gehabt hätte, bei einer der strengen Prüfungen „geworfen" zu werden oder Fiasko zu machen, übrig geblieben, als zu sterben den Tod der Kränkung am gebrochenen Herzen? So stellte sich Ezechiel die Sache vor, und wie einem Toten widmete er dem Freunde ein Andenken, das sich täglich an das traurige Geschick des Abwesenden knüpfte und aus tiefster Seele es betrauerte!

Konnte Johannes Srb nicht wirklich gestorben sein? Beinahe zwei Jahre waren wieder vergangen, und kein Laut, keine Kunde drang aus dem fernen Lande herüber. Wo bleichten die Gebeine des Unglücklichen? Welcher Grabhügel erhob sich über den vergänglichen Resten des Freundes, der an einem fehlenden Selbstlaut zugrunde gegangen war?

Das heiße Revolutionsjahr 1848 schritt indessen durch die Lande des großen Kaiserstaates, eine schreckliche Jungfrau mit aufgelösten Haaren und blutunterlaufenen Augen. Es

fand den Arzt in dem kleinen böhmischen Städtchen, das unter den Zuckungen, die von der Hauptstadt ausgingen, gleichfalls schmerzlich ergriffen ward, in einer kühlen, fast verdrießlichen Stimmung. Ezechiel fand in der Praxis die goldenen Eier nicht, die er erwartet hatte; denn Gevatter Schuster und Schneider, auf deren „Behandlung" er angewiesen war, hatten jetzt etwas anderes zu tun, als krank zu sein. Es war eine wunderbar gesunde Zeit! Ezechiel kaute vor Langerweile an seinen Nägeln und schaute mit trüben Blicken in die Zukunft; der Rest von jenem Wechsel auf „Sicht" lag in den letzten Zügen — und Gevatter Schuster und Schneider exerzierten lieber und politisierten bei vollen Biergläsern, als daß sie an die Kunst des Doktors Ezechiel dachten!

Da brachte der Postbote eines Tages im Monate August ein ziemlich umfangreiches Briefpaket, das Ezechiel mit einem Freudenschrei begrüßte. In der Adresse erkannte er sogleich des Freundes Hand — Johannes Srb war also nicht tot! Ezechiel pries seinen glücklichen Einfall, daß er seine Adresse an das Prager Postamt eingeschickt hatte. Wie hätte sonst in jenen beweglichen Tagen der unbekannte Arzt in dem kleinen böhmischen Landstädtchen aufgefunden werden können?

Ezechiel las:

„Aus einem Mailänder Gefängnisse.

Juli 1848.

Seit Monaten, mein Freund Ezechiel, geht die Sonne auf und unter, wird es Tag und Nacht, und ich weiß davon nur eben so viel, als es die dichten Stäbe eines Gefängnisgitters erlauben. Solch ein Gitter vor zwei menschliche Augen gerückt und die ganze Welt mit all ihren Leidenschaften und Bewegungen erscheint dir in lauter kleine

Quadrate zerstückt, bei deren Betrachtung die Philosophie der Geschichte etwas kühles Blut erhält.

Also seit Monaten bin ich ein Gefangener, mein Freund, in der eigentlichsten Bedeutung dieses Wortes und alles das darum, weil ich eine Zigarre rauchte — und Johannes Srb heiße!

Laß dir erzählen, wie das zuging.

Nach meinem neapolitanischen Fiasko verhängnisvollen Andenkens war ich aus jener Stadt des Treubruchs und Verrates entflohen. Nichts hielt mich dort; mehr als ein Jahr lang irrte ich auf der Apenninen-Halbinsel herum — Kain, der sein Fiasko in brennenden Buchstaben vorn an der Stirne trug.

Ich wagte nicht, mich irgendwo zu zeigen, ich floh die Städte, wo gerade die ‚Stagione' blühte, und an Theatern schlich ich mit den Gefühlen eines Bagnobewohners vorüber, der das Weite gesucht hat. Um unbekannt zu bleiben, legte ich mir in Gasthäusern und anderswo den neuen Namen: ‚Edgardo Serbi' bei; denn daß ich meinen ‚Serbini' nicht behalten konnte und durfte, wenn ich nicht neuem Verrat und Angriff ausgesetzt sein wollte, wirst du begreifen.

Endlich gegen den Winter dieses Jahres hatte ich mich nach Mailand gewendet. Mich zog das Theater wie an unsichtbaren Ketten wieder hin, denn wer einmal in dem Zauberbanne eines Podiums geatmet hat, der kann sich nicht so leicht davon losreißen, und wie deine Glaubensgenossen ihr Antlitz während des Gebetes nach dem Osten wenden, da wo einst ihr Jerusalem stand, so fliegen die Gedanken eines dem Theater Gehörigen stets nach dem Orte hin, wo für ihn allein Atem, Leben und Freiheit ist. Zudem, wo ich hinkam, fand ich die Leute im politischen Fieber liegen, mit hochgeröteten Wangen, fliegendem Pulse und hitzigen Reden! Wie leicht konnte unter solchen Umständen das Fiasko eines Theatersängers in Vergessenheit geraten sein?

In Mailand angekommen, war es meine erste Sorge, mich mit dem Opern- und Ballettpersonal bekannt zu machen, und ich jubelte laut auf, als ich auch nicht einen Namen darunter fand, den ich zu fürchten hatte. Zur größeren Vorsicht zog ich noch unter der Hand Erkundigungen ein, ob hier etwas von dem Schicksale eines ‚gewissen Giovanni Serbini' ruchbar geworden wäre. Wenige hatten eine leise Ahnung von der Existenz dieses Serbini, die meisten kannten ihn gar nicht! O Ezechiel! Das ist Bühnenruhm! Entferne dich nur wenige Schritte davon, und die Wellen der Vergessenheit schlagen über dir zusammen! Und dennoch freute ich mich darüber.

So war ich denn wohlgemut und guter Dinge, wie ich es seit meinem neapolitanischen Falle nicht gewesen. Ein Gefühl meiner baldigen Erlösung durchströmte mich wonniglich; ‚Edgardo Serbi' sollte bald wieder auf den Wogen der öffentlichen Meinung einherschwimmen.

An einem der ersten Märztage dieses Jahres stand ich, umspielt von der herrlichsten Frühlingsluft, die Zigarre im Munde, in bewundernder Betrachtung vor dem schönsten in Stein ausgeprägten menschlichen Gedanken, nämlich vor dem Dom. Plötzlich sehe ich mich von einer Gruppe wildblickender Menschen umringt, es mochten zehn bis zwölf Personen gewesen sein, aus deren Mitte man mir zuruft:

‚Die Zigarre aus dem Munde, Verräter!'

Nun mußt du wissen, Ezechiel, daß ich von diesem Rauchverdikt allerdings Kunde hatte; nur daß es mich in höchst lächerlicher Weise an jene Bauersfrau erinnerte, die, an der Quelle der Moldau stehend, dieselbe mit ihrem Fuße bedeckte und dabei ausrief: Nun werden sie in Prag kein Wasser haben! Mit ihrem Zigarrenverbot glaubten sie steif und fest, die Herren in Wien müßten geradezu die große Staatsmaschine absperren und sich selbst verabschieden. Aber was ging es mich an? Mußte gerade ich die Staatskasse

um die indirekte Steuer meiner ‚Regalia' verkürzen? Ich bekümmerte mich also blutwenig darum!

In der ersten Überraschung leistete ich dem drohenden Rufe augenblicklich Folge und nahm die Zigarre aus dem Munde; denn als ‚einer vom Theater' habe ich einen instinktmäßigen Respekt vor dem ausgesprochenen Willen einer Majorität. Als ich mir aber nunmehr mein Publikum, lauter kleine schmächtige Burschе mit schwarzen Bärten und weißen Kalabresern, näher ansah, stieg in mir der Mut — und ich steckte den Glimmstengel wieder in den Mund!

‚Verräter! Nieder mit dem Verräter!' erscholl es nun rings um mich, und in einem Nu fühlte ich mich von einer Unzahl von Händen gepackt; ich aber schüttelte sie, nicht einmal mit vollem Kraftaufwande, von mir ab, und hier und da machte mancher mit dem harten Steinpflaster eine unliebsame Bekanntschaft. Dennoch weiß ich nicht, was ferner geschehen wäre — denn wiederholt ließ sich diese herkulische Arbeit nicht in Szene setzen — als plötzlich wie durch einen Zauberspuk meine Dränger nach allen Seiten auseinanderstoben.

Verblüfft blickte ich mich um; nun wußte ich, was meine Helden in die Weite getrieben hatte. Eine starke Patrouille, den Offizier voran, rückte auf den Platz zu, wo der Angriff auf mich soeben stattgefunden hatte. Ich war natürlich stehen geblieben.

‚Halt!' rief der Offizier mir schon von ferne zu.

Ich wartete mit Vergnügen auf den jungen Mann; denn ich hatte nicht den geringsten Grund, ihm aus dem Wege zu gehen.

‚Sie sind verhaftet, mein Herr!' rief er ernst, als er bei mir angekommen war, und ehe ich es versah, hatte die Patrouille durch eine meisterhaft ausgeführte Flankenbewegung mich in ihre Mitte genommen.

‚Marsch,' kommandierte der Offizier, und der Zug setzte

sich in Bewegung, der Hauptwache zu, die in der allernächsten Nähe lag.

Daselbst angekommen, nahm der Leutnant sogleich ein Verhör vor; ohne viel auf seine verschiedenen Fragen zu hören, erzählte ich den Vorgang mit der Zigarre, und wie ich mich jenes Haufens entledigt hätte. Der Offizier mochte keinen Grund haben, meinen Worten zu mißtrauen, und schon hielt ich die Sache für abgetan und glaubte meines Weges gehen zu können.

‚Also Sie waren es, der geraucht hat,‘ begann aufs neue der Offizier.

Ich bejahte das und bedauerte nur, die geraucht Tatsache nicht vorweisen zu können: denn im Handgemenge mit jenen Schurken war mir die Zigarre entfallen; auch setzte ich hinzu, ich trüge nicht das kleinste Gelüste in mir, mit der Staatskasse in Konflikt zu geraten.

‚Wessen Landes sind Sie?‘ fragte rasch der Offizier; die Unterredung war nämlich italienisch geführt worden; aber aus dem Akzente und der Sprachweise des jungen Soldaten erkannte ich, daß seine Wiege an den Ufern der ‚Iser‘ gestanden haben mochte.

Ich stockte. Sollte ich so auf ein bloßes Verhör hin, dessen Tragweite ich ja ohnehin nicht kannte, von einem jahrelang gehegten Geheimnisse den Schleier lüften?

‚Ich gehöre dem Theater an,‘ sagte ich dann rasch.

Das Antlitz des Offiziers wurde sehr ernst; ich hatte unstreitig etwas Unüberlegtes gesprochen.

‚Wie heißen Sie, mein Herr?‘ fragte er, indem er sich einen Bogen Papier zurecht rückte und die Feder ergriff.

‚Giovanni Serbini,‘ erwiderte ich, ‚oder vielmehr Edgardo Serbi.‘

‚Vielmehr?‘ rief der Offizier lachend.

Zu spät erkannte ich, daß mir neuerdings ein sehr un-

bedachtsames Wort entschlüpft war; doch es ließ sich nicht mehr zurückziehen.

Der Offizier warf mit fliegender Feder einige Zeilen auf das Papier hin, faltete es dann, und indem er sich erhob, sagte er:

„Ich bedauere, mein Herr, daß ich gezwungen bin, Sie an die zuständige Behörde weisen zu müssen, der Sie Rechenschaft über den eigentümlichen Umstand werden abzulegen haben, wie Sie der Träger zweier Namen sind. Die gegenwärtigen Zustände nötigen uns zu einer Strenge, über die Sie sich nicht beklagen dürfen.'

Ezechiel! balle nicht deine Faust! Ich weiß es so gut als du: es hätte bloß eines Wortes bedurft, nur eines Satzes in jenem Idiom, das an den Ufern unserer Iser so traulich klingt, aber ich vermochte es damals nicht! Keine Macht der Erde hätte es mir entreißen können.

Der Offizier winkte und drei Bajonette umstanden mich funkelnd. ‚Auf die Polizeidirektion,' kommandierte er, indem er auf mich wies.

Ich verbeugte mich und verließ in Gesellschaft meiner unfreiwillig gewählten Begleiter die Wachtstube.

Also zur Polizeidirektion!

Ich war noch immer wohlgemut; fühlte ich mich doch keines Vergehens bewußt. Daß ich mich zu zwei Namen bekannte? Sollte das einem vom Theater verwehrt sein? Ich könnte mich sogar mit einem dritten Namen ausweisen. Den aber sollten sie nicht zu hören bekommen! Das schwur ich mir selbst zu inmitten des militärischen Schutzes.

In dem Polizeihause dauerte es eine geraume Weile, bis ich an die Reihe des Verhöres kam; denn die daselbst angestellten Herren hatten in jenen Tagen des Zigarrenverbotes, dem ganz andere Dinge zugrunde lagen, wie ich nachträglich erfuhr, alle Hände vollauf zu tun; endlich ward geschellt; ich ward eingeführt.

‚Sie bestehen also darauf,‘ fragte mich ein alter, grauhaariger Mann, indem er mich scharf fixierte, ‚daß Sie Ihr Vaterland nicht nennen wollen?‘

‚Ich bin Sänger!‘ sagte ich.

‚Meinen Sie damit, daß die Kunst kein Vaterland habe?‘ lachte der Beamte. ‚Vor der Polizei besteht nun — keine Kunst!‘

Ich schwieg.

‚Wollen Sie auch von Ihren zwei Namen nicht wenigstens einen ablegen?‘ fragte darauf der Beamte auffallend kühl.

‚Ich heiße Giovanni Serbini und Edgardo Serbi,‘ sagte ich mit Bestimmtheit; denn ich wollte von meiner vor dem Leutnant gegebenen Erklärung durchaus nicht abgehen.

‚Scherzen Sie nicht, mein Herr!‘ rief der Beamte, ‚die Sache ist ernst genug!‘

‚Ich scherze nicht!‘

‚So müssen Sie sich zufrieden geben, mein Herr,‘ sagte der Beamte trocken, ‚daß wir Sie hier bei uns so lange beherbergen, bis Ihnen Ihr rechter Name eingefallen ist. Seien Sie übrigens versichert, er wird uns nicht lange ein Geheimnis bleiben.‘

Ein Schauer überlief mich; der Beamte mochte es mir angesehen haben, daß mir bei seiner Drohung nicht ganz wohl zumute ward.

‚Besinnen Sie sich, mein Herr!‘ sagte er in einem väterlich warnenden Tone.

Ich hatte mich bereits besonnen. Die Polizei sollte über meinen fehlenden Selbstlaut keinen Witz machen; ich verbeugte mich wieder. Der Beamte klingelte und übergab mich einem Manne, der mich in ein stilles vergittertes Gemach brachte.

Ich war ein Gefangener!

In Haft! Weißt du, was das bedeutet?

Warum nicht? sagst du. Gebt mir irgend ein dick-

leibiges Buch, dazu Licht, schwarzen Kaffee und etwas zu essen, und dann sperrt mich ein, wohin und auf wie lange ihr wollt. Wie läßt es sich in dieser vergitterten Stille, in dieser unfreiwillig gewährten Ruhe so überaus herrlich studieren? So spricht wahrscheinlich Ezechiel, der alte Student, aber nicht Giovanni Serbini oder vielmehr Edgardo Serbi, der, um den alten Johannes ‚Srb' loszubekommen, die Universität mit all ihren Leiden und Freuden im Stiche ließ und zum Theater ging.

Vierzehn Tage befand ich mich bereits in einer der stillen Klausen des Mailänder Polizeihauses, von Stunde zu Stunde darauf vorbereitet, das Wort der Erlösung zu vernehmen; aber es fand kein zweites Verhör statt. Auf alle Fragen, was mit mir geschehen solle, erhielt ich nichtssagende Antworten oder stummes Achselzucken. Sonst hatte ich über nichts zu klagen; ich bekam, was ich wünschte, Bücher, Wein, Zigarren, natürlich für mein gutes Geld.

Sonderbar! Meine gute Laune ward trotzdem keinen Augenblick getrübt. War es, wie ich glaubte, daß es ja in meiner Macht stehe, durch ein einziges Wort erlöst werden zu können, oder weil ich mich wirklich so schuldlos fühlte, genug! ich spielte mich in meinen einsamen Gedanken immer tiefer in die Rolle des Prinzen Kalaf hinein und erwartete mit Spannung, ob es Turandot Polizei gelingen werde, meinen eigentlichen Namen herauszubringen.

So war der 18. März herangekommen.

Was sich an jenem Tage in Mailand zugetragen, das wirst du in seinen Einzelheiten besser kennen als ich; für mich in meiner Gefängnisklause war es ein Tag voll Entsetzens. Die offene Revolution war ausgebrochen! Fürchterlich, in allernächster Nähe, hörte ich das unheimliche Geknatter des Kleingewehrfeuers, das dumpfe Grollen der Kanonen, bald wütendes Stimmengeheul, dann wieder erdrückend langes Schweigen. Mein Gott! was war geschehen?

Gegen Mittag erhielt ich wie gewöhnlich meine Kost; ich fragte den Wärter um nähere Nachrichten. Mit schlotternden Knien, erdfahl, stand er da und konnte nur das einzige Wort mühsam hervorbringen: ‚Revolution!‘

Welch ein Gefühl, in einsamer Haft zu sitzen und über und neben sich die Schrecken einer Straßenschlacht durchleben zu müssen! Deine eigene Brust hältst du für die Zielscheibe so vieler tausend und tausend Geschosse und kannst sie nicht bergen vor ihnen, denn du bist ein Gefangener.

Die Nacht und die darauf folgenden drei Tage vergingen ebenso schreckenvoll, das Kleingewehrfeuer war bald stärker, bald schwächer zu vernehmen; vollständig hörte es keinen Augenblick auf. So glaubte ich wenigstens; ich war ein lebendig Begrabener unter den Trümmern einer zusammenstürzenden Welt, ein Verzweifelnder, dem sich der Selbstmord wie ein Freund in der Not zu zeigen begann!

Gegen den Morgen des zweiundzwanzigsten März, nach einer qualvoll verbrachten Nacht, war ich eben in einen leichten Schlummer gesunken, als ich mit einem Male durch ein tobendes Geschrei unter dem Fenster meines Gefängnisses daraus geweckt ward. Ich lief an das Gitter; ich rüttelte an der Türe, denn es ahnte mir nichts Gutes, und ich wollte frei sein. Das Geschrei verstärkte sich; es schien sich bis in die innersten Räume meines Gefängnisses zu verpflanzen. Es kam immer näher. Waffengeklirr ward hörbar, Türen wurden erbrochen, dazwischen wild durcheinander heulendes Rufen, dem ich die Worte: ‚Die Gefangenen heraus!‘ deutlich entnahm.

Ich lauschte in ahnungsvoller, banger Erwartung, die Augen auf die Türe gerichtet. Wer hatte gesiegt? Wer begehrte in so gewaltsamer Weise die Befreiung der Gefangenen? Endlich wird es auch in dem Gange, der zu meiner Klause führt, laut, das Getümmel kommt näher, alles Blut drängt zum Kopfe, ich sehe und höre fast nichts. Kolbenstöße don-

nern an die Türe, sie bricht in Stücke, und herein dringt ein bewaffneter Haufe, blitzende Säbel und Flintenläufe funkeln vor meinen Augen. ‚Du bist frei, Gefangener, frei!‘ ruft man mir zu; ich werde von kräftigen Armen aufgehoben und zur Türe hinausgetragen. Draußen in dem lichten Gange empfing mich hundertstimmiges Gebrüll; da ich über aller Köpfe hinausragte, ward ich auch allen sichtbar. ‚Wen habt ihr da befreit!‘ rief mittendurch eine Stimme. ‚Das ist ein Verräter! Das ist der Sänger aus Böhmen! Ich kenne ihn von Neapel her!‘

‚A basso il Boemo! a basso!‘ brüllte es nun rings um mich; ich verlor die Sinne, der Schlag eines Flintenkolbens hatte mich an die Schläfe getroffen.

Trotzdem hatte ich meinen neapolitanischen Tenoristen erkannt.

Das muß ich jenem Bürschlein aus Neapel nachrühmen: es besaß mehr Kraft in seinen Armen, als ich seinem dünnen Stimmchen jemals zugetraut hätte. Denn wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, so läge ich jetzt begraben im Winkel irgend eines Mailänder Friedhofes, und nicht einmal die Inschrift: ‚Hier liegt Giovanni Serbini, der an der Rache eines beleidigten Tenoristen zugrunde ging,‘ hätte angedeutet, wo du meine Überreste zu suchen habest.

Eines jener Fieber, wobei der Tod die Rolle eines ungeduldigen Lesers spielt, der gerne zum Schlusse eines interessierenden Buches gelangen möchte, hatte mich ergriffen. Lange Wochen hielt mich jener fürchterliche Zustand auf einem elenden Lager im Spital, wohin mich das Mitleid irgend eines frommen Samaritaners gebracht hatte, gefangen. Nur in wenigen lichten Augenblicken erkannte ich mit aller Deutlichkeit meiner durch die Krankheit geschärften Sinne die Lage, in der ich mich befand. Ich war sterbenskrank mitten unter Feinden! Ich sollte sterben, weit, weit weg vom Vaterlande!

Ja, vom Vaterlande! Warum soll ich das Wort nicht beim rechten Namen nennen, das mir in den lichten Momenten des Bewußtseins unter tausenderlei Gestalten vor die Seele trat? Seit Jahren, im wüsten Taumel durch die Fremde getrieben, abtrünnig geworden der Scholle, worauf meine Wiege gestanden, blickte es mich bald mit den treuherzig frommen Augen meiner Mutter an, die schon längst der kühle Grund deckt, bald läutete es mit dem Glöcklein jener Klosterkirche, in die ich so oft zur Frühmesse gegangen, und die ganze Studienzeit unserer Knabenjahre stand in merkwürdiger Klarheit vor mir. Dich vor allen, Ezechiel, sah ich mit deinem fein blassen, aufmerksamen Gesichte, auf dem man den Vortrag des Professors wie einen Abdruck lesen konnte und auch die behäbig gutmütige Figur des Pater Rudbertus, die das Katheder so vollständig ausfüllte. Ja! ich vernahm auch wieder jenes sonderbare Spinnradgeräusch, mit dem meine Kameraden den selbstlautlosen Namen desjenigen begrüßten, der jetzt auf seinem Spitalbett allen Hohn und Spott mit lächelnder Gleichgültigkeit hingenommen hätte, wäre es nur in irgend einem Winkel des Vaterlandes gestanden!

Dann kamen wieder Tage und Wochen, wo alle diese Erinnerungen, diese Klarheit und Deutlichkeit des Empfindens untergingen in dem verzehrenden Feuer der Fieberparoxismen, wo nichts von dem allem übrig blieb als ein bewußtloses, ohnmächtiges Wesen, das die Wärter mit Riesengewalt zurückhalten mußten! Ich wollte in die Freiheit! Nach meinem Böhmen!

Endlich nahte die Genesung! Ich fühlte, wie meine Kräfte allmählich wuchsen, wie der Zusammenhang meiner Gedanken immer deutlicher und ungestörter hervortrat. Ich freute mich, daß ich wieder denken konnte, ich stellte Versuche damit an, wie man es mit dem Kinde tut, das man gehen lehrt. Ich strauchelte nicht, ich fiel nicht, denn mein erster

Gang war nach dem Vaterlande, nach dem Dorfe, das meine Heimat ist, nach dem Grabe der Mutter auf dem dortigen Friedhofe, dann nach der Klosterschule, in deren Kreuzgängen ich stundenlang dem geisterhaften Picken der großen Uhr lauschen konnte! Alle Orte und Physiognomien, an die sich irgend ein Faden meines Erinnerns knüpfen ließ, besuchte ich, wie ein frommer Wallfahrer die geheiligten Stationen — und wunderbar! Alle die Herbigkeit, die mich sonst beschlichen hatte, wenn ich zuweilen mitten im öden Lärm meiner Theaterlaufbahn an Personen und Dinge in der fernen Heimat dachte, war verschwunden vor dem einen beseligenden und mit unaussprechlichem Wohlsein mich erfüllenden Gedanken, daß ich wieder im Vaterlande mich befand.

Freilich, an Enttäuschungen der bittersten Art fehlte es dabei keinen Augenblick. Gab es einen schneidenderen Gegensatz zu meinen weitfliegenden Träumen als die Umgebung zu beiden Seiten meines Schmerzenslagers, piemontesische Soldaten, die entsetzlich fluchten, und dann dieses Lager selbst! Die Sprache Tassos und Ariosts klang mir schrecklich in den Ohren, und alle ihre Weichheit, ihren musikalischen Schmelz, die einschmeichelnde Milde ihrer Wortbildung hätte ich hingegeben für einen einzigen Laut des heimatlichen Dorfes.

Vor vierzehn Tagen stand ich zum ersten Male wieder auf meinen Füßen — ich war genesen. Meine erste Bewegung war, zur Türe zu eilen, ich wollte zu der furchtbaren Spitalstube hinaus.

Da fühlte ich mich plötzlich von einer derben Faust am Arme gepackt.

‚Wohin, wohin?‘ brüllte eine rauhe Stimme, die dem Krankenwärter angehörte.

‚Hinaus,‘ sagte ich und versuchte mit schwacher Kraft die schwere Hand von mir abzuschütteln.

‚Oho!‘ lachte der Wärter mit wahrhaft infernalischem

Behagen, ‚man läuft nicht so ohne Abschied fort, wenn man im Verdachte steht, ein Spion zu sein.‘

Ich griff nach meiner Schläfe, da, wohin der tückische Neapolitaner den mörderischen Schlag geführt hatte. Sie schmerzte mich entsetzlich, denn alles Blut war wie ein tosender Waldbach dahingeströmt und drohte die dünne Wand zu zersprengen.

‚Ich, ein Spion?‘ lallte ich. In diesem Augenblicke war mir selbst die leiseste Spur des Vorgefallenen aus der Erinnerung entschwunden.

‚Sie sind ein Gefangener,‘ lachte der Wächter, ‚und wenn Sie das nicht glauben wollen, so blicken Sie da ein wenig hinaus.‘

Der Mann öffnete die Türe: zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonette standen vor mir. Ich taumelte zurück.

Wie ein von seinem Vater ausgescholtenes Kind ließ ich mich von dem menschenfreundlichen Wärter, der so vortrefflich für die Schonung meiner kaum hergestellten Gesundheit zu sorgen verstand, wieder zu meinem Schmerzenslager geleiten. Dort aber warf ich mich in aller Unbändigkeit namenlosen Schmerzes hin und weinte in meinem Grimme nach vielen, vielen Jahren — die ersten Tränen.

Ein Entschluß aus dem wogenden Gewühle hundert anderer setzte sich jetzt in meiner Seele fest und wollte sie in den qualvollen Stunden, die nun folgten, keinen Augenblick mehr verlassen. Ich wollte meinen Namen und mein Vaterland nicht nennen. Was sie immer mit mir anfangen sollten — gegen den Trotz meines Schweigens sollten sie mit aller ihnen zu Gebote stehenden Gewalt nichts ausrichten können. Dieses Opfer — und mochte es selbst ein schmachvoller Tod sein — war ich dem Namen, den ich in kindischer Narrheit verleugnet, diese Sühne war ich der Heimat schuldig, die ich geflohen, verraten, von mir gestoßen hatte. Alles, was ich bis jetzt ertragen und was mir zu ertragen noch in

nächster Aussicht stand, schrumpfte zusammen gegen den großen, nicht auszulöschenden Schimpf, den ich dem Vaterlande angetan. Ich wollte schweigen und dulden!

Jetzt erst ward ich ruhig.

Andern Tages verließ ich das Spital, um es mit der stillen Zelle im Polizeigefängnisse zu vertauschen. Mit einer Empfindung dankbarer Freude begrüßte ich das düstere Gebäude; sollte doch jetzt erst meine Sühne ihren Anfang nehmen.

Da bin ich nun! Aber die Herren, die mir so liebreich zu meinem Martyrium verhelfen wollen, scheinen nicht übel Lust zu haben, meine Geduld auf eine harte Probe zu setzen; denn bis zum heutigen Tage harre ich vergebens eines Verhörs. So habe ich mir denn Papier, Tinte und Feder zu verschaffen gewußt und zahle mit dem Gelde, das man mir merkwürdigerweise abzunehmen vergessen hat, den Mann, der mir aufs heiligste verspricht, diesen Brief den ihm vorgeschriebenen Weg gehen zu lassen.

Hat mich der Mann nicht getäuscht? Werden diese Zeilen die Straße nach Böhmen und zu dir finden? Oder werden sie erst anlangen, wenn längst die Kugeln in das rote Leben eines Menschen sich gebohrt haben, der wie er selbstlautlos während seines irdischen Daseins gewesen, nun auch namenlos, aber sein Vaterland auf den geschlossenen Lippen tragend, aus demselben scheiden will?"

Dieser Brief hatte, was man in jener Zeit als ein Wundereereignis betrachten konnte, seinen Weg nach Böhmen und in das kleine Landstädchen gefunden, in welchem Ezechiel seinem ärztlichen Berufe oblag.

Ezechiel war aufs tiefste erschüttert; er beklagte das Los seines Freundes wie das eines in vollster Lebenskraft

Dahingerafften, und seine Tränen flossen dem armen, um einer „Einbildung“ so hart getroffenen Freunde. Tagelang konnte er das unheimliche Knattern der Kugeln, die sich in Johannes Srbs treue Brust aller Wahrscheinlichkeit nach gebohrt hatten, nicht aus dem Ohre bringen.

Doch schon wenige Tage später — es war um die Mitte des Monats August — traf ein neues Schreiben unter Ezechiels Adresse ein. Atemlos, mit gesträubten Haaren riß er das Siegel ab und stand nun unentschlossen da, ob er lesen solle. Srbs Totenantlitz starrte ihm grauenhaft verzerrt entgegen! Aber es war ja seine Schrift, die er las:

Mailand, 7. August.

„Ich bin frei, mein Bruder Ezechiel, frei, frei!

Seit gestern wehen unsere Fahnen auf den Türmen Mailands; durch die Straßen der wiedergewonnenen Stadt schallt unser Kommandowort, unser Radetzky, der alte prächtige Knabe, ist wieder hier, und ich bin kein Spion, kein Gefangener mehr. Ich bin Johannes Srb und frei!

Gestern noch in der düsteren Zelle des Polizeigefängnisses und heute schon der frischen balsamischen Luft der Freiheit wiedergegeben — das soll unserem Radetzky nie vergessen werden!

Meine Erlösung aus dem fürchterlichen Zustande, der mich so unverantwortlich lange mit seinen Fangarmen umkrallt hielt, verdanke ich ganz natürlichen Umständen. Eine der ersten Angelegenheiten unserer Landsleute in der schrecklich zerrütteten Stadt war, die Gefängnisse zu untersuchen. So kam man auch in meine Zelle. Das übrige ergab sich von selbst. Ein Offizier, dem ich auf den ersten Anblick unsern Landsmann ansah, hatte mich in italienischer Sprache nach Stand, Charakter und Ursache meines unfreiwilligen Aufenthaltes gefragt. Ich antwortete ihm, daß ich „Srb“ heiße.

In einem benachbarten Kaffeehause, im Kreise unserer

Landsleute, denen noch der frische Ruhm von Santa Lucias und Mortaras Schlachtfeldern auf den jugendlichen Stirnen glänzte, beim Knallen der entkorkten Champagnerflaschen erzählte ich meinen neuen Freunden die trübselige Geschichte eines selbstlautlosen Namens. Ich verschwieg auch nicht den kleinsten Umstand, und in das laute Lachen, das mich bald wie ein Peletonfeuer, bald wie dumpfes Kanonengebrülle umgab, stimmte ich herzhaft und ohne Scheu ein. Die Sühne, wenn auch nicht durch den Tod, ward mir also nicht geschenkt.

Morgen verlasse ich Mailand und dann — auf dem kürzesten Wege nach Hause! der Heimat der Leute — ohne Selbstlaut."

Die Bacchantin.

(1879.)

Dem Wirtshause zu, das von der steilen Höhe des „Hirschbühel" dem Reisenden entgegenwinkt, der von Berchtesgaden aus die Straße nach der „Fusch" aufsucht, jenen wundersamen Gebirgswinkel, der nur, wie bald! das Dampfroß der Eisenbahn durch seinen Frieden ziehen sehen wird — schob sich mühselig eines jener leichten Wägelchen, wie es in dortiger Gegend bei den vielen An- und Niederstiegen so gerne gebraucht wird. Die Insassen des Gefährtes waren ein blutjunger Bursche aus der „Ramsau", der das Pferd lenkte, und ein anderer, noch junger Mann in eleganter Reisekleidung, der, die Zigarre zwischen den Lippen, den breitkrempigen Sommerhut tief in die Stirne gedrückt, damit

ihn die Sonne nicht allzu heiß bedränge, fast seiner ganzen Länge nach mehr liegend als sitzend, das übrige Wägelchen vollständig ausfüllte. Neben dem Gespanne einher schritt mit einer gewissen Strammheit eine junge Frau, den Bergstock nur leicht auf den Boden stemmend, auf dem von aschblonden Flechten umgebenen Köpfchen ein lustiges Hütchen, das ringsherum einen Kranz echter Edelweißblüten aufwies, dabei mit der ganzen Wesenheit ihres Anzuges und ihres Gebahrens von jener mundenden Reinlichkeit, die ein deutscher Spruch so sinnig mit: „wie aus dem Ei" bezeichnet.

Es war ein heller Herbstvormittag. Weit und breit war auf der steil hinangewundenen Straße kein anderes Gefährte zu erblicken; mühsam klomm das Wägelchen und nur schrittweise vorwärts. Die Luft war von erfrischender Klarheit, so daß das Wirtshaus, trotzdem es noch eine gute halbe Stunde entfernt lag, wie zum Greifen in allen seinen Umrissen sich dem Auge darbot. Mittag schien nicht ferne.

Um es in wenigen Worten zu sagen: es war ein junges, kaum vor zwei Monaten flügge gewordenes Ehepaar, das da den „Hirschbühel" hinanzog. Dir mag vielleicht der Tautropfen, der im Schoße einer kaum aufgeblühten Rosenknospe spielt, als der tiefsinnigste Ausdruck aller Schönheit gelten, die die Natur rings um uns aufgespeichert hat, und doch, wenn du mich auf Treue und Glauben fragst, kann ich den Preis des Schönsten nur den zwei Menschenkindern zuerkennen, die du hier vor dir siehst. Nimm alles zusammen, was dir auf Erden als das Höchste und Begehrlichste erscheint, und du findest nichts, was der taufrischen Zukunft gleicht, die unsichtbar zwischen und neben zwei solchen Menschen schreitet, während alles, was sie tun und sprechen, lauterste Gegenwart ist — und nichts als Gegenwart!

„Bist du müde, Felix?" fragte mit einem Male die Fußgängerin, indem sie ihre rechte Hand auf das Spritzleder

legte, das der Gatte, um es bequemer zu haben, längst zurückgeschlagen hatte.

Durch die Frage kicherte ein leichter Spott.

„Übermütige! Glaubst du, ich verstehe dich nicht? Das ist ja ein Vorwurf in bester Form! Ich sitze hier hoch oben im Wagen und lasse mich von dem müden Gaul schleppen, während du, ein leichtfüßiges Reh, daneben läufst. Welch ein Ideal eines treuen Gatten!"

„Allerdings habe ich das im Sinne, Felix," klang die lustige Antwort darauf, „denn wie lautet doch die Theorie, die unsere geistreiche Freundin Marianne neulich in ihrem großen Vortrage über die Erweiterung des Frauenerwerbes entwickelte? Sie lautete: Künftig bin ich der Arzt und du plättest mir indessen, während ich meine Visiten abstatte, meine Manschetten und sonstiges Zubehör; künftig lese ich die Pandekten und das Strafrecht und die Nationalökonomie, während dir gestattet ist, indessen die Küche zu versorgen, künftig . . ."

„Halt ein, Schelmin!" rief Felix, sich die Ohren zuhaltend, „und denke lieber daran, was wir da hoch oben im Wirtshaus zu essen bekommen werden. Das ist's ja, was die Gattin zieret, und dazu ward ihr der Verstand . . ."

„Essen?" rief sie dagegen mit einem Anfluge von Verachtung in Ton und Gebärde, der die allzu verständliche Parodie entschieden zurückwies. „Was soll mir das Essen? Mein Begehren geht nach etwas Höherem, Geistigerem! Ich lechze nach einem Glase Wein! Und vom besten muß er sein!" setzte sie so überlaut lustig hinzu, daß der Berchtesgadener Bursche sein verwundertes Haupt ihr zuwandte.

„Elsa!" verwies ihr der junge Gatte.

„Ich will Wein, Wein, Wein!" rief sie noch lauter als zuvor. Alle ihre Lebensgeister schienen, wie sie diese Worte in heiterer Ungebundenheit ausstieß, von ihren Fesseln

losgelöst nur wieder in dem einen Ausrufe sich zu finden: „Und gerade heute will ich trinken, trinken!“

Plötzlich hielt sie inne. War es die Sonne hoch oben am Himmel, die eine so lichte Glut ihr mit einem Male über das feinblasse Angesicht warf, oder das Glöckchen, das aus weiter Ferne seine klaren Töne schickte, um die Mittagszeit zu verkünden?

Der Bauernjüngling aus der Ramsau hatte sein Haupt entblößt, und in der einen Hand die Peitsche, in der anderen sein Hütlein haltend, halb flüsternd, halb verständlich, betete er das Vaterunser. Rings waltete die tiefste Stille. Und dazu hatte die junge Frau, als ob sie sich Schweigen gebieten wollte, den Finger an den Mund gelegt, und so schritt sie eine geraume Weile dahin, mitten in das Geläute hinein, während die feine Röte auf Hals und Wangen allmählich verblaßte! —

Endlich saßen sie droben in der kühlen Extrastube des Wirtshauses. Elsa hatte sich in den einzigen, aus uralten Zeiten herstammenden Lehnstuhl geworfen, sie fühlte sich „abgegangen“, meinte sie, und in der Art, wie sie das Reisehütchen vom Haupte riß und von sich schleuderte, lag das Geständnis von der Unzulänglichkeit ihrer Leistungsfähigkeit — im Wandern.

„Felix,“ sagte sie mit müder Stimme, „geh in die Küche hinaus und bestelle, was dir einfällt; denn das ist ohnehin deine Sache und nicht die meine. Ich will indessen über Dinge nachdenken, die meinem weiblichen Wirkungskreise etwas näher liegen. Nur das eine vergiß nicht! Frage, ob sie eine Flasche vom besten Weine in ihrem Keller haben. Ich lechze nach einem Glase Wein“ . . .

„Du sollst ihn haben, meine blonde Bacchantin,“ sagte Felix, indem er zur Türe ging. „Aber woher nimmst du gerade heute diese, ich möchte sagen, übermütige Laune, Elschen?“

„Gerade heute!“ flüsterte sie und schloß dabei die Augen. Es lag ein unsagbarer Reiz auf dem müden, blassen Antlitze, der den Augen des jungen Gatten keineswegs entging. Nur zögernd verließ er die Stube.

Aber als er sich entfernt hatte, schlug sie die Augen hell und groß auf. Ein wahrhaft sonniges Lächeln hatte sich an ihren Mundwinkeln gleichsam verfangen . . . Wer hätte es in diesem Momente zu deuten gemocht?

Eine geraume Weile später kam Felix wieder zurück. Ihm auf dem Fuße folgte die Wirtin, eine in tiefe Trauer gekleidete Frau, in deren vergrämt stillem Antlitze sich nur schwer die Spuren einstiger Schönheit verkennen ließen. Bei ihrem Eintritte grüßte sie die junge Frau nur mit einem stillen Kopfnicken; dann breitete sie über einen der Tische ein weißes Linnen, stellte Gläser und Teller darauf, und das alles tat sie mit einer Art stumpfer Gelassenheit, dabei so geräuschlos, als hätte sie gefürchtet, jemanden, der sanft schlief, zu wecken. Dann verließ sie noch einmal die Stube, um eine Flasche roten Weines zu holen, die sie eben so still, mit derselben scheuen Unterwürfigkeit zwischen die zwei Gedecke stellte.

„Ich möchte wissen, warum die Frau in Trauer geht?“ sprach Elsa so leise vor sich hin, daß es des feinsten Ohres bedurfte, um diese halb fragend, halb neugierig geflüsterten Worte zu vernehmen. Und doch hatte sie die Wirtin gehört.

„Möchte ich Sie sonst bedienen, meine junge Gnädige?“ sagte sie, indem sie das Salzfaß zurechtrückte, ohne die Augen aufzuschlagen, mit jenem Ausdrucke müder Tonlosigkeit, der von einem schwer überwundenen Leide zeugt. „Bin ich denn sonst in die Wirtsstube gekommen? Aber seit zwei Tagen ist das alles anders geworden. Das Leben ist ‚halt‘ ein kurioses Stück Arbeit!“

Sie hielt eine Weile inne; dann aber fuhr sie, indem sie sich bald mit den zwei Gedecken zu schaffen machte, bald

eine Falte in dem weißen Linnen des Tischtuches glättete, mechanisch, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, fort:

„Ja, das Leben ist hart! Vor zwei Tagen haben sie mir meine Gertrude da gegenüber auf dem Friedhofe begraben. Was will der Mensch aber anfangen? Der Tod ist ein gar starker Gebietiger, und wenn man am wenigsten daran denkt, kommt das Trübsal herangezogen, und dann heißt es: Mensch, bedenke, was du deinem Schöpfer schuldig bist."

Was sie da sagte, schien eine Reminiszenz an die Trostworte zu sein, die der Geistliche am Sarge ihres Kindes gesprochen haben mochte. Sie sprach sie auch mit jenem eigentümlichen Pathos, wie wir es von unseren Kanzeln kennen; aber trotz der Ungelenkigkeit ihrer Sprache, der das Hochdeutsche nur in der Kirche als etwas Festtägiges entgegentrat, klangen sie ergreifend und in ihrer eingelernten Fremdheit erschütternd.

Die junge Frau atmete schwer. Ohne es zu ahnen, hatte sie an die Wunde eines gebrochenen Mutterherzens gerührt. Alle Lust ihres heiteren Wesens war mit einem Male von ihr gewichen. Draußen der goldene Mittagsglanz und hier in dieser Stube die Mutter im Trauergewande! Warum geht durch das ganze Gewebe der Natur ein so tiefer unheilbarer Riß?

„Und dann," fing die Wirtin wieder an, indem sie in ihrem gewohnten Tätigkeitsdrange die bereits in Ordnung postierten Gläser aufs neue ihrer Musterung unterzog, „und dann, wer hat ihm denn verraten, daß es mein letztes war? Von fünfen das letzte? Und sie hat gerade so blonde Haare gehabt, wie die junge gnädige Herrschaft hier . . . aber mit zehn Jahren sterben alle meine Kinder . . . ja die Pünktlichkeit, sie ist sehr groß. Auf die Glockenstunde trifft's ein. Nicht früher und nicht später . . ."

Sie entschuldigte sich noch, daß die Herrschaften auf das Essen eine kleine Weile, etwa ein halbes Stündchen würden

warten müssen; aber sie sei jetzt allein, mutterseelenallein, niemand sei ihr zur Hand, und auf die Mägde sei allezeit kein rechter Verlaß. Sie war wieder zur Stube hinausgegangen.

Seltsamer Schmerzenszug in dem Leben dieser Salzburger Bauern, die da in den Gebirgstälern und Weilern des Pongaus und Lungaus hausen. Nicht dem heitern und drallen Tage des Daseins ist all ihr Sinnen zugewandt, sondern seinem düstern Kehrbilde, dem Tode. Mit ihm verkehren sie am liebsten; er ist ihr Kamerad unter allen Verhältnissen, und an ihn wollen sie gemahnt sein zu jeder Stunde. Wie eine trübe Nebelschicht liegt er über aller Seelen; über dem Keimenden sowohl, wie über dem Gewordenen, über Gegenwart und Zukunft. Überall, wohin du kommst, gemahnt dich der gewaltige „Gebietiger" an den Staub, aus dem du geformt wirst, an die Elemente der Zerstörung, an die Vergänglichkeit. Deine Seele schwelgt in Entzücken ob der wunderbaren Waldes- und Bergpracht, in die du ziehst . . . da hart an der Straße, da wo sich der Steg mühsam aufwärts windet, gemahnt dich ein „Martyrl" mit seiner in grellen Farben ausgeführten Zeichnung und seiner im Chronikstile verfaßten Geschichte daran, daß „sich" hier ein Mensch zu Tode gefallen habe, aber von dem hochwürdigen Kooperator noch rechtzeitig mit der heiligen „Wegzehrung" versehen worden sei. Du fährst durch die stillen Weiler und Dörfer; überall siehst du die Vorderseiten der Häuser oder die Gartenzäune mit sogenannten „Leichbrettern" ausgestattet, ein Familienkirchhof im Auszug; denn wenn der Bauer oder die Bäuerin am frühen Morgen aus ihrem Hause treten, haben sie die Geschichten aller Lieben vor sich, vom Kinde angefangen bis zum lebenssatten Greise! Und diese Wirtin auf dem Hirschbühel! Mit welcher traurigen Behaglichkeit blickt sie auf den nur durch die Fahrstraße von ihrer Stube getrennten, rings um die Kirche angepflanzten Friedhof, worauf ihre „fünf" wie niedergemähte Saaten, die

ihrem Mutterleibe entsprossen waren, der „Auferstehung“ entgegenharren.

Deutet dieser Schmerzenszug im Gemüte des Volkes auf ein schweres, unergründliches Leiden, für das die Ärzte keine Bezeichnung finden? Oder, weil sie erzählen, ferne in der Bretagne, an der großen Atlantis und in dem grünen Erin treffe man auf ähnliche Erscheinungen — deutet er auf den Tropfen Kulturblut hin, der seit undenklichen Zeiten in den Adern dieser Bauernleiber schäumt, und noch immer nicht von seinem bajuwarischen Halbbruder sich verdrängen ließ?

So und noch anderes mehr, sprach Felix, indem er mit hastigen Schritten in der Stube auf und nieder ging, in der offenbaren Absicht, seinem jungen Weibe die aufsteigende Traurigkeit hinwegzudozieren; denn er war seines Zeichens und Berufes ein Professor in der großen Stadt an der Donau. Aber all sein Mühen gelang ihm nur unvollständig; sie schien sein Wort nur mit traumhaftem Gehöre zu vernehmen, und die ganze Belehrung nur mit den äußersten Spitzen ihres Sinnes erfaßt zu haben.

„Wie wäre es, Felix,“ sagte sie, wie aus einer vorübergegangenen Starrheit erwachend, „wenn wir im Hause unserer Wirtin da drüben einen Besuch abstatteten? Es ist so nahe . . .“

Er sah sie besorgt an und äußerte, ob sie gut darin tue, sich zu betrüben; eine Hochzeitsreise sei zu anderen Dingen bestimmt, und noch anderes mehr, was sie gleichfalls zu überhören schien. Sie war aufgestanden, hatte das kecke Hütchen auf die aschblonden Flechten gesetzt und sagte:

„Komm, Felix, komm! Von fünfen das letzte, hat die Wirtin gesagt . . . und der Tod ist ein gewaltiger Gebietiger!“

Er folgte ihr nur zögernd.

Nur wenige Schritte über die Straße hinüber, und sie waren bei den fünfen, die hart an dem Kirchentore, im

Angesichte der väterlichen Behausung, eines neben dem anderen, wie eben die Reihe gekommen war, ihre Heimstätte gefunden hatten. Mit stummem Verständnisse lasen die beiden die Inschriften auf den Grabsteinen der „fünf!“ Sie hatten alle gleichsam nur eine Geschichte! Sie waren geboren worden, hatten zehn Jahre gelebt, und waren dann „abberufen“ worden! Jedes trug neben Tauf- und Zunamen, die Bezeichnung „Wirtstochter“, und so waren sie alle fünf drüben aus dem väterlichen Wirtshause den kurzen Weg über die Straße hinweg auf den Kirchhof getragen worden.

„Das letzte von den fünfen,“ sagte die junge Frau leise, als sie an Gertruds Grabe standen. Dann griff sie nach dem Edelweißkranze auf ihrem Hütchen und legte die weißen Blüten auf den Rasen der jüngsten „Wirtstochter“.

„Und nun komm, komm, Felix,“ rief sie mit einem Male hastig, indem sie ihn bei der Hand ergriff. Ihr Ton klang so seltsam verändert! „Komm, der Besuch ist abgestattet . . . und der Tod ist ein starker Gebietiger! —“

War es, daß erst jetzt alle Schauer des Vergänglichen über sie gekommen waren? Sie riß ihn fast mit Ungestüm über die Straße der Extrastube im Wirtshause zu.

Dort fanden sie das Mittagmahl bereits in voller Ausrüstung auf dem Tische. Mochte es sein, daß die Wirtin dem Appetite ihrer jungen Herrschaften die Fähigkeit langen Zuwartens nicht zugetraut hatte, sie hatte das bestellte Mahl, ohne sie weiter stören zu wollen, in allen seinen Teilen: Suppe, Braten und Mehlspeise, nebeneinander aufgestellt. Dann war sie still hinausgegangen, um nicht mehr zu kommen. Aber nur der junge Professor sprach den lecker zubereiteten Speisen herzhaft zu, während Elsa still und gedrückt in dem alten Lehnstuhle saß, allem Zureden des Mannes gegenüber wie in traumhafter Befangenheit gebannt.

„Elsa!“ sagte er nach einer Weile, „du betrübst mich, willst du nicht wenigstens trinken?“

„Trinken?“ rief sie, in ihrem innersten Wesen zusammenfahrend. Dann sah sie ihn mit großverwunderten Augen an. „Trinken?“ fragte sie noch einmal. „Habe ich wirklich gesagt, daß ich trinken wollte?“

„Schelmin,“ erwiderte er lachend. „Tönt mir nicht noch immer dein dreimaliges: Wein, Wein, Wein! gellend in den Ohren? Ist nicht der gesamte Hirschbühel mein Zeuge, und unser Ramsauer Junge, der so verwundert dreinblickte? Gerade am heutigen Tage, riefest du, will ich Wein, Wein, Wein! ich lechze nach einem Glase vom besten?“

„Habe ich das wirklich gesagt?“ meinte sie mit eigentümlich verwandeltem Gesichtsausdrucke. Auf dem feinblassen Antlitze begann eine Helle zu leuchten, die ihm sonst nur in erregten Momenten eigen war.

„Du hast es gesagt!“ beteuerte er. „Und gerade am heutigen Tage hast du es gesagt.“

„Du lügst, Felix, du lügst“ — rief sie mit unnatürlicher Heftigkeit.

„Mir, dem wohlbestallten und beeideten Professor wirfst du dieses Wort ins Gesicht?“

„Nun wohl, Felix,“ sagte sie drauf wieder still und vor sich hinsinnend. „Beruhige dich! Ich kann es gesagt haben.“

Noch schien der Bann der Traurigkeit, den das soeben Erlebte um die junge Frau gewoben hatte, von ihr nicht gewichen.

„Von fünfen das letzte!“ wiederholte sie mit leiser Stimme, „und der Tod ist ein gewaltiger Gebieter und Herrscher!“

Währenddem hatte Felix das Glas seines jungen Weibes zur Hälfte mit dem roten Weine, der vor ihm in der Flasche stand, gefüllt, und schob es ihr hin. Ihre Augen schienen mechanisch seiner Hand zu folgen, als sie plötzlich, ohne daß ein äußerer Übergang von der früheren Stimmung in ihre jetzige bemerkbar wurde, überlaut rief:

„Und mit diesem halben Glase willst du, daß ich mich begnüge? Ich will mehr, mehr . . . oder gar nichts!"

„Blonde Bacchantin!" meinte er dagegen, indem er wieder die Flasche ergriff, und noch einige Tropfen dem halbgefüllten Glase zugesellte. „Wird es dir nicht schaden?"

Sie aber, in ungebundener Lustigkeit, rief:

„Mehr, mehr, Felix! Du mußt das Glas bis an den Rand füllen, sonst rühre ich den Wein nicht an!"

Und zum dritten Male nahm er die Flasche zur Hand, und kopfschüttelnd vollzog er das Geheiß seines jungen Weibes. Kaum war das geschehen, als sie bereits nach dem vollen Glase griff, und ohne daß er ihr wehren konnte, trank sie in einem Zuge, und wie es echter Zecher Gewohnheit ist, mit geschlossenen Augen, den ganzen Inhalt des roten Weines bis zur Neige, was man sonst die Nagelprobe bestehen nannte . . .

„Elsa!" rief er, ernstlich erschrocken, „woher nimmst du dieses neue Talent?"

„Des Trinkens?" ergänzte sie lachend. „Das war nur am heutigen Tage, Felix . . ."

Dann machte sie es sich in dem breiten Lehnstuhl ganz bequem und lag eine schöne Weile mit zwinkenden, halboffenen Augen in die weiche Rückenlehne den Kopf gelehnt da, an dem erschreckten Wesen ihres Mannes sich weidlich ergötzend.

„Höre, Felix, mein Gatte," begann sie wieder. „Du nennst mich heute schon zum zweiten Male mit einem Namen, der in jedem in einer höheren Töchterschule erzogenen Ohre als ziemlich anstößig erklingen würde. Deine blonde Bacchantin! Was brachte dich nur auf diesen Gedanken?"

„Du selbst hast ihn hervorgerufen, mit deinem dythirambischen: Evoe Bacche!"

„Sonderbar!" meinte sie und stockte. „Kann ich dir ein Geheimnis vertrauen? Bist du der Mann, der es ruhig und ohne aufzubrausen, anhören kann?"

Er sah ihr forschend ins Gesicht.

„Ich bin es!“ sagte er.

„Nun, Felix, mein Gatte!“ sagte sie mit einem so gewichtigen Ernste, als wollte sie ihr Gewissen in der Tat von einer schweren Schuld befreien. „Entsetze dich nicht. Ich bin schon einmal in meinem Leben — — berauscht gewesen!“

„Du?“

„Ja, ich! Das war in meinem dreizehnten Lebensjahre, als du mich noch nicht kanntest. Und gerade heute ist es das zweitemal . . daß ich zum zweiten Male es versuchen möchte.“

„Das mildert in etwas deine Schuld. Wie ist das aber gekommen?“

„Soll ich dir das erzählen?“

Sein Herz schlug hoch auf vor Freude, daß sich die Kümmernis seines jungen Weibes unter der Wirkung des genossenen Glases so rasch umgewandelt hatte, aber er gab davon nur wenig zu erkennen. Er nickte bloß mit dem Kopfe.

Sie begann.

„Du weißt, daß ich nach dem Tode meiner Eltern, die beide in einem Jahre starben, nach K., das freundliche Landstädtchen in Niederösterreich, zu meinem Onkel, dem Notar, kam, der ein Bruder meines Vaters gewesen ist. Ein Überrest deiner geographischen Kenntnisse, mein Freund, wird dich vielleicht belehren, daß in K. ein ziemlich bedeutender Weinbau betrieben und der Wein, der daselbst erzeugt wird, zu den gangbarsten Sorten unseres Landes gehört. Diese gelehrte Bemerkung mußte ich voranschicken, damit dir der Charakter und die Eigenart meines Onkels sogleich als ein geschlossenes Ganzes entgegentrete, da ich dein Ohr mit Details nicht ermüden möchte.“

„Er war ein vortrefflicher Mann, und wir wurden bald die besten Freunde! Ja er liebte mich fast mehr wie seine übrigen Kinder. Mit Lernen und dergleichen Dingen plagte er mich nur wenig, und ich bin auch darum all mein

Leben so dumm und einfältig geblieben. Ich konnte in die Schule gehen, oder auch nicht, es lag ihm nichts daran; ich konnte stundenlang in den Gassen des Städtchens herumschweifen, ich wurde darum nicht gestraft. Seine eigenen Kinder waren übrigens die festen Säulen unserer städtischen Institute, insgesamt nahmen sie auf ihren Bänken die ersten Plätze ein. Seinem Ehrgeize schien es jedoch nur wenig zu schmeicheln. Aber wenn wir zu Mittag bei Tische saßen, und der Onkel mir sein Glas hinschob, damit ich davon nippe, und ich zuweilen in meinem Übermute einen herzhaften Schluck daraus tat, dann pflegte er mich gewöhnlich zärtlich zu streicheln und sagte: ‚Heute hast du dich einmal wieder gut aufgeführt, Elsa, ich bin mit dir zufrieden.‘

Hier hast du nun die Fäden des zartesten und innigsten Verhältnisses, das du dir denken kannst, wie es sich im Laufe der Jahre zwischen Onkel und Nichte herausbildete. Der gute Onkel! Er hielt auf seine eigenen Sprößlinge nicht viel, weil sie von seinem Weine nicht viel hielten, den ihnen die etwas strenge Tante mit allen Schreckmissen eines Giftes vom Leibe hielt, mich aber liebte er, treu, wahrhaftig und innig, und aus keinem anderen Grunde, als nur weil ich kein Feind seines Weines war! Denn er war eine jener sonnigen, gottbegnadeten Naturen, wie sie nur in unseren Weinländern so trefflich gedeihen. Die ganze Welt ist nur für sie da, um im Dufte des von ihnen gebauten und gekelterten Trankes zu glänzen. Wie leichtlebig und leichtbeschwingt gestaltet sich alles von und unter ihren Händen! Kein Leid, keine Drangsal ist stark genug, um sich als Bleigewicht an ihre Fittiche zu hängen. Sie haben nur einen wahrhaften Jammer, und der kommt, wenn der eine oder der andere „Jahrgang“ sich als übelgeraten herausstellt. Welche Zärtlichkeit für diese schlechtgediehenen Kinder, welche zarte Sorge und Behandlung, bis es gelungen, sie denn doch auf einen besseren Weg zu führen, aber auch, welcher Haß und Verachtung, wenn alle

Mühe fruchtlos geblieben, alle Mittel einer guten Erziehung scheiterten und dann die trostloseste Verzweiflung eintritt!

Nun, Felix, mein Gatte, höre weiter. Wir hatten in unserem Hause oder vielmehr in unserem außerhalb des Städtchens gelegenen Keller einen solchen Rangen, an dem Hopfen und Malz verloren war. Der ‚Siebenundsechziger' zeigte trotz alles Zuredens, trotzdem der gute Onkel alle Künste in Bewegung setzte, eine so tückische Gemütsart und einen so verderbten Charakterzug in seinem ganzen Wesen, wie das an einem anderen Jahrgang noch nicht erlebt worden war. Er bereitete uns, mir und dem Onkel, die tiefste Bekümmernis. Wie oft kehrte der Treffliche, er mit der sonnenhellen Lebenslust seiner Seele, aus seinem Weinkeller zurück, in mißmutiger Stimmung, was sich sogleich an einer etwas tieferen Schattierung seiner in ein äußerst zartes Rot hineinspielenden Nase erkennen ließ.

Apropos! Felix!" unterbrach sie sich selbst. „Bemerkst du nichts, gar nichts hier . . . hier vorne . . . einen netten rötlich schimmernden Ton an meiner eigenen Nase?"

„Noch nicht, Elsa!" sagte er ernsthaft, „aber vielleicht etwas später!"

„Nun horche auf, wie sich ferner alles ergab. Der Siebenundsechziger, wie ich dir bereits erzählt habe, wollte sich nicht bessern; er blieb verstockt und hartnäckig bei seinem einmal gefaßten Vorsatze, durchaus ein unmoralischer, sich und seinem Vater zur Unehre gereichender ‚Jahrgang' zu werden. Aber eines Tages, es war mitten im Spätherbste, änderte sich das alles wie mit der Gewalt eines Zaubergeistes. Der Onkel war mir auf der Gasse begegnet, wo ich, wie gewöhnlich, dem holden Geschäfte des Müßigganges oblag. Schon aus der Ferne leuchtete sein ganzes Antlitz in jener heiteren Farbenstimmung, wie sie sonst nur seiner Nase eigentümlich war. ‚Elsa!' sagte er, indem er zärtlich meine Wangen streichelte, ‚ich habe dir eine sehr gute Nachricht zu

vermelden. Denk, der Siebenundsechziger hat ein Einsehen bekommen und hat sich auf eine wunderbare Weise gebessert! Noch begreife ich es selbst nicht, wie das gekommen ist. Aber heute am Nachmittage, wenn meine Amtsstunde zu Ende ist, wollen wir ihm beide einen Besuch abstatten. Du sollst dich selbst überzeugen, an Ort und Stelle.'

So schritten wir denn am Nachmittag, kaum daß die letzte ‚Identität' auf einem Notariatsakte konstatiert worden war (ich habe aber gerechte Zweifel, ob diese Identität ganz und vollständig den im Gesetze vorgeschriebenen Anforderungen entsprach), zu dem alten Tore hinaus und schlugen dann den Weg zu unserem Weinkeller ein, der unfern davon am Fuße eines mit Reben übersponnenen Abhanges sich auftat. Während des kurzen Ganges sprachen wir kein Wort . . . alle kommende Freude hütet der Gott des Schweigens mit vorgehaltenem Finger!"

Ihr Atem schien nach diesen Worten schwerer zu gehen, sie stockte. Dann fuhr sie, da sie ihren Gatten ruhig und bedächtig, wie es seine Natur mitbrachte, unter den aufgestellten Speisevorräten aufräumen sah, mit einem unhörbaren Seufzer fort:

„Wir waren nun draußen in unserem Keller. Der Onkel hatte eine Kerze angezündet, und im flackernden Scheine derselben schritten wir sogleich auf den angeblich gebesserten Rangen zu, der in einem mittelgroßen Fasse sein bis dahin so nutzloses Dasein verträumte. Alle die übrigen, die so gut geraten waren und im Bewußtsein ihrer Tugend sich so trefflich dünkten, ließen wir beiseite. Heißt es nicht irgendwo in einem heiligen Spruche, daß Gott mehr Gefallen findet an einem Reuigen, als an fünfzig Gerechten? Mit zitternden Händen — ich sehe ihn noch, den guten Onkel, dessen ganzes Wesen in Aufruhr geraten schien — schlug er das Spundloch auf; dann setzte er den Heber an. Er füllte zuerst ein Glas für sich, dann ein anderes . . . für mich . . ."

„Um Gottes willen, Elsa, du trankst es doch nicht aus?“ rief Felix erschrocken.

„Ich trank es aus,“ fuhr sie unentwegt fort, ohne sich unterbrechen zu lassen. „Denn der Onkel sagte: ‚Elsa, überzeuge dich selbst, ob ich recht gehabt, ich will dein Urteil durchaus nicht beeinflussen. Aber du mußt das Glas bis zur Neige leeren, sonst kommst du der Wahrheit nicht auf den Grund! Denn alle Wahrheit hat einen Grund, dem man beizukommen suchen muß!‘ Also tat ich, wie der Onkel es mir anriet und suchte . . . und fand endlich den Grund meines Glases!“

Felix setzte Messer und Gabel zur Seite und sah sein junges Weib mit großen Augen an.

„Und wie alt warst du damals, Elsa?“ fragte er.

„Dreizehnundeinhalbes Jahr!“

„Es ist gut!“ sagte er darauf, „ich will es mir merken.“ Er griff wieder nach Messer und Gabel. Sie aber fuhr fort: ‚Was hältst du denn von ihm?‘ fragte der Onkel, indem er mir mit einer gewissen scheuen Zaghaftigkeit in die Augen schaute. ‚Ist er nicht ein ganz prächtiger Junge geworden, so stark, feurig und voll Duft?‘ ‚Ja, Onkel,‘ sagte ich darauf altklug, ‚in diesem Weine ist Leben!‘ ‚Geliebtes Kind,‘ meinte er gerührt, ‚wie du mich errätst! Ja im Weine liegt alles Leben, und vor ihm verliert der Tod alle seine Schrecknisse! Doch jetzt wollen wir auch dem um nur ein Jahr älteren Bruder unseres Prachtjungen unseren Besuch abstatten. Er hat sich bisher so klug und weise gedünkt. Laß doch sehen, ob der Wohlerzogene seine feinen Manieren beibehalten hat. Denn es pflegt zu geschehen, daß auch so feingeartete Bürschchen ihre schwachen Stunden haben.‘

Und wieder . . . nun erschrick nicht, Felix, mein Gatte, kamen wir beide, ich und der Onkel, auf den Grund der Wahrheit! . . .

Der Abend war bereits hereingebrochen, als wir unseren

Heimweg antraten. Wie warm wehte die Luft, als wir in das Freie kamen! Warum tanzten, mitten im Herbste, solche Massen von feurigen Glühkäferchen um und hinter und vor uns? ‚Onkel,' fragte ich, ‚ist heute Kaisers Geburtstag? Sie haben ja die ganze Stadt illuminiert. Eilen wir doch, um uns die Pracht anzusehen.'

‚Närrchen,' meinte er darauf, ‚das ist ja keine Illumination, nur der Nachtwächter zündet bereits die Laternen an. Ist es denn aber schon so spät an der Zeit? . . . Das ist ja wahre Verschwendung . . . und man muß bei den Stadtverordneten Klage führen . . .' Währenddem tastete seine rechte Hand nach seiner linken Westentasche, in der sich seine Uhr mit der schweren goldenen Kette befand. ‚Was ist das, Elsa?' begann er mit einem Male im weinerlichen Tone, ‚ich finde meine Uhr nicht . . . Sollte ich sie auf meinem Repositorium zu Hause vergessen haben?' ‚Nein, Onkel,' sagte ich darauf, ‚du hast sie nicht vergessen . . . Sie liegt ja da am Boden und du wirst sie zertreten.' ‚Wo? wo?' sagte er. ‚Da! da!' sage ich noch darauf, und indem wir uns im nämlichen Augenblicke beide danach bückten . . ."

„Nun, Elsa von Brabant, meine blonde Bacchantin?" fragte Felix atemlos aufhorchend.

„Ich will dir das in aller Kürze erzählen," erwiderte sie mit dem größten Ernste. „Plötzlich hörten wir laute Stimmen um uns . . . wir schlugen die Augen auf. Da sahen wir die Tante mit all ihren Kindern vor uns stehen, mit erschrockenen, bleichen Gesichtern. Sie waren ausgegangen, weil sie unser langes Ausbleiben bekümmerte, um uns zu suchen und fanden uns, Nichte und Onkel, hart an dem Abhange unseres Weinberges ins weiche Gras gebettet . . . im süßesten Schlafe eines Rausches! . . ."

Wieder hatte er Messer und Gabel zur Seite geschoben, und nun lachte er mit so unbändiger Lust, daß die Extrastube des Wirtshauses auf dem Hirschbühel davon erdröhnte.

„Lache nicht, mein Geliebter!“ rief sie mit seltsam traurigem Tone. „Lache nicht! Das letzte von den fünfen könnte es hören!“

Er war ernst geworden.

Sie aber war aufgestanden und ging nun, wie um ihrer Bewegung Herrin zu werden, einige Male in der Stube auf und nieder.

Da fühlte er sich von rückwärts von zwei weichen Armen umschlungen; zwei heiße Lippen hatten sich an sein Ohr gelegt und hatten Worte geflüstert, die nur er allein vernommen.

Er war aufgesprungen, bleich, atemlos, verwirrt. Aber die holde Gestalt seines jungen Weibes war nicht von ihm gewichen; sie lag jetzt an seiner Brust, die Arme krampfhaft um seinen Hals geschlungen.

„Elsa! meine süße Elsa?“ rief er. „Ist es wirklich wahr?“

Sie blickte schämig zu ihm auf.

„Es ist wahr, Felix, mein Gatte!“ sagte sie leise. „Und darum habe ich ja gerade heute nach einem Glase vom besten Weine gelechzt ... Aber du hast das nicht begriffen, du einfältiger Knabe! Konnte ich es dir denn deutlicher ankündigen?“

Er schaute voll tiefer Rührung in ihr feinblasses und wie von edlem Weinduste durchsichtig angehauchtes Gesicht.

„Elsa! meine süße Elsa!“

„Sei still, mein Geliebter,“ flüsterte sie und legte ihren Finger an seinen Mund. „Das letzte von den fünfen könnte es hören, und das wäre nicht gut! ... Habe ich nicht seinetwillen auf den Trunk Weines verzichten wollen, auf den ich mich so gefreut hatte? Das letzte von den fünfen! Wie weltverloren, wie unsagbar traurig das klingt!“

Sie drückte sich noch fester und inniger an den starken Mann. Dann hob sie ihren Kopf zu ihm wieder auf.

„Und doch habe ich getrunken! Sieh, Felix, mein Geliebter! Ich mußte von dem roten Weine trinken, trotz der

tiefsten Traurigkeit, die mich zu überwältigen drohte . . . Kannst du dir das erklären? Von fünf Kindern das letzte! Da fiel es mir wie ein Lichtstrahl in die Seele! Hatte ich nicht einmal zu meinem Onkel in jener heiteren Stunde gesagt: Im Weine liegt das Leben! Das fiel mir wieder ein! Von fünf Kindern das letzte! Das unsere aber wird leben! Felix, mein Gatte, ich trage die Gewißheit in mir: Es wird leben!"

Der kleine Spieler.

(1882.)

Träume ich? Bin ich von einer jener Halluzinationen befangen, die uns oft selbst bei gesundesten Sinnen in Momenten ungewöhnlicher Aufregung heimzusuchen pflegen? Es war mitten in den Tagen der tiefsten Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, wie wir sie im Beginne des Jahres in Paris, in Berlin und Frankfurt, nicht minder aber auch am „Schottenring" zu Wien erlebt. Damals hieß es in den Berichten gewisser Reporter in jenem an hochdramatisches Pathos grenzenden Stile, die Börse sei an diesem Tage ihren „wildesten Impulsen" gefolgt, so daß es wahrhaftig klang, als habe die Börse wie eine toll gewordene Bestie ihren eisernen Käfig zerbrochen, sei dann in ungeheuren „Sprüngen" auf ihre bisherigen Wärter gestürzt und habe zuerst sie und dann sich selbst zerfleischt. Nebenbei bemerkt, erinnerte mich diese grausige Lektüre an die berühmten zwei Ratten, die sich in ihrem todesmutigen Untergange bis auf einige unbedeutende Residua ihrer Schweifchen aufgezehrt hatten. — Während jener noch „taufrischen" Episoden und Szenen der

jüngsten Vergangenheit, namentlich an jenem Tage, als das Delirium der „wildesten Impulse“ am ärgsten getobt, war es mir oft, als müßte ich mit meinen Händen in einem fort nach rückwärts in die blaue Luft greifen, ich meine, in ferne, längst abgelegene Tage der Erinnerung zurück. Eine Gestalt tauchte vor meinen Augen oft so klar, so lebendig, so voll Deutlichkeit auf, daß ich sie zu sehen, zu hören und zu betasten glaubte . . . mein kleiner Spieler!

Um jedoch jeder Mißdeutung gleich vornherein zu begegnen, will ich sofort bemerken, daß man hier durchaus an kein „Korrigieren des Glückes“ durch Karten oder Würfel und dergleichen zu denken hat. Es wäre dies eine arge Kränkung, begangen an den Manen meines „kleinen Spielers!“ Die Sache lag einfach so. Das „Ding“ an sich ändert sich niemals, wohl aber der Name; der unterliegt Wandlungen und Metamorphosen von oft so wunderbarer Art, daß darunter das eigentliche Ding ganz verschwindet. Was nämlich jetzt mit vornehmem Raffinement und einem der Welt des Scheines entnommenen Worte die „Kulisse“ und der „Kulissier“ heißt, das hieß damals schlicht, einfach und ungeschminkt so, wie ich es eben genannt habe. Man hatte kein fadenscheiniges Theatermäntelchen nötig, um etwaige Blößen und Flicken damit barmherzig zu bedecken. Wie kindlich, wie idyllisch klingt das eine, wie pompös und herausfordernd das andere! Es liegt eine Welt voll tiefer Erkenntnis in diesen zwei Bezeichnungen; mich dünkt, es steckt ein Stück „Kulturgeschichte“ darin, worauf wir uns ja in unseren „Romanen“ gegenwärtig so viel zugute tun.

Und noch eins! Hängt nicht diesem ganzen bald himmelhoch jauchzenden, bald zum Tode betrübten, breit und vordringlich in alle unsere Verhältnisse und Beziehungen sich eindrängenden „Kulissenleben“ ein komödienhafter Zug an, der so manches erklärt, so manches in die gehörige Beleuchtung rückt? Ich möchte mich nicht tiefer in dieses Thema

versenken; aber da wir es angeregt, frage ich: Ist es nicht dieser starke, komödienhafte Zug, dem wir so viele „Überraschungen und Überrumpelungen", so viel herzliches Lachen, aber auch so viel . . . heimliche Tränen verdanken?

Doch nun zurück zu meinem „kleinen Spieler", zurück in eine fast schon verdämmerte Vergangenheit, zurück nach der alten ungarischen Krönungsstadt, zurück nach . . . Preßburg!

Ich wohnte damals, ein junger Student, der sich für die Universität vorbereitete, als sogenannter „Zimmerherr" bei einer aus Mann und Frau nebst zwei kleinen Mädchen, das eine etwa sieben-, das andere achtjährig, bestehenden Familie, die selbst nur zwei mäßige Gelasse besaß, während sie mir ein drittes, und zwar das kleinste, überlassen hatte. Die Gasse hieß seltsamerweise noch immer die Nonnenbahn, wiewohl ich dort selten oder niemals einer Gottesbraut begegnet bin. Vor Jahrhunderten mochte das wohl anders gewesen sein; die ganze Gegend war nämlich protestantisch geworden, und so kam es, daß es fast in jedem Hause der ziemlich langgestreckten Gasse Professoren, Theologen und sonstige Studenten dieser „Konfession" gab. Auch das benachbarte Ghetto hatte sich hier, seitdem durch einen Reichstagsbeschluß die eisernen Gitter, die es früher zur schlafenden Nachtzeit von den anderen Menschenbehausungen getrennt, um eine Spannweite gelüftet waren, angesiedelt, denn die Luft war hier viel besser und gesünder. Ich glaube aber, um die Wahrheit zu gestehen, weil man sich hier nicht unter den brennend neugierigen Augen des Ghettos befand, die zu gewissen Zeiten erschrecklich wach sein konnten.

Anfangs trat ich der Familie meiner Hausleute nur wenig entgegen, oder vielmehr, sie unterhielten fast keinen Verkehr mit mir. Es war ein merkwürdig stilles Quartier, ich sah und hörte niemanden; niemand achtete auf mich. Nur hie und da begegnete mir eines der zwei kleinen Mädchen in der engen Küche, aber es schlüpfte scheu und zaghaft an

mir vorüber. Die Mutter hatte ich niemals zu Gesicht bekommen, und vom Vater wußte ich nur, daß er an jedem Freitage, noch bevor die Nacht angebrochen war, aus Wien zurückkam, um am anderen Tage, sobald wieder die Nacht eingetreten war, sein Haus zu verlassen. Sonst blieb es die ganze Woche so, als lebte ich auf einer menschenleeren Insel mitten im Stillen Ozean!

An einem Freitag Abend, es mochte gegen den Ausgang des Winters sein, klopfte es an meiner Tür. Es war eines der beiden kleinen Mädchen, das bei mir eintrat.

Was mir aber sogleich auffiel, war, daß das Kind sich mir in einer gewissen künstlichen Positur vorstellte, d. h. mit nach auswärts gebogenen, in glänzenden Stiefelchen steckenden Füßen, wie sie von Tanzmeistern und Tanzmeisterinnen als erste Regel ihren Zöglingen eingeschärft wird. Noch mehr nahm mich die sonderbare Anrede gefangen, mit welcher mich das Kind apostrophierte.

„Ob der werteste Herr Student," sagte es, „nicht die Freundlichkeit haben wolle, dem Vater zu sagen, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe — mit Pisa-Livorno?"

Es lag etwas Feierliches, deklamatorisch auswendig Gelerntes in dieser kindlichen Frage, das aber gerade darum den Lachkitzel nur mühsam in mir unterdrückte.

Darum antwortete ich auch mit dem Aufgebote tiefsten Ernstes:

„Sag' deinem Vater zurück: Pisa und Livorno sind zwei große Städte in Italien."

„Städte?" rief das Kind wie erschrocken. Dann setzte es hochdeutsch, wie bisher, hinzu:

„Die Mutter behauptet, Pisa-Livorno, das seien Menschen, die in einem fremden Lande, weit, weit von hier wohnen."

„Und was meint der Vater?"

„Der Vater sagt, er habe immer gehört, Pisa-Livorno

das sei eine große Stadt mit vielen Menschen darin, und das hat man ihm in Wien gesagt."

„Sie mögen beide recht haben," gab ich orakelhaft dunkel zur Antwort.

Eine Weile darauf ging ich zu den Leuten selbst hinüber. Vielleicht hatte ich unrecht, wenn ich in der Anfrage des Kindes eine versteckte Einladung erblickte, zu ihnen zu kommen. Aber in der Jugend setzt man sich über solche problematische Konvenienzen leicht hinweg. Ohnehin gelüstete es auch mich zu erfahren, was es eigentlich für eine Bewandtnis mit Pisa-Livorno habe. Denn, um es offen zu gestehen, ich wußte es selbst nicht.

Ich fand die Leute beim Nachtmahle. Da es, wie gesagt Freitag abends war, so war über den Tisch ein blendend weißes Linnen gebreitet, worauf vier schwere silberne Armleuchter brannten. Diese Beleuchtung stach gegen die fast dürftig zu nennende Ausstattung des Wohnzimmers auffallend genug hervor, und ich erinnere mich noch jetzt sehr deutlich, sie berührte mich beinahe unangenehm. Doch ich hatte nicht lange Zeit, mich derartigen Betrachtungen hinzugeben, denn alsbald rief der Mann, der zu oberst des Tisches saß, mit tönender Stimme:

„Julie Rettich! Warum setzest du für unseren geehrten Gast nicht sogleich einen Stuhl?"

Julie Rettich?

„Und du, Fanny Elßler! Schnell noch einen Teller auf den Tisch! Die Kinder wollen sich doch gar nicht an Schicklichkeit und Art gewöhnen."

Also ein zweiter Künstlername von gewichtigster Bedeutung.

Und der Mann, der sie seinen Kindern beilegte, schien das etwa nicht in einer Anwandlung väterlich verzeihlicher Laune zu tun. Nein, sein Ton klang dabei befehlshaberisch wie eine Trompete; er war ganz ernst dabei geblieben. Jetzt

erst besah ich mir ihn recht. Wie er so dasaß, in seinem, mit altem Leder überzogenen Lehnsessel, schien er mindestens sechs Fuß hinauszuragen; dabei umgab ein mächtiger Bart wie eine Löwenmähne sein ganzes Antlitz, aus welchem zwei kleine, in keinem Verhältnisse zu seiner Statur und zu seinem Barte stehende Augen hervorleuchteten. Aber diese Augen hatten, wie soll ich es gleich aussprechen, etwas Beruhigendes, Sanftes, ja Kindliches. Weniger gefiel mir die kleine blasse Frau, die neben ihm saß, trotz ihres schwarzseidenen Gewandes und ihrer mit unnennbaren Blumen geschmückten Feiertagshaube; in ihren Augen flatterte eine gewisse Unruhe, manchmal waren sie wie abwesend und schienen in Fernen zu blicken, die für jeden anderen unergründlich und unfindbar schienen.

Von dem Gegenstande der Frage, die das kleine Mädchen über meine Schwelle geführt hatte, war seltsamerweise nicht die Rede. Eine geraume Weile saß ich, den Genüssen, des Nachtmahls mich hingebend, die mir mit so liebenswürdiger Gastlichkeit angeboten waren, sowie die ganze Familie, stillschweigend, ja zuweilen wurde es so stille in dem Wohngemache, daß man nur das Knistern der Kerzen auf den hohen silbernen Armleuchtern vernahm .

Er mochte bemerkt haben, daß meine Blicke öfter als es sich wohl schickte, nach diesen Kerzen und den Trägern, worauf sie prangten, sich bewegten, denn plötzlich sagte er mit einem fast schlauen Zwinkern seiner kindlichen Augen: „Alles echt! Sie können sich von der kaiserlichen Punzierung überzeugen! Und alles Pisa-Livorno! Alles! Es wird aber noch besser kommen, ich bin mit Pisa-Livorno noch nicht fertig! Das ist erst der Anfang. Das hat Ihnen ein Mann gesagt, der sich auf Pisa-Livorno besser versteht, als irgend einer in Wien! Verlassen Sie sich darauf!“

Ich mochte mit einer Miene dareingeschaut haben, die der Mann einfach für ungläubig hielt und die doch nur der Ausfluß meiner tiefsten Unwissenheit war. Ich verstand ihn

nicht, der ich doch gekommen, ihm aus der Fülle meiner geographisch-historischen Kenntnisse zu antworten.

„Meine Frau" — meinte er, indem er mit seinem Daumen auf sie wies — „die redet auch so, wenn wir auf das Kapitel zu sprechen kommen. Sie glaubt, sie versteht etwas von Pisa-Livorno! Und das will sie mir gegenüber sagen!"

„Ich verstehe dich auch nicht," sagte sie leise. Meiner jungen Erfahrung in seelischen Dingen kam es in diesem Augenblicke vor, als ob Ton und Gebärde, mit denen die Frau diese Worte begleitete, einem Fremden gegenüber nicht ganz schicklich gewesen wären . . als ob sie mehr verraten hätte, als Ort und Zeit ihr gestatteten. So dachte ich damals; später fielen mir wieder die „abwesenden" Augen ein . und daß sie damals so traurig geblickt hatten.

„Da haben Sie, wie die Frauen sind," lachte er überlaut auf. „Das Gescheiteste können Sie mit ihnen ausreden; wenn Sie aber auf Pisa-Livorno zu reden kommen, so machen sie einen ganz verwirrt mit ihrem: Ich versteh dich nicht. Heute habe ich ihr die vier silbernen Armleuchter mitgebracht; sie haben ein schönes Stück Geld gekostet. Statt sich aber zu freuen, sagte sie nur zu mir: ‚Wer hat sie dir gegeben?' — ‚Wer? Pisa-Livorno hat sie mir gegeben.' — ‚Wird er sie aber nicht wieder abholen?' Nun müssen Sie aber zweierlei wissen: erstens, daß unsereins so etwas nicht gerne prophezeien hört; denn das ist gerade so, als wollte sie mir mein Glück, was man so ‚verschreien' nennt. Zweitens aber: Ich will nicht, daß sie von meinem Pisa-Livorno immer per ‚er' spricht. Wenn man meine Frau reden hört, so meint man immer, sie sieht einen Menschen vor sich, der ihr Gutes und auch Böses anzutun imstande ist. Eine Frau soll aber keine solche Meinung haben, besonders wenn sie weiß, daß der Mann davon lebt und sein Haus erhält. Darum habe ich Sie auch zu mir

eingeladen, weil ich voraussetze, Sie werden ihr das viel besser erklären können, nämlich, daß Pisa=Livorno ein Papier und kein Mensch ist. Wozu hätten Sie schon so viel studiert?"

„Wenn er es aber doch wieder abzuholen kommt?" fragte die Frau mit leiser Stimme.

„Wer?"

„Er," sagte sie fast unvernehmbar.

Dabei sahen die „abwesenden" Augen in die unergründlichen und unsichtbaren Fernen, die sich vor ihr auftun mochten, wie von einem Aussichtsturme.

Er zuckte nur bezeichnend genug die Schulter. Mochte er an solche Vorgänge, wie der eben geschilderte, gewöhnt sein oder mochte er den Fremden denn doch nicht in die Geheimnisse seines intimen Lebens vollständig einweihen wollen, er bestand nicht länger auf der Fortsetzung dieses Gespräches. Zum Glücke! Denn wenn er dabei verharrt hätte, daß ich seiner Frau einen Lehrkurs über den Unterschied von Papier und Mensch zu halten mich bereit halten sollte, ich wäre jämmerlich zu schanden geworden. Ich hätte allenfalls über die historische Bedeutung Pisas im Mittelalter des langen und des breiten mich vernehmen lassen können, damit aber und allerlei gelehrtem Krame war meinem Ehepaare nur wenig geholfen. Das sagte mir denn doch, so jung er auch war, mein Verstand. Das „Meritorische" der Frage, wie man dreißig und mehr Jahre später zu sagen pflegte, lag mir aber so ferne, so ferne, wie jemandem der zu jener Zeit überhaupt noch keine Aktie gesehen hatte. Also war ich es sehr zufrieden, daß der Mann mittels einer geschickt ausgeführten Wendung auf seine beiden Mädchen zu reden kam. Seltsamerweise hing auch dieses Thema, wie man sogleich sehen wird, mit demjenigen zusammen, das in diesem Hause zwischen den Eheleuten eine so wesentliche Rolle zu spielen schien.

„Sehen Sie," sagte er, indem er den Kindern befahl,

sich neben ihm, eines zur Rechten, eines zur Linken, aufzustellen, „sehen Sie! Der Mensch lebt nicht nur von silbernen Armleuchtern mit noch so großen Kerzen darauf . . . Eigentlich ist ein jeder zur Kunst geboren; man muß nur einen neben sich haben, der sie entdeckt. Ich hab' sie entdeckt! Sehen Sie die Kinder nur genau an! Kommt es Ihnen nicht schon jetzt vor, als ginge etwas ganz Besonderes von ihnen aus? Ich kann nur nicht sagen, was . . Manchmal frag' ich mich: Warum soll aus der einen nicht eine Julie Rettich und aus der anderen eine Fanny Elßler werden können? . . Ich habe ihnen diese Namen auch beigelegt, damit sie sich frühzeitig daran gewöhnen, ihre Vorbilder einmal zu übertreffen. Wozu bringt mir Pisa-Livorno silberne Armleuchter? Die Hauptsache bleiben doch die Kinder, und nur sie sollen es genießen . . . Wieviel werden sie noch zu lernen haben, bis . . ."

Einstweilen mußte sich Julie Rettich, um mir eine Probe ihrer hohen Begabung zu geben, in eine gewisse „Attitude" werfen und dann mit eingelernt falschem Pathos, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, Friedrich Schillers „Handschuh" deklamieren. Mit voller Sicherheit kann ich es aber nicht behaupten, ob es nicht statt der berühmten Ballade „Laura am Klavier" war. Nur darüber täusche ich mich nicht, daß der Eindruck, den ich von diesem Schaustücke eines neunjährigen Kindes empfing, ein wehmütig peinlicher war.

Hierauf kam die Jüngere, „Fanny Elßler" zubenannt, an die Reihe. Mit den nach auswärts gebogenen Füßchen, die Ärmchen etwas kokett an die Hüften gelehnt, das Köpfchen nach der Seite gekehrt, bot das Kind einen allerdings erfreulicheren Anblick als seine ältere Schwester; aber auch diese „Probe" war für mich nicht ohne ein Gefühl lächelnden Mitleides! Als Gipfelpunkt der künftigen Kunsthöhe betrachtete er aber unbedingt den Schluß der Vorstellung. Die arme Fanny Elßler mußte da auf den kleinen Zehen im

Zimmer umherspazieren, wobei ich wohl bemerkte, daß ihr diese Kraftanstrengung sehr wehe tat.

„So etwas schon dagewesen?" fragte er mich mit eingeklemmtem linken Auge, wobei über seinem ganzen, von der Löwenmähne des Bartes umschatteten Antlitze ein Leuchten und Glänzen lag, das etwas Ehrfurchtgebietendes für mich hatte.

Die Frau saß aber bei dem allen still und anscheinend teilnamslos. Sie betrug sich gleichsam nur als Zuschauerin, und zwar eine solche, die sich recht herzlich langweilt . . .

So endete der erste Abend meiner „Vorstellung" im Hause meiner Hauswirte; so endeten noch viele andere im Laufe der Monate und Wochen, die darauf folgten. Volle sechs Tage in der Woche lag das Haus auf der „Nonnenbahn" wie von einem Zauberbanne umfangen da; still und geräuschlos, unbewegt und traumhaft. Nur am Freitag Abende und dem darauf folgenden Ruhetage schien es zu einem gewissen Leben zu erwachen. Da kehrte mein Hausherr mit der Regelmäßigkeit eines Chronometers aus der großen Kaiserstadt an der Donau wieder heim; da saß er stundenlang, ohne jemals einen Schritt vor das Haus zu unternehmen, mit seinen zwei kleinen Kindern und übte mit ihnen die Kunst von Julie Rettich und Fanny Elßler! Nach seiner Ansicht konnten die Fortschritte, die sich ihm entgegendrängten, geradezu „reißend" genannt werden.

„Es gibt keine zwei gleichen Kinder auf der Welt!" flüsterte er mir einmal zu. „Wenn sich einer darauf versteht, so bin i c h es! Sie können sich darauf verlassen."

Wie alle Männer seines Berufes, liebte er die Welt des Scheines, die sich allabendlich auf den Brettern der Schauspielhäuser aufbaut, leidenschaftlich, vielleicht weil sie ihm nur die Fortsetzung jener anderen Welt bedeuteten, von welcher „Pisa-Livorno" nur ein winziger Bruchteil war. Mit derselben Inbrunst konnte er von dem neuesten Triumphe

der unvergleichlichen Tragödin wie von dem Siege eines getanzten Pas-de-deux berichten, das seine „königliche" Fanny Elßler jüngst exekutiert hatte. Neben diesen zwei Göttinnen schien er keine anderen zu kennen, allenfalls seine zwei kleinen Mädchen, die aber noch zu sehr Novizen in der Kunst waren, als daß es ihm einfallen konnte, in ihnen schon jetzt die Nachfolgerinnen zu erblicken. Zwar, wenn er sich so rühmte, schüttelte seine Frau dazu wie verwundert den Kopf. Im Innersten meiner Seele aber tönte in solchen Augenblicken eine Stimme, die ihr entschieden recht gab. Ich hatte nämlich den Eindruck, als sähe ich in klarer Mondnacht einen Nachtwandler vor mir . . . Durfte, konnte ich ihn wecken? . . .

Übrigens, was Pisa-Livorno, seine erste Leidenschaft, betrifft, und über deren innere und äußere Natur ich durch ihn schon längst eines besseren belehrt ward (von der mittelalterlichen Pracht der uralten Republik am Arno war schon längst keine Rede, sondern stets nur von ihrer allerneuesten Gegenwart in den Chroniken des — Kurszettels), so schien es, als ob der silberne Stern, der so überaus freundlich über dem Hause auf der „Nonnenbahn" gestrahlt hatte, in immer kühnerem und höherem Aufstiege begriffen wäre. Ich hatte dafür ein untrügliches Zeichen. So oft er nämlich am Freitag abend nach Hause kam, bemerkte ich in der Wohnung irgend einen neuen Gruß — aus Pisa-Livorno. Bald war es ein silberner Spiegel (ich hatte aber niemals den dazu gehörigen Toilettentisch bemerkt), bald eine silberne Kopfbürste, bald ein silbernes Parfümfläschchen, bald ein anderes Ding aus demselben Metalle, dessen Name und Bedeutung im menschlichen Hausrate mir nicht mehr einfällt. Aber Silber mußte bei allem vorhanden sein, was er brachte, womit er sich, seine Frau und seine Kinder schmückte. Einmal kramte er sogar zwei riesige silberne Lichtscheren aus.

„Man braucht sie zwar nicht mehr zu den neumodischen

Kerzen," sagte er, „die heutzutage ‚Apollo' heißen, aber sie passen so schön zu den Armleuchtern! Und dann will ich, daß die Kinder sich frühzeitig daran gewöhnen! Sie glauben gar nicht, wie das auf die Kunst zurückwirkt. Wenn ich es imstande wäre . . . meine Kinder müßten auf silbernen Tellern mit silbernen Gabeln und Löffeln speisen. Aber kommen wird es . . . gar nicht zu zweifeln . . ."

Wie man sieht, war in dem allen, was der Mann sprach oder tat, keine Spur von Verzücktheit und dergleichen zu finden. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er von auf- und absteigender Hoffnung, wie die Pflanze aus dem Wasserboden, seine Nahrung zog. Es lag aber auch nichts für Fremde Verletzendes in seiner Ruhmredigkeit, und, ich möchte fast sagen, in seiner Silberseligkeit. Trat es denn doch zuweilen in dieser Gestalt auf — man brauchte nur an seine zwei „Kunstgrößen" der Zukunft, an Julie Rettich und Fanny Elßler, zu denken, und jeder Spott und Groll verschwand. Dann konnte man ihm sogar ein gewisses Wohlgefallen nicht versagen . . .

Waren es Frühlingslüfte, die um die „Nonnenbahn" wehten, oder umtosten sie Winterstürme an dem Tage, von welchem ich jetzt sprechen werde? Mein Erinnerungsvermögen schweigt hierüber und läßt mich im Stiche; aber die Ereignisse dieses Tages haben sich mir so lebhaft eingeprägt, daß sie mir noch heute lebendig, als entstammten sie der jüngsten Gegenwart, vor der Seele stehen.

Wieder war es ein Freitag Abend. Die Ankunft des Mannes erfolgte sonst regelmäßig um eine und dieselbe Stunde; diesmal war schon eine geraume Zeit verstrichen, und er fehlte noch. Wie sonst waren alle Vorbereitungen getroffen worden; auf dem mit schneeweißem Linnen bedeckten Tische brannten die Kerzen der silbernen Armleuchter, und auch die zwei unnützen Lichtscheren ermangelten nicht, an ihr Dasein zu erinnern. Er mochte das so lieben, mein

„kleiner Spieler", und weil das die Frau wußte, so rückte sie ihm alles in die Augen, damit er es sogleich mit einem Blicke umfasse. Wahrscheinlich war auch der silberne Handspiegel und die Kopfbürste und das Parfümfläschchen aufs vorteilhafteste postiert.

„Kommen wird er," sagte die Frau, in die mittlerweile herabgesunkene Dämmerung starrend, „er kann doch nicht in den Sabbat hineinfahren."

Was sie mit ihren „abwesenden" Augen sonst dabei suchte, wer möchte das ergründen wollen?

„Kommen wird er," wiederholte eines der zwei kleinen Mädchen.

Ich weiß nicht mehr, war es Julie Rettich oder die anmutige Fanny Elßler.

Plötzlich klingelte es an der Tür . . .

Es war alles so eingetroffen, wie er es in seinen kühnsten Träumen oder vielmehr Voraussetzungen gesehen und berechnet hatte, fast mit der Pünktlichkeit des Schicksals. Denn daß auch dieses nach bestimmten, gesetzmäßigen Normen handelt, wer wird daran zweifeln, der die Kunst versteht, die „Statistik", diese sonst so einsilbige Dame, ein wenig zum Reden zu bringen!

„Kommen wird er!" hatte die Frau gesagt. Und er war gekommen.

Unten vor dem Hause wartete er in einem großen, mit zwei Pferden bespannten Wagen, mit welchem er eigens die an zehn Meilen betragende Strecke von Wien nach der „Nonnenbahn" zurückgelegt, während er sich sonst des billigeren Dampfschiffes bedient hatte. Gekommen war er, und mit ihm eine Anzahl von Kisten und Koffern, die aber so schwer waren, daß die Träger, die sie über die steile Treppe in die Wohnung beförderten, Mühe hatten, unter der Last nicht zu erliegen.

Als alles geborgen, alles entlohnt war, kam zuletzt er

selbst; groß, gewaltig, siegreich, um mindestens einen Fuß über seine sonstige Statur hinausreichend, die doch nicht zu den kleinsten gehörte, die Löwenmähne des Backenbartes fast gesträubt, als wollte er zu einem Sprunge ausholen.

„Die Türen geschlossen," rief er mit mächtiger Stimme, „und ein Beil geholt!"

Er bot einen geradezu großartigen Anblick. Nur denkt euch dabei nichts Lächerliches, nichts dem Theater Abgeborgtes; er war durchaus natürlich.

„Sabbat?" sagte sie leise, doch so, daß wir es alle vernahmen. „Am Sabbat rühre ich so was nicht an."

„Was Sabbat?" schrie er, indem er dabei das Hackbeil drohend schwang, das ihm mittlerweile gereicht worden war ... „Bringe ich darum so viel mit, daß ich mir nicht einmal die Freude gönnen darf, dir und den Kindern es noch heute zu zeigen, wo es brühwarm ist?"

„Sabbat!" sagte sie, die traumhaften Augen auf ihn richtend. Es mochte eine stille Gewalt in ihnen liegen, der er nicht zu widerstehen vermochte.

„Gut," sagte er, indem er das Beil in die Ecke warf. „Die Kisten und Koffer mögen meinetwegen heute und morgen unberührt bleiben, weil du es so willst. Ich hätte dir aber und den Kindern gerne gezeigt, was Pisa-Livorno kann ... Ich kann ja auch warten."

Und mit diesen Worten war er wieder der alte, treuherzige Geselle, als der er mir stets erschienen. Sogar seine Löwenmähne hatte sich beruhigt, und wie er dann beim Nachtmahle saß, Julie Rettich und Fanny Elßler zur Seite, schien es kein befriedigteres Menschendasein zu geben, das sich mit dem meines „kleinen Spielers" vergleichen konnte.

Nur daß zuweilen seine Blicke nach den Kisten und Koffern schweiften, die ein strenger Bannspruch zu öffnen ihm verbot ... Der Sabbat! Wie das einzige Wort ihn bändigte, wie es alle Geister des Begehrs in ihm niederduckte,

daß sie sich nicht zu erheben wagten! Darüber wird so mancher in den heutigen Zeitläuften ein kluges Lächeln und Achselzucken nicht unterdrücken können. Mir aber, der ich den „kleinen Spieler“ schon hinlänglich genug kannte, um seiner eigentümlichen Natur verständnisvoll zu begegnen — ich habe damals nicht gelächelt.

Im Laufe des Abends jedoch und auch während des folgenden Tages lüftete sich so manches von dem Schleier, der in der eben vor mir gespielten Szene das Geheimnis dieser Kisten und Koffer bedeckte. Was mußte ich hören? „Pisa-Livorno“ hatte sich glänzend bewährt! Infolge einer jener merkwürdigen Sturmfluten, wie sie nicht nur der Ozean kennt, war Pisa-Livorno in wenigen Stunden, ja vielleicht Minuten zu einer Höhe des Wasserstandes angeschwollen, die außer aller Berechnung gelegen hatte. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, Ähnliches erlebt zu haben. Nur wenige, und darunter mein „kleiner Spieler“, hatten die Witterung gehabt, was hoch oben in den Lüften und unten in den Tiefen vorging. Es war alles so gekommen, wie er es einmal vorausgesagt. Und nun! Das kostbare „Strandgut“ von der gewaltigen Sturmflut ans Land getragen! Kisten und Koffer von unten bis oben mit rundbäuchigen Säcken angefüllt, und in allem sein Lieblingsmetall in silbernen Gulden und Talerstücken. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein Strandgut so und nicht anders zu bergen!

Die Frau war aber an diesem Abende stiller und abwesender als sonst.

Am andern Tage ließ er den „wertesten Herrn Studenten“ durch eines seiner kleinen Mädchen zu sich bitten.

Es war gegen Mittag.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, „daß ich Sie zu mir bemühe. Aber ich habe es mir in der Stille der Nacht anders überlegt. Meinen Sie nicht auch, ich soll die Kisten und Koffer gar nicht öffnen, sondern alles so beisammen lassen,

wie es geht und steht? . . . Es ist ja doch für die spätere Ausbildung meiner Julie und Fanny bestimmt. Ist es daher nicht besser, ich rühre es gar nicht an, was doch eigentlich meinen Kindern gehört. Ich könnte ja doch einmal . . ."

Den letzten Gedanken sprach er jedoch nicht zu Ende. Vielleicht störte ihn daran ein eigentümliches Kopfnicken seiner Frau, die neben ihm saß. Ob es jedoch eine Ergänzung, eine Billigung dieses Gedankens war?

So kam es, daß der Mann am Abende dieses Tages wieder sein Haus auf der „Nonnenbahn" verließ, ohne daß er das Hackbeil für die Kisten, ohne daß er des Schlüssels für die Koffer bedurft hätte. Wußte er doch sein „Strandgut" in treuer Hut. Die Frau aber ließ sogleich nach seinem Weggehen Kisten und Koffer in ihre Schlafstube schaffen, „damit", sagte sie mit einem bedeutsam traurigen Lächeln, „damit die Sachen nicht im Wege herumstünden und die Kinder darüber, Gott sei davor, die Füße brächen."

Ich komme nun zum Schlusse dieser wahrhaften Geschichte.

Es waren seitdem drei oder vier Tage verstrichen . . . mitten in der Nacht. Die Kinder schliefen bereits. Die Hausklingel wurde wieder geläutet . . .

Er ist da! Und doch fehlen noch zwei oder drei Tage zum Freitage! Das will etwas bedeuten.

Es bedeutete viel . . . alles!

Nach einer Weile wurde ich gerufen.

Ich fand die Eheleute traulich nebeneinander auf dem Sofa sitzen; sie den Strickstrumpf in der Hand, er noch in Reisekleidern, wie er gekommen war. Bei meinem Eintritte schien das Gespräch, das sie geführt haben mochten, zu stocken.

„Warum ziehst du dich nicht aus? Warum machst du dir's nicht bequem?" fragte sie.

„Ich geh' ja so wieder fort," sagte er und erhob sich, einige Schritte durch die Stube unternehmend.

Jetzt erst, trotz des zweifelhaften Lichtes, das von einer einzigen Kerze ausging, bemerkte ich, welche Veränderung mit dem Manne in den wenigen Tagen seiner Abwesenheit vorgegangen. Wenn ich sagen würde, sein ganzes Wesen sei gedrückt gewesen, so wäre dies nur ein schwacher Ausdruck für das Bild, das er in Wahrheit bot. Es war gebrochen, wie es mir zuvor in solcher Gestalt noch nicht vorgekommen; sogar auf die Löwenmähne seines Backenbartes schien es sich zu erstrecken. Dabei waren seine kleinen, so kindischen Augen hervorgequollen und dadurch größer als sonst; totfahle Bläße auf dem Antlitze.

„Sie wollen wieder fort?" fragte ich.

„Ja!" sagte er und schwieg.

„Warum willst du schon fort, Meyer?" fragte die Frau, in den Nadeln ihres Strickstrumpfes nervös arbeitend.

Es war das erstemal, daß ich sie den Namen ihres Gatten aussprechen hörte; denn gewöhnlich nannte sie ihn nicht anders als „Mann", was etwas untraulich klang.

„Das heißt," sagte er, und jede Silbe, die er sprach, entwand sich seinen Lippen mühsam, „das heißt, wenn du willst, Sara!"

„Ich soll nicht wollen?" fragte sie dagegen wie schläfrig.

„Kurz und bündig gesprochen," kam es nach einer Weile aus keuchender Brust hervor, „mit Pisa-Livorno ist's aus . . . Ich habe alles verloren, und nicht nur das . . ."

Die Sturmflut! Die gewaltige Sturmflut! Im Laufe weniger Tage, ungeahnt und darum um so grauenhafter, war sie wieder gekommen und hatte das Strandgut meines kleinen Spielers auf ihren grauen aufgepeitschten Wogen in die Fernen des Ozeans geschwemmt! Ich erinnere mich nicht mehr an die Einzelheiten des Berichtes, den der Mann mir, nachdem er anscheinend ruhiger geworden, gab; welchen Ursachen er das schreckliche Naturereignis zuschrieb, welche „Katastrophe" (ich glaube, man hatte schon damals für derartige

Ereignisse diesen der Tragödie entlehnten Ausdruck im Gebrauche) eingetreten war.

Die Sturmflut war hereingebrochen, sie hatte sich im Verlaufe weniger Tage wiederholt, nur freilich in entgegengesetzter Richtung. Die Sturmflut hatte sein alles und mehr als das in die wilden Gewässer getragen.

„Was will das heißen: Und noch mehr als das?" fragte ich in der Fülle meiner Unwissenheit.

Er konnte sich eines überlegenen Lächelns nicht halten.

„Ich bin noch mehr schuldig," klärte er mich auf.

Die Frau aber, die, währenddem er das alles erzählte, wieder ihrer angeborenen „Abwesenheit" verfallen war, stand plötzlich in großer Bewegung auf.

„Und jetzt frage ich," sagte sie mit einem Nachdrucke, den ich ihrem gebrechlichen Wesen niemals zugetraut, „was meinst du damit: Wenn du es willst?"

Er starrte sie an; vielleicht mochte ihm blitzähnlich die Erleuchtung gekommen sein, wie sehr er sich bisher in dem Begriffsvermögen dieser kleinen, gegen ihn genommen so unansehnlichen Frau getäuscht habe.

„Sara," sagte er beinahe schüchtern, „ich brauche ja nur zu tun, wie es andere tun."

„Und wie tun es die andern?" fragte sie.

Er blieb die Antwort eine Weile schuldig.

„Muß ich wieder nach Wien zurückkehren?" sagte er. „Kann ich nicht hier bleiben? Ich habe ja noch alles in meinen Kisten und Koffern. Wer kann mich zwingen es herauszugeben? Wer?"

Das hatte er mehr wie einen Monolog, der keinen Zeugen hat, vor sich hingesprochen, und wie ein fernes Echo klang es von den Lippen der Frau:

„Ja, Meyer, wer kann dich zwingen, wer?"

Ich sehe noch immer die verblüffte Miene und höre, wie er zögernd, stockend zu ihr sagt:

„Du meinst also, Sara, ich brauche nicht nach Wien zurückzukehren . . . ich kann hier bleiben? . . ."

Es war eine der größten Kraftanstrengungen, die vielleicht jemals dem armen Kopfe dieser kleinen Frau war zugetraut worden. Aus dieser von fahlblonden Löckchen umrahmten niedrigen Stirne sollte der befreiende Gedanke hervorbrechen; sie sollte ihrem Gatten Rat und Hilfe bringen? Und deswegen war er ja mitten in der Nacht von Wien nach der stillen Nonnenbahn gekommen . . .

Dieses Anmuten mochte auch für sie zu groß, zu anspruchsvoll sein, und ihrem ganzen Gehaben merkte man die innere Haltlosigkeit ihrer Lage an. Ja, es war zu stark für sie... Sie mußte sich niedersetzen; dann erhob sie sich wieder.

Als sie ihren zweiten Rundgang durch die Stube beendigt hatte, blieb sie unversehens vor dem kleinen Tischchen stehen, worauf die „silbernen" Sachen, die ihr Mann in den guten Zeiten mitgebracht, der Spiegel samt der Kopfbürste, das Parfümfläschchen wie die Lichtscheren noch immer ihren bevorzugten Platz einnahmen.

„Lächerlich," hörten wir sie vor sich sprechen. „Er sagt immer, die Kinder werden die Sachen einmal brauchen. Muß ich ihm denn das glauben? Wer zwingt mich dazu?"

„Du zerreißest mir das Herz, Sara," sagte er, „der Kinder wegen soll es ja geschehen, und darum frage ich dich ja, ob ich . . ."

Sie wandte ihm ihr volles Antlitz zu. „Ob du nicht lieber hier bleiben sollst, als nach Wien hinaufzugehen?" rief sie heftig. Und mit einer blitzschnellen Bewegung, auf die wir beide nicht gefaßt waren, war sie auf derselben Stelle, wo sie stand, niedergesunken.

„Um Gottes willen, Mann!" rief sie mit aufgehobenen Händen, „warum willst du dich von mir zurückhalten lassen? Warum gehst du nicht, ohne daß du dich länger besinnst, nach Wien hinauf, und zahlst ihnen, was du schuldig bist,

auf Kreuzer und Pfennig? Die Kinder! Du sagst, gerade die Kinder verlangen es, daß du bei ihnen bleibst. Ich frage dich aber, Meyer . . . werden die Kinder einen Vater brauchen, der in seiner Stube Kisten und Koffer hat, und die gehören anderen an? Werden sie sie brauchen können? . . ."

Es war seltsam, wie der Strom ihrer Beredsamkeit nicht versiegen wollte. Je länger sie sprach, desto mehr Beweggründe, desto mehr Beweise fanden sich in ihrem Kopfe und auf ihren Lippen, um dem Manne dazutun, daß er nicht schnell genug nach Wien hinaufzueilen habe, um „fertig" zu werden. In dieses letztere Wort legte sie zuletzt die ganze Summe ihres Widerstandes; und dabei verletzte sie niemals die Schonung, die sie ihm in dieser Lage schuldig war. Auch nicht der leiseste Vorwurf kam von ihr, daß die Erziehungsmethode, die er an den Kindern versuchte, einen zweifelhaften Wert für sie und die Zukunft habe. Sie nahm das alles als etwas Gegebenes, Feststehendes, Unanfechtbares an; es gab keinen besseren und zärtlicheren Vater, als ihn, keinen, der besser für sie gesorgt habe . . .

„Ist das aber alles?" fragte sie zuletzt. „Darüber hinaus gibt es gar nichts? . . . Mann, werde fertig!"

„Ja!" sagte er, sich mühsam aufrichtend, „ich bin es schon Sara! Es kann ja auch gar nicht anders werden. Ich bin fertig."

Dann, wie es in solchen Momenten häufig zu geschehen pflegt, daß die Seele mit schrecklicher Klarheit das zunächst Liegende übersieht, sagte er:

„Wer wird mir aber helfen, die Kisten und Koffer in den Wagen zu schaffen? Sie sind gar schwer."

Ich erbot mich ihm zu dieser Hilfe.

„Sie?" rief er mit einem Tone, der mich ins Innerste traf. „Ich nehm's an!"

In der Schlafstube, wo seine Kisten und Koffer mit dem vielen Silber herumstanden — sie waren seltsamerweise weder an jenem Sabbat noch auch später geöffnet worden, warf der Mann

noch einen letzten, scheuen Blick nach der Lagerstätte der schlummernden Kinder. Er ist mir für immer im Gedächtnisse geblieben.

„Wenn sie nur nicht aufwachen! Wenn sie nur nicht aufwachen!" wiederholte er mehrere Male hintereinander.

Ich versuchte zur unrechten Zeit einen Scherz.

„Wer uns so sieht," sagte ich, „sollte glauben, wir sind Diebe."

„Bestehl' ich nicht meine Kinder?" murmelte er zwischen den Zähnen, indem er eine der herumstehenden Kisten ergriff, ohne daß darüber eines der Kinder erwachte.

Mehrmals mußten wir, um unsere schweren Lasten in dem auf der Gasse harrenden Wagen unterzubringen, den Gang treppauf, treppnieder unternehmen. Die Frau leuchtete dabei mit der einzigen, fast niedergebrannten Kerze zu dieser nächtlichen Tat.

Als wir zum letzten Male in die Stube zurückkamen, ging er noch einmal an die halboffene Tür des Schlafzimmers und horchte eine Weile lang.

„Sie schlafen noch immer!" flüsterte er.

Wir gingen.

„Habe ich alles mitgenommen? Alles?" fragte er uns, die wir ihm das Geleite die Treppe hinab bis auf die Gasse an den Wagen gegeben hatten.

„Bis auf das!" sagte die Frau fröstelnd, denn über die „Nonnenbahn" fegte ein eiskalter Nachtwind.

Dabei überreichte sie ihm ein in weißes Papier gehülltes Paket von mäßigem Umfange. Er hielt es wie prüfend in den Händen. Dann nickte er bloß mit dem Kopfe.

Wußte er doch, was es enthielt: seine „silbernen" Sachen, den Spiegel und die Kopfbürste, das Parfümfläschchen und zuletzt die Armleuchter — samt den Lichtscheren!

Er fuhr von dannen.

* * *

Noch in derselben Woche machte auf der stillen „Nonnenbahn" die Auffindung einer angeschwemmten Leiche viel von sich reden.

Sie war am „Blumenauer Sporen“ in der Nähe des sogenannten Fischerhaufens, wie es im Amtsstile heißt, „zu stande gebracht worden.“

Sie war durchaus nicht entstellt, so daß man sie ohne Mühe erkannte.

Wenige Tage darauf verließ ich für immer die stille „Nonnenbahn“.

Bist du starkmutig genug, die letzte Folgerung, gleichsam den letzten „Schluß“, den das Geschick aus dieser Geschichte zog, geduldig zu vernehmen?

Vor wenigen Monaten — vielleicht war es an einem Tage jener noch nicht vergessenen Woche, von der es in den Blättern, welche die „öffentliche Meinung“ darstellen, hieß: „die Börse sei heute wie eine tollgewordene Bestie ihren wildesten Impulsen gefolgt“ usw. — läßt sich eine arme Frau, eine Schauspielerin, wie sie mir sagen läßt, bei mir anmelden.

Sie erscheint vor mir. Ich blicke in ein verwittert gramvolles, von allen Stürmen des Lebens durchfurchtes Antlitz einer Frau, die den Höhepunkt des Lebens längst überschritten zu haben schien. Dabei in jenem Anzuge, wie er vagierenden Aktrizen eigen zu sein pflegt, denen in späteren Jahren das Glück — Anstellung und Gage verweigert.

„Sie haben mich einmal als Kind gekannt,“ beginnt sie leise . . . „dort auf der ‚Nonnenbahn‘ . . .“

„Fanny Elßler?“ rufe ich tief erschüttert.

„Die bin ich nicht!“ sagte sie darauf mit einem stillen, unsagbaren Lächeln. „Meine Schwester ist . . . fast noch ein Kind, in jungen Jahren gestorben.“

„Und Ihre Mutter?“

„Längst tot!“

Julie Rettich war's: das letzte Kind meines „kleinen Spielers“ . . .

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Am Pflug.

Eine Geschichte

von

Leopold Kompert.

Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.

Inhalt.

		Seite
1.	Auf grünem Boden	5
2.	Die Auswanderer werden bewillkommt	25
3.	An der Gartenplanke	32
4.	Die erste Nacht im Dorf	42
5.	Vetter Koppel wird beraubt	50
6.	Herr und Knecht	66
7.	Anschel geht in die Schule	82
8.	Anschel findet zwei Mädchen	96
9.	Eine Mutter sucht nach einem Kinde	105
10.	Elieh soll fliehen	117
11.	Eliehs Spaziergänge	130
12.	Der hochwürdige Herr	141
13.	Genesen	156
14.	Blumen des Feldes	167
15.	Auf und nieder	182
16.	Eine Stunde vor Tag	192
17.	Auf grünem Boden	206
18.	Die Bäuerin rechnet	219
19.	Stimmen im Dorf und außer dem Dorf	231
20.	Das Kind	258
21.	Die Richterstochter	270
22.	Vetter Koppel ist unruhig	280
23.	Zwischen den Garben	288
24.	Das Mutterkorn	305
25.	Ein Erntesabbat des Dorfes	320
26.	Die Brüder und Vetter Koppel	326
27.	Der letzte Entschluß	341
28.	Schluß	359

Index

I. Auf grünem Boden.

In der Gasse steht seit dem frühesten Morgen ein mit allerlei Hausrat hochauf belasteter Wagen. Die Luft ist kalt, und der Fuhrmann gibt durch ungeduldiges Schnalzen mit der Peitsche seine unlustige Stimmung kund. Aber, als ob die Pferde gerechter sein wollten als ihr Herr, als ob sie wüßten, wie schwer es aufs Herz von Menschen fällt, eine Stätte langgewohnten Daseins zu räumen — stehen sie da mit gesenkten Köpfen, scharren nicht mit den Hufen und schicken kein mahnendes Wiehern in die Lüfte.

Denn nach einiger Zeit werden aus jenem Hause Leute herauskommen, die dahin nicht mehr zurückkehren wollen. Der zuletzt Hinausschreitende wird dann an die Haustüre einen schweren eisernen Riegel anlegen, zum Zeichen, daß hier alles, was zurückbleibt, dem atemlosen Banne des Schweigens überantwortet sei. Haben hier einst Kinder gejubelt? Hat hier einst eine Mutter im stillen Harme geweint? Ein Vater kummervoll gerungen? Wer wird es wissen? Die nackten Wände werden nichts verraten . . . und sollte selbst ein anderes Geschlecht mit glückgehärteten Gesichtern, strahlend vom Lächeln irdischen Behagens hier einziehen . . . sie werden nichts erzählen. Denn die Leute in diesem Hause wollen auswandern.

Das ist ein sonderbares Spielen und Walten in der menschlichen Natur! Kein Tag vergeht, daß uns das Zeitungsblatt nicht Kunde bringt von jenen, die der heimatlichen Scholle die Treue aufgekündigt. Die ziehen bereits;

jene rüsten und wollen nachfolgen, wenn der Frühling das erste Schneeglöckchen läutet; die haben bereits ihr Gut unter den Hammer des Auktionators fallen lassen. Aber blöde und gleichgültig fliegen die schwarzen Zeilen an deinem Auge vorüber. Halten sie dich nur für eine flüchtige Minute fest? ... Doch hast du nur einmal den Stab in der Hand des Auswanderers gesehen, der ihn zur überseeischen Prärie geleiten soll, dann wird's deine Seele träumerisch überkommen, du weißt nicht, wie? Unnennbare Schauer durchfliegen sie; es ist, als ob von unsichtbaren Zungen tausend Fragen an sie gerichtet würden, eine unheimlicher als die andere: Du bleibst also? Mit einem Fluche auf den Lippen und die Faust zornig geballt, haben wir das Haustor hinter uns zugeschlagen, daß der dröhnende Klang das deutsche Vaterland durchhallt — und du bleibst? ...

Hast du das starkmutige Herz, zu sagen: Bleibet! Gehet! Drüben ist's gut, aber hüben sind die Gräber eurer Eltern? Drüben hat die müde Taube bereits eine Stätte für ihren Fußballen gefunden ... aber hüben hat euch die Mutter die Hände falten gelehrt, sei es nun zum „Vaterunser", oder zum erhabenen „Schmah Jisroel"?

Zum Glücke werden an uns Fragen von solch „politischer Tragweite" in diesem Augenblicke nicht gerichtet, und wenn überhaupt der Beginn dieser Geschichte etwas trübe gestimmt war, so haben das nur die alten, hochaufgelasteten Hausgeräte verschuldet, die uns das „Scheiden und Meiden" so lebhaft vor die Augen rückten!

Dennoch findet aus diesem Hause eine Auswanderung statt, nur mit der einen Ausnahme, daß die weiße Landstraße und nicht der trügerische Ozean sie ziehen sehen wird. Statt des dampfenden Seerosses wird der knarrende Wagen sie an ihr Ziel bringen — und dieses Ziel nicht „jenseits", sondern „diesseits", nicht im fernen „Amerikum", sondern in einem stillen, böhmischen Dorfe sein!

Zehnmal in einem Atem war an jenem frühen Morgen ein schwarzhaariges Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren vor das Haus gekommen, hatte die großblickenden Augen bald prüfend zu der ungewissen Himmelsfarbe emporgehoben, bald das spitzige Näschen forschend in die Luft gesteckt, ob nicht eines jener wässerigen Atome, die man Regentropfen nennt, daran haften bliebe . . . Was in der Seele dieses Kindes an jenem Morgen vorging? Es hätte mit seinen Blicken so gerne, so gerne die düster hängende Himmelsdecke durchschneiden gewollt, um das goldene Sonnenlicht über die ganze Natur, wie einen Mantel, auszubreiten! Licht, helles Licht sollte über der Straße liegen, die sie ziehen sollten! . . . Licht sollte glänzen über dem Weg, der sie aus der dumpfen Gasse in das böhmische Dorf hinausführte. Das kleinste Bänkchen, das unbedeutendste Geschirre des alten Hausrates hätte heute schimmern sollen wie an einem Festvorabend . . . Zogen sie doch mit hinaus in das stille böhmische Dorf! . . .

Plötzlich fuhr das Mädchen mit einem lauten Schrei in das Haus zurück.

„Vetter Koppel," konnte man es rufen hören, „was sagst du dazu, vom Himmel ist ein Tröpfel gefallen."

Vetter Koppel saß in der Küche auf einem Holzklotz, auf dem gewöhnlich die kleinen Brennstücke für den Herd zubereitet wurden. Ein eisgrauer, alter Mann, mit tiefgerunzeltem Gesicht, dessen einstige Jugend an den Marken eines fernen Jahrhunderts zu liegen schien, saß dieser „Vetter Koppel" da und hielt mit seinen Händen etwas, was einem in einen schwarzen Rahmen eingefaßten Bilde glich, gegen seinen Schoß gepreßt. Als er sich bei seinem Namen genannt und zugleich die Witterungsnachricht hörte, zuckte auf dem alten Antlitz eine namenlose Angst auf; die Hände konnten gar nicht von dem bildähnlichen Dinge lassen, an das sie sich mit krampfhafter Gewalt angeklammert hatten.

„Was sagst du, Tilleleben," rief er beklommen, „ein

Tröpfel ist vom Himmel gefallen? Was soll dann mein „Mogen Dovid" machen um Gottes willen, wenn er naß wird?"

Vetter Koppel meinte mit jenem seltsamen Namen das umrahmte Ding in seinem Schoße, das in der Tat nichts anderes war als ein „Misrach", wie er in jeder guten Judenstube an der Ostseite der Wand zu finden ist. Zwei züngelnde Ungeheuer, die sich bei näherer Betrachtung als die Löwen Judas herausstellten, hielten den Schild Davids empor, zwei verschobene Dreiecke, in deren Mitte Jerusalems Weltgegend „Misrach" (Ost) in großen, dicken Lettern flammte.

„Und wenn er naß wird?" rief Tille mit leichtsinnigem Lachen. „Hört dann die Welt auf? Du nimmst dann deine große Truthahnfeder und deine Farben und machst dir einen neuen Misrach!"

Aber Vetter Koppel rief, den Kopf ängstlich schüttelnd: „Red nicht so, Tilleleben; du weißt gar nicht, wie schwer du dich versündigst. Mit dem Misrach da, wie du ihn siehst, ist etwas ganz Eigenes vorgegangen; ich hab' dir's ja noch gar nicht erzählt. Als nämlich König David weit fortgeflohen ist vor seinem Sohn Absalom, weil er sich gefürchtet hat vor ihm, da hat er den Misrach da verloren und hat ihn nicht mehr finden können. Das war in einem tiefen, tiefen Wald, und du weißt, in einem Wald, wo so viel Bäume sind, da kann man nicht so leicht wieder zu etwas kommen, wenn man es einmal verloren hat . . ."

„Kann's denn anders sein?" meinte das Mädchen spöttisch, ohne von der sonderbaren Mitteilung besonders getroffen zu scheinen. „Man find't oft die Sach' nicht, die man im Haus verlegt hat . . . wie soll man einen ‚Misrach' finden, den König David verloren hat?"

„Und siehst du," rief Vetter Koppel triumphierend aus und seine Augen begannen dabei in jenem eigentümlichen Lichte zu funkeln, das wir die Abenddämmerung der Vernunft

nennen möchten, weil ihm nur die gänzliche Nacht fehlt. „Und siehst du," rief er, „er ist doch gefunden worden, und von wem ist er gefunden? Dein Vetter Koppel kommt durch den dicken Wald; auf einmal sieht er etwas liegen zu seinen Füßen . . . wie er's aufhebt, was war's?" . . .

„Dein Misrach, Vetter Koppel," lachte das Mädchen so unbändig, als hätte es zum ersten Male die Geschichte dieses Fundes vernommen. „Aber sag mir nur, Vetter Koppel, wie bist du denn in den Wald gekommen?"

„Das will ich dir auch sagen," entgegnete dieser hastig. „Absalom, des Königs Sohn, hat zu mir an jenem Tag gesagt: Koppel, geh hin und brich meinem Vater das Herz. Und da bin ich hingegangen in den dicken Wald .... und hab' den Misrach da gefunden."

„Du kranker Vetter, du," rief Tille plötzlich mit einem so ernstgewordenen Ton, daß er selbst das irre Gehirn des alten Mannes treffen mußte; denn, schluchzend wie ein Kind, dem man ein bitteres Leid angetan, begann er den Kopf auf und nieder zu neigen, und herzzerreißend klang es, als er in die klagenden Worte ausbrach: „Ja, zu Buß' gesagt sei es! er hat mich verführt . . . er hat zu mir gesagt: Geh hin und brich meinem Vater das Herz . . . und da bin ich leider Gottes! hingegangen" ... .

Die Geschichte dieser umnachteten Seele ist bald und in wenigen Worten erzählt; aber sie jetzt so gleichsam zwischen Tür und Angel, unter dem ungeduldigen Knallen der Peitsche in aller Eile erzählen zu müssen, wird man sich selbst das auf dem Totenbette verzeihen können?

Vetter Koppel gehörte so eigentlich nicht ganz zur nächsten „Freundschaft" des Hauses; er war nur ein entfernter Verwandter, oder wie man das in der Gasse besser auszudrücken versteht: das ferne „Peitschenknallerl" dieser Familie. Sein Vater war ein armer Thoraschreiber in der Gemeinde gewesen, der jahraus, jahrein durch Böhmen und die an-

grenzenden Länder zog, ja sogar weit bis nach Ungarn kam; von ihm hatte er die schöne Schreibekunst erlernt. Da kam einst der Thoraschreiber von einer seiner Wanderschaften zurück und starb noch am nämlichen Tage seiner Ankunft. Auf seinem Totenbette fragte man ihn, ob er etwas seinem Sohne sagen ließe, wenn der einmal zurückkommen sollte. Sie sollten ihm sagen, klang es schauerlich von seinen blassen Lippen, er habe ihm das Herz gebrochen. Lange Jahre darauf kam ein verwilderter Schnorrer in die Gemeinde, in welcher man mit Mühe Koppel, den Sohn jenes Thoraschreibers erkannte. Man richtete ihm die letzte Botschaft seines Vaters aus. Von diesem Augenblicke an überkam ihn jene Geistesverwirrung, sie mochte durch Elend und Entbehrung in ihm vorbereitet gewesen sein. Mildtätige Leute der Gemeinde nahmen sich des Hilflosen an, bis ihm endlich die Familie dieses Hauses, weil er doch zur „Freundschaft" gehörte, ein Obdach gewährte. Man vermochte nie aus ihm herauszubringen, wie er in diesen Zustand geraten; man vermutete nur, sein Vater müsse ihn irgendwo auf „unrechten Wegen", vielleicht auf dem Wege zu einer Kirche angetroffen haben. Darauf deuteten die letzten Worte des Thoraschreibers und der Wahnsinn des Vetter Koppel selbst. Wie Absalom, der Königssohn, seinem Vater schier das Herz gebrochen, so war es auch von ihm geschehen. Das mochte übrigens in jenen ersten Augenblicken ihm vorschweben, als seine Seele noch Lichtpunkte genoß. Später versank sie ganz in die Vorstellung, er sei zwar nicht Absalom selbst, aber dessen treuester Anhänger, ausgeschickt von ihm, um dem Vater das Herz zu brechen. Der Fund des „Misrachs" in jenem dicken Walde hing übrigens mit dieser abenteuerlichen Vorstellung nur lose zusammen. Vetter Koppel hatte nämlich von seiner Schreibekunst, die er von seinem Vater erlernt, nichts behalten als das Zeichnen solcher Blätter, wie man sie an der Ostseite der Stuben aufzuhängen pflegt. Darin bestand seine ganze Beschäftigung, die sich all-

mählich gleichfalls mit seinem rebellischen Königssohne verwebte. Jahraus jahrein saß er mit einer Truthahnfeder in der Hand über diesen Zeichnungen, die dann regelmäßig den Weg in die Hände der Kinder fanden. Den schönsten Misrach, ein wahres Meisterstück seiner Kunst, hatte er für das Haus gefertigt; wir haben ihn soeben in seinen Händen gesehen!

Drin in der Stube ist indessen ein anderes Gespräch zwischen Personen geführt worden, die wir kennen müssen, ehe sie in den Rahmen dieser Geschichte treten. Werden Menschen, die fortziehen, sei es selbst in ein nahes Dorf, sich nicht Bedeutungsvolles zu sagen haben auf der Schwelle zwischen Ein- und Ausgang? Wir wollen es hören.

Aber fast fällt es uns schwer. Der Augenblick des Scheidens ist eben kein günstiger, um sich Haus und Leute näher zu besehen. Nicht die alten Geschirre und Geräte sind bloß von Ort und Stelle gerückt, auch die Seelen schwanken auf den verlassenen Stätten langgewohnten Daseins auf und nieder; tausend Fäden sind mit einem Male zerschnitten worden, und doch will der eine Gedanke sie stets ergänzen und wieder knüpfen: Wie wird das Neue sein? Wer steht uns dafür, daß dieselben Personen, denen wir jetzt von Angesicht ins Angesicht sehen, die wir mit den Händen greifen können, nicht morgen oder übermorgen, unter anderen Erschütterungen und Verhältnissen auch ein anderes Bild gewähren werden? Wer wird die alten Züge dann herausfinden wollen? . . .

Es war wieder Frühling geworden. Millionen schlagender Herzen hatten sein Kommen nicht mehr erwartet, den leisen Flügelschlag seines Nahens nicht vernommen. Für sie schien alles, Natur und Leben, Freude und Hoffnung in dem blutigen Schnee des vergangenen Winters vergraben und verloren. Eine Öde, grauenhaft und unheimlich, wie sie über zerstampfte Walstätten sich lagert, hatte die Herzen ergriffen, daneben Trauer und Zaghaftigkeit, daß es auch in Zukunft

nicht besser werden könne. Haben wir noch umständlicher zu sagen, was sich Millionen Lippen im Frühlinge des Jahres neunundvierzig zulispelten . . . und noch mehr verschwiegen?

Aber mitten unter diesem Fürchten und Bangen war nicht nur der Frühling wiedergekommen; mit ihm war ein weißes Blatt niedergeweht worden, ein weißes Blatt Papier mit der Namensunterschrift eines kaiserlichen Jünglings. In alle Ghettos war es eingekehrt, an die unscheinbarste Hütte kam es gerauscht, zu allen Fenstern hinein hatte es seinen Gruß getragen. Wie milder Tau war es niedergefallen; was geknickt war, hob sich wieder, was schwach geworden, streckte und dehnte wieder die Sehnen. Stand doch zwischen den schwarzen Zeilen jenes Blattes fast obenan, daß die Scholle frei sei; daß sich auch für die Leute in den „Gassen" die Gemeinde erschlossen habe, und dem Gesetzbuche das Recht und nicht mehr das Unrecht war einverleibt worden.

Das Blatt war auch in das Haus gekommen, vor dem wir jetzt stehen, in das Haus Rebb Schlomes, des „Kleinschnittwarenhändlers".

Guter Rebb Schlome! Wenn ich daran denke, wie diese Botschaft deine Seele mit freudigen Schauern überschüttete, wie sie sie erbeben machte unter dem innigsten Danke für das kaiserliche Geschenk, — dann ist es mir, als hätte ein höherer Geist sich mir geoffenbart; als drängte er mich gewaltsam, an die Lösung deines Lebens zu schreiten, wie schwach auch immer der Versuch ausfallen möge.

Es war eine merkwürdige Erscheinung eingetreten. Als der erste Eindruck vorüber, hatte sich vieler eine Art peinvoller Unruhe bemächtigt; auf dem plötzlich gebahnten Wege konnten sie die Straße nicht finden. Wie aufgeschreckte Hummeln flogen Pläne und Entwürfe durch die Ghettos; wie junger Wein war es ihnen in die Köpfe gestiegen.

In den Pulsen hämmerte es und wollte heraus und

sich zur Tat gestalten. Aber zu welcher? Da griffen Hunderte in der Unstete ihres Herzens zum Wanderstabe und zogen über die große See nach dem Westen; andere traten, nachdem sie diese unbehagliche Stimmung überwunden, frisch und mutig in den Kreis der neuen Rechte ein. Sie brachen die alten Verhältnisse ab, und mit einer Leichtigkeit, die Erstaunen einflößte, hatten sie bald neue gefunden. Wer dem allem so aus der Ferne zuschaute, dem mußte es oft die Seele durchschneiden, wenn er in die atemlose, wirbelnde Hast blickte, mit der auf allen Seiten altes Mauerwerk eingerissen, neues gebaut ward. Die Schwalbe bleibt treu . . . aber hier sah man Menschen, untreu sich selbst, untreu der heimatlichen Scholle, selbst verleugnend den Staub, der ihre Toten barg! Gebietet das so dein Wesen, Geist der Neuzeit? . . .

Auch in Rebb Schlomes „Schnittwarenhandlung" war diese Unruhe eingekehrt, und die Gemüter bebten vor innerster Aufregung. Ein Unheimliches, Unbehagliches schlich seitdem wie auf leisen Socken durch das Haus; sie fühlten sich wie von einem kalten Hauche angeweht, aber sie wußten nicht, woher er kam. Das „Geschäft" ging gut; die Kunden hatten nicht abgenommen; dennoch waltete eine Unlust vor, die sich oft in Ekel verkehrte gegen das, was ihnen doch allen Nahrung und Stellung gab. „Was werfe das Geschäft ab," hieß es jetzt bald hier, bald dort, „die ‚Gewölber' wüchsen in der Gasse über Nacht hervor, und bald würde es mehr Kaufleute als Kunden geben; alles wolle ‚handeln', wo aber das hinaus kommen werde? Man werde zuletzt zufrieden sein müssen, wenn man am Schlusse des Jahres nur ‚sein Leben heraus gebracht hätte'".

Wenn solche Stimmen ertönen, da krankt etwas am Leibe einer Familie. Denn solches Gebreste, innerlich und unergreifbar, ist wie tückisches Gewässer, das heimlich die Stützen unterwühlt, bis sie mit einem Male schauerlich zusammenkrachen.

So weit war es freilich noch nicht gekommen. Die Familie hatte einen gesunden Organismus, dem solche Störungen nicht so leicht etwas anhaben mochten. Aber um so ungeduldiger werden solche Leiden von kräftigen Naturen ertragen. Merkwürdigerweise kam die Lösung der so drückenden Lage von einer Seite, von der sie nicht geahnt wurde ... von Tille nämlich!

Das „Kind" nämlich, wie es von Eltern und Brüdern genannt wurde, war als das letzte Röslein der Familie ein Gegenstand der zärtlichsten Liebe und Pflege. Auf das Kind ließ man nichts „kommen"; das unbedeutendste Wort in seinem Munde hatte Geltung und Sinn. Während die älteren Brüder, der hochaufgeschossene, dunkeläugige Anschel, ja selbst der blasse „Bocher"*) Elieh mit scheuer Befangenheit ein Urteil vor den Eltern aussprachen, hatte man nichts dagegen, daß „das Kind" mitsprach. Es war im warmen Dunstkreis der Liebe groß und gezeitigt worden, und was an körperlicher Reife fehlte, ersetzte das vergrößernde Auge der Familie.

Schlome hatte einmal in düsteren Worten die Unbehaglichkeit seiner Stimmung kundgegeben. Es war kurz nachdem einige Gemeindemitglieder fortgezogen, um neue Heimaten sich zu gründen. Briefe waren eingelaufen, die alle vom glücklichen Erfolge sprachen.

„Gott, großer Gott, schenk' uns doch deine Hilfe," rief er fast verzweifelnd. „Warum soll ich und mein Weib und meine Kinder hier sitzen bleiben und alles, was Füß' hat, macht sich auf und geht in die weite Welt? Soll denn der Kaiser in Wien umsonst das Gesetz gegeben haben, und keiner von uns macht sich's zunutz?"

„Der Kaiser! der Kaiser!" hatte Tille ganz begeistert und flammend vor innerer Aufregung ausgerufen. „Wie dankt

*) Talmudschüler.

man nur dem Kaiser? Du hast dich ja noch gar nicht bei ihm bedankt, Vater ... und ich mein' doch, es schickt sich" ...

„Ich?" stammelte Schlome, lebhaft getroffen von der Bemerkung des Kindes.

„Wenn ich was zu sagen hätt'," bemerkte dagegen der stämmige Anschel mit fast trotziger Scheu, „ich wüßt' schon, was wir alle zu tun haben" ...

„Laß das Kind reden," herrschte ihm Schlome zu. „Die Weisheit, die nicht aus deinem Kopfe kommt!"

Anschel mußte solche Demütigungen zugunsten des „Kindes" gewohnt sein; denn er schwieg, ohne im geringsten gekränkt zu scheinen.

„Du wirst mich auslachen, Vater," sagte das Kind, zum ersten Male vielleicht gedemütigt von dem Rechte, das man ihm vor dem älteren Bruder einräumte ... „Ihr werdet mich alle auslachen. Aber wär' ich der Vater ... so möcht' ich Bauer werden!"

„Großer Gott!" schrie jetzt ohne alle Scheu, fast außer sich der stämmige Anschel. „Bist du in meinem Gehirn drin gewesen, Tilleleben, daß du weißt, was in mir vorgeht? Das ist es ja, was ich hab' sagen wollen."

Rebb Schlome antwortete nichts. Aber in diesem Augenblicke war's ihm, als flammte die Stube wie lauter Licht, und mitten aus diesen Flammen heraus ertönten Stimmen, Offenbarungen eines plötzlich erschlossenen Sinnes, ... die Äußerung des „Kindes" war in seine Seele gesunken, und er fühlte es, nicht alle Mächte der Erde waren mehr imstande, es aus dieser Tiefe zu holen. Es war eines jener entscheidenden Worte gesprochen worden, die unser Leben anders gestalten und wie mit der Kraft riesiger Fabelgeister es auf unbekannte Höhen heben, oder in bodenlose Abgründe stürzen.

Es war merkwürdig zu beobachten, wie die vom „Kinde" hingeworfenen Gedankenfäden in jenes unbestimmte Gewebe

übergingen, das plötzlich als Tat dasteht. Es ließ sich nicht sagen, wer sie am gierigsten ergriffen; wie ein Netz waren sie über alle Ein- und Ausgänge des Hauses gespannt, und über diese enge Begrenzung konnte nichts hinaus.

In Rebb Schlome rang es am heftigsten. Während er mit keinem Worte verriet, daß er zu irgend einem Entschlusse gekommen, brach es doch zuweilen aus ihm hervor, in unzusammenhängenden Äußerungen, die zusammengefaßt dennoch ein vollständiges Bild seiner Seelenlage geben.

„Es ist ja wahr," sagte er einmal aus tiefem Nachdenken erwachend, „hat einer von uns schon dem Kaiser gedankt für das, was er uns gegeben? Gott! Lebendiger! Ich, Schlome Hahn, über den Pawel und Honza weggespien haben, weil sie in die Kirche gehen, ich, Schlome Hahn, darf jetzt Bürgermeister werden, ich darf mir mein „Gewölb" aufmachen wo ich will, ich kann mir ein Haus neben dem ersten Stadtrat hinbauen, und wenn ich ein Feld kaufen will, kann ich von meinem eigenen Felde essen! Gott, Lebendiger! Wie dankt man nur dem Kaiser dafür!?"

Durch einen natürlichen Gedankengang kam er hierauf zu einer andern Schlußfolgerung.

„Sagen sie nicht immer," meinte er, „daß der Jud' nicht hinaus aufs Feld will und lieber mit dem Hausiersack sich schleppt, als hinter dem Pflug die Ochsen antreibt? Leider Gottes! ist es denn nicht wahr, was sie uns vorwerfen? Jetzt geben sie's einem an die Hand und alles schreit: Versündig' dich nicht an Gott und am Kaiser? Aber so wahr als der Kopf auf mir lebt und ich Schlome Hahn heiße, ich will's dem Kaiser beweisen, was ich kann. Tilleleben hat ganz recht. Gott soll das Kind gesund lassen."

Was sollten diese Worte bedeuten? Lag ihnen bereits ein fertiger Plan zugrunde? War Rebb Schlome bereits mit sich selbst einig geworden, wie er seinem Danke gegen den Kaiser den besten Ausdruck gab?

Rebb Schlome gehörte zu jenen straffen, selbständigen Naturen, die es beirrt, wenn sie sich in irgend einer Angelegenheit des fremden Rates bedienen sollen. Er tat gern alles „allein"; niemand sollte sich „darein mischen", nicht einmal diejenigen, die ihm zunächst standen . . . . Weib und Kinder.

Nachime, Schlomes Ehefrau, war dagegen eines jener demütig schweigsamen Weiber, die oft ein ganzes Leben lang eine gewisse Schüchternheit gegen den Mann nicht ablegen. Fast unbeachtet, nie eingreifend, nie widersprechend ging die stille Frau neben dem breitspurigen Manne einher, und war es, daß sie auf seine höhere Einsicht stolz, oder von seinem Wesen sich gedrückt fühlte . . . während eines fünfundzwanzigjährigen Beisammenseins war Nachime gerade dieselbe geblieben, die sie in den ersten Monaten ihrer Ehe war . . . sie ging nur neben, nicht mit ihrem Manne!

Auch jetzt blieb dieses Wesen sich treu; sie gab kein Urteil ab, weil „er" es nicht leiden mochte; kaum daß sich die dünnen Lippen einmal zu irgend einer unwesentlichen Frage öffneten.

Noch ein anderes Wesen schien dieser innern Geschichte des Hauses fremd gegenüberzustehen. Es war dies Elieh, der „Bocher". Gleich seiner Mutter schien der kränkliche Jüngling von Jugend auf kein anderes Recht geltend zu machen, als daß man ihn im Hause dulde und in seinen Studien nicht störe. Es vergingen oft Tage und Wochen, daß man sich nicht erinnern konnte, einen andern Ton aus seinem Munde gehört zu haben, als jenen eigentümlich einförmigen Gesang, der das „Lernen" aus den gelehrten Büchern begleitet.

Nur Anschel hielt es mit schwerer Mühe an sich, die gewohnte Scheu vor dem Vater zu bewahren. Kein Blick, kein leiser Gedankenzug entging seinen forschenden Augen, man konnte sagen, er sah, wie in einem durchsichtigen Ge-

häuse, das Räderwerk des Planes, der fertig und abgeschlossen aus dem Gehirne Rebb Schlomes hervorgehen sollte. Er kannte den Vater durch und durch; aber wiewohl er aus Erfahrung wußte, daß er das „Hineinschauen" nicht liebe, brannte und zehrte es an ihm, daß der Vater auch diesmal jede Frage, jedes Vordrängen streng von sich wies.

„Warum ist er so?" grollte es in ihm, „warum muß ich ‚kuschen' wie ein Hund? Will ich denn nicht so gut wie er ein Bauer werden und aufs Feld hinaus? Er weiß ganz wohl, daß ich fürs ‚Geschäft' nicht bin, und doch hält er sich meilenweit von mir, als wär' ich gar nicht das leibliche Kind, und könnte ihm auch raten und helfen!"

Anschel hatte es bald herausgefunden, durch wen er sich am besten dem verborgenen Plane seines Vaters nähern könnte. Rebb Schlome war auf zwei Tage nach einem nahen Dorfe gegangen, um, wie er mit gewohnter Kürze sagte, „sich etwas anzusehen". Dieser Weggang fachte das unterdrückte Leiden in Anschels Seele zur furchtbarsten Pein an. Widerstrebenden Herzens verabredete er mit Tille, sie solle, wenn der Vater zurückgekommen, ihn ausforschen, was er „ausgerichtet". Es sei ganz gewiß etwas vorgegangen!

„Denn dir sagt er's eher," rief er schmerzlich, „du darfst mit ihm reden, aber ich nicht. Mir stellt er sich wie Gott vor, und bin doch schon neunzehn Jahre alt und kein Jüngel mehr. Ich frag' dich, Tilleleben, hab' ich das um ihn verdient?"

Tille versprach ihm, nach Kräften den Vater auszuforschen; und in der Tat, als Rebb Schlome nach zwei Tagen wieder zurückgekommen, klang die erste Frage aus Tilles Munde, kaum, daß der Vater noch Zeit gehabt, die „Mesusch" an der Türpfoste zu küssen:

„Nun, Vater, hast du Gutes ausgerichtet?"

„Ich bin zufrieden, mein Kind," entgegnete Schlome in lustiger Stimmung. „Gott sei gelobt und gepriesen dafür."

Nach einem Augenblicke Nachdenkens sagte Tille:

„Ist es schön . . . dort?"

„Wo?" entgegnete Rebb Schlome, der diese Frage nicht verstand.

„Nun dort . . . wo du gewesen bist," meinte das Kind mit großer Unbefangenheit.

„Jedes Judenkind kann seinem Gott danken, wenn man's überall so hätt', wie es dort ist," erwiderte Schlome sich besinnend.

„Und . . . hast du's?" fragte Tille mit gedrückter Stimme, denn sie fühlte, wie Anschels Augen brennend auf ihr lagen.

„Ich hab's," . . . sagte Schlome kurz.

Erkannte Tille mit dem feinen Sinne eines geliebten Kindes, daß sie für jetzt nicht weiter gehen dürfe? Oder regte sich etwas in Schlome, was ihm als ungeziemend darstellte, daß er einem Kinde und nicht dem ganzen Hause Rechenschaft über eine entscheidende Angelegenheit zu geben im Begriffe stand? Genug, Schlome schwieg, und an diesem Tage kam nichts zur Sprache.

„Wenn er auch heut' nichts redet," sagte Anschel am Morgen des folgenden Tages zu seiner Schwester, „so weiß ich nicht, ob ich's länger in mir verhalt'! Es drückt und zehrt mir mein Herz herunter."

Der Tag verging; er brachte für die Harrenden keine Lösung. Wie wundersam gestaltet ist's doch in den Gemütern der Menschen! Während Anschel an diesem Tage, von allen Geistern der Unruhe gefoltert, fast verging, hundertmal hervorbrechen wollte und an sich ebensooft mit schmerzlicher Gewalt halten mußte, weil der Vater nichts sprach, zitterte das Herz Nachimes in namenloser Bangigkeit, daß ihr Mann überhaupt sprechen werde. Vor dem Unbedeutendsten, das aus seinem Munde kam, schreckte sie zusammen, es ging ihr wie „ein Stich" durch die Seele.

Elieh, der Bocher, war an diesem Tage noch schweigsamer als sonst; er „lernte" mehr als je.

Erst kurz vor dem Schlafengehen trat der mächtige Moment ein. Nachimes Herz stand still, als ihr Mann plötzlich, ohne daß irgend ein Wort als Einleitung vorangegangen, von dem längst Gefürchteten zu reden anfing. In diesem Augenblicke war es ihr, als hörte sie den schrillen Ton einer scharfen Schere, die mitten durch ein Gewebe schnitt.

Rebb Schlome begann damit, daß er es von jeher gewohnt sei, sich in „nichts" dreinreden zu lassen. So habe er es auch diesmal gehalten, und es sei das beste. Wer das Brot ins Haus schaffe, habe auch das Recht zu verlangen, daß man sich ihm füge; er habe es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen. Das würden hoffentlich alle längst erkannt haben, daß es mit dem „Geschäfte" nicht vorwärts wolle; es sei alles „tot" und matt, und die höchste Zeit gekommen, zu etwas anderem zu greifen, bevor der Bettelstab sie abhole!

„Geht denn das Geschäft so schlecht?" wagte Nachime aus der Tiefe ihrer Angst zu fragen. „Es kommt mir doch vor, als könnten wir zufrieden damit sein."

Das solle sie ihn nicht lehren, entgegnete er darauf herb, ob das Geschäft gut gehe oder nicht. Das sei heute so, und vielleicht noch morgen; wer aber für den Übermorgen stehe? Es sei eine schwere Versündigung an sich selbst und den Kindern, wenn man nicht auch die Zukunft ins Auge fasse. So täten liederliche, gottvergessene Leute, zu denen er aber nicht gehöre. Jetzt, wo alles „offen" sei, wo der Kaiser selbst gesagt: Greift zu! jetzt müsse man einen Stand wählen, der ein sicheres Brot abwirft, nicht einen, der auf tausend Zufälle gebaut ist. Von Kindesbeinen an habe er immer gehört, daß sich der Bauer am besten stehe; sei das Jahr schlecht, so verkaufe er das Getreide teuer, sei es gut, nun so schwimme er in seinem eigenen Fett. Aufs Dorf

müsse man hinaus, die Schnittwarenhandlung von sich werfen' wie einen wurmigen Apfel, und Bauer werden. Schon um des Kaisers wegen müsse man das tun, damit der sehe, was man zu tun imstande sei.

Ein schmerzliches Lächeln glitt bei diesem letzten Beweggrunde über Nachimes blasse Lippen. Aber sie sprach kein Wort.

Als Rebb Schlome von keiner Seite eine Einrede hörte, kam er zum eigentlichen Kerne der Sache. Sie sollten es ihm verzeihen, sagte er fast mit Überwindung, daß er sie nicht um Rat gefragt, aber er sei so und nicht anders. Eine Änderung im „Stand" müsse aus einem Kopfe kommen, zwei seien schon zu viel, und erst eine ganze Familie fragen, das trüge gar nichts ab. Kurz und gut, das „Geschäft" mit allem, was dazu gehöre, sei verkauft, das Haus auch und zwar um den höchsten Preis. Dafür habe er in dem sechs Stunden entfernten Dorfe Wobrub ein Bauerngut gekauft mit zwanzig „Strich" Feldern; etwas Schöneres habe man noch nicht gesehen. Da werde man sehen, was alles in „so" einem Bauernhause stecke, von der Kuh im Stalle an bis zur kleinsten Henne auf dem Hofe. Überall liege Gottes Segen und das Brot wachse einem zum Munde nur hinein. Das Herz werde ihnen aufgehen vor Lust und Freude, wenn sie das alles zu Gesicht bekommen würden. Beneiden würden sie die Leute wie um ein „Terno" aus der Lotterie. Aber man müßte sich sputen und hasten, daß man in vier Wochen fertig sei; denn das Frühjahr sei da, und die beste Zeit, wo der Bauer zu seinem Eigenen sehen könne.

Lautlos hatten diese lange Erörterung Weib und Kinder angehört. Als er geendigt, sagte Anschel mit hochgerötetem Antlitz:

„Gott soll dir's zahlen, Vater, was du da an uns allen gemacht hast. Du hast wie der größte Weise getan; es gibt gar nichts Besseres, als hinaus aufs Feld! Mein

Sinnen und Trachten ist auf gar nichts anderes gerichtet. Gott soll dir's zahlen."

„Ich soll also eine Bäuerin werden?" sprach es tief, tief, wo man es nicht hören konnte, in Nachimes Seele. Die Lippen zuckten . . . aber sie brachten keinen Laut hervor.

Mitten unter den Zubereitungen, die nun getroffen wurden, in der Stille der Nacht, im Geräusche des Tages, immer glitt diese Frage ihr nach. Wie dunkler Karmin, von dem ein Weniges genügt, um einer großen Wassermenge seine Farbe zu geben, war alles Denken, Fühlen und Wollen der armen Frau von dem einen Gedanken durchzittert: „Und ich soll eine Bäuerin werden!" —

Der Wegzug unserer Familie aus dem Ghetto hatte dort übrigens nur einen geringen Eindruck gemacht. In jenem Frühjahr bot sich den Leuten die tägliche Erscheinung dar, daß nicht nur die Vögel, sondern auch die Menschen flügge wurden. Die Zurüstungen zur Abreise konnten daher auch in aller Stille geschehen; niemand störte, niemand drängte sich auf. Aber dieses lautlose Hämmern und Packen hatte eben darum etwas grauenhaft Beengendes, und mitten in der Arbeit schreckte Nachime öfters zusammen. Es überschlich sie der Gedanke, sie rüste bei lebendem Leibe ihre und ihrer Familie Totenkleider.

Um so ungestümer gebärdeten sich Rebb Schlom, Anschel und Tille. Die drei konnten die Stunde kaum erwarten, wo sie „Schiff und Geschirr," Haus und Geschäft gegen das Dorf und dessen lachende Zukunft vertauscht hatten.

Jene Stunde war gekommen . . .

Draußen auf der Gasse steht seit dem frühesten Morgen ein mit allerlei Hausrat hochauf belasteter Wagen. Die Luft ist kalt und der Fuhrmann gibt durch ungeduldiges Schnalzen mit der Peitsche seine unlustige Stimmung kund. Vom Himmel fällt es in leisen, leisen Tropfen. . . .

Drin aber in der Stube scheint niemand an ein Weg-

gehen zu denken. Anschel und Elieh stehen im tiefen Gebet; die Tefillin (Gebetriemen) um Arm und Kopf geschlungen. Aber die Wand, woran sonst der Misrach hing, war leer wie die andern Wände, und an dessen Stelle scheint eine große Spinne ihr feines Fadenhaus anlegen zu wollen.

Alles, was den Raum in dieser Stube einst verengte, war hinweggeräumt; nichts steht im Wege; es ist, als ob die Wohnung sich erweitert und ins Zweifache ausgestreckt hätte. Rebb Schlome geht ungehindert, die Hände auf dem Rücken, in dem leeren Raume auf und nieder. Auf seinem Gesichte erblickt man das Ringen eines schweren Gedankens . . . Wie mochte der lauten? . . .

Nachime kramt noch immer in einem Wandschrank herum, in dem auch nicht ein Stäubchen wegzublasen ist. Will sie sich beschäftigen? ihr Gemüt beruhigen? Oder ist das so die Frauenweise?

Plötzlich, bei einer raschen Wendung bemerkt Rebb Schlome, daß Nachime in das unterste Fach des Schrankes etwas hineinzwänge, was sie mit fieberhafter Eile hinter ihrem Busentuche hervorgeholt hatte. Die Lade zog sie dann rasch ein.

„Was hast du da versteckt, Nachime?“ fragte er, anscheinend mit großer Neugier.

„Versteckt? . . . Nichts, nichts,“ antwortete die zu Tode erschrockene Frau, und hielt mit beiden Händen fest zu. „Ich hab' nichts versteckt.“

„Ich hab's aber doch gesehen!“ rief er ungeduldig, „mit meinen eigenen Augen. Bin ich denn blind?“

„Was hast du davon?“ erwiderte Nachime, die einsah, daß ihr das Lügen nichts half. „Was hast du davon? du wirst mich nur auslachen!“

„So sag's oder laß es mich selbst sehen.“

„Ich will dir's selbst sagen,“ rief Nachime, aber mit einer Anstrengung in Stimme und Gebärde, als müßte sie

das Ungeheuerste verraten. Ihre Brust war dem Zerspringen nahe. „Ich will dir's selbst sagen," rief sie noch einmal. „Ich hab' von meiner Mutter (der der Friede sei!) immer gehört: Wenn man einen Ort verläßt, und denkt einmal wieder dahin zurückzukommen, so soll man nur etwas Liebes von sich da verstecken. Ich hab' ein Korallenschnürchen da hineingegeben . . . du hast mir's vor fünfundzwanzig Jahren geschenkt." . . .

„Denkst du denn wieder zurückzukommen?" sagte Schlome, wie verwundert.

Nachime antwortete nichts. Ein Krampf in der Brust, der sie zu ersticken drohte, gönnte keinem Worte den Ausgang. Sie glaubte, ihr letzter Augenblick sei gekommen.

„Mir scheint, du gehst nicht gern mit, Nachime," setzte er nach kurzer Weile hinzu.

Da kam ein Laut hervor aus Nachimes gepreßtem Herzen, wie er in dieser Stube noch nie gehört worden. Es war kein Angstschrei, denn er klang gar nicht menschlich. Der Jäger, der auf steilen Alpenhöhen jagt, will solchen Schrei oft entsetzt vernommen haben, wenn sein tödliches Geschoß in ein frisches Leben die Kugel gejagt hat.

„Hast du mich denn gefragt, ob ich gehen will?" so rang es sich dann allmählich aus dieser gedemütigten, gekränkten Frau heraus, „hast du mich gefragt?"

„Mutter, Mutterleben," rief Anschel mitten aus dem Gebete, „um Gottes willen, nur jetzt nicht."

„Red' ich denn etwas?" . . . sagte sie schwach; denn schon war sie ruhiger geworden.

Rebb Schlome sprach kein Wort. Er ging heftig im Zimmer auf und ab. Woran dachte er? Nachime schloß den Wandschrank und stellte sich ans Fenster hin. Sie konnte nicht weinen.

Als sei nichts vorgegangen, setzten Anschel und Elieh

ihr Gebet fort. Sie hatten es nun geendigt und zogen die Tefillin vom Arm und Kopf.

„Seid ihr fertig?“ sagte Rebb Schlome. „Nun so gehen wir.“

Rebb Schlome schritt zuerst hinaus, dann kamen Anschel und Elieh; Nachime verließ, die letzte, die Wohnung. Ehe sie hinaustrat, warf sie noch einen Blick nach dem Wandschrank mit der Korallenschnur. . . .

Als schon alle auf dem Wagen saßen, mitten unter dem übereinander geschichteten Hausrat, rief Tille plötzlich:

„Gott, der Vetter Koppel! Wir haben ihn ja ganz vergessen.“

Leise kam dieser herbeigeschlichen, den „Mogen Dovid“ vorsichtig an sich gedrückt. Anschel räumte ihm seinen Platz neben Tille ein, und so saß er da, eingeklemmt zwischen dem alten Hausrat, über seinem Haupte einen wackelnden Kasten und in seinen Händen den treuen, im Wald Palästinas gefundenen „Mogen Dovid“ . . .

Anschel schloß noch die Haustür. Dann setzte sich das schwere Fuhrwerk in Bewegung . . .

Sprechen wir mit den Frommen der „Gasse“ den Dahinziehenden den alten Segen der Priester nach:

„Der Herr segne euch und behüte euch! Der Herr lasse leuchten sein Antlitz euch und sei euch gnädig! Der Herr richte seinen Blick zu euch und gebe euch seinen Frieden.“

---

2. Die Auswanderer werden bewillkommt.

Es war Nacht geworden, als unsere Auswanderer in die neue Heimat einfuhren. Jenes Tröpfchen, das am frühen Morgen eine so bedeutungsvolle Unterredung zwischen dem

ehemaligen Anhänger Absaloms und Tille herbeigeführt, hatte sich im Laufe des Tages in einen feinen Regen aufgelöst, der den Weg verdarb und in den Seelen der Dahinziehenden eine trübe Stimmung bereitete. Keiner sagte es sich, aber allen war es, als ob sie Wochen bereits die endlose Straße des Weltmeeres zögen, über ihrem Haupte grauer Himmel und unter sich das wogende, falsche Element, und sonst gar nichts, weder zur Rechten noch zur Linken. Während der ganzen Fahrt war wenig gesprochen worden; keiner fand das gehörige Wort, das imstande gewesen wäre, die bitterböse Laune auf nur eine Viertelstunde zu bannen. Denn an allen nagte, in allen tönte noch der Schrei, der am Morgen aus Nachimes Brust gekommen. Und sie selbst, die in so unvermuteter Weise plötzlich in den Vordergrund der Familie getreten war, sie selbst saß den ganzen Tag schweigend auf dem schlechten Sitze des knarrenden Fuhrwerkes, ließ ihr Antlitz von dem feinen Regen benetzen und wischte die Tropfen nicht ab, daß es fast tränenüberschwemmt aussah. Mann und Kinder hatten sich vom Wagen herabbegeben, „weil es sich besser gehe", wie sie sagten, vielleicht aber, weil sie nicht unterscheiden konnten: waren es Tränen? waren es Regentropfen, die auf Nachimes Antlitz glänzten. Sie wußten aber nicht, daß Nachime nicht weinen konnte!

Welche Schauer kamen über sie, als plötzlich gegen Abend aus Rebb Schlomes Munde der Ruf erscholl: „Jetzt! jetzt! es kommt noch ein kleiner Berg, dann sind wir dort!" Wie zitterte und bebte sie und mußte sich krampfhaft an ihren Sitz halten, als auch dieser „Berg" überstiegen war, und nun mit einem Male das Dorf, in abendliche Regenschauer eingehüllt, vor ihren Augen dalag.

„Wo ist unser Haus?" schrie Tille und wollte schier vom Wagen herabspringen. Sie bog sich aber so weit vorwärts, daß sie mit dem Arm an Vetter Koppels Misrach stieß, daß er klirrend auf den Boden fiel und im Dunkel

nicht zu finden war. Der Alte wimmerte und klagte, daß Tille ihm das „mit Fleiß“ getan habe; schon lange könne sie seinen Misrach nicht ausstehen. Aber es sei ausgemacht, wenn man den Misrach nicht finde, so gehe er nicht mit, und auf der offenen Straße wolle er bleiben, sie könnten mit ihm machen, was sie wollten.

Anschel suchte am Boden umher und fand endlich die zum Glück unversehrt gebliebene Reliquie unter den Rädern des Wagens; nun war Vetter Koppel augenblicklich beschwichtigt.

„Und jetzt seid alle still,“ gebot Rebb Schlome, „und bleibt alle auf dem Wagen. Muß man denn gleich wissen, daß Juden ins Dorf einziehen? Auch soll es nicht aussehen, als kämen Bettler herein.“

Nur unwillig folgte Anschel diesem Machtgebot; er wäre gern vorausgelaufen, hätte die Schwelle der neuen Heimat als der erste betreten, um die andern zu empfangen. In Nachime aber tönte eine unausgesprochene Frage. „Schämt er sich vielleicht, daß er ein Jud' ist? Ist ein Bauer vielleicht etwas Besseres?“

Sie saßen nun alle auf, und das Fuhrwerk bewegte sich knarrend vorwärts. Schon traten die ersten Häuser des Dorfes aus dem Nachtdunkel hervor, Lichter wurden sichtbar, die auf und nieder tanzten. Plötzlich knallte hart am Wege ein Schuß auf, und in demselben Augenblicke huschte eine dunkle Gestalt über die Straße und floh eiligst gegen das Dorf zu.

„Um Gottes willen, was ist das?“ rief es wie aus einem Munde.

Anschel wollte rasch vom Wagen, aber mit übermenschlicher Gewalt hielt ihn die Mutter zurück.

„Wenn dir deiner Mutter Leben teuer ist,“ rief sie, „so geh nicht herunter, du gehst in den Tod. Sie wollen uns alle totschlagen, weil wir im Dorfe wohnen wollen.“

„Sei kein Kind, Nachime," sagte Rebb Schlome, wiewohl auch ihn die Furcht überkommen hatte, „was werden sie denn von uns wollen?"

Die vom Schusse erschreckten Pferde waren stehen geblieben; auf den kräftigen Zuruf des Fuhrmannes zogen sie wieder an; aber schon nach den ersten zehn Schritten hielten sie an; es war, als bannte sie etwas, das sie nicht vorwärts ließ. Dunkles Gewürm schien unheimlich am Boden zu kriechen; bald in dichten Ballen, bald auseinander sich ringelnd. In den Gebüschen seitwärts an der Straße schien ein eigentümliches Leben wach geworden zu sein; flüsternde Stimmen raunten sich etwas zu, was unverstanden zu den Ohren der Erschrockenen gelangte; dazwischen war es, als kicherten einige hie und da, die nicht zu beschwichtigen waren. Mit einem Male ging dieses Flüstern und Kichern in lautes Singen über; erst leise, dann allmählich anschwellend, gewann der wüste Chor, der aus hundert Kehlen zu kommen schien, Melodie und Bedeutung, bis man endlich den Text des Gesungenen genau begriff.

Nach der Melodie eines damals weitverbreiteten Gassenhauers auf eine Persönlichkeit, die in der Frankfurter Paulskirche mit tagte, klang es:

„Jüdlein schrieb uns einen Brief,
Drinnen steht geschrieben:
Wohnen will ich jetzt bei euch,
Denn ich bin durchtrieben.
Feld und Acker, die sind mein,
Möcht' ein Bauer werden —
Nirgends hat man's besser jetzt
Wie auf der grünen Erden."

Ein donnerndes Gelächter folgte dem Absingen dieses Liedes, dessen Dichter sich wahrscheinlich mit unter den Sängern befand. Aufhorchend, in namenloser Verwirrung, ließen unsere Auswanderer den Strom über sich ergehen. Galt das

ihnen? War es Spott, was sie da vernommen? Und was sollte noch folgen? — Als das Gelächter allmählich verklungen war, schien der ganze Spuk verschwunden; in den Gebüschen war es stille geworden; es mußte alles wie auf ein verabredetes Zeichen geschehen sein.

„Was sagst du dazu, Vater?" rief Anschel, der, der Erste von allen, die nötige Fassung erlangt hatte. „Soll ich ihnen nach?"

„Nicht, nicht, um Gottes willen nicht," schrie Nachime, „sie schlagen dich tot. Hast du denn nicht gehört?"

„Ich hab' nichts gehört," sprach Rebb Schlome dumpf vor sich hin. „Muß das uns angehen, was sie da gesungen haben?"

„Der Vater hat recht," sagte Anschel, „das kann uns nichts angehen."

„Und haben wir ihnen denn schon etwas gemacht?" wagte Tille dreinzusprechen.

„Es wird vergehen," tröstete Rebb Schlome kurz. „Was können sie denn von uns wollen? Hab' ich Feld und Haus nicht um bares Geld gekauft? Hab' ich's gestohlen?"

Aber es „verging" nicht. Aus weiterer Ferne erschollen aufs neue die Lachgeister, und der wüste Chor schien die Stimmen zu einer Fortsetzung des frühern Gesanges zu sammeln. Deutlich vernahmen sie jetzt, nach einer andern Melodie folgende Worte:

„Jud' und Bauer gehören zusammen!
Klug sind beide und gewitzt;
Früher hat der Jud' dem Bauer
Den letzten Kreuzer wegstipitzt.
Doch gekommen ist die Freiheit ins Reich,
Und sie sind uns jetzt alle gleich:
Der Jud' und der Bauer
Der Fürst und der Graf
Und der dicke Pfaff'!
Aber jetzt sind wir alle gleich."

„Das ist kein Spott," rief Tille freudig, nachdem auch

diese Strophe vorüber, „habt ihr nicht gehört, daß wir jetzt alle gleich sind?“

Rebb Schlome schien derselben Ansicht zu sein; denn im Wagen hochaufgerichtet schrie er aus Leibeskräften gegen die Seite, woher der Gesang gekommen:

„Wir sind jetzt alle Brüder! kommt her, damit wir uns kennen.“

Nachime bat ihn aber mit hochaufgehobenen Händen zu schweigen, es sei alles verloren, wenn man das wilde Volk noch herbeirufe; wenn Gott sie heute beim Leben lasse, wolle sie an diese Nacht denken; so etwas sei noch keinem Judenkind zugekommen.

Mitten in diesen Klagen wurde sie plötzlich durch einen grellen Schein unterbrochen, der auf ihr Antlitz fiel. Nachime schrie auf, denn so rasch war die Beleuchtung auf ihr Auge gefallen, daß sie darin einen Schmerz empfand, als hätte jemand mit einem spitzen Instrument hineingestochen.

„Es brennt!“ rief Anschel, „es brennt!“

„Wo, wo?“ schrie Rebb Schlome entsetzt, — „doch nicht in unserm —“

Er hatte das Wort nicht ausgesprochen, als Nachime, das todblasse Antlitz von dem Flammenscheine, der aus dem Dorfe hervorkam, angeleuchtet, mit grauenvoller Stimme rief:

„Wo denn anders als in unserm Hause! Gott! Lebendiger im siebenten Himmel! Sie haben's angesteckt von oben bis unten, und alles ist verloren und alles ist aufgegangen! Jetzt kann man nur gleich zum Bettelsack greifen!“

Der Brandschein schien jetzt eine ungeheure Ausdehnung gewonnen zu haben; so weit das Auge reichen konnte, war der Himmel in die gelbroten Farben des furchtbaren Elementes getaucht. Dieser Anblick machte allen das Herz erstarren. Wie von einem Zauber festgebannt, starrten sie nach dem einen Punkte hin, wo in diesem Momente ihr Hab

und Gut, ihre Gegenwart und Zukunft zu Asche verglühte und verkohlte.

„Gott, Allmächtiger!“ rang es sich endlich aus der Brust Rebb Schlomes hervor.

„Stürmen sie denn?“ fragte eine weinerliche Stimme auf dem Wagen; sie kam vom Vetter Koppel.

Anschel hatte bis dahin wie ein Träumender in das fürchterliche Schauspiel geblickt; diese Frage des kindischen Vetters aber ließ ihn aus dem dumpfen Brüten erwachen; sein Haar sträubte sich ihm empor, und eine Eiskälte hatte ihn befallen, daß er umzufallen glaubte.

„Sie stürmen nicht,“ sagte er, indes seine Zähne vor Frost klapperten; „kein Federl regt sich in der Luft. Gewiß, gewiß haben sie die Glockenstränge abgeschnitten und die Spritzen vernagelt.“

Eine Weile darauf schrie er aber mit weithin schallender Stimme:

„Sie sollen's nicht umsonst getan haben, das schwöre ich ihnen zu.“

„Was willst du tun?“ rief Nachime entsetzt.

„Bleibt, bleibt alle zurück,“ schrie er atemlos, „ich geh' ins Dorf, ich will sehen, ob noch etwas zu retten ist . . . und wenn nicht . . .“

Umsonst hallte der Ruf der Mutter dem Dahineilenden nach; er hörte ihn nicht. Mit beflügelten Schritten eilte er vorwärts; jetzt war er um die Biegung der Gasse gekommen, die ins Dorf führt. Ein dunkler Schatten glitt hinter ihm; nun war er verschwunden.

Nachime hatte ihr Antlitz verhüllt, sie wollte die auflohende Flamme nicht sehen, in die jetzt nach ihrer Meinung der verkohlte Körper ihres geliebten Kindes fallen mußte. Wohin war er? Konnte er denn zurückkehren aus der Mitte jener Unmenschen, die ihnen Hab und Gut angezündet und ihrem Leben auf der Straße auflauerten?

„Es kann ihm ja gar nichts geschehen, Nachime . . .," sagte mit einem Male Vetter Koppel, und erhob sich vom Wagen, „ich hab' ja noch meinen ‚Mogen Dovid" bei mir, und so lange der bei mir ist, kann ihm ja gar nichts zustoßen."

Fast als wollte er das alte Bild als eine Abwehr und Bannung gegen alle möglichen Gefahren, die Anschel bedräuen konnten, gebrauchen, hielt er den Schild König Davids hoch über seinem Haupt und rief gegen das Dorf und den flammengeröteten Himmel:

„Tut ihm nichts, tut ihm nichts! . . . Ich, Koppel, sag's — im Namen König Davids, befehle ich euch: Tut ihm nichts."

Während sie auf das wunderliche Treiben des Alten schauten, hatte Nachime nicht bemerkt, daß sich ein zweites Kind aus ihrer Nähe losgerissen hatte.

Der Bocher hatte den Weg seines Bruders eingeschlagen.

---

3. An der Gartenplanke.

Im rasenden Laufe hatte Anschel das Dorf erreicht. Vor sich den brandgeröteten Himmel, zu dem das Feuer immer höher und höher hinanstieg, hinter sich den kreischenden Angstruf der Mutter, war seine Seele in einem Zustande äußerster Verwirrung, daß er einen Abgrund nicht bemerkt hätte, mochte er sich noch so gähnend vor seinen Füßen auftun. Eine namenlose Wut ließ ihn so dahinstürmen; er wollte sich rächen. Hatten sie wirklich das väterliche Haus angezündet? Schlug die Flamme, die jetzt den Horizont rötete, aus den Trümmern ihres Besitztums? Eine Macht, stärker als er, die vor seinem todbleichen Antlitz und seinem atemlosen Entsetzen nicht zurückgeschreckt wäre, hätte ihm ent-

gegentreten müssen, um ihn auf einen Augenblick zur Besinnung zu bringen.

So war er in die Mitte des Dorfes gekommen. Niemand hatte sich ihm entgegengeworfen; dennoch mußte er hier halten. Es war eine solche Erschöpfung seiner Kräfte eingetreten, daß er an einem Gartenzaun fast umsank. Er mußte sich anklammern, und während er an den Brettern tastend hinauffuhr, hatte er in seiner Ohnmacht nicht gefühlt, daß ein hervorstehender Nagel ihm mitten in das Fleisch hineingefahren. Mit irren Augen sah er um sich; mit der Hand, aus der das Blut tropfenweise hervorquoll, strich er über das todblasse, feuchte Antlitz. Und jetzt erst dämmerte in ihm etwas auf, was ihn allmählich seine Lage übersehen ließ.

Was wollte er hier? Brannte es im Dorfe? Brannte ihr Haus? Es war alles totenstill um ihn; kein Lüftchen regte sich; kein Fenster, so weit er die Straße des Dorfes auf und nieder sah, war beleuchtet; keine Haustüre stand offen. Wenn das schreckliche Element wütet, heult da nicht die Glocke, rennen die Menschen nicht mit entsetzten Mienen hin und wider? Läßt es einen ruhen, selbst wenn die Flamme stundenweit von ihm aufschlägt? Aber woher dann dieser rote Himmel?

In diesem Augenblicke überkam ihn ein Gefühl der Furcht; es graute ihm vor dieser atemlosen Stille, die noch mehr Schreckliches in sich barg, als der Brand; dort hinter den geschlossenen Fenstern mußten sie sitzen mit finstern Gesichtern und auf ihn lauern . . . Sollte er nicht lieber umkehren?

„Muß denn das so sein?“ sprach er laut vor sich. „Muß das alles sein, nur weil wir Juden sind?“

„Wer spricht hier?“ rief eine Mädchenstimme über den Gartenzaun herüber.

Anschel wandte sich um; bei dem ungewissen Lichte, das

der Brand verbreitete, sah er einen menschlichen Kopf, der sich rasch über die Planke neigte.

„Jesus, Maria und Joseph," schrie das Mädchen entsetzt, als sie seiner ansichtig geworden, und sprang eiligst zurück.

Anschel erschrak innerlich vor diesem Aufschrei; was hatte er zu bedeuten?

Nach einer Weile schien das Mädchen wieder Mut gefaßt zu haben. Über die Planke hinüber rief es in böhmischer Sprache:

„Geh weg von hier, oder ich lasse die Hunde los."

„Hab' ich dir was zuleide getan?" rief Anschel mit Verwunderung aus.

Es mußte etwas Zutrauengebendes in dem Tone dieser Worte gelegen sein, denn gleich darauf sagte die Dirne:

„Schleicht ein ehrlicher Mensch bei Nacht an den Häusern hin, wenn er nichts Übles tun will?"

Voll Zorn über diese Beschuldigung rief Anschel:

„Wer sagt das, daß ich nicht ehrlicher Leute Kind bin? Den möchte ich sehen!"

Über den Gartenzaun erscholl als Antwort ein spöttisches Lachen.

„Rühmt sich ehrlicher Leute Kind zu sein," erwiderte das Mädchen, „und hat im ganzen Gesichte Blut, als käme er von einem Totschlag."

Anschel fand nicht sogleich die passende Antwort. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach dem Gesichte, und als er sie zurückzog, sah er sie mit Blut gefärbt. Zu gleicher Zeit begann ihn die Wunde sehr zu schmerzen.

„Ich muß mir einen Nagel ins Fleisch geritzt haben," sagte er halblaut, „als ich mich an diese Planke anhielt. Ich lief so schnell, um zum Brande zu kommen, und da bin ich müde geworden."

„Wo brennt's denn?" rief das Mädchen erstaunt.

„Brennt's denn nicht hier im Dorfe?" entgegnete Anschel in demselben Tone, „brennt nicht das Haus — —"

Er wagte nicht weiter zu sprechen; das Mädchen aber meinte im Tone tiefster Sicherheit:

„Bei uns im Dorfe brennt's nicht."

In Anschels gereizter Stimmung war es nicht zu verwundern, wenn diese ruhig sichere Äußerung der Dirne ihn mit Argwohn erfüllte. Sollte sie nur so sprechen, fuhr es ihm messerscharf durch das Gemüt, um dich abzuhalten, damit du nicht hineilst, wo man jetzt das Gut deiner Eltern in Rauch aufgehen läßt?

Dieser Gedanke machte ihn in Betracht seiner Lage fast unüberlegt; mit rauhen Worten rief er über den Zaun hinüber:

„Kennst du mich?"

„Nein," lautete des Mädchens unbefangene Antwort zurück.

„Ich bin der Sohn des Mannes, der sich hier angekauft hat," sagte er trotzig.

„Des neuen Juden?" rief das Mädchen überlaut.

Warum sah sich Anschel erschrocken um? Warum ging ein leiser Schauer durch alle seine Glieder?

„Der bin ich," entgegnete er mit gedämpfter Stimme. „Hast du vielleicht was dagegen? Oder bin ich ein Räuber?"

Ein freudiger Ausruf aus dem Munde des Mädchens begrüßte dieses Geständnis Anschels.

„Bist du der wirklich?" rief es von innen, „so sei mit Gott willkommen."

Anschel sah eine Hand über die Planke herübergreifen, sie ward zur Bewillkommnung ihm gereicht. Aber sollte er sie drücken? Wußte er schon, warum sie ihm gereicht ward? Mit jener blitzschnellen Besonnenheit, wie sie dem Argwohn eigen ist, ließ er das lebendige Zeichen des Willkommengrußes an seinen Augen vorübergleiten und rührte es nicht an.

„Fürchtest du dich vor mir?" sagte lachend das Mäd-

chen, und in demselben Augenblicke war auch die Hand verschwunden.

Anschel hatte diese Hand an sich vorüberstreifen gesehen, sie hatte fast seine Wangen gestreift; jetzt aber, da sie ihm entzogen ward, kam es ihm vor, als sei plötzlich etwas Leuchtendes in tiefe Nacht zurückversunken; Finsternis umgab ihn, und eine dunkle Bangigkeit überfiel ihn.

„Man sagt," rief er, sich gleichsam entschuldigend, fast furchtsam, „man sagt ... sie wollen den neuen Juden nicht hier ... sie haben geschworen, sie wollen uns hier nicht wohnen lassen."

Anschel nahm in diesem Augenblicke keinen Anstand, diese offenbare Lüge auszusprechen. In jeder andern Lage hätte sich seine gerade Natur dagegen gesträubt; jetzt fühlte er sich von einer unsichtbaren Macht gedrängt, vor dem fremden Mädchen entschuldigt dazustehn. Wußte er selbst, daß er eine Lüge gesprochen? Das erlebte Entsetzen, der rote Himmel und das menschenleere Dorf — hatten seine Seele mit ungekannten Schauern überkommen, und das Eingebildete war ihm zur Wirklichkeit geworden.

Mit einem Tone, aus dem ein inneres Mitleid klang, sagte das Mädchen:

„Soll das wirklich wahr sein? Ich habe nicht gewußt, daß es in unserm Dorfe so schlechte Menschen gibt."

„Ja, schlechte Menschen!" rief Anschel mit wiederkehrendem Zorne, „Menschen, die sich nicht scheuen, dem Leben anderer auf der Straße aufzulauern und ihnen Hab und Gut in Asche zu legen."

Als wenn das Mädchen unschlüssig oder verlegen wäre, welche Antwort sie auf diese schwere Beschuldigung erteilen sollte, schwieg es eine Weile; dann aber brach es in ein heftiges Lachen aus.

„Warum lachst du?" rief Anschel zähneknirschend.

„Ich soll nicht lachen?" ertönte es lustig zurück. „Da

steht ein Mensch und redet und redet, . . . und weiß nicht, was er redet."

„Ich weiß nicht, was ich rede?" schrie Anschel zornig. „Wenn ein Mensch von Räubern auf der Heerstraße spricht und von schlechten Leuten, die ihm das Haus über dem Kopfe anzünden . . . und noch da steht und redet . . . weiß der etwas von sich?" entgegnete die Bauernmagd.

Eine brennende Röte flammte bei diesen Worten auf Anschels Antlitz. Hatte sie nicht recht? Stand er nicht noch immer da und . . . redete? Warum vergaß er Eltern, Hab und Gut? und sah nicht mehr den roten Himmel? und stand wie unter der Gewalt eines Zaubers da . . . und hörte auf die Rede der „einfältigen" Bauernmagd? . . .

„Geh," sagte er grimmig, „du bist wie die andern, du willst mich nur aufhalten. Und indessen kann Haus und Hof verbrennen und alles zugrunde gehen."

Das Mädchen schlug aufs neue ein helles Gelächter auf. Voll Zorn und Entrüstung wandte sich Anschel von der Planke hinweg. Hätte er in diesem Augenblicke die Klinke einer Türe angefaßt, krachend hätte er sie ins Schloß geworfen; ein solcher Grimm bebte in seinen Fingern. Vor einem Feinde, auf offener Walstatt, von Angesicht zu Angesicht verhöhnt und verspottet zu werden, das erträgt das Gemüt; wer aber, als die feige Demut vermag dem Pfeilregen der von sicherm Orte zielenden Bosheit sich auszusetzen?

So wandte sich Anschel von der Planke hinweg und trat mit starken Schritten auf. Sie sollte es hören, daß er gegangen war; sie sollte es empfinden, daß er im Groll von ihr hinweggeeilt war. Ein wundersames Gefühl sagte es diesem jungen Herzen, daß sein barsches Hinweggehen verletzen und kränken müsse. Und er wollte es auch nicht anders; sie sollte es schmerzlich empfinden, was es heiße, ihn gekränkt zu haben.

Kaum zehn Schritte von der Planke hinweg erscholl hinter ihm der Ruf: „Du!“ und in so bestimmter, fast gebietender Weise, daß er ihm Folge leisten mußte. Anschel wandte sich wieder zurück.

„Was willst du?“ sprach er.

Eine Weile lang ließ ihn das Mädchen auf Antwort warten, dann kamen stockend und abgebrochen die Worte über die Planke herüber:

„Da rennst du fort . . . in die Nacht hinein . . . wie ein Narr! Willst du denn wirklich mit deinem blutigen Gesicht den Leuten unter die Augen treten? . . . Schämst du dich nicht?“

Anschel wußte nicht, wie ihm geschah. Sollte er reden? Sollte er das Wort, das wie eine eingesperrte Flamme aus seiner Brust herausschlagen wollte, in sich verschließen? Ein Leben, das er nicht kannte, Stimmen, die er nie gehört, Regungen die er nie empfunden, wurden in diesem Augenblicke in ihm laut, schrien und wogten durcheinander, stiegen wie luftige Weingeister in seinen Kopf und machten ihn unfähig, irgend einen zusammenhängenden Gedanken zu denken.

„Bist du nicht ein Narr?“ wiederholte sie lachend, „daß du so fortläufst . . . wie einer, der etwas Schlechtes begangen hat? . . . Warte eine kleine Weile . . . Ich komme bald.“

In Anschels Gemüte rauschte und drängte es mit jedem Worte des Mädchens immer gewaltiger. Aber stille, als sollte eine unerwartete Seligkeit über ihn kommen, hielt er an sich und lehnte sich wieder an die Planke.

Nach einigen Minuten ahnungsvollen Wartens rief das Mädchen wieder:

„Hier hast du . . . leg es auf dein Gesicht und wische dir damit das Blut ab . . . Man muß sich sonst fürchten vor dir.“

Anschel stand aufrecht am Gartenzaun, aber sein Antlitz war gegen das Dorf, nicht gegen das Haus gewandt,

aus dem die Stimme des geheimnisvollen Mädchens hervorkam. Plötzlich fühlte er im Gesicht einen kalten stechenden Schmerz; ein nasser Körper lag darauf; als ihn Anschel rasch herabriß, war es ein in Wasser eingetauchtes weißes Tuch. Jetzt erst war ihm die Absicht der Bäuerin klar.

„Tut's gut?" fragte sie über die Planke herüber.

Anschel war keines Wortes mächtig.

„Laß es eine Weile nur liegen," fuhr sie fort, „und sei kein Narr! Meinst du wirklich, in unserm Dorfe sind Leute, die euch hier nicht leiden wollen? oder die sich auf der Straße aufstellen, um euch den Tod zu bringen? Mein Vater, den sie zum Richter gemacht haben, sagt immer: Jetzt haben wir vor den Juden auch nichts voraus; jetzt, wo wir alle frei sind, wird man erst sehen, daß diese Juden eigentlich ganz arme Leute sind. Man muß sie auf den Händen tragen, hat er neulich gesagt, wenn sie zu uns kommen, denn das wäre eine schöne Freiheit, wenn man den Juden nicht auch zum Bauer werden ließe! Meinst du, wenn einer so spricht, so gibt er zu, daß man das Haus des neuen Juden anzündet und ihm Hab und Gut zugrunde richtet? Gerade umgekehrt! Wie sie gehört, daß der neue Judenbauer heute herauskommt, da haben sie euch wie mit einer Prozession entgegenziehen wollen, mit Fahnen und Musik. Ja einer hat die Glocken wollen läuten lassen. Das hat aber mein Väterchen nicht zugegeben. „Der Jud'," hat er gesagt, „war früher kein Kaiser, jetzt soll er's auch nicht sein. Man muß ihn behandeln, wie unsersgleichen." Sie haben sich's aber nicht ausreden lassen; etwas hat geschehen müssen. Mit der Prozession hat's sich nicht geschickt, es wäre auch der Geistliche dagegen gewesen; aber dafür haben sie etwas viel Schöneres ausgedacht. Nicht wahr? ihr seid erschrocken und habt gemeint, das ganze Dorf steht in einem Brand, und mitten darunter flammt und brennt euer Haus? Du Narr! Glaubst du, daß es so schlechte Leute bei uns gibt? Kein

Federchen brennt im Dorfe; aber, wenn du hinaus auf die Felder gehst, dann wirst du sehen, wie das alles prächtig beleuchtet ist, wie die Felder, so weit du nur blicken kannst, in einer Flamme stehen! Das ist schöner als jede Prozession mit Musik und Fahne! Schöner als alles auf der Welt! Jetzt geh nur und sieh dir's an! Du wirst deine Freude daran haben."

Es wäre schwer, in wenigen Worten die Erschütterung zu schildern, in die diese Enthüllungen des Mädchen Anschels Gemüt stürzten. Als sie zu sprechen angefangen, war es Zweifel und Bestürzung; die unerwartete Kunde von den freundlichen Absichten der Bauern überkam ihn halb wie Lüge, halb wie Wahrheit. Erst im Weiterreden dünkte es ihn, als hörte er aus einer vollen Menschenseele einen wahren unmittelbaren Ton! Wie linde Lüfte wehte er ihn an! Holde Lichter funkelten auf und nieder; süße Stimmen erschollen durch das Dorf. In einem Augenblick war alles verändert worden; Zorn und Furcht fielen von ihm ab, wie dürre Blätter, und eine so frohe Zuversicht überfiel ihn, als sie eine kurze Weile zuvor düster und verzweifelt gewesen war. Sprechen konnte Anschel nicht; er drückte das feuchte Tuch, das ihm das Mädchen zum Abtrocknen des Gesichtes gereicht hatte, wiederholt daran, aber es war nicht mehr zur Linderung. Es brannte und schmerzte ihn; er fühlte, wie durch die Kühle des Tuches die helle Glut schlug.

Endlich rief er:

„Ich hab' dir also unrecht getan! Jetzt mußt du böse auf mich sein. Bist du's?"

„Hast du das Tuch liegen?" gab das Mädchen nach einer bangen Pause zur Antwort.

„Ja," sagte Anschel stockend.

„Ich bin nicht böse," sagte die Stimme ganz nahe an ihm.

Anschel blickte auf und erschrak. Zwei dunkle Augen

in einem zarten Gesichte blickten ihn an. Er hatte so was Liebliches noch nicht gesehen. Und das sollte ein Bauernmädchen sein? . . .

„Da hast du meine Hand, fürchtest du dich noch davor?"

Anschel schlug zaghaft in die dargereichte ein. Aber kaum, daß er sie berührt, schien sich des Mädchens eine Art Grauen bemächtigt zu haben. Mit einer hastigen Bewegung riß sie sich los und fuhr mit der freigewordenen Hand über das Antlitz. „Geh jetzt," rief sie gepreßt . . . „geh, meine Leute werden bald zurückkommen."

Anschel ging, ohne sich umzusehen. Das feuchtkalte Tuch auf dem brennenden Gesichte, wankte er fort; er wußte nicht wohin. Aber die geheimnisvolle Furcht, die plötzlich über das Mädchen gekommen, hatte auch ihn ergriffen. Er durfte nicht bleiben. . . .

Fürchtete sie sich, daß er noch nicht aus ihrer Nähe gegangen? Sie beugte sich über die Planke und horchte auf die in der Stille der Nacht ertönenden Schritte des fremden Jünglings. Mit einem Male schrie sie entsetzt auf; sie taumelte von der Planke hinweg.

„Bist du denn nicht gegangen?" schrie sie schaudernd . . . „geh, geh, ich bitte dich," setzte sie mit der Hand abwehrend hinzu.

Zwei glühende Augen — waren es Anschels? — hatten schon lange über die Planke hinübergeblickt. Als das Mädchen so gesprochen, waren sie plötzlich verschwunden. Eine Gestalt, scheu, fast unhörbar, glitt hinweg. Das Mädchen floh ins Haus.

4. Die erste Nacht im Dorf.

Anschel war nicht zum Brande hinausgegangen; in traumhafter Gedankenlosigkeit lenkte er seine Schritte zum Dorfe hinaus und gelangte wieder auf die Straße. Bei dem letzten Hause schreckten ihn plötzlich eilige Schritte, die ihm zu folgen schienen, auf. Als er sich umsah, erkannte er in der ungewissen Helle des noch immer nicht verlöschten Brandes seinen Bruder Elieh, „den Bocher".

„Elieh," rief er erschrocken, „wo kommst du her?"

„Und du?" fragte dieser lautlos.

„Ich," — sagte Anschel bebend und stockte — „ich komme vom Feuer."

„Von dort komm' ich auch," meinte der Bocher.

Schweigend gingen sie nebeneinander. Hatten sie einander um nichts zu fragen?

Nach einer Weile begann wieder Anschel:

„Hast du die Bauern gesehen, wie prächtig sie die Felder beleuchtet haben, weil wir kommen? Es ist nicht anders, als ob ein Kaiser käm' und nicht ein paar Juden" —

„Sag lieber," entgegnete Elieh tonlos, „daß sie imstande sind, in dieselben Flammen uns zu werfen, und sie haben sie doch uns zu Ehren heut' angezündet."

„Fällt dir was ein!" rief Anschel erhitzt. „Die Bauern wären das imstande? Die werden uns auf den Händen tragen."

„Dich vielleicht," entgegnete Elieh in demselben trocknen, durch nichts gehobenen Tone.

Anschel fühlte einen heftigen Grimm in sich entstehen, und als wollte er ein verhängnisvolles Wort, das nicht ausgesprochen werden durfte, rascher abschneiden, hob er die Hand gegen den Bruder auf. Dann aber sagte er mit einem Lächeln, das nur der helle Tagesschein in seiner Bedeutung erkannt hätte:

„Bin ich etwas anderes, als ihr? Bin ich nicht des Vaters Sohn!"

„Und ich sag' dir, Anschel," meinte der Bocher düster, „hüt' dich vor den Bauern."

Es mag sonderbar klingen. Wie weit Anschel zurückdenken konnte in die vergangenen Jugendtage, nie hatte er mit seinem Bruder ein Gespräch von so langer Dauer geführt, wenigstens hatte sich dieser nie so unmittelbar zu ihm ausgesprochen. Darum ergriffen ihn auch die wenigen Worte mit solcher Gewalt, zugleich beengend und beängstigend . . . Schweigend ging er neben dem Bruder her durch die stille Nacht. Daß sich über die Straße noch immer die Lichter des Feldbrandes warfen, schien sie beide nicht zu kümmern.

Sie fanden die Eltern ihrer harrend auf derselben Stelle, woher sie in blinder Hast ausgegangen. Nachime saß mit Tille und dem Vetter Koppel noch immer auf dem Fuhrwerk, während Rebb Schlome unverwandten Blickes nach der Gegend des Himmels schaute, an dem sich ein blaßroter Schein noch nicht verloren hatte.

Als die beiden Brüder sich nahten, erscholl ihnen kein Wehklagen, kein lauter Schrei entgegen. Hastig ging ihnen Rebb Schlome entgegen.

„Nun, wie steht's?" fragte er leise, als wolle er die Schreckenskunde nur unter vier Augen vernehmen. „Man kann ja ganz grau werden vor lauter Warten . . . und Schrecken."

„Es steht alles gut, Vater . . .," entgegnete Anschel laut; „es ist nichts geschehen."

„Red nicht so hoch . . . vor ihr," rief Rebb Schlome mit fast ängstlicher Stimme, indem er mit einem bedeutsamen Blicke nach dem Fuhrwerk sah. „Sie kann, Gott behüt', den Tod davon haben."

Anschels Stimme sank fast zum Flüstern herab.

„Du meinst, sie haben uns das Haus angezündet,"

sagte er hastig und überstürzt, „oder sie haben uns am Leib schaden wollen? Da irrst du dich gewaltig. Nicht ein Federl ist uns abhanden gekommen; im Gegenteil, die Bauern haben uns gern . . . und weil sie uns das zeigen wollen, haben sie die Felder beleuchtet, daß es Gotteswunder aussieht, und als sollt' ein Kaiser einziehen . . . Nichts wird uns in dem Dorf geschehen."

War es die sonderbare Weise, in der Anschel ein so verhängnisvolles Ereignis erzählte, das zerstreute Wesen, das durch die bald stockende, bald hastige Rede durchblickte, oder der frische Eindruck des empfundenen Schreckens — Rebb Schlome schüttelte ungläubig das Haupt. Er, der die Nachricht Anschels freudig hätte willkommen heißen sollen, er konnte seinen Zweifel an die Wahrhaftigkeit derselben nicht unterdrücken.

„Kann denn das wahr sein?" rief er fast überlaut, „wahr und umstößlich? Umsonst sollten wir uns alle geängstigt und gefürchtet haben? und zuletzt kommt heraus, daß sie sich nur einen Spaß mit uns gemacht haben? Hast du dich denn auch gehörig umgesehen?"

„Wenn ich dir's aber sage, Vater — —" beteuerte Anschel mit unsicherer Stimme.

„Glaub ihm nicht, glaub ihm nicht," schrie Nachime vom Wagen, die mit dem feinen Gehör der Angst das leise geführte Gespräch vernommen hatte. „Das Wort, das ihm aus dem Munde herausgeht, ist Lüge! Er wird dir noch einreden wollen, die Bauern wollen dich zum König ausrufen, und sie wollen doch nichts anderes, als dich und mich und uns alle verderben und unglücklich machen."

„Mutter . . .," rief Anschel aus der Tiefe seiner Seele und mit einem solchen Entsetzen, als wäre ihm das Ungeheuerlichste in den Weg getreten. Nur ein einziger in diesem bewegten Kreise hätte diesen Aufschrei eines an seiner Wurzel getroffenen Gemütes deuten können; aber dieser eine schwieg!

Sonderbare Widersprüche der menschlichen Seele! Er, der den starken Zweifel an die Wahrhaftigkeit dessen, was Anschel über die Veranlasser der Brandes berichtet hatte, in sich nicht unterdrücken gekonnt, war sogleich bereit, ihn zu bannen, als er die heftige Anklage Nachimes gegen den eigenen Sohn vernahm.

„Warum," rief Rebb Schlome ergrimmt, „warum soll er lügen? Soll es vielleicht wahr sein, daß die Bauern uns Hab und Gut angezündet und zugrund' gerichtet haben? Man soll vielleicht sagen, Rebb Schlome Hahn ist wie ein geschorener Hund auf und davon vom Dorfe? Weib und Kinder gehn jetzt betteln für ihn? Nicht erleben sollen das meine Feind'! Ich geh', und wenn ich wüßt', die Bauern wollten mich gleich ins Feuer werfen. Sie sollen's sich aber unterstehen!"

Dieser zornige Ausbruch eines mit Mühe unterdrückten Gefühls schien dem starken Manne die ganze Gewalt über den Augenblick zurückgegeben zu haben. Mit sicherer Stimme gebot er dem Fuhrmann, den Weg zum Dorfe einzuschlagen und sich weiter um nichts zu kümmern. Und wunderbar war es anzusehen, wie dieses rasche Eingreifen in die nur zu lange anhaltende Verwirrung einen plötzlichen Umschwung in den Gemütern aller hervorbrachte.

„Ja, ja, Vater . . .," rief Tille von der Höhe des Wagens, wo sie sich während des ganzen Vorgangs still und in sich gekehrt befunden hatte, „ja, Vater, du hast recht, wie immer! Kann man denn auf offener Straße bleiben?"

Diese Bestätigung seines Rechtes aus dem Munde des Kindes tat Rebb Schlome unendlich wohl. Mit den weichsten Tönen eines väterlichen Gefühls rief er gegen den Wagen:

„Gott mach dich glücklich, mein gut und teuer Kind; das kleinste bist du, aber die größten könnten sich ein Beispiel an dir nehmen."

Fast lustig geworden, weil sich sein Herz mitten unter dem Drangsal des gegenwärtigen Augenblicks wieder auffrischen durfte an der Zustimmung seines Kindes, rief er noch:

„Vetter Koppel, und was sagt Euer ‚Mogen Dovid'? Soll man gehen?"

Weinerlich tönte es nach einer Weile aus dem Innern des Wagens:

„Drei Stern' stehen am Himmel; es ist Zeit zum Anbeißen."

„Seht ihr, seht ihr?" rief Rebb Schlome lachend, „selbst dem Vetter Koppel gelüstet's nach einem warmen Bissen! Ihr sollt ihn auch bekommen, Vetter Koppel, wenn auch heute nicht Jom Kippur ist."

Ein so gewaltsames Aufdrängen der lustigen Stimmung hat sonst den Vorteil, daß es in der Tat wie ein Gewitter die schlechten Dünste aufjagt und vertreibt; trotzdem blieb Rebb Schlome vereinzelt. Die Pferde setzten sich wieder in Bewegung, der Wagen rollte mit seiner Last tief in die sinkende Nacht des Dorfes hin; aber die darauf saßen, waren freude- und lichtverlassen, glaubten fast nicht, daß sie jemals ankommen würden, sondern daß sie mitten in ein Meer voll Gram und Kummer hineinführen.

Das Dorf war noch immer so schweigsam, wie es Anschel verlassen hatte; ein blasser Abglanz des Brandes färbte beinahe schon unsichtbar den Himmel. Waren sie, die eine so bittere Ankunftsstunde ihnen bereitet, schon zurückgekehrt? Lauerten sie hinter dem sichern Versteck der unbeleuchteten Fenster? . . .

Dieses tiefe Schweigen fiel beängstigend selbst auf Rebb Schlomes Brust.

„Kommen wir bald zum Haus?" fragte Tille mit unsicherer Stimme. Die Erlebnisse des heutigen Tages hatten dem Kinde den Mut der kecken Freudigkeit benommen.

„Dort, dort liegt es ja," rief Rebb Schlome und wies mit dem Finger nach einem dunklen Punkte in der Gasse.

Tille beugte sich hinaus, aber sie erblickte nichts. In Nacht und Dunkel lag die künftige Stätte dieser jungen, fliegenden Seele.

„Wo? wo?“ fragte sie noch einmal.

„Laß, laß,“ entgegnete er, der sonst seinem Kinde keine Frage unerwidert ließ, verdrießlich; „es läuft dir ja nicht fort.“

Sie waren endlich an jenem Hause. Aber als nun die Pferde auf den Ruf stille standen, und es vor ihnen dalag, das unbetreten und unberührt sich so schneidend in ihr aller Leben gedrängt hatte, da überkam es sie mit doppeltem Grauen. Nicht ein Willkommruf entrang sich einer Brust. Sie sagten es sich nicht, aber die scheuen Blicke, die sie hinter sich und vor sich in die lichtleere Gasse des Dorfes sandten, zeigten, daß mitten zwischen Furcht und Beängstigung die Seele keinen Raum zu einem Lächeln gewinnt. Selbst „das Kind“ schaute nicht neugierig um sich; und es hatte doch so viele Fragen für diesen Augenblick auf den Lippen!

Nun wurde der Wagen entladen; aber schweigend und mit so scheuer Hast, als gelte es gestohlenes Gut in sichere Hut zu bringen. Wie von unsichtbaren Kräften, lautlos und ohne Zuruf ward der mannigfaltige Hausrat in die Stuben befördert, die keiner beachtete. Ordnungslos und verwirrt wurde das Hausgeräte hingestellt; wer und wozu sollte jemand ordnen? Umkreiste sie nicht alle der schauerliche Gedanke: Wie können wir hier bleiben? Was kann im Schatten äußerer und innerer Unruhe gedeihen?

Als das Hausgerät geborgen, war der Bauer mit seinem Fuhrwerk davon gefahren, Stille lag über dem Hof, in den doch Menschen eingezogen waren, da bemächtigte sich aller eine Sehnsucht nach Ruhe, eine Abspannung aller Kräfte, wie sie nach einem solchen Tagwerk notwendig eintreten mußte. Rebb Schlome hatte wohl gefragt, ob keiner an „seinen Magen denke“; aber niemand wollte genießen,

und selbst der Vetter Koppel trug keine Gelüste nach dem ihm versprochenen „warmen Bissen".

„Wer heute nichts ißt, wird morgen essen," tröstete sich Rebb Schlome; aber auch er verschmähte jeden Bissen und war der erste, der sich auf das in der Eile auf bloßer Erde bereitete Lager hinwarf. Bald folgten die andern, nur Nachime und Anschel hatten am längsten gezögert.

Wen wird es wundern, wenn in dieser Nacht die heiligen Gewalten des Schlafes sich ungerufen über aller Augen senkten; wenn selbst die Mutter des Hauses ihnen nicht widerstehen konnte! Aber es währte nicht lange, so hatten Gram und Kummer das dünne Gewebe zerrissen und brachen wieder in ihrer unbezwinglichen Kraft durch. — Nachime wachte plötzlich aus dem kurzen Schlummer mit einem Angstschrei auf. Sie hatte einen schweren Traum geträumt, und da sie sich in der finstern ungewohnten Stube allein fand, waren auch plötzlich alle Erlebnisse des heutigen Tages vor ihr Auge getreten. Sie fürchtete sich.

„Ist dir was, Mutter?" fragte eine sanfte Stimme neben ihr. Es war Anschel, der so fragte; auch über ihn hatte der Schlaf keine lange Gewalt. Nachime hatte sich zu erinnern, daß ihr Kind es war, von dem die Stimme ausging.

„Bin ich denn bei dir?" fragte sie dann unsicher, noch unter dem Eindrucke des Traumes.

„Du bist in deiner Stub', in deinem Hause, Mutter ...," entgegnete Anschel leise.

„In meiner Stub'? in meinem Haus?" gab sie zweifelnd zur Antwort. Dann sich völlig ermannend, schrie sie fast: „Ich hab' geglaubt, ich bin mutterseel allein in einem finstern Wald."

„Sei still, Mutterleben," bat sie Anschel, der in der Tat glaubte, die Besinnung der Mutter habe unter dem Eindrucke des verlebten Tages eine augenblickliche Störung

erlitten; „sei still! siehst du denn nicht, daß du dich neben deinem Anschel befindest?"

Wirklich schien sich Nachime für eine Weile beruhigt zu haben; dann aber brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, das sie trotz allen Bemühens nicht zu unterdrücken imstande war.

„Wein' nicht, Mutter!" tröstete sie wieder Anschel; „es kann ja noch alles gut werden. Du stellst dir's nur zu arg vor. Erinner' dich dran, was ich dir gesagt habe: Du wirst noch gern auf dem Dorf bleiben!"

„Wie soll es mir gut gehen," rief Nachime mit verzweiflungsvollem Tone, „wenn ich mein liebstes Kind so beleidigt habe, daß ich mir es nimmer und nimmer verzeihen kann! Hab' ich dich nicht einen Lügner gescholten? einen widerspenstigen, schlechten Sohn? Und warum hab' ich dich so gescholten? Weil ich nicht hab' gewußt, was ich tu', weil mir mein Unglück in den Kopf war gestiegen. Da war ich außer mir, und da hätt' ich selbst gegen Gott im Himmel mich versündigt."

So sprach sie unter Schluchzen und Weinen noch lange fort, und jedes dieser Worte, wie es sich aus ihrem gepreßten Herzen mühsam heraufrang, schnitt dem Sohne durch die Seele. Er wollte sie beschwichtigen, aber er fand kein Wort dafür.

Dieser Selbstanklage der Mutter, diesen Tränen, die glühend auf ihn niederfielen, was hätte er entgegensetzen können? Hatte er nicht gelogen? Trug er nicht die Lüge noch unausgesprochen und ungelöst auf der Brust?

„Du hast ja doch recht gehabt, Mutter . . .," rief er endlich mit überströmendem Schmerz, „ich hab' dich ja belogen."

In diesem Augenblicke regte sich jemand auf dem Lager in einem Winkel der Stube.

„Sei still, sei still!" flüsterte Nachime, die zauberähnlich in ihrem Schluchzen innehielt.

Anschel schwieg.

Es wurde zwischen Mutter und Sohn in dieser Nacht nichts mehr gesprochen.

---

5. Vetter Koppel wird beraubt.

Was nützte es, daß am andern Morgen die Sonne lachend und goldig auf das Dorf niedersah? Sie fiel auf keine fröhlicheren Gesichter, sie erwärmte kein aufgetautes Gemüt. Verdrossen und düster, wie sie sich niedergelegt zum Schlafe, so fand sie sie wieder beim Aufstehn. Es war eine Niedergeschlagenheit in aller Herzen, eine Bangigkeit in den Seelen, als sollte der heutige Tag ihnen noch mehr bringen, als ihnen der gestrige gebracht an Furcht und Entmutigung, an Schreck und Entsetzen.

Warum ihnen allen der bessere Glaube fehlte? Warum sie so gelähmt mitten im Aufbaue eines neuen Lebens standen? Es ist dies einer jener Züge im Charakter von Menschen, denen der tausendjährige Fluch der Bibel wie ein dunkles Gespenst nachgleitet, daß denen, „die überbleiben, soll ein feiges Herz sein in ihrer Feinde Land, daß sie soll ein rauschend Blatt jagen und sollen fliehen davor, als jagte sie ein Schwert, und fallen, da sie niemand jaget."

Sie hatten das Blatt fallen gesehen und waren davon erschreckt worden; aber es war verrauscht und gefallen — und dennoch war die Furcht nicht gewichen, der verzagte Sinn nicht aufrechter geworden. Das deutete auf ein tiefinneres Leiden hin, in dessen geheimnisvolle Verstecke selbst die freudigste Sonne wenig Licht schicken konnte.

Nur, „das Kind", wir meinen Tille, schien die angeborene Farbe seines Gemütes auch heute nicht verleugnen zu

wollen. Mitten unter den Zubereitungen und Rüstungen zum Öffnen der Kisten und Kasten, die das mitgebrachte Gut der Familie enthielten, hatte sie die Kraft gefunden, aus der Unordnung sich selbst Ordnung zu schaffen. Man hatte ihr eine schwarzbraune Kiste, die versteckt unter den andern lag, herbeilangen müssen, und nun begann sie eine genaue Musterung ihrer eigenen Habseligkeiten zu halten. Aber mit einem Male stand sie gekämmt und gewaschen und in ihrem schönsten Feiertagskleide vor den erstaunten Blicken der andern da. Keiner hatte so etwas erwartet, sie starrten das schöne, in vollem Putze glänzende Kind wie eine fremdartige Erscheinung an.

„Lebendiger Gott," schrie Nachime, deren weibliches Gefühl das Ungeziemende in Tilles Gebaren zuerst wahrnahm; „ist das Kind von Sinnen? Oder ist heute Jontef (Feiertag), daß du dein schönstes Kleid anziehst?"

„Was ist dir eingefallen, Tilleleben?" sagte auch Rebb Schlome, dessen Augen trotzdem mit väterlichem Wohlgefallen auf dem geschmückten Kinde haften blieben.

„Laß, laß, Vater," entgegnete das Kind bittend, aber mit einer so bestimmten Gebärde, daß man wohl einsah, keine Drohung würde es heute zum Gehorsam zwingen; „liegt denn etwas daran, wenn man sich einmal außer ‚Jontef' schön macht? Wie viel solche Tag' hat man denn?"

„Gut, gut," sagte beistimmend Rebb Schlome, „aber was ist denn heute für ein besondrer Tag?"

„Was heut' für ein Tag ist?" entgegnete das Kind mit verwundert ernster Miene, „was heute für ein Tag ist?" wiederholte Tille und ließ ihre Augen mitten unter den Ihrigen umhergehen, „mir scheint, ihr wißt es selbst nicht. Heut' sind wir zum ersten Male im Dorfe, und dem Dorf will ich Ehre machen."

Diese Antwort kam allen unerwartet, aber sie ging

ging ihnen warm ans Herz. Selbst über Nachimes trübes Antlitz flog ein Lächeln.

„Soll ich leben und gesund sein," rief lachend Rebb Schlome, „das Kind hat wieder Gottes Recht. Gott, der Lebendige, weiß, woher ihm alle die Gedanken kommen. Ich alter Kopf verfall' gar nicht auf so etwas."

Als Tille ihr sonderbares Tun so von allen Seiten gerühmt und gebilligt sah, ging sie um einen Schritt weiter. Sie griff hastig nach der Türklinke.

„Wohin, wohin?" fragte sie Rebb Schlome.

„Das weiß ich selber noch nicht," antwortete das Kind ohne Bedenken. „Erst will ich mir unser Haus von oben bis unten besehen; es darf mir aber kein Mensch sagen, wo ich alles find', ich will's selber aufsuchen. Wenn ich mir dann alles ganz genau angesehen, dann mach' ich dem Dorf einen Besuch und laß mich ansehen."

„Allein willst du gehen?" rief Nachime ängstlich.

„Ist denn nicht hellichter Tag?" entgegnete das Kind lebhaft. „Wär's nur gestern abend nicht so stockfinster gewesen, ich hätt' mich nicht gefürchtet! So hat man die Hand vor dem eigenen Aug' nicht gesehen."

„Allein laß ich dich nicht gehen," sagte Nachime bestimmt.

„Gott, Lebendiger!" rief das Kind ängstlich bittend. „Wer soll mir etwas tun? Wer soll sich an mir vergreifen? Werd' ich denn einem etwas zuleid tun? Ihr könnt ganz ruhig sein, nicht ein Federl auf meinem Leib wird weggeblasen werden."

Nachime schüttelte verneinend den Kopf.

„Weißt du was, Mutter?" rief Tille, ergriffen von einer plötzlichen Eingebung, „ich nehm' den Vetter Koppel mit, und der nimmt wieder seinen ‚Mogen Dovid' mit, so gehen wir dann beide sicher, und es geschieht keinem von uns etwas."

Das Kind hatte diese Worte mit einer so leidenschaftlichen Überzeugung gesprochen, so fern von allem Spott, daß sie gerade deswegen bei den andern in ihr Gegenteil umschlagen mußten. Rebb Schlome lachte, wie man es schon lange nicht von ihm gehört hatte.

„Vetter Koppel," rief er lustig, „wollt Ihr mit meiner Tille gehen?"

Der eisgraue Inhaber des berühmten Schildes aus der Rüstkammer des Königs David saß wie immer in zusammengekauerter Stellung auf einer der herumstehenden Kisten. Als er sich beim Namen gerufen hörte, spielte ein schwaches Licht von Verständnis auf seinem Antlitz. Er sah erst Tille, dann die andern fragend an.

„Ob du mitgehen willst, Vetter?" rief das Kind laut, wie man Tauben gegenüber tut.

„In den dicken Wald?" fragte er mit leiser Stimme, indem er auf Tille aufmerksam, gleichsam lauschend seine Augen richtete.

„Wenn du willst, Vetter Koppel," rief das Kind schon ungeduldig, „auch in den dicken Wald."

Darauf erhob sich der Vetter Koppel so rasch, als man es ihm kaum zugetraut hätte, den treuen Begleiter seines umnachteten Lebens, den „Mogen Dovid", wie immer, gegen seine Brust gepreßt. Das Kind mußte die Zauberformel kennen, die dieser verlassenen Menschenseele von Zeit zu Zeit ein eigentümliches Leben einhauchte.

Als die beiden sich entfernt hatten, war es allen, als sei etwas Lustiges, Leichtes in sie hineingekommen, das sie seit langen Wochen nicht gekannt. Mit größerer Behendigkeit als zuvor griffen sie das Werk des Auspackens an, Kisten und Kasten öffneten sich, und Nachime schien mitten in dem Drange, so bald als möglich Ordnung in das Wirrnis zu bringen, vergessen zu haben, daß jedes Stück Wäsche, das sie in den Kasten legte, jedes Kleid, daß sie an die rechte

Stelle hing, bestimmt war, an dem Orte getragen zu werden, der sie mit solchen Schrecknissen empfangen hatte. Der Duft einer frischen Kindesseele war über sie alle gekommen.

Merkwürdigerweise war von den Erlebnissen des gestrigen Tages bei keinem die Rede. War es, weil sie sich alle als schwach erkannt? Weil eines dem andern etwas vorzuwerfen hatte? Bei Anschel hatte es noch einen andern Grund; in seinem Innern wogten Gewalten, ineinanderschwimmende, wirre Traumgewalten, die das Wort auf seinen Lippen bannten. Wer den Jüngling gestern morgen sah und sein heutiges Antlitz mit dem gestrigen verglich, der erkannte es fast gar nicht. Es war ein andres geworden; man konnte nicht sagen: wie? Aber in dem Drange des Geschäftes fehlte selbst der treuen Mutter das Auge, diese Veränderung am Kinde wahrzunehmen. Und hatte sie ihn gestern nicht beleidigt?

Mit einem Male begann Rebb Schlome wieder darauf die Rede zu lenken.

„Ich möcht' nur wissen," rief er heftig, gleichsam aus einem Selbstgespräche heraus, „warum sich keiner aus dem Dorfe blicken läßt. Es ist alles wie ausgestorben, und man könnt', Gott schütz' und bewahre uns, wirklich auf den Gedanken kommen —"

Er sprach die Vermutung nicht aus, aber Anschel war plötzlich aus seiner träumerischen Geschäftigkeit herausgerissen; er hielt inne . . .

„Du meinst," rief er dann hastig, den Gedanken des Vaters ergänzend, „daß sie uns etwas zuleide haben antun wollen? Das laß dir ja nur nicht einfallen, Vater . . ," setzte er fast beklommen hinzu.

„Das sagst du," rief Rebb Schlome beinahe höhnisch, „und ich glaub's auch gern, daß sie uns nichts tun wollen. Wie sollt' dem Bauer so etwas einfallen? Vom Bürger in der Stadt da kann man so etwas sich erwarten; die Elle

Tuch, die ich verkaufe, die verkauft er nicht, und darum könnt' er einen vergiften in einem Löffel Wasser. Aber der Bauer? Schad' ich ihm, wenn neben seinem Weizenfeld auch mein Feld Weizen trägt? Oder steh' ich ihm im Weg, oder mein Feld, daß weniger Sonnenschein oder weniger Regen auf seinen Acker fällt? Und doch möcht' ich wissen . . ."

„Was?" wagte Anschel leise zu fragen.

„Ob du recht gesehen und gehört hast? ob das Feuer, das sie gestern angezündet, uns zu Ehren war angezündet? Bauern sollt' so was einfallen? Freuen sollen sie sich noch, daß wir kommen? oder sollt' sich der Bauer so geändert haben? Denn ein Bauer ist und bleibt er doch immer, und wir Juden, leider Gotts, wenn's auch der Kaiser in Wien anbefehlen tut, bleiben doch ein gedrückt Volk."

Es war offenbar in diesen weit ausgeholten Worten Rebb Schlomes, die in so sonderbarem Widerspruche mit seinem frühern Tun und Reden standen, etwas, was sie alle befremden mußte.

„Wo will er hinaus?" dachte Anschel.

Nachime sah ihren Mann von seitwärts mit einem fast stechenden Blicke an. Hatte sie gestern anders geredet, als er heute redete? Hatte sie nicht die nämlichen Beweisgründe gebraucht? Und wie war ihm das Feuer über den Kopf hinausgestiegen!

„Was hab' ich nur sagen wollen?" rief Rebb Schlome nach einer Weile sich besinnend. „Du hast also recht gesehen, und mit deinen eigenen Ohren hast du gehört, daß sie das Feuer für uns, uns zu Ehren haben angezündet?"

Anschel trug die Gewähr seiner Aussage in sich. Als er jetzt sprechen wollte, war eine so hohe Flammenröte an die Stelle der frühern Bläße in seinem Antlitze getreten, daß sie keinem entging. Nachime sah den Sohn angstvoll an; sie glaubte, sein empörtes, der Lüge beschuldigtes Ehrgefühl werde sich selbst gegen den Vater in schrecklicher Weise

aussprechen. Da sagte Elieh, der Bocher, der bis dahin ganz teilnahmlos an dem, was um ihn vorging, seinen Bücherschatz aus der Kiste geräumt hatte:

„Ich war ja auch dabei, und hab's gesehen und gehört."

Schon gestern hatte diese Bestätigung seiner Lüge aus dem Munde des Bochers Anschels Herz mit allen Schauern der Furcht überkommen. Fast noch mehr jagte sie ihm jetzt Entsetzen ein. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den Bruder an. Warum log auch er?

„Still, still," rief plötzlich Rebb Schlome. „Mir ist's als hör' ich einen vor dem Fenster draußen weinen. Ist das nicht . . ."

„Schmah Jisroel," schrie Nachime, „das wird doch nicht unsere Tille sein?"

„Um Gottes willen schrei nur nicht so," rief Rebb Schlome.

„Lebendiger Gott!" schrie dagegen Nachime mit gerungenen Händen, „sind denn deine Schrecken noch nicht aus?"

Mit einem raschen Griffe hatte sie das Fenster aufgerissen. Da saß der Vetter Koppel auf bloßer Erde und weinte bitterlich.

„Wo habt Ihr das Kind gelassen, Vetter? Augenblicklich werdet Ihr's eingestehen!" rief Rebb Schlome.

Der streng gebietende Klang, der aus diesem Befehle tönte, mußte die dämmernden Geister des Verständnisses gewaltig in dem Gehirne des alten Mannes getroffen haben.

„Weiß ich, wo sie ist hingegangen?" rief er mit kindisch unterdrücktem Schluchzen; „wie wir gekommen waren in den dicken Wald . . ."

Vetter Koppel konnte vor Weinen nicht fortfahren.

„Redet, redet, Vetter! und laßt von Eurer Narretei mit dem dicken Wald! es ist ja kein dicker Wald im Dorf," schrie Nachime in der Angst ihres Herzens. Sie war zum

ersten Male vielleicht im Leben ungerecht gegen den Seelenzustand des alten Vetters geworden.

„Wie wir waren in den dicken Wald gekommen," versuchte der Vetter wieder zu sprechen, „da hab' ich zu Tille gesagt: Gehn wir nicht weiter, sie lauern auf uns dort. Aber hat denn das Kind folgen wollen? Und wie ich's gesagt, so ist's auch eingetroffen. Sie sind auf uns zugesprungen und haben sie fortgeführt, mitten in den dicken Wald hinein. Und auch meinen Mogen Dovid haben sie mitgenommen."

„Wo habt Ihr ihn denn?" fragte Nachime fast verwirrt von dem Aberwitze, den sie doch sonst so gut zu beurteilen verstand.

„Fort, fort!" weinte der Vetter in kläglichen Tönen.

„Lebendiger Gott!" rief Nachime, „was wird dem Kind geschehen sein?! Möcht' er so reden, wenn ihm nichts zugestoßen wär'?!"

Indessen hatte Rebb Schlome das andere Fenster aufgerissen und seine Blicke nach rechts und links in die Gasse geschickt. Plötzlich rief er freudig:

„Da kommt sie ja! da kommt sie ja!"

„Wo, wo?" rief Nachime.

Da kam Tille wirklich die Gasse herauf; aus der Ferne schimmerten die hellen Farben ihres Feiertagskleides. Sie schien mehr zu laufen, als zu gehen; hinter ihr erblickte man einen Haufen Bauern, die ihr das Geleite zu geben schienen.

Vor Nachimes Augen schwirrte es auf und nieder; eine schwarze Wolke war davorgetreten, daß sie nichts mehr wahrnehmen konnte. Mit dem kreischenden Rufe: „Lebendiger Gott, was ist das? sie führen sie ja ein?" war sie vom Fenster zurückgetreten, die Hände krampfhaft vor das Antlitz gepreßt.

Selbst Rebb Schlome und die zwei Brüder, die sich

weit zum Fenster hinausgebogen, waren im ersten Augenblicke von dem sonderbaren Aufzuge, in dem Tille erschien, stark betroffen. Doch Anschel, dessen scharfes Auge das Ganze gleich überschaut hatte, rief:

„Vom Einführen ist keine Rede! Sie lacht ja!"

„Lacht sie?" fragte Nachime, die nicht aufzusehen wagte, mit schwacher Stimme.

In lautloser Erwartung harrten sie nun, was der nächste Augenblick bringen sollte. Anschel hatte recht erkannt; die Bauern, in deren Mitte Tille einherschritt, waren eine Art „Deputation", die sich zu ihnen verfügte, wahrscheinlich, um über ihr gestriges Tun und Treiben Rechenschaft abzulegen. Ihm war es, als rücke etwas ungekannt Furchtbares mit tausend Schrecken heran; jede Ader in ihm stand auf der Lauer. Rebb Schlome ging mit starken Schritten in der Stube auf und nieder.

„Daß mir jetzt keiner," rief er mit Nachdruck, „ein furchtsam und erschrocken Gesicht zeigt den Bauern. Wie man ihnen das weist, sind wir alle verloren. Sie sollen sehen, daß wir uns nicht fürchten. Und wovor auch? Haus und Feld und Hof, die sind mein, da soll sich einer unterstehen und mich von da forttreiben."

Da ertönte draußen Tilles frische Stimme.

„Nun, Vetter Koppel, ist mir in deinem dicken Wald was geschehen? Da hast du mich wieder ganz und auch deinen Mogen Dovid bringe ich dir wieder; es ist nicht das kleinste Stückel davon weggekommen."

Gleich darauf wurde die Stubentüre aufgerissen, das Kind flog herein; aber hinter ihr schritten eine Anzahl Bauern, so daß sie fast nicht alle Platz hatten in der Stube und einige im Hausgange sich aufstellten.

Vor allen andern ragte ein großer Mann mit harten, fast geschmiedeten Gesichtszügen hervor; er war der erste in die Stube getreten. Wie erschrak Nachime wieder, als grade

dieser Mann auf sie zuschritt, sie zuerst bei der Hand ergriff und heftig schüttelte.

„Erst der da," sagte er mit weithintönender Stimme, „denn aufs Weib kommt alles an, und dann erst dir, Herr Schlome."

Die Männer schüttelten sich die Hände. Dann nahm der Bauer den breitkrempigen Hut vom Haupte, und hatte schon sein Eintritt alle mit einem gewissen Schauer erfüllt, so blickten sie jetzt mit Ehrfurcht und Staunen auf sein freies, fast mächtiges Löwenantlitz. Es war eines von jenen, wie sie aus ungeschwächter Kraftzeit fast dräuend und zürnend in unsre Tage schauen.

„Und nun," rief er, indem er seinen Blick über die ganze Stube schweifen ließ, „bewillkommne ich euch im Namen Jesus Christus, unsers Herrn; Gesundheit und Glück in unserm Dorfe mag euch kommen, so viel ihr nur wollt. Wir Bauern wissen, um was man alles den Herrgott bitten muß! Und das mag er euch alles geben, dir und deinem Weib und deinen Kindern."

„Das wünschen wir alle," ertönte es ringsum aus dem Kreise der mitgekommenen Bauern.

Es trat darauf eine Stille in der Stube ein, fast als ob sie eine Kirche wäre. Die sonderbare Ansprache, der Ernst, der aus dem ganzen Wesen des Bauers sprach, hatte eine an Andacht grenzende Stimmung über die Herzen unsrer Familie gebracht. Selbst die Anrufung eines Namens, den sie sonst nur als feindliches Losungswort sich entgegengerufen hörten, ging in ihnen verloren und hatte für sie in diesem Augenblick nichts Verletzendes. So tief bewegt war Rebb Schlome, der sonst so starke Mann, von der Anrede, daß er selbst das kleinste Wort einer Gegenrede nicht fand. Tränen strömten ihm über die Wangen, aber er versuchte nicht sie abzuwischen. Er vermochte nur, wie dankend, seine Hand gegen den Sprecher auszustrecken. „Auf gute

und lustige Nachbarschaft," rief dieser kräftig und schlug herzhaft ein.

Was in Nachime vorging in diesem Augenblicke, wer vermöchte das zu sagen? Es war Freude und Weh, Lust und Entsetzen, was durch ihr Gemüt wie ein Wildbach rauschte. Dennoch war das Gefühl der Furcht in ihr das vorherrschende. Hätte sie sprechen und handeln können, sie hätte die Hand, die ihr Mann so herzhaft zum Gegengruße hingab, zurückgerissen, sie hätte geschrien: Rühre sie nicht an! Der Segen, den der Bauer über ihr Haus sprach, hatte sie gerührt, aber wer spricht ihn? fiel es ihr sogleich ein. Haben wir den gestrigen Tag so leicht vergessen?

Als Rebb Schlome sich wieder gefaßt hatte, standen ihm auch die Worte zu Gebote: „Sie sollten sich nicht wundern," sagte er, „wenn er sich ihnen heute so zeige, den Männern. Aber sie wüßten es nicht, wie es einem auf die Seele falle, wenn man nicht gewiß sei, ob man ihn gern aufnehmen wolle oder nicht. Noch gestern abend bei ihrer Ankunft hätten sie einen Schreck gehabt, sie würden daran denken all ihr lebelang; sie hätten nicht anders geglaubt, als daß das ganze Dorf eine Flamme sei und mitten darin stehe ihr Haus und alle hätten sich verschworen gegen sie. Da sei ihnen der schreckliche Gedanke gekommen: mit der neuen Freiheit, die der Kaiser in Wien gegeben, hätte auch ihr neues Unglück begonnen; bereut hätten sie es im tiefsten Herzen, daß sie ihren Geburtsort verlassen, dort wäre es ihnen doch sicher ergangen, aber hier, — hätten sie nicht anders geglaubt, als man wolle ihr Leben! Und das bißchen Leben sei doch alles, was ein Mensch dem andern nicht mißgönnen solle; man brächte ja sonst nichts in die Welt, ob man nun Christ sei oder ein Jud'."

Als Rebb Schlome mit diesen Worten sich erleichtert hatte, überkam ihn eine sonderbare Empfindung; er war sich bewußt, daß er sie nicht hätte sprechen sollen, daß sie un-

schicklich gewählt für Zeit und Leute waren. Sie waren ihm auf die Zunge gekommen, er wußte nicht wie. Aber, wenn ihn einer in diesem Augenblicke gefragt hätte, ob er sie zurücknähme, er hätte es wahrscheinlich mit großer Entschiedenheit verneint. Wunderbar war jedoch der Eindruck, den sie auf Nachime hervorbrachten. Sie drückten sie nicht nieder, sie jagten ihr kein Entsetzen ein. Erhoben fühlte sie sich von ihnen; hatte doch ihr Mann „ihnen" herausgesagt, wozu sie selbst nicht den Mut gehabt hätte. Darum fiel auch aus ihren von Tränen umschleierten Augen ein Blick auf diesen „Mann", — wie er schon lange nicht auf ihn gefallen war.

„Und das habt ihr euch von uns vorstellen können," rief nach einer Weile, als Rebb Schlome geendet, der Bauer, und Nachime, die den Eindruck der Rede auf seinem Gesichte ängstlich studierte, bemerkte mit Entsetzen, daß die Stirnader in seinem mächtigen Antlitze anschwoll und der Stecken in seiner Hand heftig zitterte.

„Ja," sagte Rebb Schlome furchtlos.

„Und du auch, Frau?" wandte sich der Bauer plötzlich zu Nachime, aber seine Stimme war dabei mild, ja weich geworden, wie man es seinem tönenden Organe gar nicht zugetraut.

„Ja, ich auch," brachte Nachime, erbebend in ihrem tiefsten Wesen, hervor.

Der Bauer schlug den Stock mit schrecklicher Gewalt zu Boden; er schüttelte das Haupt; es glich dem eines gereizten Löwen in diesem Augenblicke.

„Sakrament und Gottes Donner drein," rief er zornig, „hören denn diese verfluchten Sachen noch nicht auf, daß sich ein Mensch fürchtet vor dem andern? Hat uns der Kaiser in Wien deshalb die Freiheit gegeben, daß sich die Menschen voreinander verstecken müssen, wie vor Räubern und Mördern? Warum fürchten? weil du ein Haus unter

uns gekauft hast? und einige ‚Strich' Feld? Ist dadurch einer ärmer im Dorfe geworden?"

„Ich selbst habe den Schuß abgefeuert auf der Straße," rief eine Stimme aus dem Kreise der Bauern.

„Und von mir," rief eine andere Stimme, „von mir, Jan Slawik, ist das Lied gemacht worden."

„Und wir alle waren beim Feuer, wir haben's angezündet, wir haben jeder das Unsrige dazu getan," ertönte es in wirr durcheinander klingenden Ausrufen.

„Glaubst du's nun, Frau?" wandte sich der Bauer wieder zu Nachime, fast als wollte er nur vor ihr und vor keinem andern gerechtfertigt erscheinen, „und fürchtest du dich noch immer? Sei keine Närrin, Frau," setzte er hinzu, „ich, der Richter dieses Dorfes, sage es dir: Fürchte dich nicht, es wird dir nichts geschehen."

Nachime mußte lächeln, als sie sich dieses kräftigen Schutzes so versichert hörte. Aber warum durchzitterte ein leises Beben Anschels ganzes Wesen, als er aus dem Munde des Bauers dessen Würde im Dorfe vernahm? Und warum blieb selbst das Auge des Bochers, der bis dahin fast teilnahmlos dem ganzen Vorgange beigewohnt, von nun an wie forschend auf dem mächtigen Antlitz des Bauers haften?

„Und glaubst du denn," fuhr er fort, stets an Nachime seine Rede richtend, „wir Bauern wissen nicht, was Kinder sind, und was das heißt, sie haben? Ich hab' auch einen Sohn und eine Tochter."

Plötzlich sein Auge auf Tille richtend, die neben der Mutter stand, rief er:

„Wie heißt denn da Euer Kind, Frau?"

„Tille," antwortete Nachime lächelnd.

„Das ist kein Name, der im Kalender steht, der paßt nicht für uns Leute im Dorf. Wir wollen sie ‚Terezka' heißen. Ist's Euch so recht?"

„Nein, nein," rief Nachime fast ängstlich und faßte

dabei ihr Kind an der Hand. „Laßt ihr lieber ihren alten Namen . . . den sind wir alle gewöhnt."

„Wirst du's denn verbieten können, Frau?" lachte der Bauer hell auf, „wenn sie in einigen Jahren sich selbst nach einem andern Namen wird umsehen? Da stehen hinter mir ein paar Jungen, die können ihr einmal etwas zu schaffen geben."

Ein allgemeines Gelächter schloß sich diesem derben Witze an. Aber es klang an Nachimes Ohren, die den Sinn dieses bäuerlichen Scherzes nur zu gut sich zu deuten verstand, wie ein Hohngelächter. Erst war sie in fast mädchenhafter Scheu errötet, dann schnell erblaßt, während Tille selbst unbefangen mit ihren großen Augen vor sich hinsah.

„Laßt das gut sein, Herr Richter," entgegnete sie, ihre Stimme anstrengend . . . „die Eltern dieses Kindes werden schon dafür sorgen, daß . . . es seinen ehrlichen Namen nicht ablegt."

Der Richter schien diese mütterliche Bemerkung weiter nicht beachten zu wollen.

„Jetzt, Männer," gebot er mit lauter Stimme, indem er sich breit und gewaltig in die Mitte der Stube stellte, „jetzt, Männer, gehen wir. Jetzt kein Wort mehr gesprochen. Die da verstehen uns schon, und was sie nicht verstehen, das wird ihnen schon einfallen über Jahr und Tag."

Tumultuarisch trennte sich die auf so eigentümliche Weise ins Haus gekommene Versammlung. Es war Nachime wohl, als der Bauer aus ihrer Nähe rückte. Sie dankte Gott in ihrem Herzen, daß der ganze Vorgang ein Ende hatte: sie war müde und zerschlagen, fast zum Umfallen.

Der Richter war der letzte der Hinausschreitenden. An der Türe wandte er sich mit einem Male um und kam mit langsamen Schritten wieder auf Rebb Schlome zu.

„Wie heißt das Ding da?" fragte er mit beinahe schämigem Gesicht, indem er auf den auf dem Tische liegen-

den „Mogen Dovid“ des Vetter Koppel hinwies. „Vorhin, wie wir Euer Kind im Dorfe getroffen haben, da hat's der alte Mann unter dem Arme getragen. Ich hab's sehen wollen, da ist er auf und davon, als hätt' ihm einer was Böses antun wollen.“

„Das kann ich Euch nicht sagen, Herr Richter,“ entgegnete Rebb Schlome ganz verwundert, „wir brauchen's zu unserm Gebet.“

„Zum Gebet,“ sprach der Bauer leise vor sich hin; sie bemerkten aber gleich darauf, wie ein geheimnisvolles Lächeln um seine Lippen spielte. Nach einer Weile, während er das Bild mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, sagte er wieder:

„Was geb' ich Euch für das Bild da?“

Für Rebb Schlome hatte der Gedanke, daß der „Mogen Dovid“ seines alten Vetters bestimmt sei, in der Stube eines Bauern zu glänzen, etwas so Lustiges, daß er darüber hell auflachte.

„Meinet Ihr denn, Herr Richter,“ rief er lachend, „daß darauf die heiligen drei Könige: Christoph, Melchior und Balthasar stehen?“

„Und meinst du, ich kann nicht lesen?“ rief dagegen mit beinahe finsterm Ernst der Bauer.

„Aber um Gottes willen!“ lachte Rebb Schlome, „es steht ja nichts als ein einziges Wort darauf, und das ist hebräisch.“

„Gerade darum!“ sagte der Bauer mit großer Bestimmtheit, „und es steht noch etwas andres darauf.“

Der Richter hatte wieder das geheimnisvolle Lächeln um die Lippen.

„Ich seh' nichts darauf,“ murmelte Rebb Schlome, „als den ‚Mogen Dovid‘ und die zwei Löwen Judas. Oder sollt' der Bauer etwas ganz Besonderes daran gefunden haben, was uns allen bis jetzt entgangen ist?“

Rebb Schlome nahm das teure Erbstück seines Vetters prüfend in die Hand, vielleicht zum ersten Male überhaupt in seinem Leben, und unterwarf es einer sorgfältigen Beachtung.

„Es ist nichts als der ‚Mogen Dovid' meines Vetters Koppel," sprach er halb lachend vor sich hin.

„Nun, Herr Schlome," sagte nach einer Weile der Bauer, der fast ängstlich den Bewegungen Rebb Schlomes gefolgt war, „gebt Ihr mir's ab oder nicht?"

„Für Geld ist's mir nicht feil," entgegnete darauf Rebb Schlome lustig, „aber für ein gutes Wort."

„So laßt Ihr mir's also ab?" rief der Richter mit unverhehlter Freude.

„Der Kauf ist abgeschlossen," lachte Rebb Schlome und schlug herzhaft in die ihm vom Richter hingestreckte Hand.

Der Bauer hatte mit einiger Hast nach dem Bilde gegriffen. Da begegnete er dem Blicke des Kindes, das angstvoll seinem Vater die Worte zuflüsterte:

„Was wird aber der Vetter Koppel sagen, wenn du's weggibst?"

„Der kann sich einen andern machen," rief Rebb Schlome ungeduldig. „Und siehst du denn nicht," sagte er zum Kinde, doch nur ihm verständlich, „daß dem Bauer viel daran gelegen ist? Man kann nicht wissen, wie man ihn einmal braucht. Laß ihm also die Narretei."

„Bleibt's dabei?" fragte der Richter, der aus den flüsternd gesprochenen Worten auf eine ungünstige Wendung seines Geschäftes schließen mochte. Aber die geschlossene Faust lag wie zu Schutz und Abwehr auf dem Mogen Dovid.

„Es bleibt dabei," sagte Rebb Schlome bestimmt.

Als der Bauer mit seinem Schatze, wie es schien, strahlend vom Glücke eines guten Kaufes sich entfernt hatte, war unter ihnen eine schwüle, drückende Stille zurückgeblieben.

Hatte sie die sonderbare Bewillkommnung der Bauern so ermüdet? Oder war ihnen trotz aller Versicherungen nicht klar geworden, daß sie eine ungefährdete Stätte gefunden? Nur das „Kind" hatte den Mut, kleinlaut auszurufen:

„Gott! Was wird der Vetter Koppel sagen, daß man seinen ‚Mogen Dovid' weggegeben hat!"

„Mit der Narretei mach mir den Kopf nicht warm!" schrie Rebb Schlome dagegen, „was mir an den Mucken des Vetter Koppel nicht aufliegt!"

In diesem Augenblicke trat der beraubte Parteigänger des Königssohnes Absalom in die Stube. Er schien es nicht zu wissen oder hatte es bereits vergessen, daß mit seinem Gute so gewalttätig verfügt worden war. Still, ohne Tränen, setzte er sich in einen Winkel. Vollständige Nacht der Seele schien über dieses Leben gesunken.

Mit Tränen in den Augen, leise, als ob jeder Laut imstande wäre, die entschlummerten Geister des Schmerzes in ihm zu wecken, rief das Kind:

„Jetzt haben wir keinen ‚Misrach' mehr im Haus!"

„Leider Gott's!" klang es unhörbar als Bestätigung von Nachimes Lippen zurück.

In der Tat waren die Löwen Judas, war der Schild Davids, das Zeichen, wohin sich das Gebet, als nach Jerusalems Stätte richtet, aus dem neuen Hause Rebb Schlomes hinweggegangen!

---

6. Herr und Knecht.

Wie schwer steigt's sich hinan und hinab, wie vielfach krümmen sich die Wege, wie rauscht's bald in Bergströmen, bald in heulenden Winden, bis in ein menschliches Herz jenes

Element eingekehrt ist, für das unsre Sprache ihr schönstes Wort hat, wie eine Mutter für ihr Kind das schönste Lächeln, das Wort: „Heimisch." So recht aus dem Grunde der Seele sich fragen zu können: „Heimelt's dich an in allem, was dich umgibt, wohlt dir die Luft, die dich umfächelt, das Wasser, das du trinkst, das Antlitz, dem du täglich entgegensiehst? Wohlt dir der Schlaf? Hast du das selige Gefühl, du seiest daheim, niemand könne dich von da wegtreiben; aus keinem Winkel deiner Stube, aus keinem Gesichte mahne dich etwas Fremdes, alles sei dir untertan, stehe im Zusammenhang mit deinem eigensten, innersten Leben? — Denn das ist eben im Wesen dieses Gefühls, daß es sich nicht schaffen, nicht gebieten läßt von oben, weder ganzen Völkern und Zeiten, noch dem einzelnen Gemüte! Luft, Land und Wasser, alle guten Geister des Verständnisses und der Liebe, des Sittlichen und Reinen, müssen die Fäden nehmen in die zarten Hände, wenn jenes Gewebe des „Heimischen" fertig werden soll. Unsichtbar müssen sie es bereiten, und doch muß man das Rauschen des Webeschiffchens vernehmen. Dann aber fällt es nieder in gesegneter Stunde, breitet sich aus vor den Augen, erst als dünner Flor, dann über alle Tiefen, Ritzen und Winkel der Seele, bis es haushoch geworden ist. Denn nun ist wirklich das Haus darein gehüllt, unzerreißbar und gefeit, bis es wieder einmal täppisch rohen Menschen oder der lauernd zuwartenden Hand des Geschicks gelingt, hineinzugreifen . . .

Wer tiefer in die Wandlungen des Gemütes zu blicken versteht, wird es leicht begreifen, warum jenes Element in unsrer Familie sich nicht einstellen wollte. Wie zufrieden sie auch mit der Aufnahme im Dorfe sein konnten, wie günstig sich die Erklärungen anhörten über die Sonderbarkeiten ihrer Ankunft; so vermochten sie dennoch nicht, eine gewisse Dumpfheit zu überwinden, die als böse Luft, beengend und niederdrückend ihnen auf jedem Schritt und Tritt

nachschlich. Sie konnten die Bangigkeit nicht los werden, die sie auf dem Wege in die neue Heimat geleitet; sie konnten des Besitzes nicht froh werden. Einer sah es dem andern an, und doch verharrte jeder in dem Mute, für sich allein zu bleiben. Es schien, als wollte jeder ein inneres Gebreste allein verringen haben, ehe er daran ging, im gemeinschaftlichen Aussprechen des Leides Linderung zu suchen.

Es war nicht Unzufriedenheit mit ihrer äußern Lage. „Weit und breit" konnte man kein schöneres Bauernhaus gewahren; Rebb Schlome hatte mit dem Ankaufe desselben in der Tat kein übereiltes Geschäft gemacht. Alles, was dazu gehörte, glänzte und schimmerte, als sei es ganz neu angeschafft, denn der frühere Besitzer war ein guter Wirt gewesen. Die Äcker, die seinen größten Reichtum ausmachten, waren gut gelegen, nicht zu tief und nicht zu hoch. Gottes Sonnenschein und Winde konnten sich so recht mit ihnen beschäftigen, ohne ihnen gerade zu viel zu schaden. Das Haus war groß und bequem, fast zu groß für sie, die an die engen Wohnungen im Ghetto gewöhnt waren; man konnte dem „Bocher" eine eigene Stube anweisen, in die er seinen ganzen talmudischen Schatz an Büchern und sich selbst, ungestört im „Lernen" von den andern, bringen konnte. Da, hieß es, „brauche er den ganzen Tag keinen Menschen vor Gesicht zu sehen, was ihm doch ganz lieb sein müsse, könne lernen und lernen, bis es ihm zum Kopfe herausschlage." Alles in und an dem Hause war niet- und nagelfest, nicht die kleinste Planke am Gartenzaun fehlte; es war, als ob luftige Geister sich das Wort gegeben, alles herzurichten und zu rüsten, damit das Auge nirgends mißfällig haften bleibe. Vor allem aber gewährten zwei Dinge einen gar freudigen Anblick: der Stall und die Speisekammer. Hier wie dort sah man es an, daß das erkaufte Gut nicht unter seinem allgemeinen Werte stand. Vier mächtige Kühe brummten da im harmonischen Baß ein Konzert, das von den guten

„Stimmen" und der „Frische" ihrer Besitzer ein gar vorteilhaft Zeugnis ablegte. Was aber die Bewunderung aufs höchste steigern mußte, war der Reichtum in der „Speise". Es war eine wirkliche Schatzkammer; Kisten und Kasten von „oben" bis „unten" mit allen Bedürfnissen gefüllt, für die das Auge der Frau einen so berechnenden Überblick hat; man glaubte jahrelang damit „auskommen" zu müssen, wie denn auch der hochaufgeschichtete Holzstoß, der im Hofe lag, gleichfalls ohne Ende schien.

Rebb Schlome hatte für alles gesorgt; seine gewalttätige Natur hatte es nicht geduldet, daß ein anderer sorge; von ihm, als dem Mittelpunkte und Strebepfeiler des Hauses sollte alles ausgehen, auf ihn sollte es sich stützen. Er war der Meinung, wie sie Naturen seines Schlages nicht als zu große Schuld angerechnet werden darf, daß ohne ihn nichts recht gefördert werde. Solche Leute sind überzeugt, wenn sie es auch nicht bewußt aussprechen können: in ihrem Auge wohne eine Kraft und Gewalt, die auf alles, was sie anrühren, belebend einströme. Sie wollen nicht gemahnt sein, sie wollen selbst gemahnen; sich nichts entgegentragen lassen, wovon sie nicht wissen; immer überraschend auftreten, ohne jemals die Miene zeigen, als wäre es jemandem gelungen, sie selbst zu überraschen.

Ohne sich mit einem Worte zu verraten, hatte Rebb Schlome selbst alles angeordnet; er hatte Kisten und Kasten aufspeichern, er hatte den Holzstoß schichten lassen. Nichts fehlte, nichts wankte, alles war wie von jahrelangem Bestand, . . . bis auf die unruhig bewegten Gemüter, bis auf die schleichend böse Stimmung, die sich ihnen entgegengesetzt hatte.

„Geht dir dein Herz nicht auf, Nachimeleben," sagte Rebb Schlome am ersten Tage, als er sie Musterung halten ließ über Haus und Hof; „geht's dir nicht weit auf vor Freuden, wenn du das alles siehst? Ist dir so eine Butter,

so ein Holz in deinem Leben schon vorgekommen? Und alles gehört dir, und es kostet dir eigentlich nichts; du hast alles im Hause; es wächst dir ordentlich in den Mund hinein. Früher hast du das kaufen müssen, jetzt hast du's eigentlich umsonst. Und da sagt man noch: der Jude hat das Geld. Wo hat er's? — Das steckt in tausend und tausend Schulden, denn man kann's ja nicht einsperren in der Truhe, es will fort in die weite Welt, weil es fort muß. Aber genießt er's? Mit Sorgen und Ängsten muß er darauf sehen, daß es nur nicht zu weit wandert, und daß er's wieder zu Gesicht kriegt. Jetzt siehst du ein, daß wir eigentlich nichts haben; ‚sie' haben alles. Soll man den Kaiser nicht in den Himmel hineinheben und sich tausendmal bedanken, daß wir's endlich haben, was Millionen andere haben?"

Zwar begriff Nachime nicht, wie so „auf einmal" der Glanz der Kaiserlichen Majestät angerufen werden mußte; denn offen gestanden, die Bemerkungen ihres Mannes über Geld und Bauernwesen waren ihr zu „hoch" — dennoch, vielleicht von dem Gefühle geleitet, daß sie in ihrer Abneigung gegen das Dorf zu weit gegangen, sagte sie:

„Schön ist's hier — aber zu groß. Wie soll man das alles erarbeiten?"

„Narrele," meinte Rebb Schlome selbstbewußt, „meinst du denn, du wirst keine Knechte und Mägde haben? Du wirst sie noch heute zu Gesicht bekommen."

Rebb Schlome hatte auch für „Knecht und Magd" gesorgt; nichts war seiner Wachsamkeit entgangen.

„Was hab' ich von denen," entgegnete Nachime, in der sich wieder ein kaum besänftigter Groll zu regen schien, „was hab' ich von fremden Dienstboten, wenn ich von der Sach' nichts versteh'? Bin ich eine geborene Bäuerin? Hat man mir in meiner Wiege einmal gesagt, ich werde müssen auf die Küh' sehen? Von ‚Kind' auf bin ich im ‚Geschäft' gewesen, hab' gelernt, wie man die Kunden anruft, daß sie

nicht zu einem andern eintreten, wie man ein Stück Barchent durchschneidet, daß es nicht zerreißt, und wie man's macht, daß der Käufer einem treu bleibt und kauft nicht im nächsten Gewölbe. Das hab' ich gut verstanden, weil man mich's gelehrt hatte, wie ich noch keine Ziffer gewußt hab' zu unterscheiden. Und jetzt soll ich eine Bäuerin werden?"

Rebb Schlome sah seine Frau erstaunt an; „so viel" hatte er sie seit Wochen nicht sprechen hören. Im stillen freute er sich, daß sie überhaupt sprach und übersah darum, daß eigentlich nie schneidendere Vorwürfe aus ihrem Munde gekommen waren. Nur so ist es zu erklären, warum er diesen Klagen gegenüber sich nicht vom Ärger und der angeborenen Herrschlust hinreißen ließ.

„Versteh' denn ich etwas vom Bauersein?" rief er im Tone lachenden Ärgers. „Oder hat's von mir auf dem Berg Sinai geheißen, ich soll Bauer werden? Verstehen! Ich werd' nicht verstehen, wozu man den Pflug braucht oder was Korn ist und Hafer? Ich bin vielleicht so auf den Kopf gefallen, daß ich nicht weiß, wie man einen Erdapfel in die Erde setzt, damit nicht Unkraut herauswächst, oder wie Kraut und Rüben herauskommen? Oder, wenn's Zeit ist das Getreide abzuschneiden, daß man's nicht auf den Winter hinaus verschieben darf? Dazu muß man vielleicht wie der Bauer vierzehn lateinische Schulen studiert haben?"

„Der hat's aber von Kind auf vor sich gesehen, darum kann er's," wagte Nachime zu widersprechen.

„Und ich, meinst du, ich habe nichts vor mir gesehen, als Kattun, Tuchel und Barchent, und darum werd' ich's nicht können?" rief Rebb Schlome mit jenem Hohne in Stimme und Gebärde, wie sie Nachime nur zu gewohnt war. „Ich sag' dir aber, Nachime . . ., wer da versteht, wie man einen Kunden bedient, wie man kauft und verkauft, der muß auch die ganze Weisheit und Thora des Bauers

kennen. Wär's denn dann der Mühe wert zu leben und über fünfundvierzig Jahre gelebt zu haben, wenn man dann mit allem Verstand nicht das wüßte, was der Bauer weiß? Bin ich darum ein Jud' geworden?"

Es lag in dieser Beweisführung etwas, wovon Nachime tief verletzt ward; aber sie sprach es nicht aus. Sie erkannte unbedingt die geistige Überlegenheit ihres Mannes; sie war fest überzeugt, daß, wo Rebb Schlome seine Hand anlege, da müsse es gehen. Aber hätte er diese Kraft im Entschließen und Ausführen nicht lieber aufs Geschäft verwenden können? Wie hätte das zunehmen müssen! Wie hätten ihre Kinder sicher und ruhig davon „leben" können, statt daß sie jetzt alle auf ein unsicheres Meer sich hinausgewagt hatten, das vielleicht Stürme und Gewitter, Leid und Weh in sich barg?

Man sieht, Nachime hatte keinen Augenblick den Eigennutz ihres Schmerzes außer acht gelassen; dem Anscheine nach beruhigt, war er nur in die verborgenen Tiefen ihrer Seele eingegangen; aber bei der leisesten Berührung hob er das Haupt empor, fragend und klagend. Sie sah, bei aller Berechtigung zu diesem Schmerze, das Unrecht nicht ein, daß sie mitten in ein werdendes, erst geborenes Leben die heisern Töne der Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit hineintrug.

Aber schon in den nächsten Tagen sollte sie eine Art Rechtfertigung erhalten.

Das Haus war in Ordnung gebracht worden, Knechte und Mägde aufgenommen, und es fehlte nur noch heiteres Wetter, so hätten die Feldarbeiten beginnen können. Unter den Knechten war besonders einer, der gleich anfangs für Nachime ein Gegenstand schwerer Sorge war. Er schien ihr tückischen Gemütes, und sie konnte ihn nicht ansehen, ohne von einem gewissen Grauen überfallen zu werden. Er hieß Wojtech und war von Rebb Schlome aus dem Nachlasse des frühern Bauern gleichsam mit übernommen worden. Aber

es war ihm gleich gesagt worden, er müsse mit dem Knechte in Geduld sich fassen; das sei ein absonderlich wildes Roß, das nur immer nach seinem Willen zu traben gesonnen sei; wer ihn aber zu lenken verstünde, der hätte sich nicht über ihn zu beklagen; dem folge er. Die Beweise ließen nicht lange auf sich warten.

Rebb Schlome war ganz erstaunt, als er am frühen Morgen in den Hof hinaustrat und die Pferde an den Pflug vorgespannt sah, den Knecht danebenstehend, der an dem Riemenzeug noch etwas zurecht zu legen hatte.

„Wohin soll's, Wojtech?" fragte Rebb Schlome.

„Wohin es solle," gab der Knecht trotzig, ohne von seiner Arbeit aufzusehen, zur Antwort, „wohin anders als aufs Feld. Der Regen habe aufgehört, und wenn man da länger sitze und faul sei, werde die Sommerfrucht zur Aussaat noch auf dem Boden verfaulen; er sehe, man müsse in diesem Hause etwas ohne Befehl ausführen."

Rebb Schlome fühlte den Stich, der aus diesen Worten nach ihm zuckte; er sah ein, Wojtech hatte einigermaßen recht. Ein Gefühl der Scham überfiel ihn; er hatte Mühe es an sich zu halten. Doch war er nicht der Herr, Wojtech der Knecht?

„Wenn er sich nichts befehlen lassen wolle," schrie Rebb Schlome, in dem allmählich der Groll über die vermeintliche Beleidigung die Oberhand erhalten hatte, „so könne er allsogleich gehen, so herrische Knechte seien nicht zu brauchen."

Es war ein merkwürdiger Blick, den Wojtech nach dieser zornig herausgeworfenen Drohung auf Rebb Schlome warf. Es sprach keine Wildheit daraus hervor, eher war es eine Art demütiger Trotz, als er die strammte Hand auf eines der Rosse legend, mit langsamer Bedächtigkeit sprach:

„Von den Pferden da werde ihn keiner trennen; seit zehn Jahren kenne er sie und sie ihn, sie seien fast aufgewachsen miteinander, und wenn alle Juden von der Welt

kämen," setzte er mit düster werdendem Tone hinzu, „sie würden ihn von da nicht wegtreiben können; er gehöre zum Hause und werde nicht gehen."

Rebb Schlome fühlte, wie sich ihm alles Blut zu Kopfe drängte. Dennoch hielt er an sich. Sollen wir es gestehen? Er war erschrocken. Hatte der Knecht nicht deutlich vom Widerstande gegen die Juden gesprochen?

„Ein Jude werde ihm zeigen," sagte er ruhiger, als es sich erwarten ließ, „wer Herr im Hause sei, er oder er."

Statt aller Antwort gab der Knecht dem Leibpferde einen tüchtigen Schlag auf den Bug, als wollte er ihm gleichsam in seiner Sprache das eben Geschehene mitteilen, und hatte sich mit einem Satze auf den breiten Rücken desselben geschwungen.

Rebb Schlome hatte das mit einer Art staunender Verblüfftheit angesehen.

„Wird er nicht mitgehen?" fragte Wojtech, als er einmal sich fest niedergelassen hatte, fast gleichgültig, als ob nichts vorgegangen wäre.

„Wer?" fragte Rebb Schlome.

„He, wer sonst," meinte Wojtech, „als der Sohn."

„Mein Sohn?" fragte Rebb Schlome aufs neue, als wenn von einem andern die Rede sein könnte.

Wojtech warf einen bedeutsamen Blick auf ein Fenster, das in den Hof hinausging. Anschel stand davor und hatte wahrscheinlich die ganze Unterredung mit angehört.

„Sollt' man nicht meinen," rief der Knecht mit heiserm Lachen, „auf dem Felde draußen stehen die Saaten wie im größten Sommer? Das Bürschlein wird früh aufstehen müssen, wenn er zur rechten Zeit ankommen will. Das Feld, das geht nicht weg, aber die Zeit."

„Wie meinst du das?" fragte Rebb Schlome, den die Reden des Knechtes zu verwirren anfingen.

„Das sei gemeint, wie man es eben nehme," gab Wojtech

mit finsterm Angesicht zur Antwort, „und er nehme kein Wort zurück. Alleweil habe er gehört, die Juden seien fleißige und tüchtige Leute, die zu dem Ihrigen schauen, davon habe er aber hier noch nichts bemerkt. Es seien schon vier Tage vergangen, und er sehe noch nicht, daß man sich zu etwas rüste. Wenn der Herr nicht darüber wache, daß alles sich rühre, da könne man nur schnell auf dem Amthaus einkommen, um das Haus und die Felder wieder verkaufen zu dürfen. Die Mäuse und Ratten würden das Haus zerstören, im Stalle den Kühen die Milch vertrocknen, und auf dem Felde statt goldner Frucht stinkendes Unkraut wachsen, das man nicht einmal dem schlechtesten Rinde vorwerfen könne."

Rebb Schlome stand von diesem in die Zukunft hinausgewehten Fluche des Knechtes wie festgebannt; ein leises Frösteln durchbebte ihn; er vermochte fast nicht den Blick zu dem Reiter aufzuheben. Wojtech kam ihm in diesem Augenblicke schrecklich vor, er fand kein Wort, um dessen finstern Vorwürfen entgegenzutreten.

„Was sich die Juden denn dächten von so einem Felde?" fuhr der Knecht fort. „Das sei nicht anders, wie ein Mensch, wolle Nahrung zu jeder Zeit, habe bald Hunger, bald Durst, man müsse zu ihm sehen, wie zu einem kleinen Kinde. Aber er sehe schon, die Juden wollten nicht arbeiten, weil ihnen die Arbeit zu schwer sei, er habe das stets gehört. Da seien Leute ins Dorf gekommen und wollten Bauern werden; aber schöne Bauern würden die werden! Nicht einmal für die Katze werde genug da sein, was da würde zustande gebracht werden. Er sage es aber immer, die Juden seien ein unglückliches Volk, und ihnen sei nicht zu helfen."

Damit rückte sich der Knecht auf seinem Rosse zurecht, ein Schnalzen mit der Zunge verriet den Tieren, daß die Zeit des Aufbruchs gekommen war. Sie zogen rasch an,

und das Gespann war zum Hoftor hinaus, ehe Rebb Schlome noch Zeit gefunden, ein Wort des Gegenbefehles auszusprechen.

Sonderbar! Statt daß ihn die merkwürdige Unterredung mit dem Knechte erzürnt hätte, wie es sein herrisch-heftiger Charakter wohl voraussetzen ließ, hatte sie ihn in ein tiefes Gedankensinnen versetzt. Hatte Wojtech recht? Ertönte eine Stimme in ihm, die sich nicht beschwichtigen ließ. Ein leises Verständnis des Charakters, wie er aus des Knechtes herbem Wesen ihm entgegentrat, dämmerte in ihm auf. Sein Entschluß stand fest: den Knecht wollte er nicht von sich geben.

Anschel, der die ganze Unterredung mit angehört, kam jetzt langsamen Schrittes aus dem Hause, er fürchtete den Vater in der leidenschaftlichsten Aufregung zu finden; aber er war erstaunt, in ein ruhiges, nicht von der leisesten Zornesmiene verzerrtes Antlitz zu blicken.

Als Anschel seinen Vater in dieser Fassung sah, fragte er unterwürfig: „Was soll ich heute tun, Vater?"

„Heißt das eine Frage!" entgegnete Rebb Schlome ärgerlich; er schien durch die Anrede Anschels wie aus einem Traume erweckt worden.

„Was soll ich aber doch tun?" fragte Anschel noch einmal in bittendem Tone.

„Arbeiten sollst du, säen, ackern, bis dir der Schweiß von der Stirne herunterläuft," rief Rebb Schlome fast grimmig. „Alles wird leider Gottes zugrunde gehen, es wird nicht vom Haus und Hof bleiben, daß man's einer Katz' wird zum Essen vorsetzen können."

Anschel hatte diese dunkle Drohung schon vom Knechte gehört; daß sie aber der Vater zu der seinigen gemacht, erfüllte ihn mit tiefem Weh.

„Das wird nicht geschehen, Vater," rief er bestimmt, „dazu sind wir ja eben da, daß es nicht geschieht."

Der Ton, in dem diese Versicherung erklang, mußte

Rebb Schlome getroffen haben; er blickte dem Sohne in das leicht gerötete Antlitz. Milder sagte er darauf:

„Wenn wir aber zu nichts sehen, wird's heilig und sicher geschehen. Hast du vergessen, daß unser Hab und Gut, alles, was an uns ist, in dem Haus da und in den ‚paar Strich' Feld steckt?"

„Verzeih mir, Vater," sagte Anschel, „du sprichst, als wären wir schon jahrelang im Dorfe, und nicht erst einige Tage. Wir haben ja kaum angefangen."

„Nun, unser Anfang," rief Rebb Schlome bitter, „den gönn' ich all unsern Feinden. Gehen wir nicht alle herum, als hätten wir sechs Jom Kippurs hintereinander gefastet? Sind wir nicht alle zerschlagen, als wären wir Hunderte von Meilen weit zu Fuß gewandert? Und warum? Und weswegen? Soll ein Mensch sagen, warum?"

„Ich weiß es selbst nicht," tönte es leise von Anschels Lippen zurück. Er fühlte aber, wie der Vater das rechte Wort ausgesprochen. Ja, zerschlagen und matt waren sie alle; es war dies die schreckliche Bezeichnung für ihre Lage.

„Und wer ist schuld daran?" fuhr Rebb Schlome fort. „Die Mutter macht uns so. Die macht durch ihr Klagen und Jammern unser Herz beschwert, man weiß nicht mehr, wo einem der Kopf steht. Tausend Judenfrauen möchten Gott im Himmel auf den Knien danken, wenn sie das hätten, was deine Mutter hat. Aber erkennt sie's an? Statt zufrieden zu sein, daß sie jetzt nicht tagelang auf einen Kunden zu warten hat, von dem sie mit blutiger Müh' ein paar Kreuzer verdient, daß sie jetzt in ihrem eigenen Hause wohnt und ihr Brot nur mit der Hand zu greifen hat, ist sie leider Gott's unzufrieden, verstört sich und uns die Tag'. Ich frag' dich, was soll da herauskommen?"

Diese unmittelbare Anfrage rührte Anschel aufs lebhafteste. Von jeher der machtvollkommenen Stellung seines

Vaters sich bewußt, die kein Wort der Widerrede, kein verneinendes Zucken der Augenwimpern an ihm geduldet, mußte er es heute erleben, daß er sich in solcher Weise an ihn wendete. So hatte sich der Vater mit ihm noch nie „ausgesprochen", so ihn noch nie zum Vertrauten eines Leides gemacht. Nur Befehle und Zurechtweisungen hatte er von ihm gehört; nie war einer jener Strahlen, wie sie so warm aus seinem Herzen auf das „Kind" fielen, auf ihn gefallen. Jetzt mit einem Male schien er in ein jahrelang ihm vorenthaltenes Recht getreten: der Vater hatte sich mit ihm „ausgesprochen".

Vielleicht war es dies leicht verzeihliche Gefühl, der Stolz über die ihm von nun an eingeräumte Stellung, daß Anschel der Mutter vergaß, daß er wenigstens nicht das rechte Wort zu ihrer Entschuldigung fand. Oder stimmte er dem Vater bei? Er sagte bloß:

„Laß sie, Vater . . ., sie wird schon anders werden. Wenn sie sehen wird, daß es uns gut geht, wird ihr Herz zufrieden werden. Sie hat uns ja niemals gekränkt."

„Aber sie zahlt's uns jetzt mit Prozenten zurück," sagte Rebb Schlome düster, „du wirst sehen, die wird nicht anders werden. Erinner dich dran."

Nach einer Weile sagte Anschel, indem er seinem Vater ganz nahe getreten war:

„Vater . . ., darf ich dir etwas sagen?"

„Was willst du?"

„Du weißt, ich habe mich niemals zum ‚Gewölb' schicken können, ich hab' keinen Kopf dazu gehabt. Du hast mir immer vorgeworfen, wie verschlafen ich bin, und daß aus mir nie im ganzen Leben ein tüchtiger Kaufmann werden könnte. Das hab' ich mir oft blutig zu Herzen genommen. Gott, der Lebendige, weiß das. Mein Sinn ist immer nach etwas anderem gegangen und gestanden, ich hab' nur nicht gewußt, wohin. Mit einem Male gibt Gott dir den Gedanken

ein, du willst das ‚Gewölb' aufgeben und dich in einem Dorfe niederlassen. Da bin ich ein andrer Mensch geworden; es ist mir gewesen, ich hätt' jahrelang ein ungeheuer eisernes Rad drehen müssen, und auf einmal hätt' mir einer zugerufen: Laß ab, die Zeit ist um!"

„Nun, so ein schrecklich Rad war das „Gewölb' doch nicht," unterbrach Rebb Schlome lächelnd den Sprechenden.

Ohne sich von dieser abkältenden Bemerkung beirren zu lassen, fuhr Anschel mit immer höher steigender Wärme in Ton und Gebärde fort:

„Du lachst mich vielleicht aus, Vater . . ., daß ich dir das erst jetzt sage. Aber ich weiß nicht, wie das gekommen ist, ich hab' nie das rechte Herz dazu gehabt. Und selbst jetzt weiß ich nicht, ob's sich schickt, daß ich dir's sage?"

Rebb Schlome sah seinem Sohn erstaunt ins Angesicht. Er, der Vater, fand es seltsam, daß ein neunzehnjähriges Kind „mit einmal" so zu ihm sprach.

„Laß mich ein Bauer werden," schrie Anschel mit Heftigkeit und ergriff die Hand des Vaters. Er hatte sie noch nie in dieser Weise berührt; sie war ihm bisher heilig gewesen.

„Sollst du's denn nicht werden?" sagte Rebb Schlome, abermals mehr verwundert als ärgerlich. „Wozu hab' ich mich denn angekauft?"

„So ein rechter Bauer, mein' ich," rief Anschel, „so einer, dem man's auch ansieht, daß er's ist. Einer, der all sein Denken und Sinnen drauf hat, der nicht sagt: Wenn es mir heut' mit dem Feld nicht geht, ich will morgen wieder ins Geschäft zurück."

„Geht das auf mich?" sagte Rebb Schlome finster und zog die Hand zurück.

„Es geht auf uns alle, Vater," schrie Anschel und ergriff aufs neue die Hand seines Vaters, „auf mich so gut, wie auf dich und auf alle Juden. Verzeih mir's, wenn ich

dir das sage. Aber ich möcht' ein Bauer werden, an dem Gott und die Menschen ihre Freude haben, so einer, der gar nichts andres werden kann, bei dem alles um und um Bauer ist. Ich kann mir's ja gar nicht denken, wie es anders sein kann! Und ist es denn nicht schön, so ein Bauer zu sein in seinem eignen Haus, auf seinem eignen Grund und Boden, tausendmal schöner, als in so einem ‚Gewölb' zu stehen und der Bediente von jedem zu sein, der kommt? Sieh dir sie nur an, Vater, diese Bauern, gedenk an den Richter! Tauscht einer von ihnen mit der ganzen ‚Gasse' und mit all den Leuten, die darin sind, mit all ihrem Geld und Geschäft?"

„Deswegen bin ich noch nicht aufs Dorf gezogen," sagte Rebb Schlome mit einem gewissen Nachdrucke; „ich hab's des Kaisers wegen getan, und dann, weil's in jetziger Zeit besser ist, auf etwas Sicheres zu treten mit seinem Fuß."

Ein geheimnisvoll schmerzliches Lächeln glitt über Anschels Antlitz; aber mit der Schnelligkeit des Blitzes war es allsogleich verschwunden. Denn fast hielt er es für ein Verbrechen, es länger da weilen zu lassen, als die Ehrfurcht vor dem Vater es zuließ.

„Vater . . .," sagte er leise, „meinst du, es geschieht dem Kaiser damit ein Gefallen, wenn wir nur halbe Bauern werden?"

„Ich versteh' dich nicht, Anschel," rief Rebb Schlome stockend; aber dieses Geständnis mußte sich ihm schwer entrungen haben, da er nicht den Mut zu haben schien, seinen Sohn anzublicken.

„Red nicht so, Vater . . .," rief der tiefbewegte Anschel, „du, der Gescheiteste der Menschen, sagst, du verstehst mich nicht! Laß mir aber Zeit, nur Zeit, und du wirst mich verstehen und ich mich selbst."

Begriff Rebb Schlome in der Tat nicht seinen Sohn? Oder drückte ihn dieses freiwillige Geständnis zu sehr? Er

schwieg; erst nach einer minutenlangen Weile sagte er achselzuckend:

„Was willst du denn eigentlich von mir?"

„Nichts, nichts, Vater . . ., als ein Bauer zu werden. Ich will dir dienen als dein treuester Knecht, will arbeiten, als wär' ich achtmal so stark als ich bin; ich will nicht ruhen und rasten von frühmorgens bis spät in die Nacht; du sollst nicht gegen mich zu klagen haben, an den Augen will ich dir alles ansehen. Aber das laß mich werden, um was ich dich bitt', und nicht etwas andres. Gib mir dein Wort drauf, Vater."

„Narr," sagte Rebb Schlome lachend, „meinst du denn, ich werde Haus und Hof so bald verkaufen?"

„Nicht wahr, du versprichst mir?"

„Ja, ich versprech' dir's."

Wer diese zwei Menschen jetzt sah, wie die Hand des einen in die Hand des andern einschlug, mochte glauben, zwischen Fremden wäre ein Kauf über eine tote Ware abgeschlossen worden. Und doch war mehr geschehen. Ein Vertrag zwischen Leben und Leben, zwischen Vater und Sohn war geschlossen worden.

„Jetzt ist mir wohl," rief Anschel aufatmend, „jetzt werd' ich diesem Knecht zeigen, daß unser Haus nicht zugrund geht. Wir geben's nicht zu."

Mit raschen Schritten war Anschel auf das Hoftor zugeschritten, das weit offen stand.

„Wohin willst du?" fragte Rebb Schlome.

„Aufs Feld, Vater, aufs Feld," sagte Anschel freudig. „Ich will von dem Knecht Wojtech lernen, wie man umgeht mit Roß und Pflug. Ich will lernen gehen!"

Gedankenvoll schaute Rebb Schlome dem davoneilenden Sohn nach, bis er ihn aus dem Gesichte verloren hatte.

---

7. Anschel geht in die Schule.

Folgen wir Anschel auf seinem ersten Feld- und Lerngange!

Noch erfüllt von Freude an den vermeintlichen Sieg, den er über seinen Vater davongetragen, ging er mit hochaufgerichtetem Haupte durch die Dorfgasse. Sein Gesicht strahlte von innerer Bewegung. Vielleicht, daß in diesem aufwärts gewandten Blicke, auf diesem glänzenden Antlitze ein Gedanke lebte, der im Weiterschreiten immer weiter und höher die Fittiche ausspannte, und dieser Gedanke lautete:

„Ihr alle, die ihr mir da nachschaut, seid gelernte Bauern. Einer hat's dem andern gezeigt, wie man es macht; der Vater hat's seinem Sohn, und der wieder dem seinen ‚gelehrt', wie man ackert und säet. Mir hat's noch keiner gezeigt; ich komm' aus einem ‚Gewölb', wo ich etwas andres hab' zu tun gehabt. Aber ich geh' jetzt ‚lernen'!"

Anschel war zum Dorfe hinausgekommen, ohne sich auch ein einziges Mal umgesehen zu haben. Es war ihm, als müßte er so in einem fort wandern, als hätte er nur vorwärts, nie rückwärts zu schauen. Plötzlich blieb er stehen. Im großen Umkreise lagen die Felder der Bauern vor ihm, zwar noch nicht im goldenen Gewande des Segens rauschend, aber mit dunklen Gestalten darauf. So weit sein Auge trug, gewahrte er Emsigkeit und Arbeit; die schwarzen aufgewühlten Schollen schienen lebendig geworden, wie in den alten Sagen belebte Wesen aus ihrem Schoße hervorgebracht zu haben.

Warum machte ihn dieser Anblick so betreten? Warum drückte er ihn nieder, statt ihn noch freudiger zu stimmen? Lagen die Felder seines Vaters nicht auch mitten darunter, ging er nicht eben hin unter diese wimmelnden Gestalten,

um auch zu arbeiten am Pflug und an der Egge? Das alles flog wohl gedankenschnell durch Anschels Kopf, aber daneben hatte sich eine Empfindung aufgetan, als ob all das, was er mit seinen Augen umspannte, alle die Felder, Wiesen und Wälder sein Eigentum wären, als wäre er ganz allein da, ohne die geringste Mithilfe irgend einer Menschenseele, um sie zu bearbeiten. Er meinte nicht anders, als ob all die wimmelnden Gestalten nur da wären, um ihm zuzusehen, und er allein müßte das verrichten, wozu er jetzt so viele Kräfte verwendet sah. Und dazu sollten seine Kräfte ausreichen? Nie, nie in seinem Leben, klang es schauerlich in ihm, würde er imstande sein, auch nur ein einziges Feld zu bestellen.

Anschel besaß eines jener ernsten Gemüter, dem jede Aufgabe sogleich in ihrer ganzen Breite und Weite erscheint. Solche Gemüter sind gleichsam mit schwerlastenden Händen versehen. — Die Last, die von anderen federleicht emporgehoben wird, sinkt mit ihnen zu Boden. Es kommt dies daher, daß sie nicht nur die Last, sondern sich selbst mit ihrer gesamten Wucht emporheben wollen.

Als diese dunkle Empfindung sich wieder beschwichtigt hatte, fiel eine andre ihm schwer aufs Herz. So viele sah er arbeiten und sich emsig abmühen, keiner hatte es ihnen geheißen; sie waren alle da, hatten nicht erst gewartet, bis sie vielleicht ein mürrischer Knecht, dem der Müßiggang zu beschwerlich geworden, an ihre Pflicht gemahnte. Nur sie allein seien wie im Traume herumgegangen, hätten gemeint, weil es regne, müßten sie warten und warten, bis die Sonne herauskräte, und wenn ihr Knecht nicht gewesen, so gingen sie noch herum, traurig und müßig, und keinem sei es eingefallen, sich selbst zu mahnen und anzuhalten zur Arbeit.

Dieser Gedanke hing zu innig mit den innern Leiden seines Hauses zusammen, als daß sich nicht in rascher, un-

absehbarer Folge noch andere von trauriger Natur daran geschlossen hätten. Die Mutter trat ihm vor das innere Auge; er fühlte ihr ganzes Weh an seine Seele pochen, wie um Einlaß bittend, daß er es begreife und ihr helfe.

„Warum verstört sie sich und uns das Leben?“ sprach es in ihm, „warum gibt sie sich nicht zufrieden? Hat sie's denn in der ‚Kille‘ (Gemeinde) besser gehabt? Da hat sie müssen von früh morgen bis spät in die Nacht im ‚Gewölb‘ stehen, hat im ‚größten‘ Winter auf die Märkte fahren, Not und Kälte ausstehen müssen, ohne daß man oft die Kosten herausbrachte. Und das wär' ihr lieber, als ihr jetziges Leben? . . . Der Vater will ja nicht, daß sie arbeitet wie eine Bäuerin; sie kann sich ja ausruhen so viel sie will. Und wenn sie sich alle Tage Fontef (Feiertag) macht, wer wird ihr etwas sagen? Sie braucht nichts an sich zu sparen, und wenn sie sich jeden Morgen zu ihrem Kaffee Küchel backt, meint sie denn, der Vater wird sich drüber ärgern? Gerad ‚konträr!‘ Er sieht es gern, wenn sie sich einen guten Tag macht und ein zufrieden Gesicht zeigt. Will er denn, daß sie sich's abspart am eigenen Leib, damit ein paar Kreuzer mehr in der Schublad' liegen?“

Es wird niemanden befremden, wenn selbst Anschel in der Stimmung, die ihn aufs Feld hinausgedrängt hatte, das nagende Leid seiner Mutter so verkannte, daß er fast einen Verrat an dem nur ihm geoffenbarten Schmerze beging, den er durch ein „gutes Leben“ zu heilen meinte! Es erging ihm in diesem Punkte nicht anders, als es Tausenden ergeht. Weil er nur nach Verwirklichung eines Gedankens rang, erschien ihm das Weh seiner Mutter fast als ein Hindernis! Kinder sind in dieser Hinsicht oft nicht besser, als das wildfremdeste Gemüt.

Unter solcherlei Gedanken hatte Anschel seinen Feldgang fortgesetzt, aber sie hatten ihre Schwingen verloren. Die Erinnerung an das häusliche Leid war zu mächtig, und

die alte Verzagtheit machte wieder ihr Recht geltend. So war mit einem Male das ganze Bild, das sich ihm darbot, der weite Umkreis mit seinen Feldern, Wiesen und Wäldern vor ihm in den Boden gesunken. Nichts sah und hörte er mehr, als jenen unheimlichen Geist, der mit ihnen aufs Dorf gekommen, sich niedergelassen zu haben schien mitten unter ihnen! Und mit unwiderstehlicher Gewalt drängten sich ihm die Worte seines Vaters auf, die er erst vor wenigen Minuten von ihm gehört hatte: „Du wirst sehen, sie wird nicht anders werden."

„Wenn die Mutter nicht anders wird," so setzten diese trüben Gedanken ihr Zerstörungswerk in ihm fort, „wozu nütze es dann, sich abzumühen? Es würde doch keiner eine rechte Freude davon genießen. Müßte sich nicht der Bissen, den man in den Mund nimmt, unter solchen Umständen in brennendes Gift verwandeln? Wäre es nicht besser, der Vater verkaufte, wenn auch mit Schaden, Haus und Hof, und sie zögen davon, als bis es zu spät sei? Die Mutter könne man doch nicht beiseite schieben, sie werde immer mit ihrer Sehnsucht nach dem verlassenen ‚Geschäfte' kommen, ihnen stets das Dorf vorwerfen, und daß man sie unglücklich gemacht habe! Schon jetzt könne er ihr nicht mehr in das blasse Angesicht sehen . . . wenn sie sich's nun zu Herzen nähme und krank würde und davon, Gott sei Schützer und Beschirmer! den Tod hätte, wer das vor sich selbst verteidigen, wer das ertragen könnte!"

Eine tiefe Hoffnungslosigkeit hatte Anschels Gemüt überfallen; er hatte sich in eine Stimmung hineingesonnen, die ihm fast keinen Ausweg mehr ließ.

„Ob's bei ‚ihnen'," dachte er noch, indem sein trüber Blick fast bewußtlos über die Gestalten auf den Feldern hinschweifte, „ob's auch bei ‚ihnen' so ist? Ob's ihnen auch so schwer wird, wie uns, weil wir Juden sind? Und warum es so ist? und warum ein Jude nicht sollt' ein Bauer werden können?"

Bis hierher dachte Anschel; nun sank er in ein wirres gedankenloses Sinnen, auch die Gestalt, die Gesichtszüge jenes Mädchens, das ihm in der ersten Nacht entgegengetreten war, verwebten sich damit. Zum Glücke ward er durch einen Zuruf, der von einem zur Seite liegenden Felde kam, unterbrochen. Ohne es zu gewahren, war er in die Furchen eines frischgepflügten Ackers getreten.

„He, Bürschchen," rief ihm eine bekannte Stimme zu, „warum schaust du nicht auf deinen Weg? Trittst ja auf dein eigenes Feld!"

Sein Feld! Es wäre unmöglich zu sagen, von welch gewaltiger Kraft diese wenigen Worte auf Anschels wie mit einem Schlage von allen bösen Dünsten und Wettern befreite Seele wirkten. Er stand wirklich auf eigenem Grund und Boden, und derjenige, der es ihm zugerufen, war ihr Knecht Wojtech!

„Ist das wirklich mein . . . ist das unser Feld?" fragte Anschel fast atemlos und ließ die zweifelnden Blicke über den Knecht und den Pflug und über die Pferde gleiten.

„Ich bin ja da," sagte der Knecht mürrisch, „aber geh nur erst aus dem Acker heraus."

Anschel überhörte diese Ermahnung. Festgebannt, die Augen weit offen, mit hochaufatmender Brust, stand er da. Welche Stimmen, die wir nicht vernehmen, welch Jauchzen, das unausgesprochen verklingt, mögen in diesem Gemüte rauschen und wogen, und es hört sich nur selbst und der Weltgeist, zu dem sie als Opfer emporsteigen!

„So geh doch aus dem Acker," sagte der Knecht noch einmal. „Wenn man schon selbst nicht arbeiten will, so muß man nicht noch fremde Arbeit zugrunde richten."

Erst dieser rauhe Zuruf brachte Anschel zu rechter Besinnung. Mit einem Sprunge war er aus der gepflügten Furche heraus und stand nun auf dem etwas höher gelegenen Feldrain. Von da ließ er seine Blicke wieder und

immer wieder über die schwarze Erdmasse gleiten, in die Wojtechs Pflug nur erst wenige Furchen geschnitten hatte — ... Das Feld seines Vaters, sein Feld! ...

Der Knecht schien sich nun nicht weiter um den Sohn seines Herrn zu kümmern; es genügte ihm, daß Anschel seiner Ermahnung Folge geleistet hatte. Mit einem belebenden Zurufe an die Rosse fuhr er in seiner Arbeit fort; das scharfe Eisen schnitt wieder ein, und die angefangene Furche zog sich bald so weit, daß der Knecht schon am entgegengesetzten Ende des Feldes stand, als Anschel ihm noch immer nachschaute.

Dieses Pflügen war für ihn heute ein neues, fast nicht gekanntes Schauspiel. Er hatte es oft gesehen, aber wie man den Baum auf der Straße, den Wanderer, der vorüberkommt, sich ansieht, ohne sie dem Gedächtnisse einzuschärfen. Wenn er mit seinen Eltern zu Markte gefahren war, hatte er oft Bauern an ihren Pflügen gesehen, hatte dieselben wimmelnden Gestalten bemerkt, die jetzt dem weiten Umkreis einen so belebten Ausdruck gaben, aber sie waren an ihm vorübergeglitten, wie wirre Traumfiguren. Was gingen sie ihn an? Er fuhr zu Markte, er sollte in einer Bude stehen und die Kunden locken und bedienen. Heute sah er zum ersten Male, da er zugegen sein konnte, wie solch ein Pflug scharf und schneidend die Erde aufwühlte; zum ersten Male roch er den Duft, der frisch und sinnestärkend aus der Scholle aufstieg; er sah, wie man dabei umging; er konnte ungestört jedem Zuge und Handgriff, jeder Bewegung folgen und sah eine Furche vor seinen eigenen Augen entstehen, sah sie beginnen, wachsen und zu Ende ziehen. Das alles war ihm früher entgangen. Hätte er denn im „Gewölb" oder „auf dem Markt" dazu Zeit gehabt?

Dann bewunderte er den Knecht, wie er so geschickt dabei verfuhr, war erstaunt über dessen Kraft, wenn er an

einer unebenen Stelle den schweren Pflug aufhob, als wäre es ein „leichtes Federl", und ihn wieder einsetzte in die Erde, daß er noch einmal so scharf in dieselbe eingriff; über die Folgsamkeit der Tiere, die ohne Zügel, bloß durch die ermahnenden Zurufe Wojtechs gelenkt wurden, und die dennoch die gerade Linie einhielten.

„Möchtest du's auch können?" drängte es sich ihm als ein unabweisbarer Wunsch auf.

Jetzt war Wojtech wieder bei ihm angekommen; Anschel mußte die Stelle, worauf er stand, verlassen, damit der Knecht mit Pflug und Rossen umwenden konnte. Da hielt Wojtech plötzlich inne; ohne den Sohn des Hauses anzusehen, fragte er mit demselben mürrischen Tone, der ihm eigen zu sein schien:

„Hast du mir was zu sagen von deinem Vater, Bürschchen?"

Anschel überhörte den Spott, der in der kleinlichen Bezeichnung seines Alters lag; ihm genügte es in seiner erhobenen Stimmung, daß ihn der Knecht überhaupt einer Anrede gewürdigt hatte.

„Der Vater hat mir nichts aufgetragen für dich," entgegnete er schüchtern, als ob Wojtech eine ihm übergeordnete Person wäre, die ihm eine abschlägige Antwort erteilen könnte.

Der Knecht schien diese Worte langsam in Bedacht ziehen zu wollen. Er zog aus der Brusttasche eine Pfeife samt der schweinsledernen Blase mit Tabak hervor, stopfte sie und begann zu rauchen. Anschel schaute mit einem Gefühle banger Erwartung diesem Beginnen zu; ja, er war erschrocken, als der Knecht, weil der Tabak auf den ersten Zug keinen Rauch gab, mit einer grimmigen Bewegung neuen Zündschwamm auf den Feuerstein legte, und nun so heftig mit dem Stahle daran schlug, als hätte er ein störriges Pferd unter der Hand, das gebändigt werden mußte

Endlich gelang der Versuch. Nachdem Wojtech einige Züge getan und überzeugt schien, daß die Pfeife „gehe", schob er die Schweinsblase wieder in die Tasche zurück, tat noch einmal einen kräftigen Zug, daß der Rauch wie eine leichte Wolke über die Furchen sich lagerte, und schickte sich an, wieder Hand anzulegen an den Pflug und die Pferde. Anschel bemerkte das mit neuem Schrecken; hatte Wojtech kein Wort für ihn? Das mürrische Wesen des Knechtes schien ihm nichts Gutes zu versprechen; — aller Mut, alle Freudigkeit war von ihm gewichen.

Wojtech hatte in der Tat mit einem kräftigen Rucke dem Pfluge eine neue Wendung gegeben und stand im Begriffe, die frische Furche zu beginnen. Da, mit einem Male wandte er sich um und schaute dem Sohne seines Herrn gerade ins Angesicht. Es war ein finsterer, fast tückischer Blick, der aus Wojtechs Augen auf Anschel fiel.

„He, Bürschchen," sagte er, „wenn dein Vater mir nichts melden läßt durch dich, was willst du denn hier?"

Auf diese Anrede war Anschel nicht gefaßt; der Knecht fragte ihn, was er auf dem Felde seines Vaters, auf seinem eigenen Felde zu tun habe. Alles Blut drängte ihm zu Kopf; in zorniger Entrüstung brachte er nur mühsam die Worte hervor:

„Ich komm' aufs Feld, weil es unser ist."

Wojtech schien von dieser gerechten Aufwallung Anschels sich wenig beirren zu lassen. Sein Antlitz wurde nicht finsterer; er blies eine starke Rauchwolke von sich; aber aus seinen Augen fiel ein merkwürdiger Blick.

„He, Bürschchen," sagte er langsam, „mußt mir nicht durchgehen; ich habe nicht gesagt, daß das Feld nicht dein ist, aber was du hier tun willst, das hab' ich gefragt."

„Darf man sich denn sein eigenes Feld nicht anschauen?" rief Anschel noch immer zornig.

„He, warum nicht," entgegnete Wojtech mit derselben

Bedächtigkeit; „aber ich sehe schon, man muß bis an den allerletzten Tag von der Welt warten, bis daß die Juden anders werden. Die hat unser Herr und Heiland bis in den tiefsten Grund und Boden hinein verflucht. Die können gar nicht anders werden."

„Wie so?" fragte Anschel, ganz betroffen von diesem unerklärlich dunkeln Ausspruche des Knechtes.

Wojtech tat wieder einige Züge aus der Pfeife, aber sie war ihm während des Redens ausgegangen. Mit einer heftigen Bewegung schob er sie in die Brusttasche zurück.

„Nicht einmal so eine sakr . . . Pfeife will brennen, wenn die dabei sind," sprach er halblaut vor sich hin, doch so, daß Anschel Sinn und Bedeutung dieser Worte nur zu gut begriff. Dann sagte er laut:

„Willst du wissen, Bürschchen, wieso unser Herr und Heiland euer Volk in Grund und Boden hinein verflucht hat, daß sie es gar nicht mehr von sich herunterwälzen können? Sie dürfen nichts Grünes haben, nicht ein Halm auf der ganzen Erde darf ihnen gehören. So hat er sie verflucht auf ewige Zeiten."

Anschel begriff im ersten Augenblicke diesen sonderbaren Fluch nicht, aber seine Lage gegenüber dem rätselhaften Knecht hatte ihm die Sinne so geschärft, daß er gleich darauf rief:

„Aber das Feld gehört ja uns, wir haben's ja gekauft."

„Selbes ist wahr," entgegnete Wojtech, „und auch nicht wahr, wie man's nimmt."

„Ich frag' dich nur eins, Wojtech," sagte Anschel eifrig. „Hat der Kaiser es uns erlaubt, Felder zu haben und zu kaufen?"

„Ja und nein," entgegnete der Knecht unbeugsam.

„Hast du's denn nicht gedruckt gelesen?" rief Anschel wieder zornig.

„Ich kann nicht lesen . . .," sagte der Knecht trocken.

„Wenn du also nicht lesen kannst," rief Anschel in seiner Entrüstung, „wie kannst du denn so reden? Wir dürfen jetzt alles kaufen, und Felder dürfen wir haben, so viel wir wollen."

„Und wenn das zehntausendmillionenmal gedruckt ist," sagte Wojtech mit erhobener Stimme, ohne jedoch einen zornigen Ausdruck anzunehmen, „und wenn es alle Pfarrer in der Welt von der Kanzel herunterlesen, ich kann's nicht glauben."

„Du willst nicht glauben, was der Kaiser befohlen hat, und was gedruckt zu lesen ist?" rief Anschel, mehr verblüfft als zornig.

„Selbes mag wahr sein," sagte der Knecht wieder mit seiner früheren Bedächtigkeit, „der Kaiser mag's zugegeben haben, daß ihr Felder kaufen dürft, denn wer das Geld hat, der kann alles kaufen. Aber das will er nicht, daß ihr Bauern seid, und daß ihr ackert und sät."

„Wir werden Felder kaufen dürfen," rief Anschel, gereizt von dem Widerspruch, der in den Worten Wojtechs lag, bitter aus, „und Bauern dürfen wir nicht sein? Das will ja der Kaiser gerade nicht. Wir sollen ja Bauern werden."

Wojtech schüttelte ungläubig den Kopf; er schien durch den letzten Beweisgrund Anschels etwas in seiner vorgefaßten Meinung erschüttert zu sein. Anschel bemerkte, wie seine Lippen zuckten, als wenn er etwas Heftiges unterdrücken wollte. Dann griff er wieder in die Brusttasche und holte die Pfeife hervor, deren aschigen Inhalt er auf der Hand ausklopfte. Es hatte so den Anschein, als ob er sich auf eine recht einschneidende Gegenrede besinnen wollte. Der Versuch mochte ihm aber mißlungen sein; denn nach einer langen Weile rief er fast ärgerlich:

„Es kann nicht sein! Wie hätte der Kaiser etwas zugeben können, was gegen unsern Herrn und Heiland ist?"

Anschel begriff nun leicht, daß er auf diesen Beweisgrund des Knechtes nichts antworten könne; vielleicht mahnte ihn die im väterlichen Hause von „Kind auf" eingesogene Erfahrung, daß man auf die religiösen Bedenken der „herrschenden" Kirche nichts antworten dürfe. Wojtech hatte, wie dies Gebildeten und Ungebildeten eigen ist, seinen Widerwillen gegen die Juden auf das theologische Feld hinübergespielt, und ihm hierher zu folgen, ward Anschel eben so sehr vom Mangel an hinreichenden Kenntnissen, als von der Furcht abgehalten.

Mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Dreistigkeit meinte Anschel nach kurzem Besinnen:

„Darauf weiß ich dir nichts zu sagen, Wojtech. Wenn mein Bruder da wäre, der könnte dir darauf einen bessern Bescheid geben; denn der hat's gelernt und wird einmal ein Rabbiner."

„Ist das soviel als Geistlicher?" fragte Wojtech.

„Ja," entgegnete Anschel unbefangen.

„Warum studiert er nicht im Seminar bei seinem Bischofe?" fragte Wojtech weiter, den der neue Gegenstand des Gesprächs sehr aufmerksam zu machen schien.

„Narr," sagte Anschel lachend, „wir haben keinen Bischof, bei uns kann man Geistlicher zu Hause werden."

„Zu Hause?" rief der Knecht fast erschrocken.

Anschel konnte ein leises Zittern, das die ganze stämmige Figur des Knechtes überflog, bemerken. Was sollte das bedeuten? Welcher neue Auftritt stand ihm bevor? — Das alles dauerte nur einen flüchtigen Augenblick. Wojtech mußte wieder die nötige Fassung gewonnen haben; aber es überkam Anschel ganz eigentümlich, als der Knecht mit veränderter Stimme, fast im weichen Tone zu reden anfing:

„Du glaubst also, der Heiland habe euch nicht verflucht? habe geradezu herausgesagt,. die Juden dürfen Felder haben und Bauern werden?"

„Ich glaube es," entgegnete Anschel, tief betroffen von dem Ernst, der sich über das ganze Wesen des Knechtes gelagert hatte.

„Und meinst du, daß auch dein Bruder, der Geistliche, es glaubt?" fragte Wojtech weiter mit unsicherer Stimme, und warf dabei auf Anschel einen fast bittenden Blick.

„Ja," sagte Anschel unsicher, weil ihn eine Art Grauen vor diesem Verhöre überfallen hatte, „ich glaube: ja!"

Wojtech wandte sich plötzlich von ihm ab und murmelte etwas vor sich hin, was Anschel nicht verstand; aber er war erstaunt, als sich der Knecht nach einer Weile wieder zu ihm kehrte, und er in dessen Gesicht blicken konnte. Es war, als hätte es sich in diesen wenigen Augenblicken so verändert, daß ein neues, nie gesehenes daraus geworden war. Alles Tückische und Störrische war daraus entschwunden, milde, fast weiblich sanfte Augen blickten Anschel aus diesem früher so finstern, gefürchteten Antlitz entgegen.

Noch höher stieg seine Verwunderung, als nun der Knecht sagte:

„Du willst also ein Bauer werden?"

„Ich will!" sagte Anschel fast unhörbar.

„Willst ackern und säen? Willst das Feld grün machen und es abschneiden, wenn Zeit ist?" fuhr Wojtech in demselben weichen Ton fort.

„Ja," antwortete Anschel.

„So komm," rief er mit erhobener Stimme, „hier gebe ich dir den Zügel in die Hand! Ich hab' die Pferde zehn Jahre geführt, heute sollst du sie übernehmen. Und gib jetzt acht, ich werde dir zeigen, wie man ackert."

Anschel fühlte den Zügel in der Hand; er wußte nicht, hatte er ihn selbst ergriffen, oder hatte ihm der Knecht ihn gegeben. Der plötzliche Entschluß Wojtechs, ihn als Schüler im Bauernhandwerk anzunehmen, hatte auf seine Sinne fast betäubend gewirkt. Wojtech hatte darauf den während

des langen Gespräches in den Boden gesunkenen Pflug mit beiden Händen ergriffen, und ihn mit Gewalt auf eine andre Fläche gerückt. Es war dies das Tun eines einzigen Momentes.

„Wie soll ich's denn machen?". fragte Anschel nach einer Weile.

„Erst bete!" sagte der Knecht ernst; und als ob er ihm den Mut geben wollte, in dieser sonderbaren Lage seine Gedanken zu Gott emporzurichten, nahm Wojtech die Mütze vom Kopfe, und hielt sie andächtig in der Hand. Wunderbaren Eindrucks war diese Bewegung des Knechtes auf Anschels Gemüt! Als strömte von Wojtech eine unsichtbar belebende Kraft aus, kamen Empfindungen über ihn, die er bis dahin in solcher Stärke nicht gekannt hatte; eine innere Gewalt drängte Gedanken auf Gedanken, Wort fand sich zu Wort. Anschel hatte gebetet, ehe er selbst es wußte. Es war ein kurzes Gebet, es stand in keinem Buch, aber es war aus einem Menschenherzen gekommen, über das der Hauch der Andacht wehte, wie Frühlingswinde über den fruchtbaren Acker.

„Bist du fertig?" fragte Wojtech nach einer Weile.

„Ja," sagte Anschel.

„Ich möcht' wissen, was du gebetet hast?" sagte der Knecht in einem Tone, der keine Weigerung zuließ.

Dennoch besann sich Anschel einen Augenblick; er trug Scheu, dieses kaum ihm klar gewordene Gedankenweben der Neugierde des Knechtes bloßzulegen.

„Schämst du dich?" fragte Wojtech, als er Anschel zögern sah.

„Du wirst es aber nicht verstehen!" sagte Anschel errötend.

„Warum nicht?"

„Es kommt etwas von unserer heiligen Sprache darin vor," meinte Anschel zögernd.

„So sag's nur!" drängte Wojtech.

Gebrochen und unvollständig, weil er erst in eine mit ihm nicht geborene Sprache übersetzen mußte, was ihm einige Augenblicke früher so warm und unmittelbar aus der Seele gequollen war, versuchte Anschel den Inhalt seines Gebetes dem Knechte begreiflich zu machen. Es war ein Zusammenfinden von Gebetformeln, wie sie das Haus und die Synagoge ihm ins Gedächtnis zurückgerufen, mit eignen Gedanken, wie sie in der Weihe des Momentes mit dem vollen Ernste seines Gemütes über ihn gekommen waren.

Wojtech hörte folgendes Gebet:

„Gelobt sei'st du Gott, unser Gott, König der Welt, der du die Erdenfrüchte geschaffen hast und die Baumfrüchte; segne uns Gott, unser Gott, dieses Jahr; laß alle seine Fruchtarten gut gedeihen, laß Tau und Regen zum Segen sich auf die Erde ergießen, damit wir von deiner Allgüte uns sättigen, ja laß dieses Jahr den besten Jahren gleich gesegnet sein. Gott, unser Gott, segne auch unser Haus, mache, daß wir alle Freude hier finden, daß kein Herz trauert. Mache, daß wir nicht unruhig bleiben, denn du kannst ja alles. Der Winde wehen und Regen herniederfallen läßt, der allmächtige Gott, der sei gelobt und gepriesen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Wojtech hatte aufmerksam zugehört, nicht das leiseste Zucken verriet an ihm, daß ihm eines der Worte, wie wenig geeignet sie vielleicht für sein Verständnis klangen, entgangen war. Als Anschel nun geendigt hatte, schien der Knecht noch eine längere Fortsetzung des Gebeteten zu erwarten, er blickte noch immer auf Anschels Mund. Dann sagte er rasch:

„Jetzt komm, jetzt wollen wir ackern."

Die Pferde zogen an, und in die durch Gebet geweihte Erde schnitt scharf und schrillend das Eisen die erste Furche Anschels.

8. Anschel findet zwei Mädchen.

Anschel hatte an diesem und dem darauffolgenden Tage keine leichte Schule zu bestehen.

Wojtech hatte wieder seine alte Natur angetan; er war wieder mürrisch, störrig und befehlshaberisch geworden und ließ dies seinen Zögling in jeder Weise fühlen. Es schien, als ob mit dem Augenblicke, wo seine Füße wieder auf dem eigentlichen Ackerboden standen, der alte Geist der Abneigung, ja des Hasses über ihn gekommen wäre. Anschel tat es ihm in nichts recht; bald hastete er zu sehr seinen Schritt, ließ die Pferde nicht gemessen genug gehen, bald ging er wieder zu langsam neben ihnen einher. Der Pflug schnitt entweder nicht tief genug ein, oder er zog eine zu starke Furche. Beides rief aus dem Munde des Knechtes Vorwürfe und Ermahnungen hervor, die für jeden andern, nur nicht für Anschel verletzend klangen.

„Stellt er sich nur so? Oder ist er wirklich so?" richtete Anschel oft die Frage an sich. Das eine begriff er aber mit allen Sinnen, daß er dem Knechte folgen und die Ausbrüche seiner finstern Laune ertragen müsse. Ein höheres Gefühl, als das der Furcht, etwas, was ihn unwillkürlich mit Gehorsam gegen Wojtech erfüllte, ließ jeden Trotz, jede Beleidigung und jeden Schimpf an seinem äußern und innern Ohre vorüberrauschen. Anschel sah in dem Knechte seinen Lehrer, der sich mit ihm Mühe gab.

„Muß er dir's denn zeigen, wie man ackert?" sprach er zu sich; „zahlt ihm einer dafür?"

Einmal ließ Wojtech plötzlich innehalten.

„Da sieh her," rief er bitter, „was du da gemacht hast. Wenn auf dem Feld etwas wachsen wird, so muß der Teufel es gesät haben."

Anschel wandte sich erschrocken um, und Wojtech zeigte mit der Hand auf eine eben aufgeworfene Scholle; sein Zögling konnte jedoch nichts besonderes daran bemerken. Die Unkenntnis dessen, was er eben jetzt begangen haben sollte, malte sich auf seinem Antlitze.

Darauf bückte sich der Knecht nieder auf den Boden und nahm eine Hand voll Erde von der bezeichneten Scholle auf.

„Ist das Erde?" rief er und hielt sie Anschel hin.

Anschel begriff noch immer nicht, was der Knecht wolle, er sah ihn mit verlegen bittender Miene an.

„Wenn ein Pferd auf das tritt," sagte Wojtech darauf mit Zorn, „so kommt ein Funke heraus, aber etwas Grünes kann daraus nicht wachsen. Das merk dir, Bürschchen."

Damit nahm er zwei Kieselsteine, die der scharfe Pflug aus der Unterlage des Bodens hervorgefördert hatte, und warf sie in weitem Schwunge über die Felder, bis sie auf der Straße krachend niederfielen. Anschel wagte kein Wort der Widerrede, er verstand offenbar im ersten Augenblicke nicht die Absicht des Knechtes. Hatte e r denn die Kieselsteine hingelegt? War es nicht Wojtech, der den Pflug lenkte und von dem es abhing, ob dieser leicht oder tief in den Boden schneiden solle? Erst, als sie sich wieder in Bewegung gesetzt, dämmerte ein leises Verständnis in ihm auf, daß gerade Wojtech es war, der an der bezeichneten Stelle plötzlich den Pflug tief in die Erde gedrückt hatte; er hatte den Ruck gefühlt, mit dem er das Ackerwerkzeug aus der bis dahin eingehaltenen Linie in eine tiefer liegende schob.

„Hat er das ‚mit Fleiß' getan, um dir etwas Böses zu sagen?" fragte er sich, „oder hat er dir's nur zeigen wollen, wie man es besser machen muß?"

Wojtech wußte wahrscheinlich nicht, welches Wesen hinter einem „Schullehrerseminar" sich barg, wußte nicht, daß man, um lehren zu können, die absonderlichsten Dinge lernen müsse, Dinge, von denen man dann kein einziges gebrauchen

kann; wußte vielleicht nur, daß es in seiner Kindheit ein Büchlein gab, das ABC hieß, weiter aber nichts von „Propädeutik", synthetischer oder analytischer „Methodologie". Wenn aber Anschel mit seiner letztern Vermutung recht hatte, wenn Wojtech an seinem eignen Fehler das Verwerfliche desselben beweisen wollte — hatte er damit nicht ein Talent zum „Lehrfach" dargetan, das auf so manchem Lehrstuhl unsers Vaterlandes im hellsten Lichte geglänzt hätte?

Im Laufe des Vormittags gestaltete sich so der Knecht für Anschel zu einem stets rätselhafter werdenden Wesen; glaubte er ihn in dem einen Augenblicke erkannt, aus seiner Miene Neigung und Gefühl gesehen zu haben, so entschwebte ihm das alles wie ein Traum in der nächsten Viertelstunde. Wojtech schien dann eine grausame Freude, eine Art Blutgier an den Tag zu legen, um jedes günstige Urteil, jeden schmeichelnden Wahn in Anschels Seele gleich im ersten Augenblicke zu ersticken. Es war ihm nichts daran gelegen, was Anschel von ihm denke, ob Gutes oder Böses, wenn er ihn nur seine Oberherrlichkeit und seine Laune konnte fühlen lassen. So fragte ihn einmal Anschel ganz unschuldig, ob Wojtech noch nie gehört habe, daß man in einem Lande, er glaube es sei in England, oder drüben über dem Meere, gar nicht mehr mit dem Pfluge umgehe. Da schicke man eine Maschine, aus der Dampf herausgeht, auf das Feld hinaus, die laufe hin und her und habe den Verstand für den Menschen. Die Leute blieben zu Hause; wenn sie aber gegen Abend auf ihre Felder herauskommen, so sei alles getan, als wenn zwanzig Menschen mit vereinten Kräften sich abgemüht hätten.

„Glaub du das nicht, Bürschlein," hatte Wojtech mit beinahe mildem Ausdrucke gesagt, „so ein Feld kennt seinen Menschen, es weiß gleich, will dieser Mensch ihm gut oder ist er ihm ein Feind, und danach richtet es sich auch. Du wirst sehen, Bürschlein, wie das immer und immer eintrifft.

Und wahr kann das gar nicht sein. Das Feld möcht's ja wissen, daß es von keinem Menschen gepflügt worden ist, und aus Zorn möcht' es nicht ein einziges grünes Korn herausbringen. Es wär' verhext."

Als aber Anschel darauf erwiderte, es müsse doch wahr sein, denn man habe schon viele absonderliche Dinge gehört, und sie seien doch jedesmal wahr gewesen, rief Wojtech in einem Ausbruch leidenschaftlichen Grimmes, daß Anschel entsetzt davor zurückbebte:

„Wenn es wahr sei mit dieser Teufelsmaschine, so seien die Juden nur daran schuld. Weil die nun Felder kaufen könnten, so viel sie wollten, so glaubten sie auch schon, die ganze Welt gehöre ihnen. Ackern, säen, überhaupt sich abmühen, wolle keiner von ihnen; darum sei so eine Maschine, aus der Dampf herausgeht, ihnen gerade recht; da brauchten sie keinen Christenmenschen dazu, denn was läge ihnen daran, wenn alles zugrunde gehe? Aber er hoffe, man werde sich das nicht gefallen lassen, und sei eine solche Maschine mit Dampf stark, so seien die Menschen doch noch stärker; sie würden sie totschlagen mit Sensen nnd Dreschflegeln, daß auch nicht e i n Stück zurückbliebe, um damit seine Pfeife anzuzünden."

Diesem wilden Haßausbruch war dann ein langes Schweigen gefolgt. Anschel verrang nur mit Mühe diese schrecklichen Worte; Zornesgewalten drängten sich in ihm auf und nieder; er fühlte sich voll Wut gegen den Knecht. Nur mit Widerwillen blieb er; er wäre am liebsten davongegangen. Ahnte der Knecht, was in Anschels Gemüt vorging? Wollte er ihn versöhnen? Als Anschel einmal ermüdet stehen blieb, und mit dem Tuche den Schweiß von der Stirne wischte, sagte Wojtech im Tone des tiefsten Mitleids:

„Setz dich nieder, Bürschlein, und ruh dich aus. Das Feld läuft uns nicht weg."

Als sich Anschel, der Erlaubnis des Knechtes folgend,

auf den nackten Boden setzen wollte, sagte Wojtech verwehrend:

„Nicht, nicht, Bürschlein! Da ist jetzt kein Sitzen für einen gesunden Menschen; böser Dunst steigt herauf und könnte dir den Tod bringen. Was möcht' deine Mutter dazu sagen?"

Und ehe Anschel es sich versah, hatte Wojtech mit einer raschen Wendung sich seiner Jacke entledigt und sie auf den Boden gebreitet.

„Da setz dich her," sagte er, „und ruh dich aus. Ich will mir indessen eine Pfeife stopfen."

Dankend, aber sprachlos blickte Anschel von seinem Sitze zu dem Knechte auf. Er wurde aus ihm nicht klug.

Zu Mittag brachte eine Magd das Essen für Wojtech; Anschel sollte nach Hause kommen, meldete sie, man warte schon auf ihn. Anschel vernahm diesen Bericht mit Verdruß; ihm dünkte, es schicke sich nicht, den Knecht „so allein" da zu lassen, sein Mahl unter freiem Himmel verzehrend, während er selbst nach Hause ging, um sich mit seinen Eltern in aller Gemächlichkeit an den Tisch zu setzen. Aber so sehr stand er bereits unter der rätselhaften Gewalt des Knechtes, daß er vorher gleichsam um Erlaubnis bittend zu Wojtech aufschaute. Dieser hatte sich, nachdem er über Kopf und Brust das Kreuzeszeichen gemacht, auf den Pflug niedergelassen und sogleich seine Mahlzeit begonnen. Wojtech mußte die fragende Miene verstanden haben, denn er sagte lachend, mit einem Bissen im Munde:

„Geh nur, mein Bürschchen, und laß dir's schmecken; das ist noch nichts für dich . . bis später."

Er meinte wahrscheinlich damit, Anschel sei noch nicht Bauer genug, um auch die Mühen des Bauernstandes zu übernehmen.

Als Anschel aus dem Bereiche des sonderbaren Knechtes gekommen war, überfiel ihn eine Empfindung der Unge-

bundenheit und des Wohlseins, wie er sie seit langem nicht gekannt hatte. Schrie er laut auf? Hallten die Felder von seinem Gesange wider? Er hätte es nicht sagen können, ob, was das innere Ohr vernahm, auch nach außen hin die Luft in Schwingungen versetzte. Aber es war ihm zumute, als hätte er das Recht, die ganze Gegend mit seinem Gesange zu wecken, hellauf zu lachen und Possen zu treiben. Hätte Anschel nachgedacht, er hätte vielleicht in den fernen Tagen seiner Kindheit Stunden erkannt, deren Antlitz eine schlagende Ähnlichkeit mit den heutigen hatte. Er hätte sich als Kind gesehen, das springend und wohlgemut aus der Schule des Lehrers kam, in namenlosem Jauchzen, daß die Lehrzeit vorüber. War Anschel heute nicht auch in die Schule gegangen? Hatte er nicht auch einen strengen Lehrmeister gehabt? Ganz und ungeteilt war jene Ungebundenheit, jenes Wohlsein einer befreiten Seele über ihn gekommen. Nur das eine war noch hinzugetreten: Anschel hatte zum ersten Male den Segen der schweren Arbeit kennen gelernt. Er war Kind und zugleich Mann geworden. Er war Wojtechs Zögling; aber die Schule war sein eigenes Feld.

In dieses innere Singen und Freuen trat mit einem Male etwas ein, wovor es wie ein scheuer Waldvogel aufflatterte und verstummte. Vor ihm gingen zwei Mägde, mit Körben an dem Arm, in denen sie die leeren Eßgeschirre von den Feldern heimbrachten. Die eine dieser Mägde war auffallend schlank und feingegliedert, während die andre in ihrer gedrungenen Gestalt sich fast plump neben ihr ausnahm. Noch ehe Anschel die beiden Mädchen erreichen konnte, hörte er sie leise untereinander kichern, und die Kleine sagte darauf so laut, daß ihm kein Wort entgehen konnte, zu der andern:

„Du wirst sehen, er kennt dich noch."

„Narr, es war ja in der Nacht," gab die Große mutwillig zur Antwort, „und du weißt, bei Nacht ist alles schwarz, selbst eine rote Henne."

In Anschels Herzen regte sich etwas mit großer Gewalt; zugleich fühlte er plötzlich einen so heftigen Schmerz in dem Finger, den er in der ersten Nacht an einem Nagel der Gartenplanke blutig geritzt, als ob es in dem Augenblicke geschehen wäre.

Die Stimme der Sprecherin, jener schlanken, feingegliederten Gestalt, schien ihm so bekannt . . . War sie es?

Die Mädchen machten kleine trippelnde Schritte, als wollten sie es dem Nachkommenden erleichtern, sie zu erreichen. Verstand Anschel diesen Wink nicht? Oder wollte er ihn nicht verstehen? Mit einem Male sah er, wie die Kleine mit einer hastigen Bewegung den Korb vom Arm der Großen riß.

„Geh," sagte sie, wie unwillig, „du machst mir zu langsam, du trippelst wie ein Hühnchen herum, wenn es aus dem Ei gekrochen ist, und ich habe noch viel zu tun."

Ohne weitere Gegenrede abzuwarten, war sie davongeeilt. Die Große schien das ohne Weigerung angenommen zu haben.

Anschel kam nun näher; er befand sich nur noch wenige Schritte von dem Mädchen. War er erst mutig geworden, seitdem er keinen Zeugen um sich sah? . . . Ehe er es selbst wußte, stand er, ging er neben ihr; aber die beiden sahen sich nicht; mit gesenkten Blicken, pochenden Herzen und schweigenden Lippen wandelten sie nebeneinander. Wartete einer des andern, bis der Geist über ihn gekommen?

Endlich drängten sich Worte auf Anschels Lippen, Worte, die keinen eigentlichen Zusammenhang hatten, aus denen nur das eine hervorging, daß ihr Sprecher sich in namenloser Verlegenheit befand. Er wollte gesagt haben, ob sie sich seiner und jener Nacht noch erinnere, da er mit ihr über die Gartenplanke hinüber so viel und mancherlei geredet, aber er hatte nichts davon gesagt. Und je mehr Anschel sprach, desto mehr geriet er in die wirren Netze seiner

eigenen Rede hinein, bis ein herzhaftes Gelächter des Mädchens ihn plötzlich wie mit einem Rucke aus dieser drangvollen Lage befreite.

„Bist du gescheit oder nicht?" rief sie. „Warum sollte ich dich nicht kennen? Einen Dieb, der das Haus so umschleicht, den merkt man sich leicht, und . . ."

Jetzt erst schaute Anschel auf. Da stand wirklich vor ihm jenes Mädchen, das ihm bei ihrer Ankunft im Dorf so rätselhaft Bescheid gegeben, aber schöner und lieblicher, als er es in jener Nacht flüchtig im Mondenglanz an sich hatte vorübergleiten gesehen. Auch sie warf auf ihn einen jener schnellen Blicke, gegen die der Blitz des Himmels, ja selbst der Gedanke langsam sind; denn er ist beides zugleich, Blitz und Gedanke, zündendes Feuer und Seelenausdruck.

„Hältst du mich noch für einen Dieb?" rief Anschel mit einem Male ermutigt.

„He, warum nicht?" lachte das Mädchen mutwillig und zeigte dabei eine Reihe weißer Zähne, die es noch lieblicher machten. „He, warum nicht? Wie heißt man einen, der mitten in der Nacht, wenn es niemand sieht, einem Mädchen etwas aus der Hand reißt und damit forteilt?"

„Du meinst das Tuch," sagte er stockend, „das ich mit mir genommen habe? Du hast es mir aber selbst gegeben."

„Da seh' mir einer den an, der das sagt," rief das Mädchen wieder lachend. „Du hast mir's weggerissen und bist damit fortgelaufen."

„Verzeih mir," meinte Anschel im gerechten Bewußtsein seines Rechtes, „du hast es mir gegeben, hast es selbst ins Wasser eingetaucht, damit ich es auf das blutige Gesicht lege. Ich muß das ja besser wissen als du."

„Es ist nicht wahr!" sagte das Mädchen plötzlich heftig werdend und wandte sich rasch ab.

Wunderbares Sprießen und Keimen eines einzigen Gefühles in zwei Menschenherzen! Da nimmt das eine nicht

Anstand, dem andern Lüge und Falschheit anzudichten, sich zu wehren gegen es mit stachlichten, schneidenden Worten, mit Mutwillen und Spott. Aber es beleidigt, es verletzt nicht; es führt süße Nahrung herzu, klingt wie schmeichelnde Musik. Das ist dann dasselbe Gefühl in zwei Seelen, das sie mutig macht, um den Kampf mit einer Welt zu bestehen, demütig und aufopfernd zugleich, ernst und freudeberauscht. Aus scheinbarem Widerspruch ringt sich das Verständnis los; unter Spiel und Tand steht sie plötzlich da, die verzehrende, über alles flammende, in sich selbst versinkende Liebe!

Darum klang es auch nicht als Beleidigung an Anschels Ohr, als das Mädchen ihm so offenbar eine Unwahrheit vorwarf.

„Wenn du willst," sagte er hastig mit überquellenden Lauten, „so geb' ich dir's zurück. Ich habe ganz vergessen."

„Wo hast du's denn?" rief das Mädchen gleichfalls heftig. „Gib mir's gleich!"

„Hier, hier!" rief er gepreßt.

Mit zitternden Händen fuhr er unter den Rock.

„Da nimm es!" sagte er atemlos, „wenn du's willst. Ich will kein Dieb sein, ich hab's bei mir behalten seit jener Nacht."

Er gab ihr aber das Tuch nicht hin; er behielt es an sich gedrückt, als fürchtete er, eine kleine Handbewegung könnte ihm dasjenige rauben, was bis dahin . . . auf seinem Herzen geruht hatte.

Das Mädchen warf einen scheuen Blick darauf, dann zuckte es mit der Hand danach, aber sie berührte nicht das Tuch, sie lag auf Anschels Hand brennend heiß. Da ging ein Schauer, ein Wehen durch beider Seelen, ein Licht flammte vor ihnen auf, Auge fand sich im Auge, . . . sie standen sich wie im Boden wurzelnd eine Weile gegenüber.

„Behalt's nur," sagte sie leise, „behalt's nur."

„Wenn du's aber willst," meinte Anschel, ihr aufs neue das Tuch hinreichend.

„Behalt's nur, behalt's nur!" schrie sie fast laut.

Weiter ward kein Wort zwischen den beiden gesprochen. Sie hatten die ersten Häuser des Dorfs erreicht, sie standen in der Gasse und wußten nicht, wie sie dahin gekommen. Mit gesenkten Blicken waren sie nebeneinander gegangen. Anschel noch immer das wie eine Beute auf dem Schlachtfelde geholte Tuch in der Hand haltend, nicht bedenkend, daß so etwas geborgen werden müsse scheu und sicher vor der Menschen Neugier und Urteil. Aber solche Gemüter, die der süße Rausch überkommen; wandeln mit offenen Augen über Abgründe und Tiefen und sehen sie nicht; setzen über tosende Wasserflächen und hören sie nicht; Feinde scharen sich rings um sie; aus tausend Verstecken schwirren Pfeile über sie, aber sie fühlen das tödliche Geschoß nicht.

Plötzlich sah sich Anschel allein, das Mädchen hatte ihn verlassen. War sie klüger als er? Fürchtete sie mit ihm gesehen zu werden? Jetzt erst kam über ihn eine Eile, ein Hasten, als hätte er Langversäumtes in einem einzigen Augenblicke nachzutragen. Blickten nicht von allen Seiten fragende Augen ihm nach? Fühlte er sie nicht brennend auf sich liegen? Mußte er nicht sein stilles Glück ungesehen und unbeachtet nach Hause tragen?

---

9. Eine Mutter sucht nach einem Kinde.

Seitdem Anschel das neue Leben in sich trug, das so unerwartet gleich mit dem ersten Eintritt ins Dorf ihm aufgegangen, erschien ihm seine Familie als ein anderes. Sie war ihm mit einem Male fast gleichgültig geworden, es war, als gehörte er ihr nicht mehr an, als sei ihr Leid

ein ihm ganz fremdes, als hätte er keinen Anteil an ihrem innern Dasein zu nehmen. Es wird dies niemanden wundern, wer die Selbstsucht solcher ersten Gefühle kennt. Berge und Täler sollen sich verrücken, das Flußbett sein altes Lager verlassen, in dem sich die Woge seit Menschengedenken wälzt, untreu soll alles werden den ewigen und menschlichen Gesetzen, damit nur sie hochaufschreiten können durch die Welt, durch nichts gehindert, von niemandem gekränkt!

Rebb Schlome hatte seine Freude, wie anstellig sich Anschel in dem neuen Stande zeigte. Er hatte das hinter dem träumerischen „Jüngel", für den das „Geschäft" nicht den mindesten Reiz gehabt, nicht gesucht. Anschel war unermüdlich in seinem Eifer. Früh morgens war er mit den Knechten schon aufs Feld gegangen, wenn Vater und Mutter noch schliefen; selbst zu Mittag mochte er nicht heimkehren; er hatte es durchgesetzt, daß er sein „Essen" neben Wojtech auf dem Felde verzehren durfte, weil es sich so besser „schicke".

Das erstemal, als dies geschah, sträubte sich Nachime mit allen Kräften dagegen; es war unerhört, daß man einem ihrer Kinder das „Essen" wie einem „Schnorrer" hinausschicke. In ihrem Vaterhause und auch anderswo halte man es für das höchste Glück, sagte sie, wenn man die Kinder schön um sich herum sitzen haben könne; jetzt aber solle sie ihren Anschel ganze Tage lang nicht zu Gesichte bekommen, solle nicht wissen, wie ihm das Essen geschmeckt und ob es ihm auch wohl bekommen sei. Den schärfsten Ausdruck legte sie aber darauf, daß ihr Kind mit Knechten und Mägden „zusammen essen" sollte. „Deswegen sind wir aufs Dorf gezogen, das hätte mein Anschel nicht anderswo auch haben können?"

Nachime vergaß, daß es Anschels eigner Wunsch gewesen war; aber ein wundes Herz kettet fast mit Absicht alles, was es drückt, nicht an dasjenige, was ihm im Augen-

blicke ein Leid bereitet, sondern steigt immer und wieder zu der Quelle zurück, woher es überhaupt ausgegangen; es übersieht stets das ganze Gebiet seiner Krankheit. Wie ein erfahrener Arzt weiß es selbst ein unwesentlich scheinendes Weh mit dem am Leibe nagenden, unausrottbaren Krankheitsstoffe in Verbindung zu bringen.

Es war überhaupt mit Nachime eine ganz eigentümliche Veränderung vorgegangen. Die demütig schweigsame Frau war mit einem Male fast überlaut in ihren Äußerungen geworden; täglich, ja stündlich konnte sie davon sprechen, wie ganz anders es in der „Kille" sei, warum sie mitgegangen, warum sie sich mit „Händ und Füß" dagegen gestemmt habe, fortzuziehen. Es schien, als sei sie sich plötzlich der ihr im Hause vorenthaltenen Stellung bewußt geworden, und trachtete nun danach, keinen Fuß breit des gewonnenen Landes wieder abzutreten. Man weiß, was zu geschehen pflegt, wenn Menschen, namentlich Frauen, zu einem Aufgeben ihrer eigentümlichen Natur gezwungen sind. Nachime war aus dem Kreise ihres bisherigen Daseins zu unvorbereitet gerissen worden, als daß dies nicht einen merklichen Einfluß auf ihren Charakter hätte ausüben sollen. Niemand hätte in ihr, wenn er sie so sprechen hörte, wenn er den harten Ton vernahm, mit dem sie Knechten und Mägden gebot, oder die verdrossene Miene sah, mit der sie die häuslichen Angelegenheiten leitete — niemand hätte in ihr die milde duldsame Nachime erkannt. Alles an ihr schien verändert; selbst in ihrer Kleidung zeigte sich dies, die bereits Spuren von Vernachlässigung an sich trug. Man machte ihr darüber keine Vorwürfe, wie man ihr überhaupt immer weniger zu antworten oder ihre bitteren Bemerkungen zu entkräften suchte. Dafür antwortete sie sich selbst, machte sich selbst Vorwürfe, denen sie dann, als wären sie ihr von einem andern gemacht worden, entgegentrat. „Ob sie sich für die Bauern oder die Kühe im Stall die ‚Jontefhaube' aufsetzen solle?" hieß es dann; „ob nicht das aller-

schlechteste Kleid, wie sie es nur im Winter auf den Märkten getragen, gut genug sei?" Selbst am Sabbat machte sie davon keine Ausnahme; es schien ihr eine Art von Befriedigung zu gewähren, in den schönen Tag der Ruhe die düstern, grauen Farben ihrer Stimmung hineinzutragen.

„Für wen sie denn Sabbat machen solle?" warf sie sich dann vor, „ob für den Knecht Wojtech, der ‚einen' gern in einem Löffel Wasser vergiften möchte? Sie könne ja nicht einmal in ‚Schul' gehen und Gott loben und preisen, sie werde zuletzt jedes ‚jüdisch' Wort verlernen und nicht mehr wissen, wo Gott wohnt?"

Solche Worte, namentlich am Sabbat gesprochen, verletzten tief und rissen noch mehr in der bereits weit klaffenden Wunde. Der Sabbat ist der Tag, an dem man solch schneidendem Wortgefechte gern aus dem Wege geht und die Seele frei halten will von den kreischenden Tönen des Gemeinen. Wenn aber diese friedselige Stimmung gewaltsam angegriffen wird, so wehrt man sich dagegen mit allen Kräften. Darum fehlte es besonders an diesem Tage nicht an harten Gegenreden.

„Wenn man sie so sprechen höre," klang es dann bitter von Rebb Schlomes Lippen, „so meine man nicht anders, als sie hätten alle, was Gott verhüte, das ‚Taufwasser' über sich ergehen lassen . . . in Rebb Schlome Hahns Hause warte man nur darauf, bei der nächsten Gelegenheit sich auf und davon zu machen und zum Geistlichen zu wandern! Und das sage ihm das eigne Weib! Aber er wisse schon, was es mit dem ‚Frommsein' der Weiber sei; um Gott sei es ihnen nicht zu tun, höchstens um die schöne Haube oder um die neue goldene Kette, die sich die Nachbarin angeschafft hat. Darum sei auch in der ‚Weiberschul' ein so lautes Lärmen und Plaudern, man könne oft sein eignes Wort nicht vernehmen. Wenn sich Nachime nach dem zurücksehne, so begreife er das, denn hier auf dem Dorfe finde sich so etwas nicht vor; ihm

aber solle sie den Sabbat nicht verstören mit solchen Reden, bei denen nichts herauskomme."

Solchen Worten gegenüber, die den Riß zwischen den beiden Eheleuten grell dartaten, hatte Nachime keine Tränen, wieder nur Worte entgegenzusetzen. Die spöttische Anspielung auf ihr „Frommsein" erschütterte sie nicht so sehr, als sie in ihr eine fast an Wut streifende Entrüstung weckte. Das ganze Wesen dieses duldenden Weibes erzitterte, als sei es von rauher Hand an der wundesten Stelle gewaltig gepackt worden. Mit kreidebleichen Lippen und kreischender Stimme rief sie: „Da könnten es alle hören, und was ich heute an diesem Sabbat sage: Wenn eines von unsern Kindern zur Taufe gehen wird, so bist nur d u daran schuld; den alten Gott hast du ihnen schon genommen, indem du sie aufs Dorf geführt, und daß sie bald den neuen finden werden, davor ist mir nicht bange. Du wirst auch schon für den sorgen."

Einen solchen Ausbruch tiefinnerster Leidenschaftlichkeit hatte Rebb Schlome nicht erwartet. Er erschrak heftig darüber. So weit hatte er nicht gehen wollen; seine Bemerkung über das „Frommsein" der Weiber hatte Nachime nur im allgemeinen gegolten; aber darin liegt eben das Verhängnisvolle solchen Streites: er fährt unabsichtlich ins Fleisch, reißt Wunden ein, die man nicht schlagen will, zerstört, was man unverletzt erhalten wollte.

Beschwichtigend trachtete er einzulenken, meinte fast scherzend, die ganze Welt wisse, Rebb Schlomes Nachime brauche sich, was das „Frommsein" betrifft, nicht vor einem Landesrabbiner zu schämen; sie werde doch vom eignen Manne einen „Spaß" hinnehmen. Aber Nachime wollte dem Streite nicht diese Pforte aufschließen, was doch zuletzt das beste gewesen wäre, verstand den Spaß nicht und rief bitterlich:

„Gott kann das nicht ungestraft lassen, was man an

mir getan hat. Den Dieb, der einem eine Kleinigkeit stiehlt, den sperrt man ein; mir aber hat man alles genommen, es ist mir nichts geblieben, nicht einmal der heilige Schabbes, den doch der ärmste ‚Schnorrer' auf der Welt hat."

Als darauf Rebb Schlome, durch diesen Vorwurf erbittert, zornig meinte: „Eine schöne Schnorrerin bist du! Tausende von jüdischen Weibern möchten sich auf die Knie werfen vor Gott und dem danken mit aufgehobenen Händen, wenn sie der Mann zu einer solchen Schnorrerin gemacht hätte," rief sie unversöhnlich:

„Dazu werde ich mich besinnen. Mein Gott wird mir das nicht ungut nehmen, wenn ich mich für das, was man an mir getan hat, nicht bedanken kann. Wenn man mir alles nehmen wird, was ich habe, wenn ich arm und barfüßig dastehen werde, dann erst werde ich sagen: Großer Gott in deinem Himmel, wie gut hast du's mit mir gemeint! Aber jetzt?!"

Solche Auftritte endigten gewöhnlich damit, daß beide Teile fast aus Erschöpfung die Waffen sinken ließen. Die Kinder selbst, teils aus Scheu vor dem elterlichen Ansehen, teils weil ihnen das Herz dabei vor Wehmut und Bekümmernis anschwoll, begaben sich nicht in die heiße Luft solcher Wortkämpfe. Sie suchten sich zu entfernen, und wo das nicht anging, schwiegen sie. Aber weder für Nachime, noch für Rebb Schlome hatte dieses Schweigen der nächsten Glieder ihres beiderseitigen Daseins etwas Verdammendes. Merkwürdig war es, daß solche Auftritte gerade in Gegenwart der Kinder stattfanden, als hätten sie Zeugen haben müssen; das Alleinsein vermieden die Eheleute.

Es ist bezeichnend für das menschliche Herz, daß es sich in solchen Lagen gern nach Stützen, gleichsam nach Verfechtern und Anhängern seiner Partei, umsieht. Selten macht ein Gemüt, und sei es eisenfest und genietet, von dieser Regel eine Ausnahme. Im Gegenteil! Je stärker es ist, desto mehr

will es gestützt und in seiner Wucht erhalten werden. Wir haben gesehen, wie auch Rebb Schlome trotz seiner herrischen Natur diesem Gebote sich nicht zu entziehen vermochte, wie er, zu Anschels Erstaunen, ihm sein Leid ans Herz gelegt. Aber was für den starken Mann vielleicht das Bedürfnis eines drangvollen Augenblicks gewesen, das gestaltete sich für das schwache Weib zu einer Lebensaufgabe. Sie mußte jemanden haben, mit dem sie sich „ausreden" konnte, bei dem sie Billigung und Gedankengemeinschaft fand. Aber wo war er? Sie sah sich unter ihren Kindern um; sie horchte angstvoll nach der Stimme unter ihnen, die der ihrigen entgegentönen würde. Anschel, ihr Lieblingskind, war von ihr abgefallen, das fühlte und begriff sie. Das sah sie täglich, ja stündlich mehr ein! Arbeitete er nicht, als wäre er der niederste Knecht? Zeigte er nicht einen Eifer im Bewältigen des neuen Lebens, das für sie so schreckenvoll begonnen hatte? Entzog er sich nicht fast absichtlich ihrem Anblicke? Wenn die arme Mutter sein gedachte, wie er früh morgens, ohne sie gesehen zu haben, fortzog mit den Knechten, ohne Liebeswort, ohne sie zu fragen: Mutter, wie ist dir? dann überwallte sie ein Gefühl, das in Augenblicken fast dem Hasse ähnlich war. „Hab' ich das um ihn verdient?" klagte sie dann; „hab' ich ihm denn nicht immer gezeigt, daß er mir mein liebstes Kind ist?" Dann geschah es auch, daß Anschel bei seiner Rückkunft von der Arbeit mürrisch, ohne Gruß von ihr empfangen wurde, wie sehr es auch in ihr stürmte und drängte. — Sie, die milde, aufopfernde Mutter, fand dann kein Wort des Erbarmens für seine Müdigkeit, fand keins jener die gesunkene Kraft wieder hebenden Mittel für ihn, setzte ihm das Abendessen hin, wie einem Fremden, den man nur um Gottes willen speist und tränkt, nicht mit jener Freudigkeit des Gebens, mit jenem leuchtenden Glanze des Auges, den wir an unsern Müttern kennen, so oft sie uns beschenken. Wenn dann Anschel mit dem Vater vom Felde

sprach, wenn er oft warm wurde vom Gespräch, von Wojtech erzählte, dessen rätselhafte Natur er noch immer nicht begriff — ihr schnitt jedes Wort wie eine scharfe Klinge durch die Seele. Wozu erzählte er das? Wußte er nicht, daß es sie kränke, alle Geister der Sehnsucht in ihr wachrief, ihr ganzes Elend ihr immer neu vorrückte? Mußte sie nicht annehmen, daß er es mit Absicht tat?

Wie hätte Nachime in solcher Gemütslage das keimende, neue Leben ahnen können, das in ihrem Kinde fast mit dem ersten Beginne schon unausrottbare Wurzeln geschlagen hatte? Sonst erraten das die Mütter oft auf den ersten Blick; sie haben das Auge dafür; sie verstehen sich auf Zeichen. Nachime aber lebte nur in sich; in ihrer Selbstsucht lauschte sie nur auf ihr eignes Leid. So war ihr das Nächste entgangen, die Flamme, die still und unbewacht unter dem Dache loderte, das sie alle einschloß.

In ihrem Drange sich „auszureden" fiel sie sogar auf Tille. Aber bei dem ersten Versuche schreckte sie zurück. Das Kind war, seitdem sie hierhergezogen, beinahe wild und unbändig geworden; befand sich am liebsten unter Knechten oder Mägden, oder lief im Dorfe umher, wobei es gewöhnlich den Vetter Koppel zum Begleiter hatte. Ja, Nachime wollte sogar bemerken, daß sie seit dem Wegzuge aus der „Kille" nicht mehr so „gescheit" und „ausgefallen klug" sich darstellte. Alle jene Künste und Reize, die das Kind sonst zum Entzücken der ganzen Familie besessen, schienen mit einem Male von ihr gewichen; sie erheiterte niemanden mehr. Wollte sie mit ihr ein „gescheit" Wort reden, so lachte sie, tat ungebärdig und lief davon. Nachime begriff nicht, daß auch für das Kind neue Verhältnisse angebrochen waren, begriff nicht, daß Tille in eine andre Luft, unter andre Menschen gekommen, unter denen ihr bisheriges Wesen nichts galt; sie sah auch in ihr eine Abgefallene, und mehr als einmal, wenn sie das Tun des Kindes er-

wog, sagte sie kummervoll vor sich: „In der steckt ein zweiter Anschel.“

So waren alle, die ihr bisher so nahe gelegen, in schreckliche Ferne gerückt worden; es führte kein Weg, keine Spur zu ihren Herzen. Wie in einem furchtbaren Schneesturm war jede Spur und jeder Steg zu ihnen verweht worden, und Nachime hatte nicht den Mut, war zu unglücklich, um sich schon jetzt den alten Weg zu ihnen zu bahnen.

So war ihr nur Elieh geblieben; an ihn drängte es sie mit allen Sinnen sich zu klammern. Wenn sie irgendwo Hilfe und Trost finden konnte, so war es bei ihm; denn auch er, der fleißige „Bocher“, mußte an demselben innern Gebreste leiden; auch ihm, dachte sie, sei das größte Unrecht geschehen. Hatte ihn „ein Mensch“ gefragt, ob er fort wolle? War er nicht gleich ihr, willenlos und gebunden „wie ein Lamm zur Schlachtbank“ ergriffen und fortgeführt worden?

Wenn in Nachimes verbittertem Herzen sich noch irgendwo eine Spur jenes alten Erbarmens regte, das einst milde das kleinste Wehe ihrer Kinder umfangen hatte, so fiel es nun auf Elieh. Er erschien ihr noch mitleidwerter, als sie sich selbst. Sie war doch „ein Weib“, mußte hingehen, wohin ihre Familie ging, aber was sollte er mit seinem Talmud und seinen sonstigen Studien hier auf dem Dorfe mitten unter Bauern anfangen? Wenn „einer“ nicht hieher gehörte, so war es Elieh. Und doch hatte sie selbst unter den Zubereitungen zur Abfahrt an diesen Umstand nicht gedacht; er fiel ihr erst jetzt, aber mit desto verstärktem Drucke, aufs Herz.

Elieh war nämlich bis dahin immer kränklich gewesen, hatte eine entbehrungsvolle, leidende Kindheit gehabt, die ihn still, mit blassem Aussehen, wie mit gebrochenen Schwingen an die späteren Tage des Jünglingsalters abgegeben hatte. Er hatte sich im Hause nie bemerkbar gemacht; trug seine Kränklichkeit mit jener Fassung, die nichts fordert, die nicht

einmal bemitleidet sein will, und alles erreicht hat, wenn man sie ungefragt und ungestört in sich selbst verkehren läßt. Aber so unscheinbar solche Naturen im Hause auftreten — von denen, die mit ihnen wandeln, fordern sie die sorgfältigste Beachtung; üben auf sie einen wahrhaft tyrannischen Druck aus. Das war nun bei Elieh zwar nicht der Fall; er quälte niemanden mit seiner Laune, er forderte nicht mehr, als wozu er berechtigt war. Aber um so mehr fühlten sich die anderen gedrängt, ihm entgegenzukommen, Rücksichten auf ihn zu nehmen, die Leuten von tätigem Lebensberufe oft so schwer fallen. Man mußte frühzeitig darauf bedacht sein, für Elieh eine Lebensstellung zu finden, die seiner Natur am meisten zusagte. Für das „Geschäft" paßte er ebensowenig als Anschel, er war zu still dafür. Wie hätte er auch die Mühseligkeiten eines zum größten Teile auf Märkten sich bewegenden Treibens ertragen können? Der erste Luftzug, der leiseste Regentropfen, hatten die Eltern gemeint, würde ihn töten; und wie viel mehr hatten sie beim „Geschäfte" zu erleiden. Ein Handwerk, und sei es selbst das leichteste, erschien ihnen nicht weniger aufreibend; zudem hatte Elieh schon als Kind viel Neigung zum „Lernen" gezeigt, am liebsten mit Büchern verkehrt. Diese Neigung erschien ihnen so ausgesprochen, in so klaren Umrissen, daß sie ihr wie einem Fingerzeige Gottes Folge leisteten. Man ließ Elieh „lernen" und „lernen", fragte ihn nie: „Bist du so zufrieden?" und wie auf Verabredung strebte alles dahin, aus seiner Nähe alles Lärmende und Beunruhigende zu verbannen; man umspann ihn sozusagen mit dem tiefsten Frieden, und glaubte um so mehr alles getan und aufs Beste gesorgt zu haben, als Elieh nie es merken ließ, daß ihm sein häusliches Gefängnis zu enge sei. Welchen Entwicklungsgang Elieh unter dem Einflusse dieser Behandlung zurücklegte, war allen, ihm selbst ein Geheimnis geblieben; das viele „Lernen" erschien ihnen eben als Beschäftigtsein in freudlosen Tagen, als ein

Ausfüllen der Zeit. Keiner ahnte, ob die Seele des kränklichen Jünglings, der tagaus tagein in den toten Schätzen verschollener Gottesgelahrtheit brütete, von dem sie selten einen andern Ton vernahmen, als jenen eigentümlich singenden, der das „Lernen" der talmudischen Bücher begleitet; — ob diese Seele auch andere Gesänge hörte, ob nicht zuweilen Stimmen in ihr erschollen, die ungehört an ihrem Ohre vorüberrauschten. Elieh war ihnen zuletzt das geworden, was für die meisten Menschen irgend ein Ding ist, das aus Gewohnheit in die feinsten Teile ihres Daseins sich verflüchtet hat; dessen Notwendigkeit, ja Zusammengehörigkeit mit ihnen selbst sie erst begreifen, wenn es eines Tages fehlt.

Es gibt Leute, die in der Nacht aufwachen, wenn die Uhr plötzlich ihr heimlich schnurrendes Räderwerk einstellt. — So wäre es der Familie des „Bochers" ergangen, wenn es Elieh eines Tages angekommen wäre, seine Bücher um eine Stunde früher zu schließen.

So war Elieh keinem im Hause weder nahe, noch fremd genug; er hatte sich daran gewöhnt, für nichts mehr angesehen zu werden, als für eine geduldete Notwendigkeit; nie eine andere Berechtigung anzusprechen, als die, ungehindert seiner Neigung folgen zu dürfen. In der Gasse pries man die Eltern glücklich, die so etwas an ihrem Kinde tun konnten, pries den Sohn glücklich, der solche Eltern besaß. Jeder glaubte diesem Lobe, die Familie sowohl, als der Bocher selbst; und das war keineswegs übertrieben. Konnte für den kränklichen Jüngling wirklich mehr getan werden?

Elieh war gleichfalls mit auf das Dorf gegangen, weil sich dies von selbst verstand, ungefragt, unvorbereitet, wie Vetter Koppel mitgenommen ward, wie alle andern folgten. Er tat nicht den geringsten Widerstand, kaum, daß man die Frage von ihm hörte, wohin man gehe, und wie die neue Heimat heiße? Warum hätte er sich sträuben sollen? Blieb

er nicht bei seinen Eltern? Werden die nicht auf dem Dorfe für ihn sorgen, wie sie es in der „Gasse“ getan? — Für ihn änderten sich nur die vier Wände einer Stube; sonst blieb alles unverrückt, wie es seit der Kindheit war. Als die großen Bücher verpackt und in die Kisten gegeben waren, hatte Elieh alles getan; er brauchte nichts, als zu gehen.

Der Aufschrei seiner Mutter im Augenblicke des Scheidens schien in seiner Brust keinen Widerhall gefunden zu haben. Verstand er ihn nicht? War es ihm selbst nicht klar geworden, daß die herrische Natur seines Vaters, wie sie seinen Willen, seine Stellung als selbständiges Wesen mißachtete, auch über den Willen und die Zustimmung Nachimes sich hinwegsetzt? Insoweit hatte sich Rebb Schlome auch nicht verrechnet. Elieh nahm das „Dorf“ in seiner Weise hin, äußerte sich nicht, ob es ihm da wohlgefalle, ob nicht, packte seine Bücher aus, und die neue Heimat war aufgerichtet. Nur eines hatte sich geändert. Er „lernte“ jetzt nicht mehr unter den Augen seiner Eltern; man hatte ihm eine eigene Kammer angewiesen, die still und abgelegen von der Hauptwohnung war. Dahin sollte der Bocher all sein Dichten und Denken bringen, da sollte er „lernen“ so viel und so lange es ihm beliebe. Ein noch tieferer Frieden sollte ihn da umspinnen; „er durfte“, wie sich Rebb Schlome ausdrückte, „nicht einmal wissen, daß er auf dem Dorfe sei“.

Was in der Nacht ihrer Ankunft geschehen, war bisher allen, selbst Anschel ein Geheimnis geblieben. Man wird es schon längst erraten haben, daß Elieh es war, der die sonderbare Unterredung seines Bruders mit dem Mädchen an der Gartenplanke belauscht hatte. Weder er, noch Anschel hatten das Feuer in der Nähe gesehen. Beide begegneten sich in der nämlichen Lüge. Nur das eine war Anschel klar geworden, daß Elieh ein Zeuge jener Szene war. Aber warum log auch er? Was bewog auch ihn, in die Ver-

stellung einzugehen? Eliehs Ermahnungen in der Nacht, auf die Bauern sich nicht zu verlassen, die schneidende Weise, mit der er beim Zusammentreffen mit seinem Bruder auf der Straße ihm entgegentrat, waren seitdem aus Anschels Gedächtnis nicht verschwunden. Allmählich begann sich in ihm ein Urteil über den stillen Bruder festzusetzen, das ganz anders als das bisherige lautete. Er konnte ein gewisses Gefühl von Furcht nicht bemeistern, das ihn jedesmal überfiel, wenn er in seine Nähe kam. Bangte ihm davor, daß Elieh eines Tages sprechen könnte? Seitdem war zwischen ihm und Elieh kaum ein Wort verhandelt worden. Das neue Leben in Anschels Gemüt verkroch sich scheu vor dem glanzlosen Blicke Eliehs.

Unsichtbar hatte sich zwischen den Brüdern eine Kluft gebildet, ein Fliehen und Meiden, dessen innere Geschichte vielleicht keinem von beiden ganz klar war.

Gewaltsam drängt sich nun Eliehs Wesen in den Vordergrund dieser Blätter; wir werden ein Rätsel zu lösen genötigt sein.

---

10. Elieh soll fliehen.

Es wäre nun ein eigentümliches Schauspiel gewesen, mit leiblichem Auge zu sehen, wie Nachime kämpfte und sann, welche Versuche sie anstellte, um sich ihrem zweiten Sohne zu nähern. So sehr sich ihre eigentliche Natur geändert hatte, wie heftig sich auch ihr bisheriges stilles Wesen nun in lautem Trotz aussprach, von einer Mitteilung an Elieh schreckte sie etwas zurück, dessen sie sich selbst nicht klar ward.

Weil er nie gesprochen, hielt sie ihn für unempfindlich,

meinte, außer dem „Lernen“ sei nichts in der Welt, woran er sich gern beteiligen möchte. Dann war sie wieder der festen Überzeugung, Elieh sei noch unglücklicher, als sie selbst. In diesen Schwankungen des Urteils ging ihr jeder Mut verloren, die Scheu mehrte sich, und es gab Augenblicke, wo sich ein Gefühl des bittersten Grolles auch gegen Elieh in ihr Raum machte, weil er diese inneren Kämpfe nicht gewahrte, und ihr nicht entgegenkam, die ihr ganzes Herz vor ihm „auszuschütten“ im Begriffe stand.

Einstweilen äußerten sich die Näherungsversuche Nachimes in einer übertriebenen, fast zur Schau getragenen Aufmerksamkeit, die sie Elieh widmete, soweit es sein leibliches Behagen betraf. Sie konnte zu jeder Stunde des Tages in seine Kammer kommen, um nachzusehen, ob es ihm an nichts fehle. Oft fragte sie ihn gar nicht, es genügte ihr, ihn „über seinen Büchern“ sitzen zu sehen, an der Türe den singenden Ton seines „Lernens“ zu vernehmen! Sie „sorgte sich“, und sie selbst war dieser Meinung, „den Kopf heraus“, wie sie ihm etwas Gutes antun könne; sie brachte ihm oft mehrere Male am Tage kleine Leckerbissen auf die Kammer, wie sie Mann und Kinder nicht gewohnt waren, und ein Gefühl von Befriedigung zog dann jedesmal in ihre Brust ein, wenn Elieh aus seinen gesenkten Augen wenigstens einen Blick zu ihr aufwarf, in welchem sich eine Art von Dank aussprach. Sie konnte dann stundenlang darüber nachsinnen, wie sie diesen dankbaren Blick benützen, wie sie daran ihre Mitteilungen anknüpfen sollte.

„Der versteht dich,“ sagte sie dann zu sich selbst, „er will nur nichts reden, weil er sich mit seinem Vater nicht verfeinden will.“ Diese Überzeugung tat ihr wohl, tröstete sie beinahe, wiewohl es wieder Stunden und Augenblicke gab, in denen sich eine grauenhafte Verlassenheit über ihre Seele lagerte, in denen sie wieder alle die Blumen ausriß, die in ihr Wurzel gefaßt, und dasjenige

mit Füßen trat, was sie kurz vorher in sich selbst aufgebaut hatte.

Wenn aber Nachime sich zuweilen den Augenblick vergegenwärtigte, der es ihr endlich gönnen werde, sich mit ihrem Sohne Elieh ausreden zu können, dann überkam sie ein Gefühl von Freude; sie hätte nicht sagen können, warum? Es schien ihr, als trüge sie leichter an ihrer Last, als hätte der bloße Gedanke, Elieh könnte mit ihr Mitleid haben, eine Beschwörungsformel über ihr Leid ausgesprochen, vor der es zusammenzuckte und schwieg. Zuweilen konnte sie sich einreden, sie habe mit Elieh bereits gesprochen, und aus seinem Munde seien die mildesten Trostworte geflossen; aber sie erwachte nur zu bald aus dieser Täuschung. Dann wußte sie nie, was sie eigentlich mit ihm reden, was sie ihm anzuvertrauen habe.

„Weiß er's denn nicht, Gott Lebendiger," rang es in ihr dann jedesmal, „bin ich denn stumm wie ein neugeboren Kind? Hab' ich denn nicht schon geredet und geschrien, daß ich mein', das ganze Dorf hat mich gehört? Wenn er mir etwas zu sagen hätte, wär er denn nicht schon zu mir gekommen?"

In ungeahnter Weise, ganz anders wie Nachime es erwartet hatte, brach eines Tages die Gelegenheit für sie an, mit ihrem Sohne Elieh zu reden. Sie brauchte einmal bei einer Verrichtung in der Küche die Mithilfe Tilles; als sie nun das „Kind" rief, erschien es nicht, wie oft sie auch seinen Namen durch das ganze Haus ertönen ließ. Wie es bei so innerlich gereizten Naturen zu geschehen pflegt, geschah es auch hier. Die Abwesenheit des Kindes, das sie brauchte, das oftmalige Rufen seines Namens, ohne daß es erschien, brachte mit einem Male wieder die selten schlummernden Geister des Grolles in Aufruhr. Obwohl es klar war, daß sich Tille nirgends im Hause befand, ging sie doch scheltend und schreiend umher, brachte sich so selbst in immer höhere

Aufregung, und kam so endlich an Eliehs Kammer. Lag in diesem Verfahren eine bestimmte Absicht?

Sie riß die Tür heftig auf, und mit einer Stimme, die von innerm Grimme zitterte, rief sie in Eliehs Kammer hinein:

„Ist Tille nicht bei dir?"

„Bei mir?" kam es tonlos nach einem Augenblicke von Eliehs Lippen zurück. „Ich hab' das Kind heute noch mit keinem Aug' gesehen."

„Leider Gottes," brach es nun mit einem Male in leidenschaftlicher Klage aus Nachime hervor. „Leider Gottes! das Kind hat sich verschlechtert, seit es auf dem Dorfe ist, man kann gar nicht sagen, wie verschlechtert! Wenn mir einer vor sechs Wochen gesagt hätte: Das wird aus deiner Tille werden, aus dem merkwürdigen Kind, an dem Gott und die Menschheit sich erquickt haben, ich hätt' ihm, wie einem infamen Lügner, den Rücken gekehrt. Hat das Kind nur einen Augenblick Geduld im Haus? Läuft es nicht den ganzen Tag bei den Bauern herum, und weiß ich, was sie da alles vor sich sieht? Sie lernt nichts; das ‚Bröfele', was sie gelernt hat, wird sie auch bald verlernt haben — zuletzt wird sie nicht wissen, ist sie bei Judeneltern geboren, oder ist ihrer Mutter ein anderes Kind unterschoben worden; denn auf wen kommt alles, als auf die Mutter? Wenn das Kind eine schlechte Wirtin wird, sagt die Welt: Warum hat sie's bei der Mutter nicht besser gelernt? Kann das Kind nichts, weiß nicht, wo Gott wohnt, so sagt man wieder: Kann denn die Mutter etwas? Weiß sie, wo Gott wohnt? Vom Vater ist aber nie die Rede; da meint die Welt immer, der hat zu viel zu schaffen, der kann sich um die Kinder nicht umsehen. Da frag' ich aber die ganze Welt, und wenn die ersten Landesrabbiner darunter wären: Wer denn als der Vater soll sich darum kümmern? Wem denn soll's am Herzen liegen, als ihm? Aber leider Gottes! Vom Vater

ist unser Unglück ja ausgegangen. Das Kind sieht, der Vater tut den ganzen Tag nichts, geht nur von einem Bauer zum andern herum, so tut es ihm's nach. Ist denn das ein Tun von deinem Vater, daß er Anschel arbeiten läßt, wie den niedersten Knecht, und sich selbst schont er? Ist denn das ein Tun für ihn? Ist er so etwas gewöhnt? Zuzusehen, wie andere ackern und säen, ist das eine so große Kunst? Ich frag' dich, hat er darum unser gesegnet Geschäft aufgeben müssen? Er hätt's nicht besser haben können?"

In dieser Weise würde Nachime noch lange fortgefahren haben; allmählich hatte sich der erste Zorn über Tilles Abwesenheit in ihr gelegt, aber um so bewußter und bitterer trat in ihr alles hervor, was damit in so innigem Zusammenhange stand. Es war ihr klar geworden, daß sie jetzt mit Elieh reden müsse, die Gelegenheit lud dazu ein. Elieh hatte sie „reden lassen", und Nachime es nicht bemerkt, daß er keinen Augenblick von seinem Buche aufgeschaut hatte. Nachime stand noch immer in der offenen Tür; plötzlich erhob sich Elieh und ging auf die Tür los, die er hinter sich schloß. Unwillkürlich trat darauf Nachime über die Schwelle in die Kammer. Sie war mit ihrem Sohn allein.

„Es zieht, Mutter . . .," sagte Elieh, als sei nichts vorgegangen. „Willst du nicht lieber ganz zu mir hereinkommen?"

Nachime ward von diesem Empfange eiskalt getroffen. Unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach der Stirn, als ob sie sich besinnen wollte, daß sie recht gehört, daß ihr Sohn Elieh auf ihre lange Klage keine andere Antwort gefunden habe, als des Luftzugs wegen die Tür zu schließen. Doch Elieh ließ ihr zur vollen Besinnung nur wenig Zeit.

„Und was willst du von mir, Mutter?" sagte er dann eben so tonlos, indem er sich wieder zu seinem Buche setzte.

Nachime wußte mit einem Male nicht, was sie eigentlich wolle; in ihrem Gedächtnis war in der Tat ein Still-

stand eingetreten, eine Unterbrechung, wie sie nach einem heftigen Schlag, sei er physisch oder moralisch versetzt worden, auf unser Gehirn fällt. Ein solcher Schlag war auf sie gefallen. Keine Gewalt der Welt hätte in diesem Augenblicke vermocht, ihr die Fassung, und mit der Besonnenheit das Gedächtnis zurückzustellen. Sie starrte ihren Sohn Elieh an.

„Willst du etwas von mir?“ wiederholte Elieh mit Nachdruck.

Allmählich besann sich Nachime; fast kleinlaut entgegnete sie:

„Ich weiß gar nicht mehr, was ich mit dir hab' reden wollen. Mein Kopf ist mir auf einmal so schwach geworden. Seit ich hier auf dem Dorfe bin, ist mir das schon oft geschehen; früher wär' mir das nicht passiert. Da war mein Kopf so gut, wie der von einem siebenzehnjährigen Mädchen.“

Müde ließ sie sich auf einen Stuhl nieder. Elieh mochte wirklich glauben, die Mutter sei von einer augenblicklichen Schwäche befallen worden, denn er beeilte sich zu sagen, als ob er ihren Erinnerungen zu Hilfe kommen wollte:

„Du hast vorerst von Tille gesprochen, und wie sie dir groß Leidwesen macht.“

„Von Tille hab' ich geredet?“ fragte Nachime schwach. „Es gibt aber Leut', größere als das Kind ist, die mir noch mehr ‚gebrochen Herz‘ machen. Denn, was das Kind anbelangt,“ fuhr sie fort, „da hätt' ich bald ausgesorgt, wenn nur du wolltest, mein Sohn Elieh.“

„Ich?“ rief Elieh verwundert. „Wie komm' denn ich dazu?“

„Du brauchtest dich des Kindes nur anzunehmen, Elieh, mein Sohn!“ sagte die Mutter mit steigender Wärme. „Gott hat dir einen Kopf gegeben, daß du dir alles merkst und behältst, was in den Büchern steht. Es muß ja etwas

Merkwürdiges sein, was in dir alles stecken mag! Wenn man von Kind auf nichts anderes getan hat, als lernen . . . allmächtiger Gott, was muß sich da in so einem Kopf zusammengehäuft haben! Bis jetzt haben wir aber noch keiner von dir etwas gehabt. Fang jetzt damit an. Laß etwas an deine Schwester ab. Lerne du mit ihr! Sie wird ja zuletzt nicht wissen, wo Gott wohnt . . . Willst du dir das auf deiner Seele lassen?"

„Ich soll mit Tille — lernen?" rief Elieh aufs neue verwundert; aber dieser Ruf klang fast wie Hohn.

„Warum nicht, Elieh, mein Sohn?" meinte Nachime, und sah ihm mit der vollen Liebe einer Mutter, die auf die Kenntnisse ihres Kindes stolz ist, in das Gesicht. Traust du dir nicht zu, was tausend andere, die weniger können und weniger gelernt haben, als du, sich zutrauen? Meinst du, du wirst es nicht zustand' bringen? Du, der einen solchen Kopf hat?"

Waren es die Schmeicheleien der Mutter oder ein anderes, das wir nicht kennen — auf Eliehs blassem Angesicht malte sich eine Röte, wie sie seit langem dort nicht sichtbar war. Mit einer Entschiedenheit, die Nachime an ihm nicht gewohnt war, rief er:

„Ich kann nicht, Mutter . . ., ich kann nicht."

Nachime glaubte noch immer, die natürliche Verzagtheit ihres Sohnes, sein stilles Wesen, sträube sich gegen den Antrag, den sie ihm gestellt. Sie meinte daher:

„Glaubst du denn, ich will, du sollst aufhören zu lernen? ich will, du sollst das aufgeben, was mein Stolz und deine Freude ist? Aber wenn ich dich bitte, du sollst dich ein „bissele" nach deiner Schwester umsehen, daß sie nicht ganz verwildert, ist denn das so viel gefordert?"

„Ich kann nicht, Mutter . . ., ich kann nicht," rief Elieh aufs neue.

„Du sagst aber nicht warum?" sprach Nachime noch

immer mit dem sanften Tone der Überredung, „jedes Warum hat sein Darum, sagt man doch gewöhnlich."

„Warum schickst du sie nicht in die Schul'?" rief Elieh fast trotzig.

„In welche Schul'?" fragte Nachime verwundert, „ich werd' sie doch nicht meilenweit in eine Schul' schicken."

„Es ist ja eine hier im Dorf," meinte Elieh in demselben Tone des Trotzes. „Die Bauern lassen ihre Kinder dahin gehen, schick' sie auch."

„Bist du sinnedig, mein Sohn?" rief Nachime entsetzt und sprang vom Stuhl auf. „In die Bauernschul' soll ich mein Kind schicken?"

„Warum nicht?" entgegnete darauf der „Bocher", aber weit ruhiger, als sich nach dem Aufschrei seiner Mutter erwarten ließ. „Warum nicht? Bist du etwas anderes, als eine Bäuerin? Ist der Vater etwas anderes, ist Anschel nicht ein Bauer? Willst du etwas Besonderes haben? Und ist nicht Tille jetzt ein Bauernkind?"

„O, du schlechter Sohn!" rief nun Nachime ganz außer sich, „hältst du's also auch gegen mich? Alles ist gegen mich verschworen, willst du mich auch noch verspotten und verkleinern? Von dir muß ich so eine Antwort erleben, du ausgearteter Kind? Darum hab' ich dich geboren und erzogen?"

Erschöpft von diesem gewaltigen Ausbruche ihrer Leidenschaft sank Nachime aufs neue in den Stuhl. Sie konnte nicht weiter reden; der Schmerz, der sie befallen, mußte ein heftiger sein; sie wimmerte laut und hielt beide Hände an die Brust gepreßt, als wollte sie dort ein Reißen und Zersprengen verhüten.

Todblaß, die Mutter anstarrend, stand Elieh da. Auch in ihm mochte ein gewaltiger Schmerz drängen . . . er fand kein Wort der Verteidigung. Doch war er mehr erschrocken als erschüttert. Zum ersten Male in seinem Leben vielleicht

hielt er mit seiner Mutter eine so ernste Unterredung, und sie nahm einen so schrecklichen Ausgang für ihn. Mühsam brachte er endlich die Worte hervor:

„Aber was hab' ich dir denn gesagt, Mutter . . ., daß du auf einmal so aufgebracht wirst gegen mich? Ist's eine Lüge, ist's eine Unwahrheit, daß wir Bauern sind? Was hab' ich denn anders gesagt?"

„O, du ungeraten Kind," begann Nachime, die in dieser Verteidigung neue Kraft zur Aufstachelung ihres Zornes fand, „hast du von Kind auf nur das in deinen Büchern gelernt, daß man seine Mutter verspotten und kränken darf? Haben Gott und die Menschen dich das gelehrt? Steht das in den Büchern? Dann soll man sie nur gleich nehmen und sie alle ins Feuer werfen! . . . Ich komme, um mich mit dir auszureden, komme, um mein Herz vor dir auszuschütten, und du wirfst mir gerade das vor, was mich so unglücklich macht, was mich noch in die Grub' bringen wird? Lebendiger Gott! Sind das Kinder! Ist das eine Welt!"

„Was soll ich dir aber sagen, Mutter," rief nun Elieh, dessen Stimme durch den verhaltenen Schmerz einen Ton von Gereiztheit angenommen hatte, der fast zornig klang. „Was soll ich dir denn sagen? Du willst, ich soll mit Tille lernen —"

„Ja, das will ich," unterbrach ihn die Mutter. „Das große Geschäft! Wenn ein Bruder sich um seine Schwester umsieht; wenn er ein bissele trachtet, daß sie nicht ganz verwildert."

„Du willst, ich soll mit Tille lernen . . .?" fuhr Elieh fort, „wenn ich dir aber sage, daß ich selbst nichts lernen kann, daß ich selbst meine Bücher gern ins Feuer werfen möchte, wirst du mir dann noch vorwerfen, daß ich dich verspotten und verkleinern will?"

Als der „Bocher" diese wenigen Worte in einem Tone gesprochen hatte, der halb wie Verzweiflung, halb wie Trotz

eines beleidigten Gemütes klang, war eine minutenlange Pause eingetreten. Nachime starrte ihren Sohn an, ungewiß, ob das Geständnis, das sie soeben vernommen, wirklich aus seinem Munde, über seine Lippen gekommen war? Selbst der schreiendste Schmerz, der nichts hört, als sich selbst, hat Augenblicke, in denen seine Sinne so scharf werden, daß er die leiseste Regung in einer verwandten Seele vernimmt. Ein solcher Moment war auch für die arme Mutter eingetreten. Eine wunderbare Wandlung ging in ihrem Innern vor. Der stechende Krampf in der Brust stillte sich; eine Empfindung von Befriedigung, von Erlöstsein stieg lind und weich in ihr auf und drängte ihr Tränen in die Augen. So hatte sie sich also in Elieh nicht getäuscht! . . . er trug gleichfalls sein Leid. All das Erbarmen, dessen die Seele dieses leidenden Weibes voll war, kam über sie, und mit einer Stimme, die gegen die frühere Leidenschaftlichkeit beinahe wie Freude klang, sagte sie:

„Du kannst also auch nichts lernen, mein Elieh . . .? Hab' ich's denn nicht gewußt, seitdem wir hier sind, daß dich etwas drückt? Hab' ich dir's denn nicht angesehen an den Augen? Wie sollst du auch hier lernen können? Mitten unter Bauern, mitten unter Leuten, mit denen du nicht reden kannst? Du gehörst in eine große Gemeinde, wo es viel Gelehrte und Rabbiner gibt, mit denen du dich ausreden kannst, wenn dir etwas in deinen Büchern aufstößt, was dir nicht sogleich in den Kopf gehen will. Aber hier? Frag du den langen Richter, frag du unsern Knecht Wojtech, wie man die Pferde einspannt, wie man die Kühe am besten füttert, das werden sie wissen. Kann aber einer von deinesgleichen unter solchen Leuten existieren? Leider Gottes! Dein Vater hat das nicht überlegt, er hat nur an sich gedacht. Von mir will ich gar nicht einmal reden."

Nachime hatte sich in die neue, fast freudige Stimmung hineingeredet, daß sie darüber vergaß, ihren Sohn selbst

reden zu lassen. Elieh hatte sie mehrmals unterbrechen wollen; seine Lippen zuckten, sein Gesicht war von innerer Bewegung bald flammenrot, bald wieder tiefbleich. Als Nachime jetzt geendet, stand er eine Weile sprachlos da; dann sagte er mit einem mühsam unterdrückten Seufzer:

„Du weißt nicht, Mutter, wie schwer mir hier das Lernen geht. Wenn du wüßtest — —"

„Warum weiß ich's nicht?" unterbrach ihn Nachime.

„Nein, nein," schrie der Bocher beinahe auf, „du kannst es nicht wissen. Wie soll ich mit einem Menschen, und sei es selbst meine Schwester, lernen, wenn ich's für mich nicht kann! Seitdem wir hier sind, hab' ich nicht so viel gelernt, als ich früher in einer Stunde erlernt habe. Ich bin noch immer bei demselben Blatt."

„Sag du das deinem Vater," meinte Nachime düster, „und sieh zu, ob er dir's glauben wird."

„Warum bin ich nicht geworden wie Anschel?" fuhr Elieh, die Unterbrechung seiner Mutter nicht beachtend, fort, „warum hab' ich nicht so starke Glieder wie er, kann arbeiten und schaffen wie er? Was hab' ich davon, daß ich so viel gelernt habe? Ein gesunder Leib wär' mir jetzt lieber, als das da."

Mit hastig zuckender Hand hatte er dabei das Buch berührt, das auf dem Tische lag; es fiel mit Geräusch auf den Boden. Nachime hatte sich schnell gebückt und es aufgehoben. Sie berührte es dann flüchtig mit den Lippen und legte es geschlossen wieder an die frühere Stelle.

„Jetzt hab' ich dir's verblättert!" sagte sie hierauf erschrocken, „du wirst nicht wissen, wo du ‚gehalten' hast."

Der schwere Fall des Buches mußte den Bocher aus einer Gedankenfolge aufgeschreckt haben, die er nicht mehr zu verknüpfen imstande sein mochte. Ein fast höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Glaub' du das," sagte er, „daß ich mir nicht auf-

blättern kann. Wo ich jetzt aufblättere, da halt' ich. Das ist ja nicht so, wie beim früheren Lernen."

Wie eigentümlich! In diesem Augenblick war es ein vielleicht an sich unwesentlicher, aber für Nachime hoch bedeutungsvoller Umstand, daß Elieh das auf den Boden gefallene Buch zu küssen vergessen hatte. Mitten unter den Gegensätzen, zwischen denen sich ihr Gemüt auf und nieder gejagt bewegte, war ihr das nicht entgangen. Nicht Eliehs Geständnis seiner unglücklichen Lage, nicht die halb und halb entschleierte Seele ihres Kindes, die sie in dieser Viertelstunde näher kennen lernte, als je zuvor, hatte sie so tief ergriffen, als grade dieser kleine Umstand. Blitzgleich fuhr es ihr durch den Kopf: „Dem muß ärger sein als dir, der vergißt ja schon Gott! Wie muß ihm also sein! Ich hab' das heilige Buch geküßt, und er nicht?" Dieser Gedanke drängte sich ihr nicht als Vorwurf auf; sie begriff es, daß Eliehs Unterlassungssünde mit seinem Unglück entschuldigt werden müsse. Das Vergehen des Bochers hätte ein größeres sein dürfen, und Nachime, die Mutter, hätte ihm nicht gezürnt.

„Weißt du was, mein Elieh," sagte sie darauf mit einer fast trockenen Entschiedenheit, „dir vor allem muß geholfen werden! Was liegt an mir, ob ich zugrunde geh' oder nicht? Gott hat's gewiß nicht anders mit mir bestimmt. Aber für dich muß Hilfe geschafft werden, denn du bist mehr wert wie wir alle. Und solange noch Zeit ist, muß für dich gesorgt werden! Du mußt fort von hier."

„Fort von hier?" kam es leise, fast unhörbar von den Lippen des Bochers zurück.

„Was willst du hier bei uns herausbringen?" fuhr Nachime fort. „Willst du mit den Bauern ‚Thora' lernen? Ich weiß, wir sind dir zu wenig, wir alle können ja nichts, und du hast so viel gelernt. Du mußt also wieder zurück in die Gemeinde, da verstehen sie dich besser, da gibt es

Leut', mit denen du dich ausreden kannst. Du wirst sagen: Wie kann ich? Wer wird mich abwarten? — Dafür laß nur mich sorgen. Wir haben dort eine so große Freundschaft, es wird sich schon ein Vetter oder eine Muhme finden, die werden dich für Geld und gute Worte schon in Kost und Quartier nehmen. Dagegen kann dein Vater nichts haben; er kann dich ja so zu nichts brauchen. Verlaß dich drauf, mein Sohn. Für dich wird gesorgt werden."

„Ja, Mutter," rief Elieh mit einer Anstrengung in Stimme und Gebärde, die jedem andern, nur nicht Nachime seltsam erschienen wäre, „ja, mach nur, daß ich fortkomme. Hier ist meines Bleibens nicht. Und je früher du's zustande bringst, desto lieber ist es mir. Der Vater kann nichts dagegen haben."

„Ich schreib' gleich morgen in die Gemeinde. Verlaß dich drauf," sagte Nachime mit kräftiger Entschiedenheit.

Nachime verließ ihren Sohn in gehobener Stimmung. Seit langer Zeit fühlte sie sich wieder in ihrem Rechte, für eines ihrer Kinder sorgen zu dürfen. Dieses Recht war ihr vorenthalten worden; was geschehen war und noch geschah, ereignete sich ohne ihre Zustimmung, als „ob sie nicht da wäre"; sie hatte sich dieses Recht gleichsam zurückerobert. Der kleinste Sieg macht den Menschen froh, darüber muß man nicht erst den Feldherrn fragen. Hier hätte eine Mutter die beste Auskunft erteilen können.

Als die Mutter fort war, stand der „Bocher" noch lange in tiefem Nachsinnen da. Dann setzte er sich an den Tisch und schlug das Buch auf. Aber er las nicht darin; die krausen Buchstaben flimmerten und tanzten vor seinen Augen auf und nieder. Tiefe Stille herrschte durch das Haus, die plötzlich durch die Stimme seines vom Felde heimgekehrten Bruders unterbrochen ward. Elieh zuckte zusammen.

„Und er bleibt hier?" entrang es sich langsam schmerz-

vollen Tones seinen Lippen. Mit scheuer Hast blickte er dann um sich, ob diese Worte einen Zeugen gehabt. Die Mutter hatte ihn schon lange verlassen. — „Und er bleibt hier?“

II. Eliehs Spaziergänge.

Es gibt ein Bekenntnis der Liebe, das unausgesprochen und ungehört lange zwischen zwei Menschenherzen waltet. Alles, was sich später an das wirkliche Aussprechen, an das Entschleiern eines längst Geahnten knüpft, lag schon früher im stummen Blick, im verstohlenen Vorüberhuschen verwandter Gedanken. Darum ist echte Liebe so stumm, wenn sie einmal zum Offenbaren und Bekennen drängt, so voll Hingebung und Opfermutes; was sie sich zu sagen hat, zitterte lange schon in allen Lüften; was sie geben will, hat sie schon in jenem Augenblicke gegeben, als sich zum ersten Male zwei Seelen zueinander neigten, die bis dahin fremd und einsam unter den anderen gegangen waren.

Zwischen Anschel und seinem Mädchen war es bisher zu keiner Sprache gekommen. Seit jenem Tage, an dem er ihr Tuch als Pfand mit sich nehmen durfte, hatte er sie nur flüchtig, nie allein, fast immer in Begleitung der Magd gesehen. Er wußte nicht einmal ihren Namen, nur daß sie des Richters Tochter sei, in dem Hause mit den rohgezimmerten Balken wohne: das allein war ihm bekannt. Wenn er an diesem Hause vorüberging, blickte er nicht einmal hin, und doch ward ihm gerade über jene Planke, die ihm in die Augen fallen mußte, das benetzte Tuch als ein erstes Zeichen des Erbarmens in jener Nacht gereicht.

Anschel hatte bisher keinen Anlaß gefunden, sich und

sein Geheimnis zu verraten; er verbarg es sicher und unnahbar in jenem Heiligtum der Seele, das man vor Späherblicken bewahrt glaubt. Aber darin täuscht sich gerade solch junges Gefühl. Nicht Vater, nicht Mutter konnten entdecken, welches neue Dasein sich in der Seele ihres Kindes aufgebaut hatte; aber zwei Augen sahen es darin mit allen Schauern und Qualen; diese Augen drangen tief in das Innere Anschels ein, belauerten die unscheinbarste Veränderung in seinem Gesichte, hätten erzählen können, besser als Anschel selbst es erzählt hätte, was seit jener Nacht bis jetzt in ihm vorgegangen. Diese Augen sahen nicht nur jenes Tuch durch die Hülle hindurch, unter der es Anschel auf seinem Herzen trug, sie wußten auch, was es alles bedeckte: die Lust und Wonne eines beglückten Gefühles. Elieh kannte alles.

Wenn Anschel frühmorgens ins Feld ging, oft mit einem lustigen Sange die Pferde anschirrte; wenn er abends heimkehrte, lustiger vielleicht, als er es nach der zerrissenen Stimmung der Familie hätte sein sollen, so überfiel es jedesmal den Bocher mit einer Bangigkeit und Furcht, als stünde ihm Ungeheures bevor. „Wird er sie heute sehen, hat er sie heute gesehen?“ sprachen dann Stimmen in ihm, die nun nicht mehr zu beschwichtigen, nicht mehr zurückzudrängen waren.

Solche Stimmen ertönten nicht nur in der Frühe oder am Abend, beim Weggehen oder beim Kommen Anschels; sie umschrien ihn den ganzen Tag, weckten ihn aus dem Schlafe auf, standen bei ihm, wenn er unwillkürlich nach dem Buche griff, um eine alte Gewohnheit zu pflegen; entzündeten ein Feuer in ihm, das aus dem geringsten Anlasse seine Nahrung zog, das Blut, das sonst fast unbewegt durch die Adern floß, in beständiger Wallung erhielten. Elieh hatte die Tochter des Richters seit jener Nacht nicht wieder gesehen; aber ihm war sie gegenwärtig in allem Liebreiz, in aller

Machtfülle ihrer von den Feuern jenes Brandes beleuchteten Schönheit; er fühlte den Hauch ihres Atems, er hörte stündlich und täglich die drohend furchtsamen Worte, mit denen sie seinen Bruder — und ihn von sich fortgedrängt hatte. Welch ein merkwürdiges Grauen sie überfallen hatte, wie sie aufschrie, als sie den Augen Anschels, die doch die seinigen waren, begegnete! Wenn der Bocher an diesen Augenblick dachte, überkam ihn eine Art freudiger Wut. Er war in ihrer Nähe gewesen, vor ihm hatte sie sich gefürchtet, seine Anwesenheit hatte sie für gefährlich gehalten! War es aber nicht Anschel, den sie eigentlich gefürchtet? . . .

Es wird viele sonderbar bedünken, wie dieser schweigsame Jüngling, dessen Blicke niemals über die Bücher hinausgeglitten waren, plötzlich zu diesen feinen Unterscheidungen kam. Wer könnte auch sagen, wie das geschah? Wenn an dem dürren Felsen in einer Nacht plötzlich eine Blume aufsprießt, die man dort nie gesehen, so hat das der Wind getan, der in seinen Schoß das verwehte Fruchtkorn aufnahm und es auf das öde Gestein legte. Wer aber hat dem Winde das geboten? wer dieses Gestein fähig gemacht, Grund und Boden der Blüte abzutreten? Wird das die „Wissenschaft" je erklären?

Wie alle, die zur Familie gehörten, sogleich beim Betreten des neuen Bodens eine Hülle ihrer alten Natur nach der andern fallen ließen, um gleichsam in neue Gewänder zu schlüpfen, so konnte auch der Bocher diesem Gesetze nicht entgehen. Er und Nachime unterlagen dieser Wahrheit zumeist. Beide waren mit Banden, die sie für unzerreißlich gehalten, an eine hergebrachte Ordnung ihres Lebens geklammert gewesen; plötzlich aus diesem Boden gerissen, weit hinweggeführt von allem, was früher die Luft ihres Atmens, ihre Nahrung, ihr Denken und Anschauen gebildet hatte, fand sie die neue Heimat gleichsam befähigt, Wandlungen ans Licht zu bringen, die vielleicht nie zum Vorschein gekommen wären.

Was innen lag, wurde nach außen gedrängt, und grade die bisherige Lebensweise des Bochers war es, die am leichtesten dem Stoße weichen konnte. Der Stein, der aus dem bisherigen Baue fiel, mußte auch ihn fallen machen.

Wem Naturen wie die Eliehs schon begegnet sind, den wird es nicht befremden, wenn er ihn ohne Willenskraft und Anstrengung sehen wird, dem Sturme, der über ihn gekommen, sich entgegen zu stemmen. Haltlos stand er da. Die Mutter mit ihrem Plane, ihn vom Dorfe wegzuschicken, hätte ihn zum Bewußtsein wecken, ihm den Ausweg zeigen können; aber es geschah grade das Gegenteil. Jetzt erst fand Elieh den Widerstand in sich, er wollte nicht gehen. Es war sein fester Entschluß; er klammerte sich daran mit allen Gewalten seiner aufgeregten Sinne. Sollte er sich „wie ein Kind behandeln lassen?" Und Anschel sollte zurückbleiben?

Es war nun leicht zu erklären, warum es den Bocher jetzt so wenig in seiner Kammer duldete. Seit er die Absicht der Mutter kannte, waren ihm die vier Mauern ein Gefängnis geworden; nur wenn Nachime in ihrer neu erwachten Sorge für den Sohn nachzusehen kam, ob „ihm nichts fehle", saß er am Buche und lernte. Wenn er ihre Tritte auf dem Hausgang vernahm, überfiel ihn plötzlich die alte Unterwürfigkeit. Nachime sah dann in sein leidendes Antlitz. Diese Besuche brachten Qualen für ihn, die zuweilen bis zur Unerträglichkeit sich gestalteten. Erst wenn die Mutter ihn wieder verlassen, atmete er freier auf; er fürchtete sie, wie Anschel ihn fürchtete.

Eines Tages brach sich dieser Zustand plötzlich Bahn. Es war in der Nacht. Alles schlief im Hause, aus dem Dorfe tönte nur fernes Hundegebelle an sein Ohr. In dieser Stille, die nur nicht in ihm selbst war, überkam ihn der Gedanke, sie jetzt sehen zu müssen, mit solcher Stärke, mit so unabweisbarer Gewalt, daß er ihm folgen mußte, und sei's selbst auf Kosten des Lebens. Noch ehe er sich

selbst seiner Absicht ganz bewußt war, stand das Fenster seiner Kammer schon geöffnet. Ein lautloser Sprung . . . und er war draußen.

Mit dem Betreten des Bodens außer dem Hause beginnt für den Bocher ein neuer Abschnitt. Wie ein Gesundeter, der nach langem Gebreste in die wohltuende Luft der Freiheit tritt, nur ungern wieder zurückkehrt, so wird es auch Elieh ergehen. Der gewaltsame Entschluß, außer den väterlichen Mauern ein Etwas zu befriedigen, das er nicht kannte, war für ihn eine Art Genesung. Sein Zustand drängte nach einer Lösung.

Er stand in dieser Nacht wohl an die zwei Stunden an der Gartenplanke vor ihrem Hause. Still und unbeweglich stand er da. Er wollte sie sehen durch die Finsternis der Nacht hindurch. Er hörte nur einen einzigen Gedanken in sich, und wie kindisch töricht dieser auch lauten mochte, er bildete jetzt das Leben, den Herzschlag in dieser leidenschaftlichen Seele. „Er kann sie den ganzen Tag sehen, zu jeder Stund' im Tag kann er sie sehen, und ich, ich soll gar nichts haben?"

So wartete er auf ihr Erscheinen von Minute zu Minute, lauschte auf die fernste Bewegung im Hause, schauerte bald auf vor Entsetzen, wenn sich wirklich etwas im Hause regte, und konnte sich dann wieder freuen, daß es so still war rings um ihn, und er wieder warten und lauschen könne, ob sie nicht doch heraustrete aus den Finsterniſſen der Nacht . . .

Die Luft zog schneidend; am Himmel funkelten wohl die Sternenheere, „die Er ausziehen läßt nach ihrer Zahl, sie nennt mit Namen, und von denen keines untergeht". Elieh gedachte dieser Schilderung aus dem alten Propheten, als er einmal lange sinnend hinansah. Die Worte fielen ihm in der heiligen Sprache seines Glaubens ein, aber sie erweckten ihn nicht zur Besinnung; er sagte sie leise gedankenlos vor

sich hin; sie gemahnten ihn nicht daran, wo er stand und wohin er gehöre. Im Hause entstand plötzlich für einige Augenblicke ein wirrer Lärm, im Stalle hatte sich ein Roß losgerissen, das stampfend und unruhig hin und her lief. Menschenstimmen erschollen, das ganze Haus schien erwacht. Da erst fühlte sich Elieh von einem Froste gepackt, der aus dem Innersten seiner Adern zu kommen schien . . . er fürchtete sich.

Er war wieder durch das Fenster in seine Kammer gekommen, er wußte nicht wie? — —

Als Nachime am frühen Morgen zu ihm kam, wie es ihre Gewohnheit war, verwunderte sie sich schon auf dem Hausgang, daß sie aus der Kammer nicht jenen eigentümlich summenden Gesang vernahm, den Elieh beim Gebete anstimmte. Ihre Ahnung, daß etwas mit ihm vorgegangen, war nicht sobald in ihr aufgestiegen, als sie auch schon mit einem Schrei des Entsetzens sich überzeugte, daß sie recht geahnt. Sie fand Elieh unbeweglich und starr in seinen Kleidern über das Bett hingeworfen. Sie glaubte einen Toten vor sich zu sehen.

„Elieh, Elieh, mein Sohn!“ schrie sie, „was ist dir?“

Sie ergriff eine seiner herabhängenden Hände; sie fühlte sich wie brennendes Feuer an; sie berührte seine Stirne, da war's, als springe ihr ein Quell siedend heißen Wassers entgegen. Aber er lebte doch noch. In diesem grauenhaften Augenblicke übersah sie, warum Elieh vollständig angekleidet über dem Bette lag, sie übersah das offene Fenster. Mehrmals rief sie ihn mit seinem Namen; angstvoll ergriff sie bald seine Hände, bald fuhr sie wieder über sein glühendes Gesicht. Elieh erwachte nicht davon; schwer aus der Brust heraufröchelndes Atmen verriet noch, daß das Leben in einem wirren Kampfe lag mit Kräften, die es vielleicht schon in den nächsten Stunden vernichten wollen.

Anfangs wirkte der Gedanke, daß Elieh gestorben sein

könne, fast lähmend auf ihre Sinne. Aber alsbald erwachte ihr jener Mut der Werktätigkeit, der Frauen gerade bei solchen Anlässen nicht zu verlassen pflegt. Sie riß die Tür auf, und mit einem Tone, der auf das Schrecklichste schließen ließ, rief sie in den Hof hinaus:

„Kommt, kommt, Elieh ist im Sterben."

Dann stürzte sie wieder an das Bett hin, auf dem Elieh nach immer schwer röchelnd lag. Sie ergriff aufs neue seine Hand, die noch immer dasselbe verzehrende Feuer ausströmte, und drückte sie an ihre Lippen.

„Elieh, mein gut Kind," rief sie in der schneidenden Sprache der Verzweiflung, „bist du tot? werd' ich dich noch lebend sehen? Lebender Gott! Er hat's sich zu stark zu Herzen genommen sein Unglück, und nun, was wird jetzt das Ende sein? Es hat ihm ja müssen das Herz brechen, so ein schwach und krank Kind wie er ist."

Nachimes Ruf hatte jemanden herbeigebracht, den sie in diesem Augenblicke am wenigsten erwartet hatte. Vetter Koppel erschien an der halboffenen Türe und streckte sein eisgraues Haupt vorsichtig vorwärts, ehe er weiterschritt.

„Wo ist Schlome, mein Mann?" rief Nachime schnell.

„Im Dorf," entgegnete Koppel mit weinerlich gebrochener Stimme.

„Und Anschel?" rief sie heftig. Sie hatte vergessen, daß sie ihn selbst aufs Feld hatte hinausgehen sehen.

„Fortgegangen," sagte der Alte in demselben Tone.

„Und Tille?" schrie Nachime fast verzweifelt.

„Alles ist fort," wimmerte Vetter Koppel.

„So komm du und hilf mir," rief sie in ihrer Angst, „siehst du denn nicht, wie Elieh daliegt, er ist ja wie — wie tot."

Vetter Koppel schob sich mühselig bis zum Bette; aus seinen kleinen Augen fiel ein wirrer Blick auf den Leblosen;

dann sagte er schluchzend, mit Tränen, die aus dem Tiefsten seiner Seele zu kommen schienen:

„Warum hat er mir meinen ‚Mogen Dovid' wegnehmen lassen? Er hätt's nicht tun sollen!"

In ihrer Lage klangen diese Worte des alten Vetters wie Spott an Nachimes Ohren. Mit einer hastigen Bewegung der Hand schob sie ihn vom Bette fort, daß er einige Schritte weiter taumelte.

„Narr!" rief sie außer sich, „mußt du mir jetzt mit dem kommen? Ist jetzt die Zeit dazu?"

Schluchzend und weinend, wie ein mit schwerer Züchtigung bedrohtes Kind, entfernte sich Vetter Koppel. Noch an der Tür rief er mit tränenerstickter Stimme:

„Hätt' er mir nur nicht meinen ‚Mogen Dovid' wegnehmen lassen! . . . jetzt ist er tot."

Das letzte Wort erweckte Nachime zu neuer Verzweiflung. Mit einer Kraft, die man dem schwachen Weibe nicht zugetraut hätte, schrie sie aufs neue um Hilfe, und rief die Namen ihres Mannes und Anschels.

Selbst in diesem Augenblicke vergaß Nachime das „Dorf" nicht und das Weh, das sie darin gefunden.

Als niemand der Ihrigen erschien, sagte sie mit gerungenen Händen, die Blicke beständig auf den unbeweglich daliegenden Sohn gerichtet:

„Großer, lebendiger Gott! Wenn wir geblieben wären, wo wir waren, hätten denn nicht Hunderte von Menschen mich schon gehört und wären mir zu Hilfe gekommen? Hier aber auf dem gottgeschlagenen Dorf kann ein Mensch verschmachten, und es hört ihn keiner, und man läßt ihn sterben! . . Nicht Vater, nicht Bruder sind hier; das wäre sonst ganz anders gewesen."

In diesem Augenblicke flog das Hoftor auf und Wojtech trat mit einem Pferde, das er hinter sich zog, herein. Das Pferd hinkte am linken Vorderfuß.

Trotz ihrer Abneigung gegen den Knecht schrie Nachime doch vor Freude auf, als sie das einzige menschliche Wesen erblickte, dessen Hilfe sie in ihrer Drangsal benutzen konnte.

„Wojtech, lieber Wojtech," rief sie deutsch, „du kommst wie ein Engel vom Himmel herunter."

Der Knecht verstand die ihm fremden Laute nicht. Doch kam er mit seinem Pferde auf Nachime zu.

„Was sagst du," rief sie schluchzend in böhmischer Sprache, denn sie hatte mit dem schnellen Verständnis der Angst begriffen, welchen Fehler sie soeben begangen, — „was sagst du, Wojtech, was meinem Sohn zugekommen ist? Er liegt wie tot in seinem Bette."

„Der hochwürdige Herr?" sagte Wojtech.

Nachime überhörte den sonderbaren Titel, den der Knecht ihrem Sohne beilegte.

„Komm nur herein," sagte sie, „und sieh dir ihn an; er ist wie tot."

Wojtech ließ mit einem Male das Pferd los, das seinen Weg zum Stall selbst fand. In einem Satze stand er neben Nachime. Sie nahm ihn ohne Scheu bei der Hand und führte ihn ans Bett Eliehs, der noch immer in derselben Betäubung mit glühendrotem Antlitz und schwer atmend dalag.

„Ist der nicht wie tot?" schrie sie aufs neue, „so liegt er schon seit einer Viertelstunde da, ich kann ihn nicht erwecken, er stirbt so vor meinen eigenen Augen."

Wojtech starrte den Ohnmächtigen eine Weile an, dann sagte er mit dem Tone des tiefsten Mitgefühls:

„Frau, der hochwürdige Herr ist sehr krank; da muß schnell Hilfe geschafft werden; aber tot ist er nicht."

Als Nachime die Bestätigung des Unglücks auch aus zweitem Munde hörte, glaubte sie es erst recht; sie war jetzt tief erschrocken. Wie vernichtet sank sie neben dem Bette

hin, und indem sie die fieberheiße Hand des Kranken ergriff, rief sie schmerzlich:

„O mein Eliehleben, willst du denn sterben, ehe du deine Mutter noch einmal gesehen hast? Gott! Allmächtiger! wenn's über einen aus meinem Hause kommen soll, so schick's doch lieber auf mich. Ich hab' ja so nichts zu tun auf der Welt! Warum denn über meinen Elieh . . .?"

„Weine nicht, Frau," sagte Wojtech, „und sehen wir lieber, wie wir ihn ins Bett bringen. Dann will ich gleich nach Brandeis hineinreiten und den Herrn Doktor rufen. Einstweilen mußt du trachten, daß er wieder zum Bewußtsein kommt; es kann ja das nicht so lange dauern."

Nachime vernahm nicht sobald diese Trostworte des Knechtes, der eine so tätige Mithilfe versprach, als sie neu gestärkt sich erhob. In so drangvollen Augenblicken klammert sich die Seele mit aller Kraft an einen einzigen Hoffnungsstrahl, an ein mildes, aus menschlicher Bewegung hervorgegangenes Wort.

„Ja, tu das, Wojtechleben," rief sie wieder deutsch. „Gott wird dir's zahlen."

Der Knecht hob nun den Kranken mit leichter Gewalt auf, und es dauerte nur ganz kurze Zeit, so war dieser seiner Kleidungsstücke entledigt. Er tat das alles mit solcher Schonung, als hätte er ein fünfjähriges Kind unter seinen Händen; er drückte ihn nirgends, seine starke Faust schien für den Augenblick weich und zart geworden zu sein. Selbst Nachime, die dem allem angstvoll zuschaute, mußte sich das gestehen. Sie hatte das von dem mürrischen Knechte nicht erwartet. Aber der Moment schnitt jedes Nachdenken, jeden ferner liegenden Gedanken sogleich ab; wie es ihr denn auch entging, daß das Bett, in das sie den Kranken nun legten, unberührt war. Wojtech bemerkte gleich, daß das Fenster weit offen stand . . . er schloß es bedächtig.

Kaum lagen die warmen Hüllen auf dem Leibe Eliehs,

als sich eine Rückkehr aus dem todähnlichen Zustande zeigte. Zuerst ging ein Zucken über das glühende Antlitz, dann schlug er plötzlich die Augen auf; aber als ob der volle Lichtstrahl sie zu schmerzlich getroffen hätte, schloß er sie wieder und stöhnte dumpf hiebei. Kein Wort kam über seine Lippen.

Allein schon das genügte der Mutter.

„Wojtech . . .," rief sie freudig, „er ist nicht tot! Jetzt eil, was du eilen kannst."

„Ja, Frau," sagte der Knecht, „ich will reiten wie der helle Teufel. Nach Brandeis ist eine gute halbe Stunde; wenn der Doktor nicht in einer Stunde schon hier ist bei deinem Sohne, so sag: Wojtech ist ein niederträchtiger Lügner."

Damit ging er rasch zur Tür hinaus. Bald darauf vernahm Nachime den Hufschlag eines Pferdes auf dem Hof; das Tor wurde geöffnet und wieder geschlossen, und der Knecht ritt im schärfsten Trabe durch das Dorf. Nur wunderte sich Nachime, daß Wojtech, statt die Straße nach Brandeis einzuschlagen, die hart an ihrem Hause rechts führte, das Dorf hinabritt. Es hatte das aber seinen guten Grund. Wojtech wußte, wo Rebb Schlome sich befand; er wollte ihm anzeigen, was im Hause vorgegangen.

Es währte auch nur wenige Augenblicke, so kamen Rebb Schlome und Tille hintereinander. Beide hatte der Knecht gefunden. Tief erschrocken trat Rebb Schlome in Eliehs Kammer; Nachime stand am Bette, und so konnte er nicht gleich das Gesicht des Erkrankten erblicken.

„Um Gottes willen, was ist mit Elieh?" schrie er überlaut.

„Still, still," rief Nachime leise. Siehst du denn nicht, daß man ihn nicht erschrecken darf? Er ist sehr, sehr krank."

Rebb Schlome schlich nun herbei und sah dem Kranken eine Weile in das vom Fieber hochgerötete Antlitz.

„Es wird ihm nichts sein," sagte er halblaut, vielleicht sich selbst zur Beruhigung, „er war schon öfters krank, und es ist gottlob! immer gut an ihm vorübergegangen."

Trotz der traurigen Lage, in der sich Nachime in diesem Augenblicke der ungewissen Zukunft gegenüber befand, die über Tod und Leben ihres Kindes entscheiden konnte, erregten diese wenigen Worte ihres Mannes eine Bitterkeit in ihr, die sie nicht unterdrücken konnte.

„Sieh dir nur an," sagte sie mit schneidender Herbigkeit, „ob der nicht krank ist? Gott gebe, daß wir ihn behalten. Das Kind hat sich das ‚Herz abgegessen' vor lauter Kummer und Sorge, daß er hier ist, und nun ist's vorbei."

Dann aber brach sie in ein leidenschaftliches Schluchzen aus, und nur um den Kranken nicht zu stören, ging sie zur Kammer hinaus. Draußen traf sie Tille, die bleich und atemlos vom Laufen und Schrecken sie fragte, ob es wahr sei, daß es mit Elieh so schlecht stehe?

Nachime erwiderte ihr kein Wort. Vielleicht wollte sie ihr auch nicht antworten.

---

12. Der hochwürdige Herr.

Wojtech hatte nicht gelogen. Ehe eine Stunde vergangen war, kam er von Brandeis zurück. Das Pferd dampfte von dem eiligen Ritte und brach fast zusammen, als er herabstieg; in der Tat hatte ihm der Knecht heute eine Aufgabe auferlegt, die er ihm sonst nicht zugetraut hätte. Er selbst konnte sich kaum auf den Füßen halten. Er kündete an, daß der Doktor bald anlangen würde; er hätte sich nur um eine „Gelegenheit" umsehen müssen, um herauszukommen, denn im Drange des Augenblickes hatte Wojtech

vergessen, mit dem Wagen sogleich nach Brandeis zu fahren, was einen Aufschub verhütet hätte.

Als Wojtech die Nachricht Nachime hinterbracht hatte, streckte sie die Hand gegen ihn aus und sagte:

„Wojtech, du stehst jetzt bei mir obenan, jetzt lass' ich nichts auf dich kommen. Da hast du etwas, und wenn du ins Wirtshaus gehen willst, so hab' ich nichts dagegen. Trink aber auf die Gesundheit meines Sohnes."

Der sonderbare Knecht trat aber mürrisch zurück.

„Das lass' ich mir nicht bezahlen," sagte er finster, „was ich für den hochwürdigen Herrn tue. Durst hab' ich keinen, und ins Wirtshaus geh' ich nicht. Der Wirt könnt' morgen zusperren, wenn er von mir leben wollte."

„So zahl' dir's Gott," rief Nachime im Übermaße wirklicher Verwunderung. „Ich will dir's aber schon gedenken."

Wojtech entgegnete nichts, er nahm das Pferd am Zügel und führte es vor das Haus, damit es sich abkühle.

Eine Stunde darauf fuhr der Brandeiser Arzt vor. Es war dies noch ein junger Mann, der erst kürzlich von der Prager Universität mit dem Doktordiplome zurückgekehrt war. Als er vom Wagen herabsprang und Nachime ihn erblickte, erkannte sie ihn gleich; er war aus demselben Orte, den sie nicht lange vorher verlassen hatte, Sohn des dortigen Apothekers, aus einer Familie entsprossen, in der man seit Menschengedenken auffallend feindlich gesinnt war gegen alles, was an die „Kille" anrührte. Nachimes Herz ward nun bei seinem Anblick doppelt beengt: sie wußte nicht, welcher Urteilsspruch aus seinem Munde hervorgehen würde, und dann, weil sie sich „mit dem Judenfeind" nicht „ausreden" konnte.

Auch der Doktor erkannte die Familie sogleich; er mochte aus seiner Kindheit sich manches Vergehens gegen sie bewußt sein, das mit den Grundsätzen der „reinen Humanität"

nicht allzusehr im Einklang stand, und es mag unentschieden bleiben, ob die vielen Kreuze, die er zum vermeintlichen Ärger der Juden an die Mauern und Türen der Gasse geschmiert hatte, aus seinem Herzen auch gelöscht waren. Leben wir doch in einer Zeit, in der es sich wieder so manche nur „für Volkswohl und Volksglück" glühende Seele angelegen sein läßt, recht deutlich und sichtbar das Gotteszeichen an die Wohnungen des Ghettos zu zeichnen, wenn auch nicht mit Kreide und Kohle, so doch mit anderen Dingen, die von Regen und Wind nicht so leicht verwischt werden! . . .

Als der Doktor den Zustand des Kranken prüfte, erklärte er rasch und ohne Schonung, daß Elieh in einem sehr heftigen Fieber liege, über dessen günstigen oder ungünstigen Verlauf er noch nichts sagen könne; es sei möglich, daß die Natur des Kranken mächtiger sein würde, als der zerstörende Stoff; es könne aber auch das Gegenteil erwartet werden.

Sonderbar! Diese rücksichtslose Erklärung des Arztes, so fürchterlich sie auch lautete, erschreckte Nachime nur wenig: sie war überzeugt, daß der Arzt bloß aus „Judenhaß" übertreibe, um sie zu erschrecken. Hätte er sonst einer Mutter eine so grauenhafte Nachricht mit so dürren Worten angekündigt?

Weiter fragte dann der Doktor, ob niemand vermute, wie Elieh in diesen Zustand geraten. Sein Blick fiel auf die großen Folianten, die aufgestapelt in dem offenen Schranke standen. Ob er vielleicht zu viel gelernt? Nachime verneinte dies, sie glaubte, das sei es nicht, er lerne schon von „Kind auf"; wie ihm das schaden könne, was er schon so lange betrieben? Bücher seien ja kein Essen, an dem man sich den Magen verderben könne.

„Aber den Kopf," meinte der Doktor, „namentlich an diesen da."

Er zeigte dabei mit einem verächtlichen Lächeln an den Mundwinkeln nach den dicken Folianten.

Nachime wollte reden, ihre Lippen zuckten, und über ihr ganzes Wesen ging ein krampfhaftes Zittern. Sie wollte dem Doktor ihre rechte Vermutung aussprechen, was Elieh fehle, es quoll ihr zum Herzen herauf; ihre Leidensgeschichte und die ihres Sohnes drängte sich gewaltsam zum Offenbaren auf. Aber ein Blick in des „judenfeindliche" Gesicht des Arztes bewirkte, daß sie sich schnell besann. Sollte sie ihm das erzählen, dem Sohne der Apothekerfamilie, von der die ganze Welt wußte, daß sie doppelte Freude darüber empfand, wenn eine „Medizin" für jemanden aus der „Gasse" bestellt ward, erstens wegen des Rezeptes selbst, und dann, weil es für einen aus der „Gasse" bestimmt war? Sollte sie ihm das erzählen? ihm noch eine Freude bereiten, damit er dann überall mit der „Geschichte" herumlaufen könne, wie sich die „Juden" so namenlos unglücklich gemacht hätten?

Sie sagte also nur:

„Gott der Lebendige weiß, wie ihm das zugestoßen ist. Er wird ein ‚böses Auge' bekommen haben."

„Oder er wird sich den Magen an einer eurer fetten und unverdaulichen Speisen verdorben haben. Ihr kocht ja alles mit Gänseschmalz," warf der Doktor wie scherzend hin.

Diesmal entgegnete Nachime gar nichts. Ihr Herz zitterte zwischen Zorn und Angst auf und nieder. Der Doktor verschrieb dann das Rezept und versprach morgen wiederzukommen. Dann empfahl er sich und fuhr davon. Trotz des angestrengten Rittes, von dem Wojtech kaum zurückgekehrt war, stand er dennoch schon am Tore und wartete auf den Doktor. Er wolle die „Medizin" aus der Brandeiser Apotheke holen, und der Doktor hatte nichts dagegen, daß Wojtech sich zum Kutscher setze. Wie er zurückkommen werde, meinte er, das sei einerlei; er werde

aber bald zurück sein. Darauf können sich alle verlassen.

Sonst reicht die Erscheinung des Arztes allein hin und strömt von sich ein Gefühl der Beruhigung und Linderung aus. Menschliches Wissen ist in Anspruch genommen worden, ihm vertraut man, vor ihm sinken Zweifel und Hoffnungslosigkeit zu Boden. Aber bei Nachime geschah gerade das Gegenteil; es überfiel sie erst jetzt eine Trostlosigkeit und ein Bangen, als ob der Doktor jedes Hoffen auf Besserung für eine Torheit erklärt hätte. Nachime war, wie fast die meisten Frauen, ein geborener Arzt; sie verstand sich besser auf den Zustand des Kranken, als der Brandeiser, in Prag zur höchsten Universitätswürde erhobene Doktor.

„Wie kann ihm gut werden?“ schrie sie schmerzlich, „wie soll ihm gut werden, wenn er meint, Elieh hätte sich den Magen verdorben. Warum hat er nicht weiter gefragt? Das Kind leidet an etwas ganz anderem, und er verschreibt ihm etwas für den verdorbenen Magen! Er weiß ja nicht einmal, was ihm fehlt. Wie soll ihm auch etwas an meinem Kinde liegen? Sein Vater und sein Großvater hätten einen gern in einem Löffel Wasser vergiftet, wie soll der Sohn anders sein?“

Ahnte wohl der Sohn der „Apothekerfamilie“, welche Stürme er zurückließ in der Brust dieser armen Judenmutter?

Der Brandeiser Doktor hatte übrigens den Zustand des Kranken vom „medizinischen Standpunkte“ recht erkannt. Elieh lag in dem heftigsten Fieber; grauenhaft rüttelten die zerstörenden Gewalten an dem schwächlichen Leibe. Er war zwar wieder zum Bewußtsein erwacht, aber dieses Erwachen erschreckte mehr, als der todähnliche Schlaf, in dem ihn Nachime am Morgen gefunden. Dunkle Worte quollen bald schwer, bald gestammelt, bald wieder in überstürzenden Lauten über seine Lippen. Oft hielt er minutenlang die

Augen geschlossen, riß sie dann mit einem Male weit auf, als drängte ihn eine innere Gewalt dazu, und starrte dann das Fenster an. Er vermochte das Auge davon gar nicht abzuwenden, es schien, als fürchtete er, die Augen könnten sich schließen und er nicht mehr nach dem Fenster sehen. Nachime, die gehört hatte, daß Kranke dieser Art einen unwiderstehlichen Trieb in sich fühlen, in die Freiheit zu kommen, daß sie in der Fieberglut sogar zum Fenster hinausstürzen, hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Bücherschrank davorrücken zu lassen. Da geriet aber der Kranke in eine entsetzliche Wut; er wollte aus dem Bette springen, und nur die Kraft Nebb Schlomes vermochte ihn mit schwerer Mühe niederzudrücken. Von diesem Augenblicke an schloß er kein Auge; er starrte unverwandt nach dem verfinsterten Fenster hin.

Schwere, kummervolle Tage kamen nun heran, Tage und Stunden, in denen Nachime allen Mut, der ihr noch übrig geblieben, aufbieten mußte, um nicht zu erliegen. Aber das eben ist das Geheimnis der menschlichen Seele, namentlich im Weibe. Wie die ersten Goldfinder in jenem überseeischen Lande, dessen leuchtender Glanz weithin alles an sich lockt, in geheimnisvollen Sagen von den Schätzen sprachen, so weiß auch sie diese Quellen des Mutes, dieses unsichtbare Erstarken und Aufraffen nach größter Entmutigung und Erniedrigung zu verbergen. Kein Auge hat die Kräfte entdeckt, die dabei mitwirken, ob sie im Gehirne, in den Nerven oder im Blute wohnen. Das Gold haben andere gefunden, weil es nackt in der Erde lag. Die menschliche Seele aber ist Gottes!

Eliehs Zustand blieb sich in den ersten Tagen gleich. Der Brandeiser Doktor kam jeden Tag; aber Nachime konnte den einmal zerstörten Glauben an ihn nicht wieder in sich aufbauen; sie sah sein Gehen und Kommen mit einer Gleichgültigkeit, die fast an Verachtung grenzte.

„Er weiß ja doch nicht, was dem Kind fehlt," sagte

sie dann jedesmal, „ich weiß es besser. Er gibt ihm etwas für den Magen ein, und die Krankheit steckt im Herzen."

Fieberphantasien, in denen viel von Feuer und Nacht die Rede war, wechselten mit starrer Ruhe ab, in der jeder Lebensfunke verlöscht und die kleinste Kraftanstrengung so geschwunden schien, daß Nachime oft meinte, der Kranke könne in diesem Zustande keine Fliege totschlagen.

Trübe und traurig war es im Hause, in dessen Mauern bis jetzt ohnehin keine Freudigkeit gewaltet hatte. Kein lauter Ton wurde gehört. Alles schlich schweigend und gebückt umher. Selbst Vetter Koppel schien eine Ahnung von dem Unglücke zu haben, das seine dunklen Schatten über das Haus geworfen hatte. Er klagte nicht mehr um den geraubten Schatz. Auch Rebb Schlome war tief gebeugt; er sprach es nicht aus, aber man sah es seinem ganzen Wesen an. Wenn er die mütterliche Sorge Nachimes sah, die das Größte und Kleinste in ihren Bereich zu ziehen verstand, zuckte es oft eigentümlich über sein verhärtetes Antlitz. Sie sprachen fast nicht miteinander, ja Nachime schien jedes längere Weilen in seiner Nähe zu meiden. Nie nahm sie die geringste Mithilfe in Anspruch; sie wollte alles selbst tun und alles leiden. Die Bangigkeit um den kranken Sohn hatte das alte Wesen Nachimes wieder herausgekehrt, sie war wieder schweigsam geworden. Aber es war nur Schein. Neben der Sorge schritt auch verhaltener Groll einher. Sie schlug die Mithilfe ihrer Kinder und ihres Mannes in der Wartung Eliehs aus, aber unausgesprochen zehrte sich der Ärger immer tiefer in ihr Herz, warum sie nicht tätiger eingriffen. Rebb Schlome war oft nicht zu Hause; denn wenn ein Kranker in unserer Nähe liegt, scheint es, als ob die Luft auf einen weiten Umkreis mit schweren, beängstigenden Dünsten erfüllt wäre. Nicht jeder weilt darin gern; die meisten drängt es fort und läßt sie nicht zu Atem kommen. Das legte Nachime nun als Herzlosigkeit aus.

„Wenn früher einem Kind," klagte sie, „nur der Kopf weh getan hat, dann hat er vor lauter Sorg' sich gar nicht ausgekannt. Da war ihm kein Doktor zu viel, und er ist aus dem Haus nicht gewichen. Jetzt kann ihm, Gott behüt', ein Kind sterben, was wird er viel danach fragen? Sein Kopf steht ihm nur nach dem Feld, und wie er dem Kaiser etwas zu Gefallen machen kann. Heißt das aber dem Kaiser zu Gefallen leben, wenn man seine eigene Familie unglücklich macht und sein eigen Kind in die Grub' bringt?"

Es wird sonderbar bedünken, daß sich derselbe Groll, wie ungerecht er auch sein mochte, nicht auch gegen Anschel aussprach. Sie schien es nicht zu bemerken, daß sich Anschel fast mit Absicht vom Bette seines kranken Bruders fern hielt; er fragte nur verstohlen nach seinem Befinden. Nachime wußte freilich nicht, daß Elieh einmal in seinen Delirien den Namen Anschels mit einer so drohenden Miene, mit einem so gewaltigen Zornesausbruch ausgestoßen hatte, daß Anschel entsetzt davonlief. Begann sie vielleicht milder auch über ihn zu denken, und dasselbe Mitleid, das mit so weichen Armen den kranken Sohn umfing, regte es sich auch für ihn, der doch auch nichts dafür konnte, daß man ihn unter die Bauern gebracht hatte? . . .

Dafür betrachtete sie, mitten unter den Ihrigen, einen Fremden wie einen ihr vom Himmel zugesandten Engel. Wir meinen den Knecht Wojtech.

Wojtech hatte sich mit seiner tätigen Beihilfe am Tage der Erkrankung Eliehs nicht begnügt, er war seitdem sein treuester Wärter geworden. Niemand als er durfte in die Brandeiser Apotheke reiten, um die verschriebenen Medizinen abzuholen. Bei Tag auf dem Felde mürrisch und abstoßend gegen alle, die ihm in den Weg kamen, namentlich gegen Anschel, war er in der Nacht am Bette des Kranken „wie ausgetauscht".

Er hatte nicht um die Erlaubnis gebeten, ob er da

wachen dürfe, aber er war da, und Nachime hätte keinen treueren Wächter finden können. Wenn die Nacht hereingebrochen war, alles sich zur Ruhe begeben hatte, nur Nachime nicht, kam er in die Krankenstube, um seinen Wärterdienst anzutreten. Anfangs trug Nachime Bedenken, ob sie den fremden Knecht allein bei dem „Kind" lassen sollte; aber in der ganzen Erscheinung des Knechtes, in der Art und Weise, wie er ihr gebot, ihm die Sorge für den Kranken zu überlassen, lag etwas so Beruhigendes, daß Nachime mit allem Groll, mit aller Ängstlichkeit im Herzen ein Vertrauen zu ihm faßte, wie sie es zu keinem andern Menschen gefaßt hätte. Wunderbar jedoch war es, daß sie gar nicht darüber nachdachte, warum der Knecht „so" sei. Oft schlich sie in der Nacht, wenn sie plötzlich aus dem Schlafe auffuhr, und meinte, es sei heller lichter Tag, und Elieh werde ihrer bedürfen, nach der Kammer, in der er lag; jedesmal fand sie den Knecht noch am Bette sitzen, mit Ängstlichkeit die schweren Atemzüge des Kranken belauschend. Sie zog sich dann beruhigt zurück.

„Schläft er?" fragte sie ihn einmal, als sie in der Nacht „nachsehen" kam.

Da erschrak sie bis in die tiefste Seele, als ihr der Knecht zornig, mit finster abwehrender Gebärde zurief:

„Dein Sohn schläft, Frau, aber du schläfst nicht. Er wird gesund werden, aber über dich wird auch die Krankheit kommen. Denk daran."

Von dieser Stunde an war die Sorge, die sie Elieh widmete, gleichsam nur zur Hälfte ihr anvertraut, die andere lastete auf den Schultern des Knechts. Frühmorgens kam Nachime; da erzählte ihr dann Wojtech, was in der Nacht vorgefallen. Jedes Wort, das er sprach, jede Bemerkung, die er über den Gang der Krankheit machte, zeigte von Verständnis und bewies ihr, daß der Knecht kein Auge geschlossen hatte.

„Wojtech, du bist zu einem Doktor geboren," sagte sie einmal voll Verwunderung, „du bist gescheiter als der Brandeiser Doktor, und dich hätten sie zum Doktor machen sollen."

„Brauchst mich nicht zu loben," sagte darauf der Knecht mit finster abgewandtem Gesichte, „was ich tue, das tue ich für den hochwürdigen Herrn da, und sonst für keinen in der Welt."

„Geh," meinte Nachime, „stell dich nicht schlechter als du bist. Ich muß dir nur sagen, ich hab' mich an dir gewaltig vergangen. Ich hab' immer gemeint, du kannst uns nicht leiden, und daß ich dir's nur heraus sag' — ich hab' immer geglaubt, du bist ein Judenfeind. Jetzt aber seh' ich's ein, du hast uns gern, du verstellst dich nur, denn du bist ein ganz anderer."

„Wer hat dir das gesagt?" rief Wojtech mehr erschrocken als zornig.

Dann fügte er, wie aus Furcht, zu laut in der Gegenwart des Kranken gesprochen zu haben, leise, mit gesenkten Augen hinzu:

„Für den hochwürdigen Herrn da tue ich alles, es braucht mir's aber kein Mensch vorzuwerfen."

„Man wird sich doch aber bei dir bedanken dürfen?" rief Nachime eifrig.

„Bei mir braucht sich kein Mensch zu bedanken," sagte der Knecht kurz und ging zur Kammer hinaus.

Nachime sah ihm verwirrt nach. Was trieb diesen Knecht, sich schlechter zu stellen, als er war? Warum verleugnete er so sein ganzes Wesen?

Der Brandeiser Doktor hatte für den vierzehnten Tag die „Krisis" der Krankheit vorhergesagt. Selbst in dieser Verkündigung hatte sich der „judenfeindliche" Sinn des „Apothekersohnes" gezeigt. Warum verschwieg er das nicht? Wozu sagte er das mit solcher Bestimmtheit? Nachime in

ihrer Abneigung gegen den Träger des traditionellen Hasses wollte sogar eine Art hämischen Lächelns um seine Lippen gesehen haben; aber darin hatte sie sich gewiß getäuscht. Es war ein Sonntag, als diese verhängnisvolle „Krise“ anbrach. Nur Nachime und der Knecht wachten an diesem Tage am Bette des Kranken. Wojtech hatte wieder nicht gefragt. Als Nachime früh am Morgen in die Kammer gekommen war, hatte der Knecht nur gesagt: „Heute!“ und Nachime verstand ihn nur allzuwohl. Aber fast schien es, als ob die ärztliche Prophezeiung zuschanden werden sollte.

Der Zustand Eliehs zeigte sich keineswegs so beunruhigend; er lag den ganzen Tag über in einem leichten Schlummer, der nur wenig unterbrochen ward, das heftige Fieber schien gänzlich gewichen zu sein. Sollte das die verhängnisvolle Verkündigung des Brandeiser Doktors vorstellen? fragte sich die Mutter Eliehs; und wer wird es diesem geängstigten Herzen verargen, wenn es diese Selbsttäuschung bis zur Schadenfreude über die Unkenntnis des Apothekersohnes steigerte? Gegen vier Uhr nachmittags trat jedoch eine merkliche Änderung ein. Um diese Stunde begann in der nur durch einige Häuser getrennten Dorfschenke die Tanzmusik. Mit dem ersten Geigenstriche, der herübertönte, erwachte der „Bocher“ aus dem Schlummer. Seine Augen begannen in einem unheimlichen Feuer zu funkeln, wie es Nachime bis dahin nicht gesehen hatte; von Zeit zu Zeit kam ein tiefes Stöhnen aus der Brust hervor. Allmählich bemächtigte sich seiner wieder eine Unruhe, die von Minute zu Minute einen immer grauenhaftern Charakter annahm. Es war merkwürdig anzusehen, wie mit dem Beginne der Tanzweise die innere Pein, das Glühen der Augen, das krampfhafte Zucken des ganzen Leibes zunahm, und mit dem Aufhören derselben sogleich in einen ruhigeren Zustand überging. Es war klar, die vorhergesagte Krise war eingetreten; der Kranke rang zwischen Tod und Leben.

In diesen schrecklichen Augenblicken klang nur ein Gedanke durch Nachimes Seele, wie sie nämlich die Musik zum Schweigen bringen könne. Jeder aufkreischende Ton, der aus dem Wirtshause herüberscholl, fand gleichsam auf dem Antlitze ihres kranken Sohnes seinen Widerhall; es schien ihr, als ob er in diesem Lärme weder leben, noch sterben könne.

„Wojtech . . .," schrie sie einmal angstvoll, „geh du hinüber und sag ihnen, daß sie aufhören sollen. Frag sie um Gottes willen, ob sie denn wollen, daß ein Mensch einem Tanz zulieb' zugrunde gehen soll? Sie lassen ihn nicht einmal ruhig sterben!"

„Das geht nicht, Frau!" sagte der Knecht trocken, „wenn der Kaiser käme, so hören die auch nicht auf, und wegen eines kranken Menschen gar nicht. Er muß nicht krank sein, werden sie sagen, er soll lieber tanzen, daß er gesund wird."

„Warum sind wir fortgegangen aus der schönen, stillen Gass'!" brach es nun schluchzend aus Nachime hervor; „warum sind wir nicht dort geblieben, wo es wenigstens Menschen gibt, die einen in Ruh' sterben lassen? Wo hätt' einer sich's beifallen lassen, Musik zu machen, selbst wenn dem Geringsten und Schlechtesten in der Gasse etwas gefehlt hat? Und mein eigen Kind muß so sterben, kann nicht seine Ruhe finden unter diesen Unmenschen! Verzeih's uns, Elieh, mein Sohn, und trag's uns nicht nach, daß wir an dir so gehandelt haben, nicht wie Eltern an einem Kind! Ich möcht' dir ja gern deine Ruhe verschaffen, aber ich kann's nicht! Wir sind auf dem Dorf!"

Sie hatte die letzten Worte unmittelbar an den Kranken gerichtet; aber der vernahm sie nicht. Alle seine Sinne schienen jedoch in den herüberklingenden Tönen zu leben und sonst für alles andere den Dienst zu versagen. Er kannte niemanden, selbst seine Mutter nicht. Den Knecht stieß er einmal mit übermenschlicher Gewalt in die Brust und rief dabei mit hastig zornigen Worten: „Komm mir nicht in den

Weg — Anschel!" Ein andermal, als die Musik in der Schenke gerade eine lustige Tanzweise begann, neigte er den Kopf, gleichsam taktgebend dazu, und Nachime hörte ihn undeutlich vor sich hinflüstern: „Warum soll ich nicht auch tanzen? Anschel tanzt auch!!" Dann rief er wieder: „Aufgespielt, Musikanten!"

Diese wirren Reden, die so wenig zu dem Wesen des Bochers paßten, überzeugten Nachime mehr als jedes andere, daß dem Leben des kranken Sohnes gleichsam nur aus Barmherzigkeit eine kurze Rast in diesem vom Fieber so durchwühlten Leibe gegönnt sei. Um Mitternacht schlich sie auf Wojtechs Zurede von ihm fort; morgen in aller Frühe sollte jemand nach Brandeis geschickt werden, nicht um den Doktor, sondern um die „Kabbronim".*) Nur ein Wunder Gottes, meinte sie, konnte ihm noch helfen. Aber Gott werde dieses Wunder nicht tun; es sei alles umsonst, Gott und Menschen hätten sie verlassen . . .

Aber sie schlief nicht, wie keiner im Hause in dieser Nacht, die über Tod und Leben entscheiden sollte, ein Auge schloß. Eliehs Zustand war derselbe. Die Musik hatte noch nicht aufgehört. Sie hatte im Gegenteil, je mehr sie dem Morgen entgegenging, einen leidenschaftlicheren Charakter angenommen; jeder Ton ward von der Luft herübergetragen, nicht das leiseste „Juchhe" ward dem Kranken geschenkt. Mit einem Male kam es Nachime vor, als ob sich Tritte, die sich unhörbar machen wollten, dem Hause näherten. Die Musik hatte in diesem Augenblicke aufgehört. Auch der Kranke mußte sie vernommen haben; mit weit offenen Augen starrte er das Fenster an, er schien zu lauschen. Gleich darauf vernahmen sie ein leises Pochen an dem Fenster, und eine Mädchenstimme, wie es schien, rief böhmisch dreimal

*) Leute, die mit dem Toten die letzten Gebete sprechen und die Beerdigung besorgen.

hintereinander, wie auf Antwort wartend: „Schläfst du? — oder bist du wach?“

Grauenhaft war die Wirkung dieser wenigen Worte auf den Kranken. Mit einem gellenden Schrei, der nicht aus der Brust, sondern aus unbekannten Tiefen seiner Seele zu kommen schien, sprang er auf und wollte zum Bett hinaus. Es war gut, daß Wojtech zugegen war; mit übermäßiger Gewalt riß er den Kranken nieder, der sich unter seinen Händen mit einer Kraft verteidigte, die man ihm, selbst in der Gesundheit nicht zugetraut hätte. Dieser Kampf dauerte eine Weile, während Nachime entsetzt, unmächtig irgend einer Bewegung, nur zusah. Mit einem Male fühlte Wojtech, daß der Widerstand des Kranken aufgehört hatte, zugleich empfand er, daß an die Stelle der fieberhaften Hitze eine eisige Kälte getreten war. Erschrocken ließ er von ihm; da lag Elieh, mit geschlossenen Augen, unbeweglich, dem Anscheine nach ohne Leben bereits da.

„Leucht her, Frau,“ sagte der Knecht, der ein Beben, das seinen ganzen Körper durchlief, nicht verbergen konnte.

Unwillkürlich folgte Nachime diesem Gebote. Das zitternde Licht spielte auf dem blassen, tief eingefallenen Gesichte des Kranken. Ein Federchen schien sich wie absichtlich über die Oberlippe gelegt zu haben, es regte sich nicht. Ein Friede, wie er nur nach schwerem Kampfe über den Menschen kommt, zeigte sich auf dem Antlitze. Jede Spur der fieberhaften Leidenschaft war daraus gewichen. Dieser Anblick wirkte fast beruhigend auf die Mutter; sie sah in ihm das ausgerungene Weh vor sich. So betrachteten ihn die beiden eine lange Weile. Dann rief Nachime mit herzzerschneidendem Tone:

„Jetzt ist der auch tot, nichts bleibt mir mehr auf der Welt da!“ und sank schluchzend neben dem Bette nieder. Wojtech aber sagte:

„Er ist abgeholt worden, der hochwürdige Herr. Darum ist an das Fenster geklopft worden."

Er wollte den Leblosen nun noch zurecht legen, gleichsam den letzten Dienst ihm erweisen. Wie er nun dessen Hand ergriff, rief er überlaut:

„Frau, wie ist mir? die Hand ist wieder warm, die ist nicht wie von einem Toten. Rühr sie selber an."

Ungläubig blickte Nachime zu dem Knechte auf; sie ergriff die dargereichte Hand Eliehs; in der Tat empfand sie, daß eine Wärme, die nicht die des Todes sein konnte, ihr entgegenströmte.

„Lebt er?" fragte sie.

„Ich geb' meine Seligkeit darum," sagte der Knecht, „wenn der hochwürdige Herr nicht jetzt die Krankheit überstanden hat. Alles wird gut werden, von jetzt an wird er gesund."

Die Stimme des Knechtes zitterte vor freudiger Bewegung; auf seinem starren Antlitze leuchtete ein Strahl, wie er darauf nie geleuchtet haben mochte. Es war der Abglanz einer menschlichen Empfindung, die vielleicht gegen seinen Willen sich Bahn gebrochen hatte. Nachime kam es vor, als stehe ein höheres Wesen vor ihr.

In diesem Augenblicke schlug der Bocher seine Augen auf und blickte matt und ungewiß um sich.

„Wie ist dir, mein Elieh . . .?" schrie Nachime außer sich und beugte sich über den Kranken.

Elieh konnte nichts entgegnen, er schloß wieder die Augen.

„Laß ihn jetzt schlafen, Frau," sagte der Knecht, indem er Nachime mit sanfter Gewalt von dem Kranken entfernte. „Wenn er jetzt schlafen kann, ist alles gut."

Nachime ließ es geschehen, daß Wojtech sie zur Kammer hinausführte, sie ging wie eine Träumende fort. Was hatte sich auch nicht in den Rahmen dieser wenigen Augenblicke alles hineingedrängt!

Wojtech hatte übrigens recht. Die Krise, die der Brandeiser Doktor vorausgesagt, war glücklich vorüber. Der Kranke schlief den ersten gesunden Schlaf.

---

13. Genesen.

Am andern Tage kam der Brandeiser Doktor; er zeigte sich ganz erstaunt, den Kranken auf dem Wege entschiedener Besserung zu finden. Er erklärte jede Gefahr für beseitigt, aber nur ein Wunder, meinte er, konnte ihn gerettet haben, denn von ihm, das gestehe er jetzt offen, sei er bereits „aufgegeben" gewesen. Nachime erzählte ihm das „Wunder" von dem geheimnisvollen Morgengruße eines Mädchens, die ans Fenster geklopft, aber in der Aufregung des Erlebten, in ihrer Seligkeit, den verlorenen Sohn dem Tode abgekämpft zu sehen, tat sie dies in einer Weise, daß der Doktor den ganzen Vorgang für ein wirkliches Wunder halten mußte.

„Wenn Sie eine Christin wären, Frau Hahn," sagte er mit einem eigentümlich stechenden Lächeln, „so könnten Sie glauben, die hochgebenedeiete Mutter Gottes sei selbst gekommen und habe Ihrem Sohne die Gesundheit gebracht. Denn bei uns geschieht das bisweilen."

Nachime verstand diesen Witz nur zur Hälfte; weil sie aber frohen Herzens war, lächelte sie auch dazu. In sich dachte sie aber, was sie dem Doktor sagen wollte, wenn er nicht der Sohn des Apothekers wäre, nämlich, wieso er denn ein so großer Judenfeind sein könne, wenn ihm selbst an seinem Allerheiligsten nichts „aufliege".

„Für unsere geistlichen Herren," sagte dann der Doktor weiter, „wäre Ihr Sohn jetzt ein gefundener Bissen. Ein Wunder müßte vorgegangen sein, selbst wenn es sich auf die

allernatürlichste Weise erklären ließe. Je natürlicher, desto besser. Lassen Sie doch Ihren Sohn zu uns übergehen; er könnte in kurzer Zeit seine ‚Karriere' machen."

„Wie verstehen das der Herr Doktor?" fragte Nachime erschrocken, aber noch immer lächelnd.

„Ich meinte," rief der Doktor spöttisch, „wenn Sie Ihrem Sohne die Erlaubnis geben würden, das Wunder, das mit seiner Gesundheit vorgegangen war, von einem unserer Kirchenlichter nur erklären zu lassen, so möchte Ihr Sohn und ihr alle euer Glück machen. Aber Sie tun das nicht, nicht wahr?"

Nun erst verstand ihn Nachime.

„Der Herr Doktor meinen wohl," sagte sie ruhiger, als man nach diesem Verständnis erwarten konnte, „wenn sich mein Sohn —"

„Was wär's, wenn sich Ihr Sohn taufen ließe?" ergänzte lachend der Brandeiser Doktor.

„Mein Sohn, der ein Rabbiner werden soll?" rief Nachime nicht so sehr entsetzt, als erstaunt aus. „Was fällt da dem Herrn Doktor ein?"

„Pah," sagte der Doktor mit einer ausdrucksvollen Miene, „wie lange wird es dauern, so werden Sie gar keinen Rabbiner brauchen. Die neue Freiheit wird Sie um das Judentum bringen. Ihre Leute, die jetzt alles werden können, Advokaten, Beamte, Minister, Bauern, werden sich von einer Religion nicht genieren lassen, die ihnen mehr als einen Riegel vorschiebt. Als gescheite Leute, die nichts unternehmen, was nicht einen gewissen Zweck hat, werden sie sich bald fragen: Ist es ein besseres Geschäft, wenn wir unsere alte Religion beibehalten, die bei aller Freiheit so viel Unbequemes hat, oder wenn wir es so machen?"

Dabei machte der Doktor eine Bewegung mit seiner Hand, als wenn er Staub oder dergleichen davon abstreifen wollte.

Diese bedeutungsvolle Gebärde des Doktors machte Nachime ganz verblüfft. Eine Weile lang blickte sie auf seine Hände, als ob er wirklich davon etwas abgestreift hätte. Sie war jetzt erst recht erschrocken, der Apothekersohn hatte aus seiner Gesinnung kein Hehl gemacht. Dennoch vergaß sie mit der den Frauen eigentümlichen Geistesgegenwart nicht, wen sie vor sich stehen hatte. Sie hatte sich von ihrem Schrecken sogleich erholt.

„Der Herr Doktor spaßen nur," sagte sie lächelnd. „Wie sollt' es einem von uns einfallen, unsere Religion so herunterzuwerfen von uns? Einen Wurm kann man von sich abschütteln, ein Bissel Staub abblasen, das weiß jedes Kind; aber so etwas nicht. Ich kann mich nicht so ausdrücken, Herr Doktor, so wie Sie; ich hab' nicht vierzehn Schulen studiert; aber ich meine, eher geht die Welt zusammen und alles fällt durcheinander, ehe das geschieht. Glauben Sie denn, Herr Doktor, es wird mit der Freiheit so bleiben? Es wird schon wieder eine Zeit kommen, wo keine Freiheit sein wird, und dann wird man auch nichts werden dürfen — —"

Nachime brach plötzlich ab. Der Brandeiser Doktor blickte, nun selbst etwas aus der Fassung gebracht, in das leise gerötete Antlitz der Frau. Sie mochte ihm in diesem Augenblicke doch als ein anderes Wesen vorkommen, als er gewöhnlich in ihr gesehen. Namentlich schien aus ihrer letzten Bemerkung von der freiheitslosen Zeit etwas Freudiges herauszuklingen, was ihm auffiel.

„Was wird dann geschehen, Frau Hahn?" fragte er dringend, als hätte er die letzten Worte überhört.

„Dann werden wir wieder vom Dorfe wegziehen können," antwortete Nachime rasch, aber in großer Bewegung.

Das Erstaunen des Brandeiser Doktors wuchs.

„Und auf diese Zeit scheinen Sie sich zu freuen?" rief er. „Wozu hätten sich Ihre Leute so angestrengt, hätten so viel gearbeitet, um Grund und Boden erwerben zu können?

Jetzt, da sie das Recht haben, freuen Sie sich, Frau Hahn, auf die Zeit, wo sie beides wieder verlieren könnten? Was sagen Sie dazu, Herr Schlome?"

„Sie sagen ja selbst, Herr Doktor," fiel Nachime ein, ehe ihr Mann eine Antwort gefunden hatte, „daß es mit unserer Religion aus ist, wenn man zu viel Freiheit hat? Ich hab' den Kaiser nicht darum gebeten — ich war so zufrieden genug."

„Mit der bringen Sie nichts heraus, Herr Doktor," sagte nun Rebb Schlome, anscheinend lustig, „wegen ihr hätt' keine Rebellion sein müssen; da hätten die Sachen lange noch so bleiben können, wie sie waren. Es sind nicht alle Weiber so; es haben sich jetzt manche noch mehr ausgezeichnet als die Männer. Ich hab's erst neulich in einer Zeitung gelesen, wie so eine mit Flint' und Patrontasche mitgefochten hat für die Freiheit, besser wie ein Mann. Aber wenn die da für die Freiheit etwas tun sollte, was nur auf ein halb Lot geht, so macht sie ein Geschrei darüber, daß es der Kaiser bis nach Wien hören muß. Das kommt davon her, weil sie keinen Sinn dafür hat."

Solch ein Kampf mit versteckt zielenden Worten, der in Gegenwart eines dritten geführt wird, hat für die, die er angeht, mehr Schmerzliches, als wenn er von Angesicht zu Angesicht, von Lippe zu Lippe vor sich geht. Man möchte niemanden es offenbaren, daß dem Worte, wie es lustig und launig spielt, eine spitzige Waffe anhängt; nur die Kämpfer fühlen, wie sie ins Fleisch fährt und unsichtbare Wunden schlägt. Während der Mund lacht, weiß der dritte, wenn er nicht sehr aufmerksamen Ohres ist, nicht, daß in seiner unmittelbaren Nähe so ernste Wunden geschlagen worden.

Zum Glücke erinnerte sich Nachime wieder, daß der Sohn des Apothekers vor ihr stand, und wieder überfiel es sie mit einer Art von Scham, daß sie „dem" da, dessen Grundsätze sie so gut kannte, eine hochwillkommenes Schauspiel

ihrer häuslichen Leiden gewähren sollte. Dazu dünkte sie sich „doch zu gut," und dieser eigentümliche Stolz gab ihr den Mut, im Gespräche mit dem Doktor die lächelnde Miene, den scherzenden Ton beizubehalten.

„Was reden wir da für Dummheiten," rief sie ärgerlich lachend. „Und wenn ich auch keine Freiheit will, wird's der Kaiser darum tun? Weiß er, wer ich bin? Kennt er mich? — Machen Sie mir lieber meinen Sohn gesund, Herr Doktor! das ist mir mehr als alle Freiheit."

„Was wollen Sie von mir, Frau Hahn," sagte der Doktor mit lustiger Gebärde, „ich habe für die Genesung Ihres Sohnes nichts getan. Halten Sie sich an das lebendige Wunder, das ihn gerettet hat. Das wird ihn vollends gesund machen!"

Als der Doktor wieder das Haus verlassen hatte, war alle Freude über Eliehs so schnell gewordene Genesung in dem bittern Gefühle untergegangen, das die Bemerkungen ihres Mannes in Nachime hervorgerufen. Das Wunder, wie sie es selbst erlebt, hätte sie gern, als von Gott geschickt, betrachtet, aber die hämischen Witze, die der Apothekersohn daran geknüpft, taten ihr weh und vergällten den Tag. Gott habe ihren Jammer gesehen, sprach es alleweil in ihr, weil sie bereits zu schwach gewesen, ihn zu ertragen, ob sie denn wieder neuen solle über sich kommen sehen? Jetzt sei ihr das Kind wiedergegeben, nun aber müßte sie mit Schrecken an die Worte des Doktors denken. Die natürlichen Folgen der Freiheiten sollten darin bestehen, daß sie „um die Religion" kämen? Und wenn sie sich es recht überlegte, so sprach er ja die lebendige Wahrheit. Wie sollte man sich mitten unter den Bauern, abgeschieden von allem Verkehr mit seinesgleichen, die Religion bewahren? Wenn das schon ein Christ, der noch dazu der Sohn des Apothekers war, bemerkte, wie mußten erst andere, die zu ihnen gehörten und sich nicht täuschen ließen, auf den Grund der Sache sehen?

Es fehlte ihnen ja die Übung, sie hörten ja kein „jüdisch“ Wort an ihr Ohr erklingen! Wenn jetzt einer von „drüben“ zurückkäme, etwa die fromme Mutter, was würde die zu der plötzlichen Verwandlung des Hauses sagen, in dem ihre Tochter als Hausfrau waltete? Dazu hatte sie sie also geboren und aufgezogen? War das ein jüdisches Haus, das Haus ihrer Tochter, in das sie getreten wäre? Feierte man so den Freitag Abend, den schönen duftigen Vorboten des Sabbats? War das ein Sabbat, wie sie ihn von Kindheit auf gewohnt war? Ruhte man an diesem Tage aus, schien es nicht vielmehr, als trügen alle es mit Unwillen, daß man überhaupt an diesem Tage ruhen müsse? Das hatte ja der Brandeiser Doktor gesagt. Was brauchte seine Prophezeiung erst einzutreffen? Man fühlte sich ja schon unbequem in ihrem Hause! Wußte sie denn, ob Anschel täglich bete? ob er täglich „Tefillin legte“? ob er mittags „benſche“? Wenn sie das jetzt schon nicht wisse, was würde erst geschehen, wenn sie einmal die Augen geschlossen hätte für immer? Verantworten werde sie es müssen vor Gott in der andern Welt; denn Gott halte sich stets an die Mutter. Die hätte „achtgeben“ sollen, daß dem Hause kein Unheil widerfahre, daß die Kinder nicht Schaden litten an Körper und Seele. Aber sie werde sich nicht verantworten können, sie werde sich nicht einmal unterstehen dürfen, ein Wort vorzubringen. Immer werde es heißen: Warum hast du nicht besser acht gegeben? Du bist ja die Mutter gewesen!

War es zu verwundern, wenn Nachime jetzt mehr als je darauf bedacht war, wie sie Elieh aus dem Hause bringen könnte? Der Gedanke ging ihr auch nicht mehr aus dem Kopfe; wie etwas Weißes, Leuchtendes aus einem Meer von Finsternis stand er vor ihr Tag und Nacht. Er tröstete sie; er erhob sie in ihrem Weh. Wenigstens er sollte nicht mitgerissen werden, der kranke, schwache Elieh, der nichts ver-

brochen hatte. Gleich nachdem er gesund geworden, wollte sie die Abreise ins Werk setzen.

Indessen schritt die Genesung des Bochers in fast erschreckender Eile vor; es war, als ob der Kranke inmitten seiner Leiden das Geheimnis entdeckt hätte, wie man über die Mächte der Zerstörung Meister wird. Es schien allen, als wenn er, noch keineswegs genesen, den festen Vorsatz hätte, gesund zu werden. War auch das Fieber von ihm gewichen, die Unruhe, die sich während der Krankheit oft in so grauenhaften Ausbrüchen geäußert hatte, war es nicht. Stundenlang konnte er oft regungslos im Bette liegen, namentlich wenn Nachime bei ihm war, oder Wojtech; wie er aber die Stimme Anschels vernahm, mochte dieser vom Felde heimkommen oder zum Hause hinausgehen, kam diese Unruhe über ihn, die allen um so rätselhafter vorkam, da sie die Krankheit für gebrochen hielten.

Man fragte den Brandeiser Doktor, der jetzt nur zuweilen kam, nach der Ursache dieser befremdenden Erscheinung; der aber schüttelte den Kopf und meinte, das Wunder, das schon so Großes an ihm verrichtet, müsse sich noch einmal wiederholen. „Gefährlich" sei der Kranke nicht mehr, darauf könne man sich verlassen. Nachime fand aufs neue Gelegenheit, die Wissenschaft des Doktors zu verdächtigen. Sie wußte besser als er, was ihrem Sohne noch fehlte, was ihn nicht ganz gesund werden ließ. Warum fiel er, der Mann mit den vierzehn Schulen, nicht darauf? Warum sagte er nicht zu dem Kranken: Steh auf, packe deine Bücher ein und geh zurück, von wo du gekommen bist!

Ein Umstand hätte Nachime aufmerksam machen sollen, daß dieses Mittel vielleicht doch nicht so unfehlbar war, als sie in ihrer mütterlichen Sorge träumte. Elieh begehrte niemals zu „lernen"; die Bücher standen unberührt, kaum daß er ihnen einen Blick schenkte. Nicht als ob Nachime es gewünscht hätte, daß Elieh in dem Zustande der Schwäche und

Entkräftung sich mit dem schweren Lernen beschäftigen sollte; sie hätte das sogar verboten. Wie kam es aber, daß er nicht einmal danach begehrte? Konnte die Krankheit in einem Menschen so vernichtend wirken, daß sie eine alte Gewohnheit, das eigentliche Leben in ihm auslöschte? Das war ihr aufgefallen; aber sie legte nicht so viel Gewicht auf diesen Umstand, als er verdiente. „Die Lust wird ihm schon wieder kommen zum Lernen," tröstete sie sich; „und besser ist's, er ruht sich aus."

Einen andern Umstand kannte Nachime nicht, aber wir müssen ihn erwähnen. Der „Bocher" sprach nämlich seit seiner Genesung stets böhmisch mit dem Knechte Wojtech. Das erstemal, als dieses geschah, war es in einer Nacht, die der Knecht, wie immer, am Bette des Kranken zubrachte. Bis dahin hatte Elieh nie ein Wort an Wojtech gerichtet, es war selbst ungewiß, ob er dessen Gesichtszüge kannte. Für den rätselhaften Knecht war diese Ansprache so befremdend, daß er nicht recht gehört zu haben meinte. Sprach der Kranke aus einem neuen Fiebertraume? Ungewiß trat er näher und fragte ihn, was er denn begehre. Mit deutlicher Stimme wiederholte nun der Bocher seine Ansprache: er begehrte Wasser.

Wojtech brachte ihm rasch das Geforderte; aber als er das volle Glas dem Kranken hinreichte, zitterte er so heftig, daß einige Tropfen auf Eliehs Hand fielen.

„Bist du selbst krank, Wojtech?" fragte der Bocher, ihn scharf fixierend.

„Ich?" entgegnete der Knecht mit unsicherer Stimme, „ich bin gesund, wie der Fisch im Wasser."

„Du zitterst ja aber," meinte der Kranke.

„Ich freue mich nur, daß der hochwürdige Herr mit mir spricht," sagte der Knecht, und auf seinen sonst so strammen Gesichtszügen zeigte sich in diesem Augenblicke eine eigentümliche Weichheit.

„Hab' ich denn mit dir noch nicht gesprochen?" meinte der Bocher erstaunt. „Es kommt mir vor, als möcht' ich dich von langer Zeit her kennen."

„Der hochwürdige Herr sagt das?" rief der Knecht fast schreiend. „Aber der hochwürdige Herr war ja krank," setzte er sogleich wie beschämt über seinen freudigen Ausruf hinzu.

Nach einer langen Weile sagte Elieh:

„Warum nennst du mich hochwürdig? Ich bin's ja nicht."

„Wie soll ich denn anders sagen?" rief der Knecht verwundert.

„Wie sagst du denn zum Pfarrer?"

„Hochwürdiger Herr!" entgegnete Wojtech demütig.

„Und zu mir auch?" meinte schwach lächelnd der Kranke.

„Alle Geistlichen sind hochwürdige Herren," sagte Wojtech mit einer Überzeugung, wie sie nur das Resultat jahrelangen Nachdenkens oder natürliche Beschränktheit erzeugen kann.

„Und ich?" rief der Bocher und fuhr in der Verwirrung über die Antwort des Knechtes nach der Stirn. „Ich bin doch kein Pfarrer?"

„Das sind Sie nicht, hochwürdiger Herr!" sagte Wojtech ehrerbietig; „aber Sie sind ein Geistlicher."

Ein neues schwaches Lächeln kehrte auf Eliehs Lippen zurück.

„Wenn das auch jetzt wahr sein sollte," sagte er dann, und ein seltsames Aufflackern in den Augen ward dabei sichtbar, „so wird es bald nicht wahr sein. Ich werde kein Geistlicher werden, darauf kannst du dich verlassen, mein lieber Wojtech!"

Der Knecht sah zu dieser Äußerung des Bochers seltsam darein; er meinte, der Kranke rede wieder irre. Schon

zuckte seine Hand, um bereit zu sein, wenn einer der früheren Ausbrüche wieder zum Vorschein kommen könnte. Aber der Kranke lag ruhig da; nur das matte Lächeln um die Lippen hatte ihn nicht verlassen. Darum sagte Wojtech auch mit tröstendem Tone:

„Sie, hochwürdiger Herr, kein Geistlicher? Wenn Sie heute in unserer Kirche auftreten wollen, so können Sie ebensogut Pfarrer sein, wie unser geistlicher Herr. Und wenn Sie ein Kanonikus werden wollen, glauben Sie, hochwürdiger Herr, Sie werden es nicht? Gelernt haben Sie genug. Ich möcht' den sehen, der so große und dicke Bücher hat; da muß ja darin stehen, daß man wenigstens Bischof davon werden kann."

Vielleicht nahm der „Bocher" das, was Wojtech sagte, wirklich für das einfältige Gespräch des Knechtes, den er nicht beleidigen wollte. Vielleicht auch nicht. Wenigstens verriet nichts in seinem regungslosen Antlitz, was in ihm vorging; er sah aus, wie einer, dem das Reden eine Last ist, der ein Vergnügen daran findet, daß ein anderer für ihn spricht. Das ist so die Weise ermüdeter Seelen, solch ermatteter Gemüter, wie Elieh das seine heraustrug aus dem Kampfe mit der schweren Krankheit! Nicht einmal, daß Wojtech, ein Knecht, es war, der so zu ihm sprach, schien ihm in diesem Augenblicke auffallend genug; er ließ den Redestrom des Knechtes über sich ergehen, weil er nicht die Macht anwenden wollte, ihn aufzuhalten. So fuhr Wojtech in der bisherigen Weise noch lange fort.

Plötzlich unterbrach ihn der Kranke mit einer so leise gesprochenen Frage, daß Wojtech sie nicht verstand.

„Glaubst du, Wojtech," sagte dann der Kranke mit heller Stimme, „daß ich gut böhmisch reden kann?"

Die Frage stand mit dem vorigen Gespräche in so wenigem Zusammenhange, daß es nicht befremden kann, wenn der Knecht mit einer Art Schrecken den Bocher ansah,

als erwarte er jeden Augenblick den Rückfall in die kaum überstandene Krankheit.

Elieh wiederholte zum dritten Male seine Frage, diesmal aber mit einer Bitterkeit und Ungeduld im Tone, die den Knecht lebhaft ergriff.

„Ob Sie gut böhmisch reden können?“ rief Wojtech mit jener erkünstelten Wahrheit in Stimme und Gebärde, die so eigentümlich im Gespräche mit Halbgenesenen klingt, in deren wirren Gedankengang man einzugehen bemüht ist. „Ob Sie gut böhmisch reden können, hochwürdiger Herr! Sie könnten gleich morgen auf die Kanzel steigen und eine Predigt halten.“

„Narr,“ sagte Elieh nach einer Weile lachend. „Wer sagt dir denn, daß ich predigen möcht'?“

„Und wozu möchten Sie denn böhmisch reden, hochwürdiger Herr?“ fragte der Knecht fast verblüfft.

Der Bocher stellte sich an, als habe er diesen Einwand Wojtechs ganz überhört.

Nach einer langen Pause fing er wieder an:

„Redet mein Bruder gut böhmisch? Ich meine so, daß ihn die Leute verstehen?“

„Der redet, hochwürdiger Herr, als ob er hier auf dem Dorf wär' geboren worden, als ob seine Eltern Bauersleute und nicht . . .“

„Was, Wojtech?“ fragte Elieh, vielleicht bloß um zu fragen.

„Als ob er zu uns gehörte,“ sagte der Knecht halblaut. „Man weiß gar nicht, wenn man ihn reden hört, wie ihm das gekommen ist. Aber mein eigener Bruder hat nicht besser mit mir gesprochen.“

Hätte Wojtech in diesem Augenblicke seine Augen schärfer auf das Antlitz des Bochers gerichtet, er hätte da leicht eine eigentümlich schmerzliche Bewegung wahrnehmen können.

Mit einem Seufzer, der aber so leise, so unhörbar über

seine blassen Lippen glitt, daß ihn nur unsichtbar lauschende Geister hätten vernehmen können, wandte sich Elieh auf die andere Seite und lag dann lange still und regungslos da.

Als ihn Wojtech nach einer Weile fragte, ob er nichts wünsche, richtete sich der Bocher halb auf.

„Kannst du mir ein böhmisch geschriebenes Buch bringen?“ fragte er den Knecht.

„Ich hab' kein anderes, als mein Gebetbuch,“ sagte Wojtech stockend; „aber das wird Ihnen nicht recht sein, hochwürdiger Herr,“ setzte er fast erschrocken über die Größe seines Antrages schnell hinzu.

Nach einigem Überlegen sagte der Bocher:

„Hast du wirklich kein anderes, so bring mir das.“

Der Knecht ging. Er hatte noch nicht die Türe erreicht, als ihm Elieh schon nachrief:

„Wenn dich einer fragt, Wojtech, was ist's? so sag ihm nichts von mir. Es braucht kein Mensch zu wissen, was wir beide miteinander haben. Hörst du, Wojtech?“

Der Knecht nickte mit dem Kopfe. Gleich darauf brachte er wohl verborgen unter seiner Weste das Gebetbuch, nach dem der Bocher mit einer Gier haschte, die nicht befremden kann.

---

14. Blumen des Feldes.

Glück und Unglück haben das miteinander gemein, daß, wie es im Sprichwort heißt: die Zeit für sie nicht besteht. Wie Wind und Welle, sagt man ferner, eilen sie dahin. Unhörbar, fast geräuschlos, gleiten sie, huschen sie vorüber. Nur fragt das eine, wenn es mit glänzendem Antlitz und

lächelnden Lippen einmal erwacht: „Schon?“ das andere kummervoll „Noch?“

Tage und Wochen waren so vergangen; ihr Nahen und Gehen ward nicht bemerkt; nur als Elieh zum ersten Male wieder ins Freie trat, wußten sie, daß er volle vier Wochen die Frühlingsluft nicht gekostet.

Denn indessen hatte sich draußen in der Natur alles wunderbar verändert; in den Furchen, die Anschel selbst gezogen, war das hineingestreute Leben kräftig erwacht; es wogte und rauschte in den grünen Wellen des Feldes; Sonnenlicht glitzerte darauf. Aber nur einer Seele war dieses Wachstum der Gottesgabe bemerklich, nur sie allein nahm Anteil daran. Anschel fand es beinahe unbegreiflich, wie das alles so keimen konnte. Er sollte da mitgearbeitet, sollte seinen Teil daran haben, was jetzt so lustig emporschlug? Er hatte die Erde auch grünen gemacht, und der Halm war aus dem Korne geworden, das e r geworfen? Wenn er bedachte, was er vor einem Jahre gewesen, wie er da auf Märkten herumgezogen, mit unwilliger Seele, mit widerstrebender Hand den Kunden die Waren zugemessen, und nun, wie er etwas so ganz anderes geworden, dann meinte er, es sei ein Wunder geschehen. Des Vaters Gedanke müsse doch von „oben“ gekommen sein, rief es dann in ihm, wie könnte sonst alles so prächtig grünen und blühen? Sei das nicht ein Zeichen sichtbarer Huld? Nur einmal sollten die Leute aus der „Kille“ zu ihnen kommen, um anzusehen, wie sich bei ihnen alles geändert. „Nicht erkennen werden sie uns mehr,“ antwortete er sich selbst, „so hat sich alles bei uns geändert.“

Was aber Nachime dazu gesagt hätte, wenn plötzlich Zeugen ihres Leids gekommen wären, und gerade diejenigen, deren Anblick sie am meisten fürchtete, deren bloßes Nennen sie erschreckte, das bedachte Anschel nicht. Wie jeder Glückliche war er eigennützig geworden; er dachte nur an sich.

„Hättst du das in deinem Leben gedacht,“ sagte er

eines Tages zu seinem Vater, „daß so etwas von uns kommen kann? Wenn mir einer aus der „Kille“ vor einem Jahre gesagt hätte: Rebb Schlome, du und deine Familie, ihr werdet in einem Jahre von dem Korn essen, was ihr selbst angebaut habt, hätten wir ihn nicht ausgelacht? Und jetzt ist es doch eingetroffen.“

„Essen wir's denn schon?“ meinte Rebb Schlome.

„Wir werden aber,“ sagte Anschel mit dem Tone innerster Überzeugung.

„Narrele,“ sagte Rebb Schlome, während eine Art höhnischen Lächelns über seine Züge fuhr, „meinst du, wir werden von dem Korne essen, wenn deine Mutter nicht will, oder es kann einem ein Bissen schmecken, wenn sie nicht auch mitißt? Und zu dem wirst du sie nicht bringen, ich kenne sie jetzt. Sie hat einen Willen bekommen, der ist stärker als Eisen und Stahl. Will sie doch schon, daß Elieh in die „Kille“ zurückgeht! Wie lange wird's dauern, so geht sie ihm nach. Bleib du dann allein auf dem Dorf!“

„Um Gottes willen,“ rief Anschel erschrocken, „du wirst doch nicht wieder verkaufen wollen?“

„Hältst du deinen Vater für so einen Maulmacher,“ sagte Rebb Schlome, indem er sich groß und stark, wie er war, vor seinem Sohne aufrichtete, „für so einen, der heute das und morgen jenes tut? Bloß damit die Leut' etwas von ihm zu reden haben? Da kennst du mich wenig, und deine Mutter, die kennt mich auch nicht. Und wenn ich den Bettelstab vor meinen Augen seh', so geh' ich auch nicht vom Dorf fort.“

Diese kräftige Versicherung des Vaters erfüllte Anschels Gemüt mit Freude und zugleich mit Schmerz. Gut gearteten Kindern schneidet ein solches Vertrauen, wenn Vater oder Mutter gegenseitig sich an ihr eigenes Blut wenden, um sich anzuklagen, tief durch die Seele. Sollen sie, die eigenen Kinder, Schiedsrichter sein?

„Wirst du nicht böse sein, Vater . . .," sagte er schüchtern nach einer Weile, „wenn ich dich um etwas frage?"

„Red!" meinte Rebb Schlome barsch.

„Warum hast du die Mutter nicht gefragt, ehe du die Felder kaufteſt? Es wäre vielleicht dann ganz anders gekommen," sagte Anschel, furchtsam den Blick auf den Vater richtend.

„Weil das niemals meine Gewohnheit ist," entgegnete Rebb Schlome kurz; „ich bin, Gottlob, kein Kind! und wenn ich Rat brauche, so frag' ich mich selbst."

Nach einer solchen Antwort stockte Anschel in seiner Rede; er empfand deutlich, es komme ihm nicht zu, dem Vater Vorwürfe über diesen Punkt zu machen. Nach einer Weile meinte er jedoch:

„Möcht's einer glauben, daß die Mutter noch gar nicht unsere Felder gesehen hat? Vielleicht, wenn sie sehen möchte, wie schön alles darauf steht, und daß es ihr gehört, meinst du nicht, sie käm' auf andere Gedanken? Sie weiß ja gar nicht, was sie alles hat, und kränkt und zehrt sich ab."

„Ich red' ihr nicht zu," sagte Rebb Schlome bestimmt.

„Wer sollt's denn tun," fragte Anschel, „als du? Von dir wird sie es am besten aufnehmen."

„Nicht um alles in der Welt red' ich ihr zu," rief Rebb Schlome mit Kraft; „meinst du, ich bin ein Stück Holz, dem nichts weh tut? Damit sie wieder anfängt und mit ihrem Klagen und Weinen mir das Herz abstößt? Meinst du, das tut mir nicht weh, und besonders, weil ich ihr nicht helfen kann?"

Mehr als je fühlte Anschel in diesem Augenblicke, wie weit Vater und Mutter, wie weit er selbst von seiner eigenen Mutter stand. Sie einzuladen, daß sie auf ihr Hab' und Gut einen Blick werfe, dazu fehlte dem Vater die Demut, ihm aber der Mut. Anschel wußte, daß es ein Wagnis seinerseits sei, vor die Mutter mit dieser Bitte hinzutreten;

im voraus glaubte er sie abgeschlagen. Dennoch faßte er den Vorsatz, die Mutter zu dem Gang aufs Feld zu bereden; mit schwerem Herzen entschloß er sich dazu.

Anschel schlich an diesem Tage um die Mutter herum; niemals aber fand er den geeigneten Augenblick. Öfters stand er ihr gegenüber von Angesicht zu Angesicht, aber wenn das Wort hinausdrängte, hielt es eine gewaltige Kraft ungesprochen zurück. Nachime merkte wohl eine Absicht ihres Sohnes, aber sie wollte ihm nicht entgegenkommen; sei es aus Groll, sei es, weil sie in die bittere Stimmung sich bereits so sehr verwirrt hatte, daß es ihr schwer fiel, sich auch nur auf einen Augenblick davon zu befreien.

Trotzdem war Nachime an diesem Tage viel heiterer im Gemüte als sonst; denn Elieh hatte zum ersten Male die Kammer verlassen und saß draußen im Garten unter den Bäumen, von den Strahlen der Sonne angeschienen. Still, wie sie in ihren besten Tagen im Hause gewaltet, war sie heute; durch den Groll der überstandenen Leiden war wieder der milde Ausdruck ihres Antlitzes gebrochen.

So war es Abend geworden, und Anschel wußte noch immer nicht, wie er die Einladung an die Mutter anbringen sollte. Mehrmals war er sogar im Begriffe, die Sache ganz fahren zu lassen. „Sie wird ja so nicht wollen!“ raunte ihm der böse Geist der Mutlosigkeit zu, „und weißt du schon, ob sie dann nicht noch erzürnter auf dich wird? Man darf ja vom Felde gar nicht anfangen zu reden, das bringt sie gleich auf und macht ihr Ärger.“

Solche Gedanken blieben aber nicht lange in Anschels Seele haften. Anschel besaß ein weiches Gemüt, und sein Mitleid mit dem Zustande der Mutter trug den Sieg davon. Und eben, als er im Begriffe war, aus seiner Mutlosigkeit heraus und an die Mutter heranzutreten, kam ihm ein glücklicher Umstand zu Hilfe.

Nachime hatte sich unter das Hoftor gestellt und schaute,

wie es ihre Gewohnheit war, die Gasse des Dorfes entlang. Weiter war sie noch nicht gekommen, seitdem sie die heimatliche Gemeinde verlassen. War es eine Art Sehnsucht, die sie stets unter das Tor trieb? Sah sie ihrem Manne entgegen? Plötzlich hörte Anschel, der ihr nachgeschlichen war, wie sie mit dem Tone der größten Verwunderung halblaut die Worte vor sich rief:

„Gott, wie schön ist das Kind!"

Anschel fragte rasch:

„Wen meinst du, Mutter?"

„Sieh dir nur unsere Tille an," sagte sie mit leuchtenden Blicken und zeigte mit der Hand, „sieh dir sie an! Hast du einmal schon etwas Schöneres gesehen?"

Anschel sah hin. Kaum zwanzig Schritte von ihnen stand Tille in einem gar merkwürdigen Aufputz. Sie hatte ihr schwarzes Haar durchaus mit blauen Korn- und roten Mohnblüten geschmückt, daß fast kein Raum mehr verblieben war für die Haarflechten. Zudem fiel gerade die ganze Strahlenpracht der untergehenden Sonne über das Kind, und alles glänzte und leuchtete an ihm. Den Kopf mußte sie wegen des Blumenschmuckes hoch aufgerichtet tragen, so daß sie Anschel und der Mutter für größer vorkam.

„Du hast recht, Mutter," sagte Anschel, der sich an dem Anblicke des Kindes fast nicht satt sehen konnte; „es kann gar nichts Schöneres in der Welt geben!"

Indes war Tille näher gekommen, und nun sahen sie erst, daß das Kind noch tausendmal schöner sei, als es ihnen aus der Ferne geschienen. Es war ihnen in seinem wundersamen Aufputz eine Erscheinung, deren Fremdartigkeit sie gar nicht begriffen.

„Wer hat dich denn so hergestellt, du närrisch Kind?" rief Nachime mit jenem liebevollen Tone des Vorwurfs, der Müttern eigen ist, wenn ihnen das Herz vor Freude zittert, der Mund aber eine Rüge aussprechen will.

„Warum?“ fragte Tille mit mutwillig aufgeworfenen Lippen. „Seh' ich vielleicht nicht schön aus?“

„Närrisch Kind,“ sagte Nachime mit einem Lächeln, das siegreich und milde durch all den erkünstelten Groll ihr auf die Lippen trat, „denk, wenn jetzt einer von ‚zu Haus‘ käm' und er möcht' dich so sehen, was könnt' er sich denken?“

„Bin ich denn nicht zu Haus?“ meinte das Kind mit einer Art Staunen.

„Ich meine aus der ‚Kille‘,“ verbesserte sich Nachime rasch; dann setzte sie hinzu: „Wer hat dich aber so herausgeputzt?“

„Des Richters Tochter,“ sagte das Kind unbefangen.

„Die?“ meinte Nachime in einem Tone, der Anschel erbeben machte. „Wen kennst du denn nicht alles schon im Dorf?“

„Jeden,“ sagte das Kind mit großem Ernst, „aber sie besonders.“

„Du läufst auch genug herum,“ sagte Nachime wieder unlustig, aber nicht erzürnt genug, um das Lächeln ihrer noch immer in das Ansehen der Kindesschönheit versenkten Mutterfreude zu verbannen, „wär's denn ein Wunder, wenn du zuletzt so eine Bauermagd wirst, mit der man sich schämt, vor der Welt zu erscheinen.“

„Schämen?“ sagte das Kind und hielt die schwarzen Augen weit offen, „warum schämen? Schämt sich des Richters Tochter?“

„Die ist drin geboren,“ meinte Nachime ernst, „die braucht sich nicht zu schämen. Sie war ja früher nicht etwas anderes, und ihr Vater und ihr Großvater und ihr Urgroßvater sind niemals etwas anderes gewesen, als Bauern. Aber wir?“

Nachime hielt inne.

„Ich schäm' mich doch nicht, Mutter . . .,“ rief Tille lustig, indem sie den blumengeschmückten Kopf schalkhaft zur

Seite neigte, „und wenn der Herr Lehrer Arnsteiner mit dem großen Stecken tausendmal aus der ‚Kille‘ kommt. Ich schäm' mich doch nicht."

„Geh, geh," sagte Nachime mit Mühe ernst bleibend, „wenn man dich so reden hört, meint man nicht anders, als ob deine Eltern niemals etwas anderes gemacht haben, als Erdäpfel ausgraben und Kühe melken. Du bleibst immer die leichtsinnige Tille, die du immer warst."

Auf Tille schienen diese ernsten Worte der Mutter nur einen flüchtigen Eindruck hervorgebracht zu haben. Erst blickte sich das Kind forschend um, dann ging es rasch, hochaufgerichteten Hauptes in das Haus hinein. Nachime sah ihr nach; das auf einen Augenblick verschwundene Lächeln kehrte schnell auf ihre Lippen zurück und blüht nun, weil es sich ungesehen glaubte, um so wundersamer auf. Anschel verlor es nicht aus den Augen; unverwandt hing er an den Lippen der Mutter.

„Wie schön sie war!" sprach sie halblaut vor sich hin und sah noch lange in das Haus zurück, als wollte sie sich noch immer an der Spur der entschwundenen Kindesschönheit erquicken. Dann wandte sie sich ab. Jetzt, glaubte Anschel, sei der günstige Augenblick gekommen, mit der Mutter zu sprechen; solch ein Lächeln hatte er nicht gesehen, solche Worte nicht vernommen, seitdem sie die alte Heimat verlassen. Diese Stimmung wollte er benutzen.

Was Anschel aus banger Scheu schon lange nicht gewagt, das wagte er jetzt; er berührte mit der Hand den Arm der Mutter, doch so leise und zaghaft, daß Nachime, die dem entschwundenen Kinde aufs neue nachschaute, nichts davon bemerkte. Sie wandte sich endlich um, über das ganze Antlitz ein einziges, glückliches Lächeln, gleich dem Sonnenschein im Frühlinge.

„Was willst du, mein Kind?" sagte sie.

„Mutter, wie schön war das Kind!" rief jetzt Anschel

in tiefster Begeisterung. Mehr vermochte er für den Augenblick nicht hervorzubringen; er rang offenbar nach einem Anfange.

„Still, still," meinte Nachime, indem sie den Finger an den Mund legte und sich dann wieder umwandte, „red nicht so hoch, sie könnt's hören und eitel werden."

„Und du meinst, Mutter," rief Anschel laut, trotz der Mahnung, „man müßt' sich schämen, wenn Leut' aus der ‚Kille' kämen und das Kind erblickten? Sie sollen sich doch umsehen, die Leut' in der ‚Gasse', ob sie in ihrem ganzen Leben etwas Schöneres gesehen haben, als wie unsere Tille ist. Aufreißen möchten sie die Augen und sich das Herz abessen vor Neid! Und du wirfst dem Kinde vor, es sollt' sich schämen?"

„Still, still!" sagte Nachime noch einmal, aber ihre Augen leuchteten dabei in einem Glanze, der höher sprach, als all das, was sie verschwiegen haben wollte. „Meinst du denn, ich seh's nicht ein? ich hab' keine Augen? Nur möcht' ich nicht, daß das Kind es hört. Du weißt, sie ist gescheit, und wozu führt es, wenn sie auch noch eitel wird?"

„Die wird nicht eitel," meinte Anschel mit Bestimmtheit.

„Weißt du das so gewiß?" fragte Nachime, verwundert den Sohn ansehend.

„Warst du eitel, Mutter . . .?" rief Anschel tiefbewegt „und ist sie nicht deine Tochter? Ob sie nun unter den Bauern ist, und mit Bauern lebt, oder ob sie in der ‚Gasse' erzogen wird, kommt das zuletzt nicht auf eins heraus? Die wird nicht verdorben werden, dafür möcht' ich einstehen mit meinem Blut und Leben, sie nicht. So ein paar Kornblümchen, die sie draußen auf dem Feld gefunden hat, sollten sie eitel machen? sollten sie verderben? Das kannst du, Mutter, unmöglich glauben, und wenn du es glaubst, so — verzeih mir — hast du nicht recht."

Die letzten Worte hatte Anschel mit jener Zurückhaltung in Stimme und Gebärde gesagt, die der Mutter bedeuten sollten, er habe nicht die leiseste Absicht, ihr weh zu tun. Nachime mochte das auch empfinden; mit einem unbeschreiblich frohen Ausdrucke im Antlitz blickte sie den Sohn an, der schon lange nicht so vor ihr gestanden war.

„Nimm's nicht so ernst," sagte sie milde lächelnd, „ich hab's ja auch nicht so ernst gemeint. Ich denk' selbst, wenn Gott mir das Leben läßt, so soll aus Tille etwas werden. Wenigstens soll sie euch keine Schande machen."

Kaum hatte sie das gesagt, als sie sich wie erschrocken mit der Hand über das Gesicht fuhr:

„Lebendiger Gott," schrie sie fast, „ich red'. da von langem Leben? Weiß ich das schon so bestimmt? Weiß ich denn, ob ich leben möcht'?"

„Du nicht leben, Mutter," rief Anschel mit rührend klingendem Vorwurf, „wer denn von uns sollte leben? Sag selbst, Mutter, heißt das sich nicht versündigen an Gott, wenn man sich früher freut, lacht und guten Mutes ist, und dann tut, als wär' man gottverlassen, ganz allein auf der weiten Erde, und hätt' nichts anders zu tun, als sich in die Grube zu legen?"

„Über was hab' ich mich denn gefreut, über was hab' ich gelacht?" fragte Nachime mit zerstreut blickenden Augen, und sah den Sohn an.

„Über dein Kind hast du dich gefreut, über unsere Tille," entgegnete Anschel, dem diese Zerstreutheit der Mutter tief durch die Seele schnitt. Wie stark mochte das Leid an diesem armen Weibe genagt und gezehrt haben, wenn sie selbst der Freude vergaß, die sie einen Augenblick vorher genossen!

„Und warum hab' ich mich über Tille gefreut?" meinte Nachime, die, offenbar von einem andern Gedankenstrom erfaßt, durch Anschels Aufklärung noch mehr verwirrt ward.

Anschel selbst ward durch diese Zerstreutheit der Mutter so betroffen, daß er im ersten Augenblicke nichts zu entgegnen wußte. Stockend sagte er:

„Ich weiß jetzt selbst nicht mehr, Mutter; aber daß du dich gefreut hast, darauf kann ich dir schwören. Jetzt weiß ich's," rief er gleich darauf, „es wird über Tilles Blumen gewesen sein, die ihr so schön gestanden sind. Ja, die waren's, Mutter, du kannst dich darauf verlassen, es waren die Blumen."

Ein unnennbar mildes Lächeln zog mit dieser Erinnerung über Nachimes Züge; Anschel sah es allmählich vor sich entstehen und wachsen, bis das ganze bleiche Gesicht der Mutter davon erstrahlte. Über ihn selbst war dadurch ein Geist und eine Kraft gekommen, wie er sie nie empfunden; es war etwas von der Weihe einer heiligen Stunde. Anschels ganzes Wesen hob und dehnte sich sichtbar in diesem Bewußtsein.

„Recht hast du, Anschel, mein Sohn!" sagte Nachime, der die ganze Besinnung wieder zurückgekehrt war, „ich glaub' selbst, es waren die Blumen. Wie schön das Kind damit ausgesehen hat! Es ist mir in diesem Augenblick vorgekommen, als gehöre Tille gar nicht zu uns, wie, als wenn sie ‚etwas' eine Gräfin bei uns zum Aufheben gelassen hätte. Darüber bin ich vielleicht ebenso erschrocken gewesen, als wie ich mich gefreut hab'."

„Sag selbst, Mutter," begann nun Anschel, der die Empfindungen Nachimes in diesem Augenblicke klar durchschaute, „hättest du dich so freuen können, wie du dich jetzt gefreut hast, wenn du in der ‚Gass'' geblieben wärest? Wo wär' es da unserer Tille eingefallen, sich eine Blume ins Haar zu stecken? Wo hätt' es ihr einfallen dürfen? Die Leut' hätten sie ja ausgelacht, sagst du selbst, denn die können das nicht leiden und meinen gleich, es schicke sich nicht. Seit ich aber selbst weiß, was das heißt, eine Blume aus der

Erde wachsen zu sehen, und was alles dazu gehört, bis so ein kleines Korn sich herausgerissen hat, seitdem glaub' ich, die Leut' in der Gasse wissen gar nicht, was eine Blume ist. Was sollen sie damit anfangen? In die Haar' stecken, wie unsere Tille, dürfen die Mädchen dort nicht. Eine Blume ist ihnen also gar nichts, sie sehen nicht darauf und werfen sie weg. Und doch hast du, Mutter, gesehen, daß eine Blume zu etwas gut ist."

Schweigend hatte Nachime zugehört, kein Blick unterbrach den Sohn, der in beredter Sprache Anschauungen offenbarte, die ihr fremd, wie ein nie gehörtes Märchen klangen. Aber die Tränen, die langsam und schwer über ihr blasses Antlitz herabflossen, bewiesen, daß es eine Art innerer Erlösung sein mochte, die ihr aus den Worten Anschels entgegentönte. Sie suchte nicht diese Tränen zu bemeistern; es schien ihr wohl zu tun, wieder einmal weinen zu können.

Anschel aber, der es wohl empfand, daß ihm in der Mutter jetzt eine ganz andere entgegenstand, als die sie sich seit langen Wochen ihm gezeigt hatte, fuhr fort; das Siegel, das Demut und Ehrfurcht vor den Eltern an seinen Mund gelegt, war gelöst; unaufhaltsam drangen die weichen, zum Herzen gehenden Worte heraus.

„Es wird dir sonderbar vorkommen, Mutter," sagte er, „wie ich dazu komm', dir Lehren und Vorschriften zu geben. Ich weiß, du bist gescheiter als wir alle, und wenn du auch vieles in dir behältst und es nicht aussprichst, glaub' darum ja nicht, daß wir nicht bei allem, was uns betrifft, zuerst an dich denken und uns sagen: die Mutter weiß es vielleicht doch besser als wir. Aber muß es uns nicht das Herz abstoßen, muß es uns nicht weh tun, wie nur etwas in der Welt, wenn wir sehen, wie du dich allem entziehst, wie nichts imstande ist, dich aufzuwecken, daß du mit uns gehst und dich mit uns freust? Es ist ja gerade, wie wenn eine scharfe

Schere ein Stück Leinwand auseinander geschnitten hätte, als möchten wir nicht mehr zusammengehören. Auf der einen Seite stehen wir mit unserm Feld, auf der andern du — ich weiß nicht, womit. Gutes ist's nicht, denn sonst könnt' ein Sohn so mit dir nicht reden, so dürft' er mit dir gar nicht reden, und du möchtest . . . nicht weinen."

Nachimes Tränen flossen bei diesen Worten heftiger; war es die Demütigung, die sie empfand, von ihrem eigenen Kinde zurechtgewiesen zu werden, waren es Anschels Worte, ihr linder, besänftigender Inhalt? Anschel selbst konnte das in diesem Augenblicke nicht beurteilen, und da die Mutter schwieg, fuhr er fort:

„Du selbst hast jetzt gesagt, daß du an Tilles Blumen Freude gehabt hast. Wie wär's, Mutter, wenn du dir diese Freude täglich machen möchtest?"

„Wieso, wieso?" mußte Nachime mitten in ihren Tränen mit einem beinahe lächelnden Erstaunen fragen.

„Mutter . . .," rief Anschel mit höchster Anstrengung, daß es wie der Aufschrei einer lange zurückgedrängten Anklage klang, „weißt du, daß du noch nicht einmal unser Feld — dein Feld gesehen hast? Weißt du das?"

Nachimes ganzes Wesen erzitterte unter dem Eindrucke dieser ernsten Frage; ihre Tränen hörten plötzlich auf; ihre Lippen zuckten, als wolle sie reden, aber sie vermochte keinen Laut hervorzubringen. Als Anschel dies bemerkte, durchfuhr ihn ein jäher Schreck; er meinte, die Mutter tief verletzt und das, was er nur leise hatte berühren wollen, mit zu roher Hand angefaßt zu haben. Mit zaghafter Stimme fuhr er fort:

„Sei nicht böse, Mutter, wenn ich dir das vorhalte. Aber, wenn ich dir rate, unser Feld, welches auch dein Feld ist, zu besehen, so will ich ja, daß du eine Freude davon hast. Meinst du denn, ich geh' auf deine Kränkung aus?

oder irgendeiner von uns? Wie irrst du dich dann! Jeder von uns möcht' seine Hand hinlegen, möcht' sein Blut hergeben, wenn es dir gut tun sollte. Wenn du nicht aufs Feld gehst, so verbitterst du uns die Freude daran. Was haben wir davon, wenn es auch noch so schön ist? Und schön ist's draußen, Mutter, du kannst gar nicht denken, wie! Ich weiß nicht, wie mir immer wird, wenn ich frühmorgens hinaus komm', und das grüne Feld liegt da, die blauen und die roten Blumen glänzen hervor, und mitten in dem Grün da singt ein Vogel und hebt sich dann himmelwärts auf. Anschel, schreit es dann in mir, wie ist das alles so gekommen! Ich, Anschel, hab' auch ein Korn gestreut, und aus dem Korn ist der grüne Halm geworden! Vögel wohnen in meinem Feld, singen da, bauen sich da ihr Nest! Lach mich nicht aus, wenn ich dir gesteh', daß ich manchmal so einen grünen Halm zwischen die Finger nehme und mit ihm spreche, als wär' er etwas Lebendiges. Ich weiß nicht, ob das jemals anders werden wird, aber jetzt ist mir noch alles neu, alles kommt mir wie ein Wunder vor, nicht nur das grüne Feld und der Vogel, der darin wohnt, mehr noch, daß ich da bin, daß ich auch mein Teil daran hab'. Wär's denn ein Wunder, wenn so ein Halm einmal mit mir zu reden anfangen möchte?"

So hatte Anschel gesprochen, und während er sprach, war als Abglanz seiner innern Bewegung eine Glut über seine Wangen gekommen, daß Nachime nur staunend zu ihm heranblicken konnte. So mochte die arme Mutter ihr Kind noch nie gesehen haben. Ihre Tränen hatten ganz aufgehört, aber noch feucht glänzten sie, als wäre es nicht erst lange, daß sie geweint. Als Anschel nun geendigt, entstand eine tiefe, erwartungsvolle Stille zwischen Mutter und Sohn, bis endlich Nachime, unfähig, den innern Sturm länger zu beherrschen, mit bebendem Tone ausrief

„Nun, warum hörst du zu reden auf, Anschel, mein Kind? Ich könnt' dir so zuhören ein ganz Jahr, und möcht' nicht müde werden. Warum redest du nicht weiter?"

Dabei hatte sie die Arme ausgestreckt, als wollte sie den Sohn damit umfangen. Anschel aber ergriff beide Hände der Mutter und drückte sie an Mund und Stirne und Herz; es hatte sich eine Ausgelassenheit seiner Sinne bemächtigt, die an Wahnsinn grenzte. Halb schluchzend, halb lachend rief er:

„Du selbst heißt mich also reden, Mutter . . ., du selbst? Ich kann jetzt nichts anderes sagen als: „Komm, komm, Mutter, und sieh dir dein Feld an!"

Lachend durch die neu hervorbrechenden Tränen, sagte Nachime:

„Ob ich kommen werde, Anschel . . .? Morgen gleich gehen wir alle hinaus. Ich muß ja doch hören, wie so ein Feld reden kann."

„Gott soll dich gesund erhalten!" vermochte Anschel nur zu sagen, „du bist doch immer die merkwürdigste Mutter gewesen!"

„Und du mein best' Kind!" sagte darauf Nachime, deren leuchtende Blicke an Anschel hingen.

Mehr sprachen Mutter und Sohn nicht. Elieh erschien in der Hausflur. Wie verabredet hielt Nachime den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß Anschel schweigen solle. Der aber hätte ohnehin nichts verraten. Ihm war das Herz zu voll von dem Eindrucke dieser heiligen Stunde, und solche Herzen reden nicht gerne!

15. Auf und nieder.

Es war ein Freitagabend, als dies vorgegangen war. Wie ganz anders senkte sich heute der holde Vorbote des Sabbats auf die Bauernfamilie aus der „Gasse" nieder! Zwei Seelen gingen mit einem Geheimnisse umher, einem beglückend seligen; zwei Seelen hatten sich wieder verstanden und hielten dieses Verständnis auf der Lippe zurück. Und schon das war genug, um in den verstimmten Ton des Hauses einen Klang von Harmonie zu bringen, die daraus schon gänzlich entschwunden schien.

Vielfache Zeichen offenbarten dies. Nachime zündete heute die siebenzinkige Lampe wieder an, die, seitdem sie aus der alten Heimat hinweggezogen, unbenutzt von der Decke herabhing. Dadurch gewann die große Stube an Helle, die wieder in die Gemüter zurückstrahlte. Keiner sagte es dem andern, daß es so sei, und doch fühlte sich jeder von dem altgewohnten freundlichen Lichte bewillkommt. Selbst der vergessene Vetter Koppel, dem seit dem Raube seines „Mogen Dovid" keine Entschädigung geworden war, raunte Tille zu:

„Sind wir denn wieder in der Kille, Tilleleben?"

„Warum, Vetter?" fragte das Kind erstaunt.

„Es kommt mir etwas so vor," meinte der alte Anhänger Absalons, indem sein irrer Blick an der Lampe haften blieb.

Zum ersten Male seit so langer Zeit hatte Nachime heute die weißen Sabbatkleider hervorgesucht; eine buntbändrige Haube umrahmte ihr blasses Antlitz und gab ihm einen Abglanz, der es in merkwürdiger Schönheit erscheinen ließ. Allen war der Anblick der sabbatlich geputzten Mutter, wie er ihnen sonst an jedem Freitagabend entgegengetreten

war, ein so ungewohnter geworden, daß sie sie mit erstaunten Blicken maßen, als wäre sie eine fremde, ungekannte Erscheinung. Nur Anschel wußte, was das alles zu sagen habe, wußte, daß das Licht der Lampe Versöhnung über die Stube strahlte, wie der bunte Putz der sabbatlichen Haube Freude und Wiederaufleben bedeutete.

Am deutlichsten zeigte sich das Befremden über die stattgefundene Veränderung auf Rebb Schlomes Gesicht. Nicht daß er sich äußerte, aber Anschels aufmerksames Auge fand in den harten Zügen des Vaters etwas, das prächtig zu dem freudigen Tone paßte, der seit wenigen Stunden das Haus durchzitterte. Er sah, wie die Blicke des Vaters öfters die Mutter suchten, wie sie an ihrem Antlitze haften blieben, als wollte er sich dieselbe tief ins Gedächtnis prägen. Aber er bemerkte auch, wie Nachime, so oft sie das Auge ihres Mannes auf sich geheftet sah, sich abwandte; wie wechselweise Erröten und Erblassen über ihre Züge flog.

„Schämt sie sich vor ihm?" dachte Anschel.

Der einzige, der nicht teilzunehmen schien an diesem Wesen innerlichen Behagens, wie es allen, selbst dem Vetter Koppel, anzusehen war — Elieh, saß düster, den Kopf in beide Hände gestützt, am Tische. Merkwürdig war es, daß Nachime um den genesenen Sohn, der heute seit seiner Krankheit zum ersten Male am Sabbattische saß, sich wenig kümmerte. Wenn hie und da ein Blick auf ihn fiel, so glitt er schnell ab, um anderswo haften zu bleiben. Am meisten sah sie nach Tilles Kopf; von dem Feldschmuck war in dem schwarzen Haare des Kindes eine einzige Blume zurückgeblieben. War sie dort vergessen worden? Hatte sie die Eitelkeit dort gelassen?

Beim Nachtmahl zeigte es sich erst recht, daß Rebb Schlome von dem veränderten Wesen Nachimes sich mächtig angewohlt fühlte. Er war gesprächiger, als das sonst seit der letzten Zeit der Fall war; er erzählte den Kindern, was

er im Laufe der Woche aus einem Prager Blatte, der einzigen Quelle seiner politischen Belehrungen, über den Stand der damals noch mächtig bewegten Welt erfahren hatte. Das Wort richtete er wohlweislich an die Kinder, namentlich an Tille, auch sonst seine eifrigste Zuhörerin bei dergleichen Gesprächen. Dabei hatte Nachime Zeit, still geschäftig ihren Dienst als Hausfrau zu verrichten, und doch entging keine ihrer Bewegungen dem forschenden Auge ihres Sohnes.

Anschel hatte nur eine Sorge, daß der Vater irgend etwas vorbringen würde, was die Stimmung der Mutter wieder vergällen könnte; er empfand es klar, mit welch schwachen Fäden sie an den heutigen Abend gefestigt war. „Vom Feld," meinte er in sich, „darf er gar nicht reden, sie könnte dann gerade wieder in den alten Zustand verfallen. Denn leider Gottes! ist sie nicht wie eine Kranke, der man alles aus dem Weg stellen muß, was sie an ihre Krankheit gemahnt?"

Aber es fügte sich besser, als Anschel befürchtete. Rebb Schlome fand heute merkwürdigerweise kein Ende seiner „Politik", schweifte mit Riesenstiefeln bald aus dem fernen „Amerikum" ins „Preußenland" hinein, blieb dann wieder für einige Augenblicke beim „Engländer" stehen, um dann mit einem kühnen Sprunge plötzlich auf den „Ruff" zu kommen. Es schien dem Manne ein Bedürfnis sich auszusprechen, mochte der Gegenstand auch fern abliegen von dem, was er eigentlich sagen wollte; zuletzt wurde Rebb Schlome so gesprächig, daß er auch den Vetter Koppel mit in die Welthändel zog. Der eisgraue „Rebell" saß teilnahmlos da und verzehrte das Mahl, das Nachime ihm in reichlicher Fülle auf den Teller gelegt hatte; da rief Rebb Schlome:

„Ener Absalon, Vetter Koppel, der hätt' jetzt gewaltig viel zu tun, wenn er noch lebte."

„Wieso, Vater . . .?" fragte Tille, statt des Vetters.

„Weil es jetzt so viel Rebellionen in der Welt gibt," gab Rebb Schlome lachend zur Antwort.

Vetter Koppel, der auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet war, würgte erst einen Bissen hinab, dann rief er mit weinerlich kläglicher Stimme:

„Hab' ich denn meinen ‚Mogen Dovid' schon? Was soll ich anfangen, wenn ich den nicht hab'!"

„Laßt das gut sein, Vetter," meinte Rebb Schlome in guter Laune, „Sonntag, da verschaff' ich Euch selbst eine Truthahnsfeder, und Ihr müßt Euch dann einen neuen ‚Mogen Dovid' anfertigen, schöner als Ihr noch einen gemacht habt."

Mit einer festern Stimme, als sich nach diesem Spotte Rebb Schlomes erwarten ließ, sagte Vetter Koppel:

„Ich werd' keinen mehr machen! Der Narr, der ich wär'! Erst einen machen und mir ihn dann wegnehmen lassen! Dessentwegen hab' ich meinem Vater das Herz nicht gebrochen."

So gewöhnlich diese Worte, namentlich die letzteren, der Familie klangen, so war es doch merkwürdig, wie eigentümlich sie gerade jetzt ergriffen. Der „Bocher" warf einen fast erschreckenden Blick nach dem Greise, und selbst Rebb Schlome mochte sich von dem drohend kläglichen Tone des Alten mehr als gerüttelt fühlen. Er versuchte lustiger zu scheinen und lauter lachend, als sich dies dem Vetter Koppel gegenüber geziemte, rief er nach einer Weile:

„Was fort ist, ist fort, Vetter! Euer ‚Mogen Dovid' ist bei dem Bauer gut aufgehoben, es wird ihm dort nichts geschehen. Und dann könnt Ihr Euch ja einen neuen machen."

„Ich mach' keinen neuen," meinte Vetter Koppel mit einer gewissen Entschiedenheit und schüttelte dabei das Haupt, „in dem Haus mach' ich keinen neuen mehr."

Schwere Tränen rollten dabei seine Wangen herab.

„Ich bitt' dich, laß ihn gehen, Vater," flüsterte Tille, „es ist nicht gut mit ihm zu reden, wenn man ihm von dem ‚Mogen Dovid' spricht, den du dem Richter geschenkt hast."

„Was ich ihm da geschenkt hab'!" rief Rebb Schlome spottend aus. „Der Bauer hat gemeint, Gott weiß was in dem Bilde versteckt ist, und da hab' ich mich nicht besonnen und hab's von mir gegeben."

„Er weint und jammert aber beständig darum," bemerkte leise das Kind.

„So soll er sich ihn wieder schaffen," sagte mit starker Stimme Rebb Schlome, „ich werd' ihn nicht zurückbringen."

Nachime hatte diesem Zwischenfalle, wie es schien, gar keine Teilnahme bewiesen; aber Anschel, der sie genau beobachtet hatte, bemerkte, daß auf ihrem Antlitze eine schwere Wandlung vorgegangen war. Es schien ihm, als ob sie nur mit Mühe eines jener grollenden Worte zurückdränge, wie sie seit einiger Zeit in ihrem Munde so gewöhnlich waren; er sah ihre Lippen zucken, und wieder jenen bittern Zug herum, der heute zum ersten Male seit so langer Zeit verschwunden war. Vielleicht um einem Ausbruche schmerzlich aufgeregter Empfindungen vorzubeugen, stand Nachime vom Tische auf und ging zur Tür hinaus.

Das kam Anschel als ein verhängnisvolles Zeichen vor. Mit dem richtigen Gefühle, daß er wieder aufbauen müsse, was ein einziger Augenblick umgerissen, folgte er der Mutter nach. Rebb Schlome bemerkte es nicht, er war mit Tille wieder in den großen Irrgarten der Politik getreten.

Draußen fand sie Anschel unter dem Hoftor, auf dem nämlichen Ort, der vor wenigen Stunden eine Mutter und ihren Sohn einander wieder zugeführt hatte. Sie stand an das Haustor gelehnt; als Anschel kam, entfernte sie sich einige Schritte, als hätte sie die Absicht gehabt, einer Unterredung mit ihm zu entgehen. Aber noch ehe Anschel das Wort gefunden hatte, das dem Augenblicke angemessen,

rief sie mit jenem gereizt bittern Tone, den er bereits so gut kannte:

„Da hast du, wie er ist, dein Vater! Das bissele Freudigkeit, was ich heut' wieder zum ersten Male gespürt habe, nicht einmal das hat er mir gegönnt! Es war mir so wohl . . . eine Kraft war wieder über mich gekommen, wie schon lang' nicht, aber wie ist mir jetzt? Gott will mir nicht helfen; ich weiß gar nicht, was ich begangen haben muß, daß ich für meine Sünden so büßen muß."

„Warum, Mutter?" sagte Anschel in den weichsten Tönen des Erbarmens, „warum redest du wieder so? Was hat denn der Vater getan, das dich so aufbringt gegen ihn? Weil er ein bissele lustig war mit dem Vetter Koppel? Geschieht denn das zum erstenmal? Du weißt ja, wie er ist, und kennst ihn so lange."

„Meinst du, mein Sohn," sagte Nachime mit mühsam unterdrücktem Schluchzen, „daß ich deinem Vater mißgönn', wenn er lustig ist? Da wär' ich ein schlecht' Weib! Werde ich mich jachten über das, was dem Manne das Herz lachen macht. Aber was mir mein Herz abstößt, ist etwas anderes, und darüber schweigt alles und bleibt still, ich mag mich wenden und drehen, wie ich will."

„Was, Mutter?" fragte Anschel leise. „Ich bitte dich, red'!"

„Nicht seine Lustigkeit hat mir weh getan," beeilte sich Nachime sogleich zu entgegnen; „denn ich weiß ja doch, er war nur meinetwegen lustig. Dein Vater hat gesehen, daß mein Gesicht ein anderes geworden war, und so ist auch er aufgeheitert worden."

„Du weißt das, Mutter," rief Anschel mit lebhaftem Erstaunen, „und beklagst dich doch über den Vater!"

Ohne auf diese Frage zu achten, fuhr Nachime in Bitterkeit wieder fort:

„Hast du aber gehört, wie er den alten, halb wahn-

sinnigen Vetter behandelt hat? Erst nimmt er ihm seinen ‚Mogen Dovid' weg, fragt ihn nicht, schenkt fort, woran das Herz eines Menschen hängt, und hernach: wenn der sich wie ein Wurm windet und ihn fragt: Warum hast du mir das getan? lacht er ihn aus und sagt: Weil ich so gewollt hab'. Und das eben stößt mir ja mein Herz ab. Hat er mir's denn anders gemacht als dem Vetter Koppel? Hat er mich gefragt, als er mir weggenommen hat das Liebste und Beste, was ich auf der Erde gehabt habe? Hat er nur einmal zu mir gesagt: Nachime, wie, meinst du? soll ich das tun oder nicht? Bist du dafür? bist du dagegen? Nein, ich war wie ein Stück Lehm; er hat gemeint, er kann mich überall hinwerfen, in welchen Winkel er will; er meint, ich bin so eine Art Vetter Koppel. Aber selbst der hat ihm gezeigt, daß Gewalt und nichts als Gewalt nicht alles können auf der Welt. Gott ist auch da, und wer da meint, er möcht' auch ein bissel Gott machen, möcht' auch mit dem Menschen umgehen, wie es ihm beliebt, der soll nur zusehen, wie das endigen wird. Gott, der Allmächtige, läßt nicht mit sich spielen."

Mit Schauer und Grauen hatte Anschel diese düstern Worte, die bald langsam und schwer, bald wieder rasch und zornig, wie züngelnde Flammen aus dem Munde der Mutter kamen, gehört. Es sprach ein Groll und eine Säure des Gemütes heraus, die er, der Leichtgläubige, geschwunden, wenigstens gemildert glaubte. Wie sehr mißkannte Anschel in seiner Unerfahrenheit die Gewalt einer zürnenden Seele! Lange bedarf's, bis Liebe einkehrt in ein Gemüt; bis sie da ihren Sonnenschein ausbreitet und jede Lücke darin durchgewärmt und durchleuchtet ist. Aber all das schwindet und stirbt ab mit der Schnelligkeit des Gedankens, wenn einmal Groll und Zorn, Bitterkeit und Haß eingekehrt sind. Schreckliche Gäste sind es, die vom Marke des Gemütes zehren, die kein Zuspruch vertreibt. Je

länger sie nagen, eine desto bessere Stätte haben sie sich bereitet.

Das bedachte Anschel in diesem Augenblicke nicht. Die dunkeln Worte der Mutter hatten ihn fast sprachlos gemacht. Erst nach einer langen Pause vermochte er zu antworten:

„Aber Mutter . . ., wie kommt's, daß du jetzt wieder in deine Kränkung hineingekommen bist, und warst ja vor kaum zwei Stunden so herzfreud'? Denkst du nicht mehr daran? Kann man etwas so schnell vergessen, was einen erquickt, einem das Herz weich gemacht hat?"

Unbewußt hatte Anschel jetzt einen Gedanken ausgesprochen, der in Nachimes Lage am gewaltigsten zu ihr reden konnte. Das ist klar, daß jenen grollenden Gefühlen der Mutter, die sich in der Freiheit ihres Wesens tief verletzt glaubte, keine Gründe und Überredungskünste entgegentreten konnten. Aber das linde Wort des Sohnes, das Erinnern an ein Freudiges, hieß jene heftigen Stimmen für den Augenblick verstummen; es gestattete der Mutter, in dem, was noch unverletzt und unversehrt in ihr war, in der Liebe zu ihrem Kinde, sich zu bewähren.

„Gott, wie recht hast du, Anschel . . .," rief sie im schneidenden Tone des Selbstvorwurfes, „daß du mich daran gemahnst? Glaubst du, ich hab' nicht auch daran gedacht, wie ich mich an Gott versündige? Das ist ja aber mein Unglück! Meine Freud' ist keine Freud', mein Lachen ist kein Lachen! Heißt das sich freuen, wenn man eine Minute darauf nicht weiß, daß man sich gefreut hat?"

„Verzeih mir, Mutter," entgegnete jetzt Anschel mit mehr Mut. „Ich versteh' dich nicht ganz! Du siehst etwas ein und siehst es wieder nicht ein! Erst freust du dich, dankst Gott dafür, daß er dir in deiner Kränkung etwas geschickt hat, was dich labt und erquickt, und hernach —"

„Und hernach," ergänzte Nachime, wie erliegend unter der Wucht dieses Wortes, mit gramvoll gerungenen Händen,

„hernach versündig' ich mich an Gott! Weiß ich denn das nicht? Meinst du denn, ich möcht' nicht gern anders werden, oder ich tu' das alles ‚mit Fleiß'? Wie irrt ihr euch dann alle an mir und kennt mich nicht! Aber wenn man von Stund' zu Stund', von Tag zu Tag sich immer vorsagen muß: Nichts ändert sich an deiner Kränkung! Wenn man immer sehen muß, wie die Gewalt sich gleich bleibt, warum soll ich mich ändern? Da wird man so, wie ich bin . . . Da nützt kein Zureden und kein Raten, und das beste ist' . . . ihr laßt mich gehen, wie ich will. Ändern könnt ihr mich doch nicht."

„Lebendiger, großer Gott!" schrie Anschel mit einer gewissen zornvollen Angst, „wie kannst du nur so reden, Mutter? Es wird sich nichts ändern, sagst du so gewiß, als ob du's geschrieben und untersiegelt hättest! Welcher Mensch kann denn so etwas sagen? Wer kann so etwas im voraus wissen?"

„Lern du mich nicht meinen Zustand kennen," sagte Nachime schmerzlich lächelnd, „ich kenn' mich besser als du. So gewiß ein Mensch etwas voraussagen kann, so gewiß kann ich es sagen: Das ändert sich nicht. Eine Krankheit kann so groß und schwer sein, daß man zu sterben meint, so weiß man doch nicht, ob sie nicht von Minut' zu Minut' besser wird. Grad oft, wenn der Tod einem zu Kopf steht, kommt die Genesung. Mit mir aber ist es anders."

„Glaub doch das nicht, Mutter," rief Anschel im Übermaße seines Schmerzes. „Gerade so, wie es einem Schwerkranken geht, der mit einem Male wieder sich aufhebt und wieder lebt, so wird's dir auch gehen. Du wirst dann gar nicht wissen, ob du jemals krank gewesen bist; nur darfst du nicht verzweifeln."

„Wie soll ich denn das anfangen?" fragte Nachime mit jenem hoffnungslosen Lächeln des Unglaubens, der ihrem Zustande entsprang.

Anschel fühlte es, daß ihm in diesem Augenblicke der Mut fehlte, das nach seiner Meinung entscheidende Mittel auszusprechen. Die traurige Unterredung hatte sein Herz verzagt gemacht. Leise, daß es beinahe von der Mutter nicht gehört wurde, sagte er:

„Du hast mir ja versprochen, Mutter . . ., du willst aufs Feld kommen. Hast du denn das schon vergessen?"

„Was soll ich denn da?" fragte Nachime zerstreut, indem sie ihre Blicke starr auf den Sohn richtete.

„Komm nur, komm nur," bat Anschel, „du wirst es nicht bereuen."

„Ich weiß aber nicht, was ich dort soll?" entgegnete Nachime mit bebender Stimme, „kann das meinen Zustand ändern, und wenn ich tausend Felder seh'? Davon wird mir nicht besser."

„Komm nur, komm," drängte Anschel und ergriff die Hand der Mutter. „Wenn du gar nichts sehen wirst, so wirst du das Feld sehen, worauf Tilles Blumen gewachsen sind."

„Wirklich?" fragte Nachime, und ein sieghaftes Lächeln, schöner als Anschel es je gesehen hatte, blühte an ihren Lippen auf.

„Siehst du, Mutterleben," rief er in seinem Entzücken, „wie du dich wieder freuen kannst!"

Nachime konnte dem Strome dieses Entzückens nicht widerstehen, und indem sie mit der andern Hand Anschels brennende Wange streichelte, sagte sie weich:

„Gut' Kind, das du bist! Wenn ich *dir* einen Gefallen damit mache, daß ich aufs Feld geh', so werd' ich morgen gehen. Du kannst dich darauf verlassen."

Anschel vermochte noch zu sagen:

„Morgen, Mutter, wirst du sehen, was ein Feld ist."

Mitten durch die Dämmerung, die beide umgab, bemerkte Anschel, wie jenes sieghafte Lächeln wieder auf ihre Lippen zurückkehrte.

Mußte sie über Anschels Leichtgläubigkeit lachen, der von einem Felde so viel erwartete? Oder war es die Erinnerung an Tilles in den Blumen des Feldes so eigentümlich strahlende Schönheit? — Nachime sagte nur:

„Wird dein Feld aber gewiß reden können? Das Wunder möcht' ich erleben."

„Du wirst noch größere erleben, Mutter!" meinte Anschel.

„Sag nur nichts," mahnte Nachime.

Ruhig, als wäre nicht des einen Seele unter der Wucht eines Sturmes vor wenigen Augenblicken ein hin und her geworfenes Spielwerk gewesen, und die andere zwischen Grauen und Hoffnung mitten inne gestanden, gingen dann Mutter und Sohn wieder in die Stube zurück. Rebb Schlome war noch immer bei der „Politik". Elieh aber, vom Lichte der dunkelnden Lampe nur ungewiß beleuchtet, saß in einem Winkel der Stube und las aus einem kleinen Buche. Es war Wojtechs Gebetbuch.

---

16. Eine Stunde vor Tag.

Schon eine Stunde vor Tag stand Anschel am andern Morgen auf; Sorge und Hoffnung hatten abwechselnd sich seiner bemächtigt, und war die eine zu ihm hinangetreten mit dem Lächeln der Mutter, so säumte die andere nicht, ihn an ihre Tränen zu gemahnen, die verzweifelnden Worte ihres Grames ins Gedächtnis zurückzurufen. Auch daß es des Richters Tochter sei, der es vielleicht zu verdanken war, wenn die Mutter aufs Feld ging, war ein Gedanke, der immer und immer wieder kam ... Wie war es „ihr" eingefallen, Tilles Haupt zu schmücken? Was war vorhergegangen?

Anschel hatte jenes neue Leben, wie es sich vom Tage der Ankunft an so geheimnisvoll in ihm entfaltet hatte, bisher vor sich selbst verschleiert; nur von Zeit zu Zeit flogen, wie von einem verdeckten Brande, glimmende Kohlen herum; sein Gesicht, seine Seele brannten dann in hellen Flammen, aber sie erloschen, sobald Gedanken dazwischen traten, die fern ab liegen mußten vom Hause des Richters, nämlich seine eigene Familie.

Die Mutter sollte heute also aufs Feld hinauskommen! Es war ihm, als habe er das in der Nacht geträumt, er glaubte es sich selbst nicht. Sonderbar! Heute umstand ihn öde Hoffnungslosigkeit, wohin er seinen Fuß lenkte. „Und wenn die Mutter nun auf dem Felde gewesen war," raunten die bösen Stimmen, „was dann? Geht sie doch nur hin, weil sie sich nicht länger von dir mit Bitten quälen lassen will! oder weil ihr Tilles Blumen noch im Kopfe sind! Weiß ich's, warum sie eigentlich geht? Auf der einen Seite tut sie alles, was wir nur wünschen können, aber mit welchem Gemüt geht sie aufs Feld? Ein Feld ist kein Verkaufsgewölb', wo in dem einen Fach die Ware und in dem andern jene Ware aufgehoben liegt, wo alles glänzt und flittert von Bändern und Seidenstoff. Wenn sie nichts als grüne Halme sehen wird, und dazwischen blaue und rote Blumen, wird sie vielleicht fragen: ‚Ist das alles, was ihr mir zeigen könnt und was ihr habt?' Was kann man ihr darauf antworten? ‚Du irrst dich, du bist nicht in einem Gewölb', du bist auf einem Feld, unter Gottes freiem Himmel?' Wird man ihr so etwas sagen dürfen, ohne daß man sie aufbringt?"

In dieses wirre Gedankenleben, das die Nacht hindurch bis an den frühen Morgen dauerte, trat mit einem Male ein einziger lebender Gedanke. Plötzlich lag alles entwirrt vor Anschels Dichten und Trachten. Aus Furcht, daß der Mutter das Feld, „wie es geht und steht", doch nicht genügen könnte, verfiel Anschel darauf, wie man der Mutter

eine besondere Freude bereiten könnte. Wojtech sollte die „Britschka" herrichten, die sie erst vor zwei Wochen aus dem Nachlasse des Pfarrers gekauft, die Pferde wollte er selber striegeln und rüsten, daß sie glänzten, wie lauter Gold, daneben wollte er ihnen Schellen anhängen, daß das lustige Klingeln weithin ertöne; auch rote und blaue Bänder sollten von den Köpfen der Tiere flattern, als wenn man zu einer Hochzeit führe. Dann wollte er die Mutter einladen, das also bereitete Fuhrwerk zu besteigen; sie mußte sich dann neben den Vater setzen, Tille und Elieh mußten ebenfalls in den Wagen hinein, er aber selbst ergriff dann die Peitsche und jagte zum Hoftor hinaus, die Gasse des Dorfes hinab. Schellenklingeln, Bänderflattern und Peitschenknall kündigten dann dem Dorfe an, daß die „Judenbäuerin" auf das Feld fahre, von ihrer ganzen Familie begleitet, von ihrem eigenen Sohne geführt!

Das war der Gedanke, der mit aller Lebendigkeit sich Anschels bemächtigt hatte, der ihn vor Tagesanbruch aus dem Bette getrieben. Er wollte sogleich daran; noch ehe der lärmende Tag angebrochen, sollte ein Teil des Werkes vollendet sein. Allen sollte die Überraschung gelten. Aber Wojtech mußte ihm dabei helfen, sonst fürchtete er, nicht fertig zu werden. Voll dieses Gedankens ging er auf Wojtechs Stube los, die neben dem Stalle lag. Als er in den Hof trat, sah er die Stalltüren weit geöffnet, und heraus drang der kräftige Gesang des Knechtes, in welchem Anschel sogleich das Spottlied, das sie in der schrecklichen Nacht ihrer Ankunft begrüßt hatte, erkannte. Wojtech sang:

„Jüdlein schrieb uns einen Brief,
Drinnen steht geschrieben:
Wohnen möcht' ich jetzt bei euch,
Denn ich bin durchtrieben.
Wies' und Acker, die sind nun mein,
Möcht' ein Bauer werden!
Denn keiner hat es besser jetzt
Wie ein Jud auf der grünen Erden."

Wojtech hatte offenbar an der Urform der Spottmelodie eine wesentliche Veränderung angebracht, die Anschel in diesem Augenblicke keineswegs entging. Sie fiel wie ein eiskalter Tropfen auf sein von den schönsten Plänen pochendes Herz. Er blieb stehen und horchte. Wojtech mochte sein Nahen nicht bemerkt haben; denn er wiederholte das Lied noch einmal, und wie es schien, das zweitemal mit größerer Selbstzufriedenheit, denn er lachte sich zu guter Letzt noch selbst Beifall zu.

Anschel ging jetzt rasch auf den Knecht los. Wojtech putzte beim Scheine einer trüben Stallaterne eines der Pferde; als er Anschels ansichtig ward, hielt er plötzlich in seinem Gesange inne, den er zum dritten Male begonnen hatte.

„Warum singst du nicht weiter, Wojtech?“ fragte Anschel mit anscheinend ruhiger Stimme, „es ist ein so schönes Lied, man kann es gar nicht genug hören.“

„Nicht wahr?“ meinte der Knecht, jedoch ohne allen Hohn, „man muß aber das Lied so können, bis es jeder Knopf am Rock auswendig pfeifen kann.“

„Und warum singst du es gerade jetzt?“ fragte Anschel nach einer ziemlich geraumen Pause, während welcher er überlegte, ob er sich mit dem Knechte „herstellen“ solle oder nicht? „In aller Frühe so etwas Schönes zu singen, das muß einem ja im Magen liegen für den ganzen Tag,“ setzte er dann mit einem erzwungenen Lächeln hinzu.

„Das verstehst du nicht,“ sagte Wojtech mit einem schlauen Seitenblick auf Anschel, während er sich durchaus nicht in seiner Arbeit stören ließ, „das verstehst du nicht, mein junger Herr. So ein Lied ist besser, als ein guter Trunk Bier, oder als die schönste Musik. Ich heb' mir's also auch immer für den Morgen auf.“

Es darf nicht befremden, daß Anschel auf diese und ähnliche Reden des Knechtes kein Wort des Widerspruchs und des Ärgers fand. Wojtechs rätselhafte Natur war für Anschel

schon lange nicht mehr ein Gegenstand des Nachdenkens, er nahm sie hin, wie sie sich gab. Bei all seiner wilden Feindseligkeit, aus der der Knecht kein Geheimnis machte, erriet Anschel dennoch ein Wesen von Treue in ihm, die sich gerade für ihn so fruchtbar erwiesen hatte. Noch ein Zweites trat hinzu: Anschel empfand etwas wie Ehrfurcht vor dem rauhen und mürrischen Knecht; es war etwas von dem Grauen eines Schülers vor einem strengen Lehrer darin. Vielleicht schon darum schwieg Anschel.

„Warum bist du schon so früh an den Pferden?" fragte Anschel rasch, um das unliebsame Gespräch so bald als möglich abzuschneiden.

„Weißt ja," sagte Wojtech, „daß ich nach Brandeis muß, um die Bretter abzuholen. Wenn auch die Leute wissen, daß die Pferde dem Juden gehören, das sollen sie doch nicht sagen, daß Wojtech, sein Knecht, ein liederlicher und nachlässiger Knecht ist. Die Pferde müssen immer wie das Sonnlein am Himmel funkeln."

„Für heute wirst du wohl die Bretter noch in Brandeis lassen müssen," meinte Anschel, „die Pferde haben heute etwas anderes zu tun."

„Wieso?" fragte Wojtech, und richtete sich in seiner ganzen Stärke vor Anschel auf.

Nun erzählte Anschel sein Vorhaben, wie die Mutter heute zum ersten Male aufs Feld hinaus wolle; das sei für sie alle ein Freudentag, er könne nicht wissen, wie viel davon abhänge. Darum hätten sie sich vorgenommen, die Mutter mit etwas, worauf sie nicht vorbereitet sei, zu überraschen. Überhaupt sei das die beste Mutter von der Welt, sie habe ihnen gerade jetzt einen Gefallen getan, wofür sie ihr nicht genug zu danken wüßten. Deswegen sei er auch so frühe aufgestanden, Wojtech möge ihm helfen und raten.

Wie in stummer Verwunderung hatte der Knecht die lange Auseinandersetzung Anschels angehört; als dieser jetzt

geendigt, meinte er mit einer häßlichen Grimasse, die sein Antlitz in zwei ungleiche Teile zerschnitt:

„Da kannst du warten bis morgen, und ihr alle dazu."

Anschel hatte die Grimasse nicht verstanden; er meinte wirklich, Wojtech wolle die Fahrt aufs Feld verschieben, weil die Bretter von Brandeis schon lange zum Abholen bereit lagen.

„Bis morgen können wir nicht warten," sagte er herzlich, „die Mutter will heute aufs Feld."

„Sakrament!" rief der Knecht, und der Fluch rollte wie ein Gewitter über seine Lippen. „Was muß die Jüdin in einem Wagen und wie eine Prinzessin aufs Feld fahren? Kann sie nicht so gut wie die andern zu Fuß gehen?"

Im ersten Augenblicke blieb Anschel vor diesem grauenhaften Ausbruche des Knechtes wie erstarrt; dann rief er mit vor Zorn bebender Stimme:

„Wojtech, das war dein letztes Wort! Solch ein Knecht soll in die Hölle gehen!"

„Glaubst du," lachte Wojtech höhnisch, „ich werd' mich fortschicken lassen wie ein Hund, der nicht beißen kann . . . wie ein Hund, dem man einen Fußtritt gibt? Ich muß hier bleiben in dem Hause, und wenn alle Juden von der Welt kommen und Stricke an mich legen, und mich fortreißen wollen, ich geh' nicht und bleib' euch allen zum Trotz."

„Wenn du also bleiben willst," sagte Anschel, noch immer bebend vor Aufregung, „warum beleidigst du deinen Dienstgeber und Leute, die dir doch nichts zuleide getan haben? Und meine Mutter, die du beschimpfst, was hat sie dir getan?"

Die Erinnerung an die Mutter hatte Anschels Worten, namentlich den zuletzt gesprochenen, einen Ausdruck von Weichheit gegeben, die ihn nicht wie den Beleidigten und Erzürnten, sondern fast als Bittenden erscheinen ließen. Wojtech mochte das auch empfinden, es schien, als wenn er

sich schäme; denn er wandte sich von Anschel ab und sprach, indem er sich mit dem Pferde beschäftigte:

„Wer spricht denn von deiner Mutter, Narr? Deine Mutter ist ein braves Weib und ist die beste Jüdin, die ich in der Welt noch angetroffen habe. Ich hab' manche darunter gekannt, mehr als du vielleicht glaubst, du junger Herr. Waren alle vom Hochmutsteufel besessen, haben immer Prinzessinnen sein wollen und waren doch bloße Jüdinnen. Sakrament! wenn ich daran denk', was die eine davon mir angetan hat, so möcht' ich, daß man alle Juden auf der ganzen Erde an die Elbe führt, da wo sie am tiefsten ist — —"

„Wojtech, Wojtech," schrie Anschel entsetzt, „das möchtest du tun?"

Dem sonderbaren Knechte schien es aber mit dieser Drohung nicht Ernst; lachend rief er nach einer Weile:

„Ja, das möcht' ich einmal erleben! . . . Wenn man an einem Morgen hinauskäme auf die Gasse und die Leute sagen möchten: Heute in der Nachtstunde sind alle Juden aus der Welt auf und davon gegangen und keiner ist zurückgeblieben! . . . Hei, wie möcht' ich da die Augen aufreißen!"

„Wenn wir alle tot wären, ich und mein Vater und meine Mutter, meine Schwester und mein Bruder," meinte Anschel darauf ruhiger, als sich erwarten ließ, „wen möchtest du denn hernach hassen? Auf wen möchtest du denn dein schönes Spottlied singen? Wojtech, denke nach!"

Auf den sonderbaren Knecht schien diese Einwendung wie ein Keulenschlag auf den Kopf gewirkt zu haben; tief betroffen starrte er „den jungen Herrn" aus einen braunen Augen an; dann fuhr er seufzend mit der Hand über das Gesicht und sagte:

„Der hochwürdige Herr, der dürfte nicht gestorben sein! . . . Ehe der stirbt, muß erst viel vorgehen. Der kann gar nicht sterben. Davon sprich mir nichts, daß der auch sterben könnte! . . . Ich habe ja noch gar nicht mit ihm

geredet. Oder glaubst du wirklich, der hochwürdige Herr könnt' nicht mehr gesund werden . . ., daß er noch krank ist?"

Diese Frage und noch mehr der gänzlich veränderte Ausdruck im Angesichte des Knechtes erschütterten Anschel dermaßen, daß er alles vergaß, was ihm Wojtech den Augenblick zuvor an Leid und Herzenskränkung angetan. Er hörte nur die Stimme des bittend Fragenden und sah nur die bekümmerte Miene eines Tiefbetrübten.

„Du meinst meinen Bruder, Wojtech," sagte er mit dem Tone des Mitleids, „um den sei aber nicht besorgt. Der wird erst jetzt recht gesund werden. Verlaß dich darauf!"

„Hat's der Brandeiser Doktor versprochen?" fragte der Knecht.

„Der gerade nicht," sagte Anschel darauf, „aber die Doktors verstehen sich auf meinen Bruder nicht; der ist vom Lernen krank geworden, nun aber wird ihn das Feld gesund machen."

Dem Knechte schien diese in so weite Ferne hinausgerückte Hoffnung wenig tröstlich; traurig meinte er darauf:

„Ich seh' schon, ihr alle wollt nicht sagen, wie krank er ist, der arme, hochwürdige Herr! und ich — ich habe noch nicht mit ihm geredet."

Dann, als ob dieser Gedanke seiner ganzen Stimmung mit einem Male selbst die leiseste Spur der früheren Gereiztheit genommen hätte, sagte er demütig, wie jemand, der gewohnt ist, Befehle zu hören:

„Herrchen, das mit dem Fahren aufs Feld, geht ja heute gar nicht. Hast du vergessen, daß heute ein heiliger Tag für dich ist, an dem du nicht fahren und nicht reiten darfst? Es ist ja Sabbat."

Anschel überlief es siedend heiß. Wojtech hatte recht; es war ja heute Sabbat. Das hatte er im Taumel der Empfindungen, die ihn seit dem gestrigen Abend auf und nieder bewegten, vergessen. Der „heilige Tag" wäre so bald

entweiht worden! Dann kam eine Hoffnungslosigkeit über ihn, eine plötzliche Öde, ein Gefühl, als sei alles untergegangen; nichts sei mehr übrig von dem, was er aufgebaut; zerschlagen und verwittert lag alles rings um ihn. Daß er die Mutter nicht in dem Aufzuge aufs Feld fahren konnte, wie er ihn geträumt, schien ihm in diesem Augenblicke von so übler Vorbedeutung, daß er alles aufgab, was sich Hoffnungsreiches an diese Fahrt geknüpft hatte.

Der Knecht mochte bemerkt haben, daß in dem Gemüte des „Herrchens" eine verhängnisvolle Wandlung vorgegangen war. Anschels bleich gewordenes Antlitz trug zu deutlich die Spuren davon.

„Ich weiß, es verdrießt dich, junges Herrchen," sagte er mit demütig weichem Tone, „daß du heute nicht fahren kannst. Aber was willst du tun, wenn heute euer Sabbat ist? So ein heiliger Tag! und du möchtest tun, was du nicht tun darfst? Aber frag' doch den hochwürdigen Herrn, deinen Bruder, der wird dir schon einen Rat geben. Was der dir sagt, das tu! denn der hochwürdige Herr versteht sich gewiß auf alles."

Anschel schüttelte traurig den Kopf.

„Das geht nicht, Wojtech," sagte er, „das geht nicht. Ich kann nicht um Rat fragen."

Ohne ein anderes Wort ferner an den Knecht zu richten, ging Anschel fort. Gesenkten Hauptes, mit langsamen Schritten ging er über den Hof in das Haus zurück. Wojtech sah ihm nach, er ahnte nicht, welch ein beschwertes Gemüt ihn soeben verlassen hatte!

Im Hause waltete indessen noch immer die Morgenstille des Sabbats, denn, wo er hintritt, drückt er dem Leben sein Siegel auf. Wojtech und Anschel waren die einzigen, die wachend umhergingen; die andern benutzten die Regungslosigkeit des Ruhetages und schliefen in den hellen Morgen hinein. Mit einem Gefühle düsterer Ergebung harrte nun Anschel

dem vollen Erwachen dieses Morgens entgegen, er war überzeugt, er konnte ihm nichts Gutes bringen.

Merkwürdigerweise war heute Nachime die letzte, die sich der Ruhe entwand. Rebb Schlome und Elieh standen schon im Morgengebet, als Nachime mit einem Male aus der Schlafkammer trat. Wie Anschel ihrer ansichtig ward, überkam ihn ein tiefer Schreck; er hatte das Gefühl eines Schuldners, der plötzlich den harten Gläubiger vor sich sieht, dem er das Versprochene nicht leisten kann.

Aber die Gesichtszüge der Mutter beruhigten ihn sogleich; es schien, sie hatte einen Schlaf getan, der sie erquickt hatte. Eine leise, unmerkliche Röte war über die Wangen gehaucht, sie sah jünger und frischer aus als sonst.

Dennoch wagte Anschel nicht, sie anzureden; zu viel der Enttäuschung lag zwischen gestern und heute. Da sah er, daß ihm Nachime hinter dem Rücken des Vaters und Eliehs, die beide gerade gegen den Osten der Stube gewendet, das „Schmona-Esre“ Gebet beteten, mit dem Finger winkte, ihr zur Stube hinaus zu folgen. Pochenden Herzens folgte Anschel diesem Winke.

Nachime erwartete ihren Sohn wieder beim Hoftor, wo gestern so Bedeutendes vor sich gegangen war. In demselben Augenblicke fuhr Wojtech hinaus. Als er Nachime sah, rief er ihr vom Wagen herunter:

„Freu' dich heute, Frau, dein Sabbat ist schön.“

Noch ehe Nachime um die Bedeutung dieses rätselhaften Grußes fragen konnte, war der Knecht ihren Augen entschwunden.

„Was ist das,“ fragte sie den nachgekommenen Anschel, „weiß er denn etwas?“

„Verzeih, Mutter . . .,“ stammelte Anschel betroffen, „ich hab' ihm etwas sagen müssen.“

„Was liegt daran?“ meinte Nachime lächelnd, „die Welt

soll's wissen, daß ich aufs Feld geh'. Werd' ich mich vielleicht vor den Bauern schämen?"

„Mutter," rief Anschel . . . „jetzt erst glaub' ich's recht, daß du dein Wort hältst."

„Mir hast du's also nicht geglaubt, Anschel?" sagte Nachime.

„Nein, Mutter," rief Anschel, indem er wie beteuernd seine Hand gegen die Mutter ausstreckte, „ich hab' mir's selbst nicht geglaubt."

„Sag lieber," meinte Nachime mit einem trüben Lächeln, „du hast's mir nicht glauben können."

„O, Mutter! wenn ich dir erzählen könnte, was ich seit gestern und heute gelitten, du möchtest meinen, ich übertreibe. Ich hab' dir wollen eine Freude machen, aber es ist nichts daraus geworden . . . Ich hab' dich wollen in einem Wagen aufs Feld führen . . . ich selbst hätt' die Pferd' gelenkt . . ., die Pferd' hätten schöne Bänder angehabt, und es hätt' ausgesehen, als fahren wir alle zu einer Hochzeit. So wären wir durchs Dorf gekommen, und alle Leute hätten mit Fingern auf dich gezeigt und gesagt: Da fährt unsere neue Bäuerin mit ihrer Familie aufs Feld! Aber es ist nichts daraus geworden, weil heut' Sabbat ist, und ich hatt' ganz vergessen daran zu denken. Willst du aber ein andermal?"

„Gott behüt' und beschütz' mich," rief Nachime erschrocken; „und du hast meinen können, ich wär' in den Wagen gestiegen? Und wenn er mit Gold und mit Sammet wär' ausgepolstert gewesen, hätt' ich auch keinen Fuß darauf gesetzt! Ich, mit meinem beschwerten Herzen sollt' noch eine Parade aus mir machen, sollt' mich da, wie eine, die lustig ist und lustig sein will, hinsetzen und kutschieren lassen? Wie ist dir das eingefallen? Du bist doch sonst so klug! Geh' ich denn mir zu Gefallen aufs Feld? Ich hab' eingesehen, daß ich dir damit einen Gefallen machen könnte, und so geh' ich."

„Wenn du nur gehst," sagte Anschel mit einem Tone, der zwischen Wehmut und Freude klang.

„Ich geh'," sagte Nachime mit einer gewissen Bestimmtheit, „aber um das eine bitt' und beschwör' ich dich: mach keinen Lärm davon. Mit dir allein und höchstens noch mit Tille möcht' ich hinaus."

„Und den Vater willst du nicht dabei haben? auch Elieh nicht?" fragte Anschel, indem er bittend die Augen auf die Mutter richtete.

Nachime sann einen Augenblick nach, dann sagte sie rasch: „Ich will nur mit dir und Tille gehen!

Anschel sah ein, daß er in die Mutter nicht weiter dringen durfte; zu viel hatte sie ihm bereits gewährt.

„Nach dem Anbeißen," sagte noch Nachime, „wirst du so gut sein und wirst mich vor deinem Vater von obenher fragen: ‚Mutter, ist's dir recht, so gehen wir ein bissel aufs Feld hinaus, Tille könnt' auch mitgehen'. Darauf werd' ich sagen: ‚Warum nicht? gehen wir, ohnehin ist heut' Schabbes'. Aber, um Gottes willen, mach mir kein Gelärm damit, Anschel mein Sohn, denn ich weiß, du bist ein gut Kind und möchtest manches anders haben, als es ist. Aber Gott will's nicht anders: laß dir's also nicht beifallen, etwas daran zu ändern."

Anschel mußte das versprechen, wenn auch mit schwerem Herzen. Daß der Vater nicht dabei sein sollte, wo es galt, die Mutter gleichsam in ihr Eigentum einzuführen, ging ihm nicht ins Gemüt.

Nach dem Frühstück richtete Anschel wirklich die verabredeten Worte an die Mutter. Aber sein Ton klang schwankend und wie mit äußerster Mühe aus der Brust herausgepreßt. Schon das war auffällig; noch mehr was Anschel fragte. Rebb Schlome sah voll Staunens bald auf Anschel, bald auf Nachime; doch diese, als hätte sie sich in der Stille der Nacht für diesen Auftritt vorbereitet, sagte ruhig, fast ohne jede Bewegung:

„Warum nicht? Gehen wir, Anschel! es ist ja heut' Schabbes, Tille könnt' auch mit uns gehen."

Als Rebb Schlome diese Worte vernahm, die ihm nun keinen Zweifel übrig ließen, daß der ganze Plan mit Nachimes Spaziergang zwischen ihr und Anschel verabredet sein mußte, nahm sein Gesicht einen merkwürdig trotzigen Ausdruck an. Seine Brust hob sich, die Stirnader schwoll ihm an, und es schien, als wollten schwere, zürnende Worte über die Lippen hinaus. Doch hielt er an sich; wohl tat er einen Schritt vorwärts gegen Nachime, aber er sprach kein Wort.

Selbst Tille war von der unerwarteten Aufforderung der Mutter betroffen, daß sie eine Weile sprachlos dastand; Staunen, fast Schrecken war auf ihrem Antlitze zu lesen.

„Ich soll mit dir gehen?" rief sie endlich mit Nachdruck.

„Willst du vielleicht nicht?" fragte Nachime trocken.

„Mutter . . .," rief Tille und feucht glänzten ihre Augen, „ich sollt' mit dir nicht gehen wollen?"

Nachime sah das Kind an, sie sah es länger an, als vielleicht ihrer Lage angemessen war, oder darum, weil sie den Blick ihres Mannes scheute. Dann sagte sie im gleichgültigsten Tone:

„Also gehen wir, Anschel . . .! Und du, Tille, komm nach, wenn du vielleicht noch nicht fertig bist."

Sie wandte sich zum Fortgehen . . . kein Blick glitt nach Rebb Schlome rückwärts . . . sie wollte fortgehen, als ob sie einig in sich geworden, ihren Gang aufs Feld ohne alles Mittun von seiner Seite auszuführen. Da rief eine Stimme, die bisher, wie gewöhnlich, keinen Anteil an dem ganzen Vorgange zu nehmen schien, Eliehs Stimme:

„Ich weiß aber gar nicht, Mutter, ob du heute gehen darfst aufs Feld . . . Es ist ja Schabbes."

Nachime wandte sich an der Türe um, deren Klinke sie bereits aufgedrückt hatte. Mit fester, sicherer Stimme sagte sie:

„Das hättest du mir früher sagen können, Elieh, jetzt ist es zu spät. Aber warum soll ich nicht gehen dürfen? Geh' ich denn an zwei Stunden weit? Ich will aufs Feld hinaus, das ist draußen vor dem Dorf. Sollt' denn das eine gar so große Sünde sein?"

„Ich weiß nicht . . .," meinte Elieh unsicher und mit gesenkten Augen, „ob es irgend wo geschrieben steht, was man zu tun hat, wenn man zum ersten Male auf ein Feld geht. Laß mich in meinen Büchern wenigstens nachsehen."

In Anschel regte sich ein gewaltiger Zorn gegen den „Bocher". Was hatte dieser mit seiner Thora in einem solchen Augenblicke zu kommen und sie wie einen Riegel vor den Entschluß der Mutter zu schieben? Nachime aber, nachdem sie eine Weile nachgesonnen hatte, sagte dann ruhig:

„Ich bin keine Gelernte, Elieh, und weiß auch nicht, ob so was in deinen Büchern geschrieben stehen kann oder nicht! Aber laß die Sünde mich auf meinen Kopf nehmen . . Ich kann mir nicht denken, daß deine Bücher sollten das vorausgesehen haben, wenn Nachime Hahn zum erstenmal an einem Schabbes ihr Feld besuchen will. Ich geh'!"

Elieh wollte noch reden, aber das Wort ward ihm abgeschnitten, da Nachime mit Anschel und Tille rasch zur Türe hinausging. Nachime hatte wirklich kein Wort des Abschieds.

Als sie fort waren, bot das Antlitz Rebb Schlomes einen eigentümlich erschreckenden Ausdruck dar. Es schien, als wäre alle Kraft, alle Spannung der Muskeln daraus entschwunden; das Auge blickte hohl und unverwandt nach der Türe, durch die Nachime mit ihren Kindern gegangen war.

Dann mußte er sich, als hätte ihn eine ungeheure Müdigkeit überfallen, auf einen Sessel niederlassen. Gebrochen in seinem innersten Marke saß er eine Weile da; er schien nicht zu wissen, daß er einen Zeugen seiner Zaghaftigkeit,

seiner verzweifelten Lage habe. Endlich hörte Elieh, wie sich schwer und drangvoll, fast schluchzend, die Worte seiner Brust entrangen:

„Nachime, Nachime, hab' ich dir denn so viel getan?"

---

17. Auf grünem Boden.

Währenddem eilte Nachime mit ihren Kindern vorwärts, als gelte es ein in Flammen stehendes Haus zu verlassen. Sie sah sich nicht um und war immer um einige Schritte voraus. So war sie durch das Dorf gekommen und hatte nicht nach rechts, nicht nach links geblickt. Kinder, die am Wege spielten, Frauen, die vor ihren Häusern standen, sahen der fremden, städtisch gekleideten Frau erstaunt nach; wenige kannten diese neue Bäuerin, und die sie gesehen hatten, konnten sich ihrer kaum erinnern. So seltsam es klingen mag: Nachime hatte die neue Heimat seit ihrem Einzuge in dieselbe nicht gesehen, sie war eine Gefangene in ihrem eigenen Hause gewesen!

Was aber trieb Nachime so unaufhaltsam vorwärts und ließ sie weder nach rechts noch nach links blicken? War es ein Gefühl befriedigter Rache, daß sie denjenigen, der ihr so viel getan, nun selbst gedemütigt, daß sie ihm bewiesen, wie „Gewalt und nichts als Gewalt" doch nichts vermöge? Oder war es vielmehr Scham, daß sie zu weit gegangen, daß sie den Vater ihrer Kinder nicht vor ihnen selbst hätte erniedrigen sollen? Vielleicht wogte beides, Scham und Befriedigung, in wildem Gemenge durch diese Seele.

Erst als sie am Ende des Dorfes angekommen war, hielt sie inne; sie mußte Atem schöpfen, und trotzdem, daß

sie ihre Schritte so behastet hatte, zeigte ihr Antlitz keine Aufregung, es war bleich.

„Ist es noch weit bis hin?" fragte sie.

„Du bist gleich zur Stelle," gab Anschel zur Antwort, „und deswegen, Mutter, beeil dich nicht."

Nach einer Weile setzte Nachime den Weg fort; langsamer zwar, aber immer noch so eilig, daß Anschel und Tille kaum gleichen Schritt mit ihr einhalten konnten.

Plötzlich fühlte sich Anschel von Tille bei der Hand gefaßt:

„Hast du sie gesehen, wie wir vorbeigegangen sind?" raunte Tille ihrem Bruder fast unhörbar zu.

„Wen? wen?" fragte Anschel ebenso flüsternd, aber im Tone des Schreckens.

„Sie," flüsterte das Kind.

„Um Gottes willen, schweig!" rief Anschel.

„Sie hat mir gestern die Blumen ins Haar gesteckt," lispelte, an den Bruder enge geschmiegt, das Kind, „und dir hätt' ich etwas sagen sollen."

„Schweig, schweig, um Gottes willen," bat Anschel.

Anschel hatte die letzten Worte halblaut gerufen, so daß Nachime sich umwandte.

„Was habt ihr denn vor, Kinder?" fragte sie.

„Nichts, nichts," stammelte Anschel flammrot im Gesicht.

„Willst du mir's auch nicht sagen, Tille?" rief Nachime.

„Ich? Mutter?" meinte das Kind in Verlegenheit, „ich weiß eigentlich gar nicht mehr, wovon zwischen uns beiden die Rede gewesen. Jetzt weiß ich's" rief sie nach einem Augenblick, wie sich besinnend aus, „jetzt weiß ich's; ich hab' Anschel erzählt, daß sich der Vetter Koppel einen neuen ‚Mogen Dovid' machen will."

Nachime lächelte fein; sie wollte wahrscheinlich auf den Grund der Notlüge nicht dringen, so unglaublich sie immerhin klang.

Endlich lagen die Felder des Dorfes vor ihnen.

Anschel hatte auf einen Hilfsgenossen nicht gerechnet, da er die Mutter zum Gang aufs Feld beredete, und dieser bewies sich gerade jetzt, als alles geschwunden und zugrunde gegangen schien, worauf er seine Hoffnung gebaut hatte. Es war das einsam traurige Leben, das die Mutter seit so langer Zeit geführt, die Verlassenheit ihres Gemütes. Zuerst tat ihr das Grün wohl, das ihr von weit und breit zuwinkte und zurauschte; wohin sie sah und hörte, beugte ein linder Luftzug die Halme vor ihr, als wenn er sie zum Gruße nötigen wollte, oder flatterte ein Vogel auf, der darin seine Stätte gefunden hatte. Das hatte sie schon lange nicht erlebt: auf einem schmalen Feldrain zu gehen, der dem Fuße kaum das nötige Erdreich gab, und rechts und links von reifenden Kornhalmen berührt zu werden, als ob jeder sie zurückhalten und etwas besonders Wichtiges ihr zu melden hätte! Sie konnte sich nicht erinnern, seit den fünfundzwanzig Jahren ihrer Ehe einen Acker anders als im Vorüberfahren, wenn sie auf die Märkte zog, gesehen zu haben. Was war ihr ein Feld? Sie aß das Brot, das davon kam, aber gleich Tausenden von Menschen wußte sie nicht, wo es gewachsen, wie die Gottesgabe ins Haus gekommen! . .

Mitten zwischen den Feldern stellte sich ihr plötzlich eine Lebensszene vor die Augen, die sie vor fünfundzwanzig Jahren erlebt. Das Alter hatte sie nicht gebleicht, mit frischen Farben stand sie vor ihrer Seele. Sie erinnerte sich eines Feldgangs, den sie damals gemacht; es war gleichfalls an einem Frühlingssabbat. Der mit ihr auf dem engen Feldraine zwischen den nickenden Halmen ging, war damals ihr Bräutigam, Rebb Schlome. Es war kurz vor ihrer Hochzeit; was sie damals miteinander gesprochen, war ihr entschwunden; aber ein Zug war ihr doch geblieben. Ihr Bräutigam hatte plötzlich einige Ähren in die Hand genommen und sie ihr mit den Worten gewiesen: „Da sieh her, Nachime, das ist

Gottesgab' . . da draus bekommt man Brot. Wenn mir die Kraft nicht ausgeht, sollst du immer dein Brot haben, und das, was nachkommt, auch." Darauf hatte sie die Hand auf die Ähren gelegt, wie zu einem Schwure, und gesagt: „Und ich will dir helfen, Schlome, wie es einem treuen Weib' zukommt."

So deutlich und lebendig stand in diesem Augenblicke das ferne Lebensbild vor ihrer Seele, daß sie ihre eigenen Worte hörte, nicht mit jenem geistigen Ohr, das verschollene Klänge vernimmt, man weiß nicht wie? sondern wirklich, als hätte sie dieselben gerade jetzt gesprochen. Unbewußt hatte sie mehrere Ähren ergriffen und war sinnend stehen geblieben. „Und ich will dir helfen, Schlome, wie es einem treuen Weibe zukommt," sprach sie leise vor sich hin.

Wunderbare Töne weckten diese Worte in ihr. Sie hörte und sprach nicht nur ihre eigenen Worte, die sie vor fünfundzwanzig Jahren gesprochen, sie sprach auch die ihres Bräutigams nach, der jetzt Rebb Schlome hieß. Mehrmals blieb sie stehen, nahm die Ähren in die Hand, ließ sie durch die Finger gleiten, und die Lippen zuckten dabei, als würden sie von einem ungesprochenen Gebete berührt. „Wenn mir Gott die Kraft gibt, sollst du immer dein Brot haben," lispelte sie leise vor sich hin.

Hatte er ihr nicht Wort gehalten, was er damals auf die Ähren, auf die Gottesgabe versprochen? Hatte es ihr je an Brot gemangelt seit diesem Tage? Hatte er nicht stets treu dafür gesorgt, daß das Haus in Zucht und Ehren bestand? Was war aus anderen Frauen geworden, denen goldene Zaubergärten, lustjauchzende Tage, ungetrübtes Wohlsein waren versprochen worden! Verkommen, verdorben und gestorben war manche von ihnen, während sie „ihr Brot" hatte und mitten in der Fülle saß.

Aber auch sie — hatte sie ihm nicht redlich Wort gehalten? Hatte er an ihr nicht ein treues Weib, die ihm im

Erwerb geholfen? nach Kräften das Brot ins Haus geschafft? Hatte sie je feiernd die Hände in den Schoß gelegt? War sie nicht auf Zucht und Ehren des Hauses bedacht? Wie hätte das ein Ende nehmen können, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, einem luftigen Gedanken zuliebe den Bestand ihres ehemaligen Glückes und Wohlseins an ein Dorf zu binden?

Der letzte Gedanke hatte zu viel des Trüben, als daß er nicht Fäden gefunden hätte, an denen er sich fortleiten konnte. Nachime hielt ihn fest; wieder vermochte sie an nichts zu denken als an ihr Leid. Aber sie tat es ohne Bitterkeit, fast aus Gewohnheit. Ihr unbewußt übte das Feld eine Macht über ihr Gemüt aus, der sie sich nicht entziehen konnte. Die Ähren wogten immer lauter; es war, als drängten sie sich ihr in die Hand und wollten von ihr berührt sein. Wieder klangen ihr aus der Tiefe der Erinnerung die Worte des Bräutigams:

„Sieh her, Nachime, das ist Gottesgab', da draus wird Brot. Wenn mir die Kraft nicht ausgeht, sollst du immer dein Brot haben."

Die Kinder hatten bis dahin die sinnend dahinwandelnde Mutter nicht unterbrochen; still waren sie hinter ihr geschritten. Anschel ahnte es mit feinem Verständnis, daß die Mutter nicht gestört sein dürfe. Durch Zeichen gab er Tille zu verstehen, daß sie an sich halten solle, wenn sie ungeduldig einmal das Schweigen brechen wollte. So waren sie über die Feldraine eine weite Strecke fortgewandelt, und dieser lautlose Gang in der Stille eines Frühlingsmorgens, Kornrauschen rechts und links und über sich Vogelgesang, hätte für den, der ihn ungesehen belauscht, ein wunderbar ergreifendes Schauspiel gewährt.

Wieder war Nachime bei einem Felde stehen geblieben; wieder waren ihr die Ähren in die Hand gekommen. Da rief um denselben Augenblick Anschel hinter ihr mit leiser Stimme:

„Mutter . . ., sieh dich um, du stehst bei deinem Feld!"

Ein leiser Schrei entfuhr den Lippen Nachimes. Die Halme entglitten ihr; ein Frösteln durchzitterte ihr ganzes Wesen.

„Lebendiger Gott!" hörten sie die Kinder ausrufen.

Aber sie wandte sich nicht um, sie setzte ihren Weg an den wogenden Halmen fort.

Das schnitt Anschel bitter durchs Herz. Vor ihrem Eigentum stand die Mutter, vor dem ihrer Kinder; an dem Acker ging sie vorüber, dessen Furchen eines ihrer Kinder gezogen, und sie fand kein Wort? So wenig gefiel ihr also das Feld? Das hatte Anschel ja befürchtet. Was aber konnte das „Feld" dafür?

Hätte Anschel begreifen können, was gerade jetzt in Nachimes Seele vorging, und warum ihr beim Anblick des Feldes ein Schreckensschrei entfuhr, so würde er sich gehütet haben, in das heilige Schweigen seiner Mutter einzugreifen. Denn an schwachen Fäden hängt oft das Gewebe einer Gemütswandlung; ein leichter Zug — und das Gewebe ist vollendet oder zerrissen!

Nachime ging aber von da an immer langsamer über den Rain, und wunderbar war es: der Lufthauch, der bis dahin die Halme vor ihr gebeugt hatte, daß es wie ein Willkommgruß schien, hatte aufgehört. Die Ähren kamen ihr nicht mehr in die Hand, so wenig als sie zu ihnen kam. Nachime stand an einem Scheidewege. Sie sah das „Brot" vor sich, das leibliche Brot, das ihr ihr Mann vor fünfundzwanzig Jahren versprochen hatte; sie hörte aber auch das: „Und bin ich dir nicht ein treues Weib gewesen? Hab' ich dir nicht redlich geholfen? Warum hast du mich dahin gebracht, daß ich dir nicht mehr helfen kann?"

Mit einem Male sahen die Kinder, wie die Mutter sich zu den Ähren neigte und ihr ganzes Antlitz darin verbarg. Sie hörten sie zugleich heftig schluchzen.

„Mutter, was ist dir?“ riefen die beiden Kinder erschrocken.

Nachime weinte noch heftiger.

„Mutter,“ sagte Anschel, „wenn dir so leid ist, daß du aufs Feld gegangen bist, so können wir ja gleich umkehren.“

Da richtete sich Nachime auf und wandte sich um. Ihr Antlitz war von Tränen überströmt; sie versuchte zu reden, aber das Schluchzen ließ sie eine geraume Weile nicht dazu kommen.

„Leid soll mir sein, meine Kinder . . .,“ rief sie endlich, „wie könnt' ich mich so versündigen? Muß ich nicht meinem Gott im Himmel danken dafür mit aufgehobenen Händen, daß er mir diese Stunde geschickt hat? Wie gut war's doch, daß ich auf mein Feld gegangen bin!“

Diese Sprache erschreckte anfangs die beiden Kinder mehr, als sie sie staunen machte. Aber als sie das durch Tränen leuchtende Antlitz der Mutter anschauten, kam sie ihnen doch wie eine andere vor. Die innere Erlösung war es, die einen Sieg erfochten hatte, und sie drückte diesem Antlitze einen Ausdruck auf, der den Kindern als beinahe unnatürlich erschien. Aber das fühlten sie: mit der Mutter war etwas vorgegangen, etwas Großes, Unerwartetes; keiner hätte das in Worten sagen können.

„Mutter, ist das dein Ernst, dein wirklicher Ernst?“ rief endlich Anschel, nachdem er in das Antlitz der Mutter lange genug geschaut hatte. „Wie ist denn das nur gekommen?“

„Frag mich nicht, Anschel,“ sagte sie milde, „ich könnt' dir doch keine Antwort geben. Kannst du sagen, wie das Korn hier aufgewachsen ist in die Höhe, und wie es so schön grün geworden ist? So ist's auch über mich gekommen, ich weiß nicht wie?“

„Ich frag' dich auch nicht, Mutter,“ sagte Anschel, „mir ist's genug, wenn du so redest.“

Wieder griff Nachime nach einigen Ähren und behielt sie in der Hand. „Die hat euer Vater säen lassen," sagte sie, „und ich hab' ihm dabei nicht geholfen; ich hab' noch geschmollt in meinem Herzen, und ich hab' mich gekränkt, daß er's getan hat. Hätt' ich als treues Weib fragen dürfen: Schlome, warum tust du dies und jenes? Warum tust du's nicht, wie ich's will? Ich hab' ihm ja versprochen gehabt vor fünfundzwanzig Jahren, daß ich ihm helfen will, das Brot mit ins Haus zu schaffen! Ich hab' mein Wort nicht gehalten! Da wächst das Brot, ich halt's in meiner Hand, aber ich hab' dabei nicht geholfen. Ja, wenn es nach meinem Willen gegangen wäre, so hätte ich's noch ausgerissen und mit Füßen zertreten."

Anschel tat diese Selbstdemütigung der Mutter wehe; er wußte nicht, daß Demut gern Geständnisse macht und daß es der erste Flügelschlag einer befreiten Seele ist, wenn sie sich enthüllen kann.

„Du kannst ja nicht dafür, Mutter . . .," sagte er, „daß es so gekommen ist. Hast du denn wissen können, was so ein Feld ist? Wie hättest du das in deinem Gewölb' lernen sollen? Klag dich nur nicht mehr an, als nötig ist."

„Anschel, mein Kind!" rief Nachime darauf mit schmerzlich bitterm Tone aus, „du weißt gar nicht, wie ich gefehlt habe. Ein Weib, das dem Manne das Leben verbittert, ist etwas, wovon du keinen Begriff hast . . . Ein Mann, der seinem Weibe schlecht begegnet, kann ihr tausenderlei antun, aber es ist nichts gegen das Weib, wenn es den Mann kränken will. Das aber ist etwas, was ich mir nie verzeihen werde. Ich hab' ihn kränken wollen, und noch heut' . . . und er ist doch ein so treuer Mann."

Schluchzend wiederholte Nachime mehrmals diese letzten Worte; sie klangen wie eines der Schuldgeständnisse am „Tage der Versöhnung". Da trat Anschel, dem dieser Auftritt schrecklicher ward als alles, was er bis dahin erlebt,

dicht zur Mutter und flüsterte, ohne daß Tille es verstehen konnte, ihr leise ins Ohr: „Mutter . . .! schweig wenigstens vor dem Kind, ich bitte dich darum."

„Laß mich, laß mich reden," sagte sie darauf.

Anschel aber, um den Selbstanklagen der Mutter ein Ende zu machen, rief mit einem Male:

„Mutter, du hast ja noch nicht einmal alles gesehen, was uns gehört. Meinst du denn, du bist schon fertig?"

„Was haben wir denn noch?" fragte Nachime, deren Stimmung plötzlich verändert schien.

„Sieh dich nur um, Mutter," sagte Anschel, von freudigem Stolze das Antlitz überglänzt, „gleich neben dem Feld, wohin du jetzt kommen wirst, wächst Gerste, und nicht weit davon — nur des Richters Acker ist dazwischen — da haben wir unsere Erdäpfel. Und wenn du deine Augen ein bissele anstrengen willst, so siehst du über dem Erdäpfelfeld einen schmalen grünen Streifen, da drauf wächst Hanf . . . den hat Wojtech allein für dich angebaut. Und alles ist unser, alles, alles!"

Unwillkürlich folgten die Blicke Nachimes jeder Bewegung, die Anschel mit der Hand beschrieb. Sie nickte zur Bejahung mit dem Kopfe, als ob sie in der Tat alles gesehen; und doch verwirrten sie die Angaben Anschels. Ihr erschien das ganze Gebiet ihres Eigentums, das Anschel als solches bezeichnet hatte, in so riesigen Umrissen, daß es ihren Augen entschwand.

„Das alles, sagst du," rief sie mit unsicherer Stimme, „gehört uns? Lebendiger Gott! das alles?"

„Das alles, Mutter . . .," sagte Anschel freudig, „nur der Richter kann sagen, er hat um ein ‚paar Striche' mehr als wir."

Nachime war wieder eine Weile stehen geblieben; sie schaute über die Felder hinweg nach den Punkten, die ihr Anschel bezeichnet hatte. Plötzlich faßte sie nach seinem Arm

mit zitternder Hand; ihr ganzes Wesen war wieder verändert; sie bebte am ganzen Leibe.

„Das alles," rief sie mit krampfhaftem Tone, „das alles gehört uns! Wie aber, Anschel, mein Sohn! wenn es zugrunde geht? Wenn ein Hagelwetter kommt, wenn zu viel Regen darauf fällt, die Sonne nicht scheinen will . . . lebendiger Gott im Himmel, was weiß ich, was alles geschehen kann? Was tun wir dann? Brot gibt das Feld, viel Brot! Wie aber, wenn's mit einem Male zugrund' gerichtet wird?"

Auf dieses plötzliche Ablenken der Mutter von der bisher behaupteten Stimmung, die so viel des Freudigen versprach, war Anschel nicht gefaßt. Stotternd sagte er:

„An das, Mutter, hab' ich noch nicht gedacht."

Nachime aber ergriff den Arm ihres Sohnes mit weit stärkerer Gewalt, denn Anschel empfand schmerzlich den Druck dieser unerklärlichen Angst und rief:

„Daran hast du noch nicht gedacht, Anschel? Warum ist es mir gleich eingefallen? Gott braucht nur eine schlechte Stunde zu schicken, so ist unser ganz Brot verloren, und dein Vater und wir alle, die da stehen, können schnorren (betteln) gehen."

„Das, Mutter, wird nicht geschehen," sagte darauf Anschel, der sich allmählich gefaßt hatte. „Ich denk', wenn einem Bauer alles zugrunde geht, so bleibt ihm doch sein Feld, das kann ihm doch Hagel und Blitz und Krankheit nicht forttragen. Im nächsten Jahre kommt neue Ernte, und der Schaden ist wieder gut gemacht."

Nachime sah den Sohn mit einem Blicke schmerzlichen Mitleids an.

„Man sieht, mein Kind," sagte sie, „du bist noch jung und hast noch nicht viel erlebt. Du weißt nicht, wie sich Menschen selbst aufessen können."

Trotz der ernsten Lage, in der sich Anschel der Mutter

gegenüber befand, machte ihn dieser Ausdruck doch lächeln. Er verstand wohl, was Nachime damit meinte.

„Fürcht dich nicht, Mutter," sagte er, „ehe ein Bauer an die Felder selbst greifen muß, da muß es ‚kurios' in seinem Hause zugegangen sein. Wir werden uns nicht aufessen, dafür laß mich auch sorgen."

Diese Zusage schien Nachime wenig Trost zu gewähren.

„Du redest auswendig," meinte sie mit kummervoller Miene, „wenn's, Gott behüt', dazu käme, möchtest du schon anders reden."

„Was tun denn aber sonst die Bauern?" rief endlich Anschel aus; „ich seh' doch nicht, Mutter, daß es denen gar so schlecht geht!"

„Die Bauern! die Bauern!" meinte Nachime nachdenkend, „meinst du denn, ein Jude kann so ein Bauer sein, wie ‚sie' sind?"

„Mutter," sagte nach einer Weile Anschel, „warum sich eine Stund' verbittern wollen, wenn sie sich so schön anschickt? Am ‚Aufessen' sind wir ja noch nicht, wozu also davon sprechen? Du hast mir ja gestern zugesagt, du willst mich hören, wie ich mit meinem Feld reden kann. Willst du die Kunst hören?"

In Nachime hatte die gute Wandlung, die seit wenigen Minuten so bedeutende Störungen durchgerungen hatte, wieder die Oberhand. Als ob sie eine quälende Sorge sich von der Seele gewaltsam hätte wegscheuchen wollen, fuhr sie mit der Hand über die Augen und sagte dann mit einem wahrhaft freudigen Lächeln:

„Du brauchst mich nicht zu gemahnen, lieb Kind . . . das Feld hat mit mir schon gesprochen. Verlaß dich drauf."

Und wie zur Bestätigung nahm sie wieder einige Ähren in die Hand, sah sinnend auf dieselben und ließ sie dann wieder zurückgleiten.

„Jetzt kommt, Kinder," sagte sie nach einer Pause. „Die Sonne fängt an stark zu brennen."

„Aber du hast ja noch nicht alles gesehen, Mutter!" rief mit einem Male die bis dahin schweigsame Tille.

„Ich hab' genug gesehen," meinte Nachime mit bedeutungsvollem Nachdruck, „und hab' auch genug gehört," setzte sie still, wie für sich, hinzu.

Sie wandte sich um; da traf ihr Blick Tille, die, um ihr auszuweichen, mitten in die Ähren sich stellen mußte. Da flog wieder jenes siegreiche Lächeln, das gestern trotz Leid und Weh beim Anblicke des Kindes sich ihr aufgedrungen hatte, über Nachimes Antlitz.

„Eines möchte ich noch einmal sehen," sagte sie fast verschämt zu Anschel, „aber es geht heute nicht."

„Warum nicht?" fragte Anschel aufhorchend.

„Es geht nicht, es geht nicht," meinte Nachime, mit dem Kopfe schüttelnd.

„Sag's nur, Mutter!" rief Anschel.

Nachime beugte sich zu seinem Ohre und sprach halblaut, so daß Tille jedes Wort vernehmen konnte:

„Ich möcht' das Kind wieder so sehen, wie sie gestern abend vom Feld heimgekommen ist."

Anschel entgegnete darauf nichts; aber als die Mutter einige Schritte vorausgegangen war, flüsterte er der Schwester rasch einige Worte zu. Drauf blieb Tille zurück, während Anschel zur Mutter eilte.

Wenige Augenblicke hatten hingereicht, und Tille hatte ihrem Kopfe aus den blauen und roten Blumen des Kornfeldes wieder jenen Schmuck verliehen, der der Mutter gestern so sehr gefallen hatte. Hastig eilte sie zu den beiden zurück; plötzlich stellte sie sich vor die erstaunte Mutter hin.

„Hast du's so gemeint, Mutter?" rief sie lachend.

„Lebendiger Gott!" schrie Nachime erschrocken, „was hast du gemacht? Es ist ja Schabbes!"

„Für ein Bauernkind ist das keine Sünde," sagte das Kind unbefangen.

Dennoch war der Zauber, der von Tilles Kopfschmuck ausging, wieder so mächtig, daß Nachime ihm auch heute unterlag. Sie konnte ihre Blicke von der Schönheit des Kindes nicht abwenden, so bestrickend und ungewöhnlich kam ihr das Kind vor. In einem fort rief sie:

„Tu's weg, tu's weg, um Gottes willen, es ist ja eine Sünde! . ."

Aber ihren leuchtenden Augen, ihrem zürnend seligen Lächeln sahen es die Kinder an, daß ihr die Sünde nicht gar so ungeheuer vorkommen mußte. Tille behielt den Schmuck auf; tanzend, lachend, neckend, wie ein Schmetterling, der zum Trotze seine Falter in ihrem ganzen Farbenschmelze ausbreitet, wenn er sich verfolgt sieht, flog Tille der Mutter voraus, bis sie wieder bei den ersten Häusern des Dorfes anlangten.

„Jetzt tust du sie aber im Ernst herunter," sagte da Nachime entschieden.

„Laß sie ihr noch, Mutter!" bat Anschel.

„Was möcht' denn Elieh sagen," rief Nachime, „wenn die mit heut' gepflückten Blumen nach Haus käm'? Der ist imstande und sagt: wir hätten das mit Fleiß getan, um am heiligen Schabbes eine Sünde zu begehen."

Tille nahm nur mit Widerstreben die Blumen aus dem Haare und warf sie weit weg von sich:

„Wegen dem?" meinte sie mit wegwerfend aufgeworfener Lippe.

Mit dem Betreten des Dorfes war Nachime wieder still geworden. Ihre Blicke waren wieder zu Boden gesenkt; sie sah nicht nach rechts, nicht nach links. Und doch lag zwischen ihrem Kommen und Gehen der erste Feldgang ihres Lebens.

Schweigend erreichten sie ihr Haus.

18. Die Bäuerin rechnet.

Nachimes Besuch auf eigenem Grund und Boden hatte indes weder an diesem Tage, noch in den darauf folgenden sichtbare Folgen. Das wird niemanden befremden, der die Art kennt, wie in Nachime die Wandlung vorgegangen war. Was in ihr anders geworden oder wenigstens anders zu werden sich anschickte, war nicht zufällig entstanden; denn daß das „Brot" der Ähren eine so eindringliche Sprache zu ihrem Gemüte führen konnte, beweist eben, daß es vorbereitet dazu gewesen. Aber die Wandlung war nicht rein, nicht befreit von bitteren Bestandteilen, die sich flüchtig und unsichtbar hinein gemischt, und nun, wo die klare Welle der Versöhnung erscheinen sollte, als trübe und dunkel sich bewies.

Zudem gehörte Nachime zu jener Gattung Frauen, die aus dem Grollen nicht herauskommen. Sie hatte fünfundzwanzig Jahre zu allem geschwiegen, was ihr Mann tat, sie hatte geschwiegen, als sie ihm in allem recht gab . . . Wie konnte sie das Schweigen brechen, wenn es galt, ihr eigenes Unrecht einzugestehen? Dieses Geständnis hing überdies an schwachen Fäden: der kleinste Windstoß konnte das dünne Gewebe zerreißen.

Es fehlte Nachime, auf was es jetzt besonders ankam: der demütige Sinn, der im Gefühle des Unrechts nicht erst nach rechts und links die fragenden Blicke umherwirft, sich nicht selbst anklagt, als vor dem, der Richter in eigener Sache ist, dem das Wort nicht fehlt zur gehörigen Zeit, und der nicht erst klügelt, ob er es überhaupt aussprechen soll. Es fehlte ihr auch der Glaube dazu. Unglaube, sei es in göttlichen, sei es in menschlichen Dingen, bricht an, wenn das Herz nicht mehr in Demut lebt. Zu dieser Demut war Nachime noch nicht gelangt.

Wohl hatte das „Brot" der Ähren zu ihrem Gemüte eine eindringliche Sprache geführt; aber was jetzt aus den in die Tiefe geworfenen Keimen sich entwickelte, hatte, wie edle Fruchtart, die aus sonnigen Lüften in ein widerstrebendes Erdreich verpflanzt wird, gleiches Schicksal. Dem Samenkorn glich nicht die Frucht. So weit war Nachime durch den Anblick des Segens, der auf ihrem Felde blühte, doch gekommen, daß sie einsah, ihr Mann habe nur leichtsinnig in der Art und Weise gefehlt, wie er ein bis dahin sicheres Geschäft von sich abgeworfen und gegen ein unsicheres eingetauscht hatte; aber daß er aufgehört, für das „Brot" des Hauses zu sorgen, daß er sein vor fünfundzwanzig Jahren gegebenes Wort bis „zur Stund'" nicht redlich gehalten, das konnte sie ihm nun und nimmermehr vorwerfen. Hier prallte der Vorwurf ganz auf sie zurück. Warum kümmerte sie sich um das Hauswesen nicht mehr so wie früher? Warum beteiligte sie sich nicht an den Sorgen und Mühen des neuen Geschäfts, wie sie das alte getragen hatte? Wuchs das Brot des Feldes nicht auch für sie? Mußte das nicht den Fluch des Himmels auf sie herabziehen, wenn einer im Hause, und noch dazu die Frau, im verzehrenden, alles lähmenden Müßiggange sich gefiel, als gehe sie nicht an, was des Hauses Stütze, Nahrung und Lust war?

Nachime war von Natur aus von jener Tätigkeit, die die „Gasse" aus sich selbst heraus erzeugt. Die Frauen lassen sich da nicht ernähren; sie nehmen die schwere Last oft zur Hälfte auf ihre Schultern. So war auch Nachime. Sie hatte den „Kreuzer", der ins Haus kam, verdienen geholfen; sie wußte, wie oft er sich in der Hand umwandte und drehte, ehe man ihn fassen und sein eigen nennen konnte! Sie hatte eine schwere Schule in dieser Hinsicht durchgerungen; von geringem Besitztum, womit sie und Reb Schlome angefangen, hatten sie durch Fleiß und Betriebsamkeit das Haus wachsen und gedeihen sehen. Aus dieser Tätigkeit war

sie plötzlich gerissen und in einen Wirkungskreis gerückt worden, dem sie fremd war, der mit keiner Neigung in der entferntesten Berührung stand. Ihr Mann hatte, wie sie meinte, nur „dem Kaiser zu Gefallen" die alte Nahrungsstätte abgebrochen, aus „Politik" hatte er die Zukunft des Hauses in Frage gestellt. So weit war sie nun im Recht, daß sie grollte und schmollte! Wer aber hieß sie noch träge feiern und die Hände in den Schoß legen, seitdem der verhängnisvolle Schritt geschehen? Gewann dadurch das Haus? Und wenn sie schon ihre eigene Zukunft geringe anschlug, warum gefährdete sie die ihrer Kinder?

Eine echte Mutter wird nur für kurze Zeit über die ihr von der Natur angewiesenen Schranken hinausschweifen. Nicht sobald trifft sie ein Ton aus dem Munde eines ihrer Kinder, so kehrt ihr die Besinnung zurück. Es hatte eine Zeit gegeben in diesen schrecklich verlebten Tagen und Wochen, wo Nachime mit einem Gefühle wohltuenden Grauens an die Zerstörung ihres eigenen Hauses denken konnte; sie hätte dann recht behalten, die anderen unrecht, und darauf kam alles an. Dieses Gefühl war in ihr verschwunden — das „Brot" der Ähren hatte es ihr angetan.

Dafür war eine andere Empfindung in ihr wach geworden, Schrecken nämlich über ihre vereinsamte Lage mitten unter ihren Kindern und neben ihrem Manne, ein fast entsetzenvolles Zurückblicken auf das, was sie versäumt und vernachlässigt hatte. Das neue Hauswesen bewegte sich ohne ihren Einfluß; wußte sie, ob es gut ging oder schlecht? Nahm sie die gebührende Einsicht in die Tätigkeit der Dienstboten? War sie so fest versichert, daß Redlichkeit und Treue unter ihnen waltete? Wer hätte in Nachime, der Helferin ihres Mannes, wie es weit und breit keine gab, eine so schlechte Wächterin des Gutes ihrer Kinder gesucht. War das aus jener Nachime geworden, der die Leute in der

„Gasse" nachrühmten, daß der Kreuzer, der ins Haus kam, zur größern Hälfte auf ihren Teil kam?

Schrecken und Scham überkamen sie zugleich; sie sah ein, daß sie rasch eingreifen müsse, wo nach ihrem Glauben bereits das Unheil eingerissen war. Wenn sie auch von dem „Bauernwesen" nichts verstand, sagte sie sich, weniger noch als ihr Mann und ihre Kinder, so konnte sie ihnen doch als Weib in manchen Dingen beistehen, von denen wieder die Männer nichts verstanden. Weibern, folgerte sie mit Recht, fallen eine Menge von Äußerlichkeiten in die Augen, auf die der Mann kein Gewicht zu legen pflegt. Die Sparsamkeit des Hauses in unbedeutenden, unscheinbaren Dingen, auf die die Männer nicht achten, liege der Frau ob; jenes beständige Wachen, daß kein „Groschen" ungefragt den Weg zum Hause herausfinde, weil er ihn so schwer wieder hineinfinde; die darauf sieht, daß das Feuer im Hause zur gehörigen Zeit angezündet, zur gehörigen Zeit wieder erlischt; die unausgesetzt sich müht, daß keines im Hause ungesättigt zu Bette geht, aber auch, daß nichts daneben fällt, nichts verschleppt und zertreten wird. Das hatte sie einmal gekannt und im vollsten Maße erfüllt; aber wie lässig war sie in der letzten Zeit gewesen, wie unverantwortlich hatte sie mit sich und dem Gute ihrer Kinder umgehen lassen! Gott der Lebendige wußte, was alles schon zugrunde gegangen war, und was im Begriffe war zugrunde zu gehen. Und durch wessen Schuld?

Sie war von ihrem eigenen Kinde in dieser Beziehung weit übertroffen worden. Mit einem Gefühle von freudigem Stolze und Beschämung zugleich dachte sie daran, wie Anschel sich des Hauswesens angenommen, wie es vielleicht nur seinem Ernste zuzuschreiben sei, wenn nicht mehr Unheil eingerissen sei. Das, was sie als Verstocktheit und störrigen Sinn angesehen hatte an ihm, was ihm ihr Herz abgewendet für einige Zeit, als sie noch glauben konnte, seine Liebe zum Felde käme daher, weil sie es haßte, erschien ihr jetzt gerade im schönsten

Lichte. Anschel hatte getan, was sie nicht getan hatte. Zudem konnte sie sich nicht verhehlen, wie Anschels linkisches, fast scheues Wesen auf dem Felde sich in fast wunderbarer Weise zu einem männlich ernsten entwickelt hatte; er war ein anderer geworden, als sie in ihm kannte. Erst jetzt ward sie dessen gewahr. Hatte dies das Feld getan? Wäre er auch unter den früheren Umständen so geworden?

Engel freuen sich im Himmel, heißt es, über jede Mutter und deren Kind, wenn sie beide aneinander hängen; aber sie mögen sich doppelt freuen, wenn eine Mutter wieder zu sich selbst erwacht und Freude erhält an ihrem Kinde.

Diese Freude über die Tüchtigkeit des Sohnes war vielleicht das einzige Gefühl, das sich rein und unvermischt aus all den Säuren hob, die noch immer in Nachimes Gemüte lagen. Sie schwellte ihr Herz und machte es empfänglich, daß die guten Vorsätze Eingang finden konnten. Denn wieder gab es etwas in der Welt, was ihrer liebebedürftigen Seele Stütze und Pfeiler war!

Bald genug zeigte es sich, daß Nachime den ernsten Willen hatte, an der Leitung des Hauses den ihr gebührenden Teil in Anspruch zu nehmen; sie ließ sich aber nur allmählich und fast mit Widerstreben herbei. In den ersten Tagen nach ihrem Feldgange beobachtete Anschel sie sehr genau, aber er konnte keine Veränderung bemerken. Nachime erschien sogar verdrossener als je; aber aus dieser Verdrossenheit heraus blickte doch hie und da das neue Wesen der Hausmutter durch. Es war eigentümlich, wie Nachime es dabei anfing, um gleichsam unbemerkt ihre neue Stellung im Hause zu offenbaren; sie erkundigte sich nicht offen nach dem und jenem; sie tat es gleichsam verstohlen und verschämt. Wenn sie ihre Kinder, namentlich Anschel, um irgend einen Umstand fragte, der ihr unbekannt sein mußte, so tat sie das in einer Weise, daß sie ihr darauf keine rechte Antwort geben konnten. Sie wollte z. B. wissen, ob die Knechte und

Mägde sich als treu bewährten, und fragte, wohin die überflüssige Milch der Kühe, die Butter, die Eier gekommen wären? Es war nun ganz natürlich, daß alle Antworten auf so gestellte Fragen ungenügend ausfallen mußten. Nachime fing zu rechnen an, und fand, wie das stets geschieht, daß die Rechnung nicht zugunsten des Hauses sich herausstellte; die Beträge, die ins Haus geflossen, standen nach ihrer Meinung in gar keinem Verhältnisse zum „Brauch"; überall erblickte sie Verschleppung, Untreue und Vernachlässigung. Sie war argwöhnisch geworden.

„Lebendiger Gott!" sagte sie einmal zu Anschel, „wie kann das Haus es aushalten, wenn man so lebt, wie wir leben? Verdient wird nichts, wenigstens so gut wie nichts, und unser Brauch ist doch so groß, als wär' der ganze Hof mit Talern gepflastert! Die Knechte und die Mägde essen und trinken mehr, als sie hereinbringen, wo soll das hinaus?"

„Sorg nicht, Mutter," meinte Anschel, „du hast ja alles im Hause, was du brauchst; Milch, Butter und Eier zu kaufen hast du nicht nötig, von Mehl und hundert anderen Dingen gar nicht zu reden. Das ist ja eben der Unterschied zwischen einem Bauer und einem bloßen ‚Geschäftsmann', daß der alles kaufen muß, während der Bauer alles aus erster Hand hat."

„Um Gottes, des Lebendigen willen," rief dagegen Nachime ärgerlich, „ich versteh' dich nicht, wie du immer vom Bauer reden kannst? Sind wir denn Bauern? können wir denn Bauern sein?"

„Nicht?" fragte Anschel verwirrt.

„Jetzt sind wir Bauern," meinte Nachime eifrig, „weil dein Vater dem Kaiser hat einen Gefallen erweisen wollen. Weißt du aber so gewiß, ob wir es noch im nächsten Jahre sind? ob wir es werden sein dürfen? Und dann — wenn es, Gott behüt'! nicht gut geht, was fangen wir dann an? Denn auf die Zukunft muß der Mensch doch immer bedacht

sein! Du hast gelacht, wie ich vom ‚Aufesſen' geredet habe. Ich sag' dir, Anſchel . . ., das ‚Aufeſſen' iſt eher da, als du glaubſt."

Anſchel ſah mit Schmerz ein, daß die Mutter nur ein anderes Gewand ihrer Abneigung gegen das Dorf gewechſelt hatte; innerlich, mußte er ſich geſtehen, war ſie dieſelbe geblieben. Daher ſagte er mit einiger Gereiztheit:

„Ich ſeh', Mutter, du willſt, daß ich wieder auf Märkte fahren und Kattun verkaufen ſoll!"

„Biſt bös, Anſchel?" fragte Nachime nach einer Weile, indem ſie den gekränkten Sohn mit treuem Auge anblickte, „biſt böſe, weil ich dir an dein Feld anrühr'? Willſt du denn, eine Mutter ſoll mit dir keine Wahrheit reden? Was ſagſt du aber, wenn ich dir ſchwör', bei allem, was heilig iſt, daß ich dableiben will auf dem Dorf, ſolange ihr dableibt; daß ich nichts tun will, als was ihr tut? Biſt du noch nicht zufrieden?"

„Bei allem dem," ſagte Anſchel beinahe trotzig, „willſt du doch keine Bäuerin ſein!"

„Wie willſt du," rief Nachime bittend, „daß ich eine werden ſoll? Bin ich dazu geboren? Hab' ich's gelernt? Verſteh' ich etwas davon? Laß mir wenigſtens dazu die Zeit, vielleicht gewöhn' ich mir's an."

Dieſe Bitte und dazu das Verſprechen rührten Anſchel zu ſehr, als daß er in ſeinem Trotze hätte fortfahren können. Er begnügte ſich mit dem Troſte, daß die Mutter trotz aller Abneigung ſich doch wenigſtens um das Hausweſen zu kümmern anfing.

An einem der nächſten Tage fuhr Anſchel mit einem Knechte auf den Kleeacker, um friſches Futter für die Kühe heimzubringen. Nachime kam gerade dazu, als Anſchel die Zügel ergriff, während der Knecht die Torflügel weit öffnete.

„Wohin, mein Kind?" fragte ſie.

„Aufs Feld, Mutter, um Klee heimzuholen," gab er zur Antwort.

Da schlich über Nachimes Lippen ein gewisses Lächeln des Mitleids, das dem Sohn keineswegs entging.

„Was macht dich lachen, Mutter?" forschte Anschel.

Nachime wollte nicht sogleich Rede stehen; nach einer Weile sagte sie jedoch:

„Ich hab' dich mir angesehen, Anschel, wie du so prächtig auf dem Wagen sitzest und die Zügel in der Hand hältst, ein Prinz könnt', bei meinem Kopf! nicht schöner aussehen, und um was das alles? Du fährst um ein Bündel Klee für ein paar Kühe."

„Die müssen auch etwas Grünes zu essen bekommen," gab Anschel unbefangen zur Antwort.

„Ich mein' nur so," . . . sagte Nachime, „ob so ein bissele Klee für ein paar Kühe so viel wert ist."

Anschel fuhr davon; aber erst im Weiterfahren drang ihm das spottende Lächeln der Mutter wie ein Splitter ins Gemüt; er überdachte, was sie gesagt haben wolle.

„Die Mutter! die Mutter!" sprach es in ihm, „lieber wär' es ihr natürlich, wenn ich, statt um Klee zu fahren, auf einem Marktwagen säß' und wieder: ‚lacini, lacini!' (wohlfeil, wohlfeil) ausrufen möcht', wie ich's zu meinem Schaden so lange habe tun müssen. Das wär' ihr in jedem Falle lieber. Aber sie bringt mich nicht dazu. Ich tu's nicht, und ich tu's nicht!"

So erschwerte sich Nachime selbst den Kampf, den sie mit solcher Entschiedenheit begonnen hatte, indem sie bei jedem Schritte, den sie vorwärts tat, den Rückblick nach dem vorher getanen nicht verwinden konnte. Es stellte sich immer mehr heraus: dieser Kampf galt nicht einem Vorurteil, er galt der eigenen Natur und deren Gewalten.

Die Art und Weise, wie Nachime in das neue Wesen sich schickte, brachte es nun mit sich, daß sie mehr aufs

Kleine als aufs Große und Ganze achtete; sie sah stets nur das Nahe, mit den Händen Greifbare. So stand sie frühmorgens auf, um die Magd beim Melken zu überraschen. Aber sie kam mit Argwohn und ging mit Verdacht fort. Die Magd mochte früher noch etwas beiseite geschafft haben, wie wäre sie sonst so frühe aufgestanden! Die Hühner waren wunderbarerweise mit Unfruchtbarkeit geschlagen; und fand Nachime ein Ei in irgend einem Winkel des Hofes oder Gartens halbverscharrt, so hatte das nicht die sorgliche Vogelmutter getan, nein! unreine Hände hatten sich die Beute so geschickt hergerichtet, um sie zur gehörigen Zeit abzuholen.

Der Argwohn wurde Nachimes böser Geist; er ließ sie in dem Geräusche eines fallenden Blattes den Zusammensturz ihres ganzen Hauses hören. Er raubte ihr den Schlaf und hieß sie mitten in der Nacht aufstehen, um die Runde durchs Haus zu machen. Überall begegnete ihrem Auge Verschwörung gegen ihr Eigentum, lauernder Diebstahl, räuberischer Überfall, der die Stille der Nacht benutzen wollte, um die gierige Faust nach dem „bissele", was sie noch besaßen, auszustrecken.

In einer Sommernacht hörte sie während einer solchen Stunde ein leises Geflüster vor der Kammer der Stallmagd. Nur Übles ahnend, trat sie rasch in die Kammer ein; die Magd lag im offenen Fenster; ein anderer Kopf entfernte sich pfeilgeschwind, als Nachime erschienen war.

„Einer war da," sagte Nachime streng, indem sie die Blicke in dem mondbeleuchteten Raume der Kammer umherschweifen ließ.

„Ich weiß nicht, von wem Ihr redet, Frau," meinte das Mädchen in anscheinender Verlegenheit.

„Stell dich nur so unschuldig," sagte Nachime ohne alle Schonung, „denk aber daran, wenn im Hause mir etwas abhanden kommt, was so viel wert ist wie ein Nadelkopf,

so nehm' ich dich und sag': Du hast mit Dieben in der Nacht zu schaffen."

Über diese Worte hatte der Schreck das Mädchen so ergriffen, daß es keine Entgegnung auf die Drohung der Frau hervorzubringen imstande war. Aber am andern Morgen kam es weinend und schluchzend und begehrte den Abschied; man hielte sie für eine Diebin, und eher wollte sie auf der Landstraße ihr Brot erbetteln, als länger in einem Hause weilen, in welchem den Dienstboten eine solche Behandlung würde.

„Sag selbst," meinte Nachime, durch die Tränen des Mädchens gerührt, „hast du nicht mit einem gesprochen? Hab' ich nicht selbst seinen Kopf gesehen?"

„Es war aber kein Dieb!" sagte das Mädchen mit gesenkten Augen.

„Kein Dieb!" höhnte Nachime nach. „Spricht man vielleicht mitten in der Nacht mit einem fremden Menschen? Was können das für Gespräche sein, die man bei Nacht und Nebel, ohne Licht in der Stube, zum Fenster hinaus hält?"

„Es war kein Dieb, Frau!" beteuerte aufs neue das Mädchen.

„So sag doch, wer es war?" rief Nachime mit Heftigkeit.

„Ich kann's noch nicht sagen!" meinte das Mädchen stockend.

Da neigte sich Anschel, selbst errötend, zur Mutter und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

„Die einen Liebsten!" rief Nachime laut. „Was fällt dir ein? Sieht die danach aus, daß sich einer in sie verliebt? Die hat's mit einem verabredet, ich geb' dir mein Wort darauf, daß sie uns schaden wollen. Sie wird ihm das Haus offen halten, und er wird hereinsteigen."

Die Magd mochte von diesen im gewöhnlichen Deutsch

des Hauses gesprochenen Worten den Sinn erfaßt haben. Die Purpurröte des Zornes stieg ihr bis auf die Stirne, und mit gellender Stimme rief sie:

„Mein Liebster ist kein Dieb; er hat versprochen mich nach Ostern zu heiraten! Aber die Frau, die ihn einen Dieb schimpft, die mag zusehen, wie sie mit ihm fertig wird. Der Teufel hat mich verrückt gemacht, wie ich mir's beifallen ließ, in ein Judenhaus zu gehen."

Nur mit Mühe gelang es der Kraft und den Bitten Anschels, die Zürnende zur Stube hinauszubringen. Auf Nachime hatte merkwürdigerweise der ganze Vorgang nicht den düstern Eindruck gemacht, unter dem die übrigen litten; er schnitt ihnen bitter durchs Herz. Sie sahen nicht nur sich, sie sahen vielmehr die Mutter erniedrigt von ihrem eigenen Unrecht; aber keiner wagte das auszusprechen.

„Ich atm' ordentlich frei auf," meinte sie, „seitdem mir die aus dem Hause ist. Das heißt sich den Dieb im eigenen Hause aufziehen! Lieber fort aus den Augen, und wenn sie die Beste ist, als mit Sorgen und Ängsten herumgehen und nicht wissen: ist man vor ihnen sicher oder nicht?"

Es ist traurig, wenn Kinder gewaltsam zu Schiedsrichtern der Worte und Handlungen ihrer Eltern sich aufgefordert fühlen. Gute Kinder sträuben sich dagegen und wehren das traurige Amt weit ab von sich, aber böse und verdorbene ergreifen die Gelegenheit gerne, klüger zu sein als die Henne, und sprechen sich aus, als wären sie geborene Ankläger derjenigen, denen sie ihr Leben verdanken. So beschaffen waren freilich die Kinder dieses Hauses nicht; aber wenn sie auch in Gegenwart der Mutter nicht aussprachen, was sie dachten, im heimlichen Zwiegeflüster offenbarten sie sich doch, was ihre Seelen drückte.

„Was hat doch die Mutter von der Magd gewollt?" fragte Tille am Abend desselben Tages ihren Bruder Anschel. „Hat die denn etwas gar so Schlechtes begangen?"

„Schweig lieber davon," meinte Anschel.

„Weil sie einen Liebsten hat?" fuhr Tille in unbefangenem Tone fort, sich selbst fragend und beantwortend. Anschel sah das Kind erstaunt an.

„Woher weißt du das?" fragte er sie.

„Das weiß ich schon lange," sagte Tille; „und ich weiß noch mehr. Ich hätt' der Mutter sogar sagen können, wer er ist. Er ist der Knecht von dem Oberamtmann, der in des Grafen Schloß wohnt. Aber jede Nacht kommt er her, um mit ihr zu sprechen, und zu Ostern soll wirklich die Hochzeit sein."

„Von wem weißt du denn das alles?" fragte Anschel aufs neue.

Tille überlegte erst, dann sagte sie neckisch:

„Ich hab' ein Vögele, das sagt mir alles, was im Dorf vorgeht."

Als Anschel darauf schwieg, meinte Tille:

„Alle Mädchen im Dorfe, die einen Liebsten haben, lassen ihn bei Nacht ans Fenster kommen und plaudern mit ihm. Bei Tag hat er und hat sie nicht Zeit. Da reden sie davon, wie sie sich einmal ihre Wirtschaft wollen einrichten, ob sie Sonntag zum Tanz gehen, oder wann die Hochzeit sein soll. Sag mir nur: Warum leidet das gerade die Mutter nicht? Jede Bäuerin muß das ja zugeben!"

„Weiß ich's, Tille?" gab Anschel halb aufhorchend, halb in tiefem Sinnen zur Antwort. „Die Mutter ist aber leider keine Bäuerin."

19. Stimmen im Dorf und außer dem Dorf.

Der einzige indessen, von dem ein wirksamer Gegendruck gegen das neue Verhalten Nachimes erwartet werden konnte, schien es ganz aufgegeben zu haben, die Entscheidung eines kräftigen Wortes in die Wagschale zu werfen.

Rebb Schlome sah mit einer Art von Erstaunen dem täglich mehr sich entfaltenden Wesen Nachimes zu, keine heftigere Bewegung verriet, was er darüber denke; er schien abwarten zu wollen, was alles zum Vorschein kommen würde. Aber es war nicht dies allein; mehrfache Anzeichen offenbarten dies. Vielmehr deutete alles auf ein Gebrochensein jenes Trotzes hin, der es bis dahin verschmäht hatte, ein vermeintliches Unrecht selbst durch eine erheuchelte mildere Miene wieder gutzumachen. Ein Gefühl dumpfer Betäubung hatte den starken Mann ergriffen, von der er sich seit dem ersten Feldgange seiner Frau nicht erholt hatte. Kränkte ihn das Weggehen Nachimes so, die kein Wort des Abschieds an ihn gerichtet? Sah er ein, daß ihm in diesem Augenblicke eine Kraft gegenübergestanden, die sich ihrer Machtvollkommenheit bewußt war? Oder nagten Kräfte an dieser stämmigen Gestalt, die sich bis dahin nicht an sie gewagt?

So hatte er Nachime, als sie an jenem Sabbat vom Felde heimgekehrt war, nicht gefragt, was sie daselbst gesehen und wie sie es gefunden, und auch Nachime tat so, als wäre sie von dem gleichgültigsten Gange heimgekommen. Wahr ist es übrigens, daß sie gerne hätte sprechen wollen, wenn sie nur eine fragende Bewegung, ein leises Hinhorchen ihres Mannes bemerkt hätte. Nachime hatte indessen ver-

gessen, daß sie denjenigen, dessen „Brot" wenige Augenblicke zuvor in ihren Händen geruht, bitter beleidigt hatte. In ihrem Herzen sprach nur der eine Gedanke: „Warum fragt er dich nicht, wie dir das Feld gefallen hat? Liegt ihm so wenig dran, daß er's weiß?" Aber sie erriet nicht, daß in einem nachbarlichen Gemüte diese Fragen ganz anders lauteten. „Warum erzählt sie nicht, was sie auf dem Felde gesehen hat? Möcht' mein bitterster Feind, wenn ich ihm sag': Geh hin und sieh dir mein Feld an, mir nicht wenigstens sagen: Ich hab's verflucht, was brauchst du so ein gesegnet Stück Feld zu haben? Aber gar nichts zu reden, nichts Gutes und nicht Schlechtes über ihr eigen Hab und Gut — das hab' ich doch, lebendiger Gott! nicht verdient."

So mißverstanden sich diese zwei Herzen, und der Riß, der durch die Ähren des Feldes ausgefüllt werden konnte, erweiterte sich immer mehr, denn diese Herzen gingen gesonderte Wege. Traf es sich doch zuweilen, daß sie in irgend einem Punkte zusammentrafen, so sorgten tückische Mächte schon dafür, daß irgendein schlecht bedachtes Wort sie wieder weit auseinander trieb und sie sich nicht finden konnten.

Merkwürdig war es, daß Nachime seit jenem ersten Feldgange sich um den „Bocher" fast gar nicht kümmerte. Es schien ihr genug, daß Elieh dem sichern Tode entrissen worden, daher war auch vom Fortgehen aus dem Hause nicht mehr die Rede. Wie hätte man auch den schwächlichen Jüngling fremder Sorge und Obhut anvertrauen können, jetzt besonders, wo es galt, ihn zu stärken und zu kräftigen? Auf diese Weise trat die scheue Persönlichkeit des Bochers wieder in ihre frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Elieh war wieder, was er von jeher im Hause gewesen war, das unbeachtete, geduldete Individuum, das außerhalb der bewegenden und bewegten Kräfte der Familie stand.

Nur Anschel konnte es dem Bocher nicht vergessen, daß er es gewesen, der die Mutter an jenem Sabbat vom Feld

gange hatte abhalten wollen. Anschel war es sich bewußt, daß Eliehs Absicht dabei unmöglich die Heilighaltung des Sabbat sein konnte. „Warum hat er nichts gesagt," grollte es in ihm, „wenn ich, oder der Vater, oder Tille am Schabbes aufs Feld hinausgegangen sind? Das kommt daher, daß er sich vor uns fürchtet, vor der Mutter aber nicht; er möcht' sie gegen uns gern aufbringen, damit sie ihm folgt. Denn er weiß, daß sie auf dem Dorf nicht bleiben will, und er möcht' auch lieber zu seinen ‚Rebbes' zurück. Was liegt ihm am Dorf? Ein Blatt Talmud ist dem lieber als das schönste Feld!"

Aber der Groll gegen den Bruder saß tiefer, als Anschel selbst es ahnte; er suchte nach Gründen, aber die Ahnung ist für arglose Gemüter nicht weniger ein Grund. Anschel allein fühlte die Gegenwart des Bochers, und während sie für die andern nicht bestand, drückte sie ihn, und er vermied ihren Anblick, wenn er konnte.

Nicht einmal davon, daß Elieh mit Tille „lernen" solle, war mehr die Rede. Nachime hatte sich wieder mit einer Heftigkeit, die ihr sonst nicht eigen war, dem Kinde angeschlossen und umfing es mit einer Zärtlichkeit, die deutlich bewies, was sie in ihm suchte und fand.

„Du bist ja doch ein Bauernkind," sagte sie einmal halb ärgerlich, halb lächelnd, „was brauchst du da viel zu lernen? Für die Bauern weißt du schon genug, und mehr zu wissen könnt' dir schaden. Bleib also so, wie du bist. Elieh will so nicht mit dir lernen."

Dies war jedoch nur ein Entschuldigungsgrund in ihren Augen und hing genau mit der neuen Wandlung zusammen. Als sie vereinsamt im Hause sich gefühlt hatte, zog es sie mächtig zu dem scheuen Elieh. Tille sollte gleichsam das Mittelglied zwischen ihr und ihm werden; Eliehs Unterricht ein Widerspruch gegen die Gewalten des Dorfes sein. Jetzt, wo sie selbst nicht mehr widersprach, wenigstens nicht mehr

in der alten Weise, war auch ihr Elieh bedeutungslos geworden. Sie brauchte ihn nicht mehr.

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß der Bocher wieder jener Flamme verfiel, die ihren grauenhaften Schein in der Nacht ihres Einzuges in seine Seele geworfen hatte. Die Krankheit hatte sie in die fernsten Tiefen verdrängt; aber mit dem ersten Zucken der Genesung brach sie wieder hervor und ergriff, was ihr zunächst lag.

Während Nachime und alle anderen glaubten, Elieh liege wieder über dem Talmud, lag ein ganz anderes Buch in seinen Händen. Elieh wußte Wojtechs Gebetbuch fast schon auswendig, er hatte riesige Fortschritte in der Sprache des Landes gemacht . . .

In einer Nacht wachte Nachime plötzlich aus dem Schlafe auf, sie glaubte ein mörderisch Geschrei draußen vor den Fenstern zu vernehmen . . . Noch ehe Rebb Schlome munter geworden, war Nachime schon zum Bette heraus und hatte ein Licht angezündet, um nachzusehen, was es für ein Unglück gegeben. Ihr war, als hätte sie Eliehs Stimme gehört, und wieder, als ob es Wojtechs, des Knechtes, Geschrei gewesen. Mit dem Lichte in der Hand ging sie in den Vorhof hinaus . . ., aber jetzt war alles still geworden. Kein Lufthauch bewegte sich. Hatte sie geträumt? Sie war doch fest überzeugt, das Geschrei deutlich vernommen zu haben. Sie horchte in die stille Nacht hinaus, aber sie hörte weder Fußtritte eines Fliehenden, noch das Seufzen oder Röcheln eines Verwundeten. Daß es ein Dieb gewesen sein müsse, vielleicht der Liebste jenes Mädchens, das fortgegangen war, fiel ihr zuerst ein. Aber warum hätte er geschrien? Und wenn er ertappt wurde, wo war der Verfolger? Nachime gehörte nicht zu den mutigen Frauen, aber weil sie an den Dieb dachte, bestand sie den Augenblick, ohne an Gefahr zu denken. Sie horchte noch einmal in die Nacht hinaus, endlich leuchtete sie zum Hoftor hin; da sah sie zu ihrem Entsetzen

eine dunkle Masse, einem Menschen ähnlich, hart an das Tor gedrückt.

„Wer ist das?“ hatte sie den Mut zu fragen.

„Ich bin's, Frau,“ antwortete eine bekannte Stimme.

„Du, Wojtech?“ sagte Nachime mehr erstaunt als erschrocken. „Hast du so geschrien?“

„Ich war's, Frau,“ rief der Knecht und kam langsam auf Nachime zu.

Als sie Wojtech jetzt beim Scheine des Lichtes sah, fiel ihr sogleich sein verstörter Ausdruck auf; der Knecht zitterte am ganzen Leibe.

„Wojtech! hast du ihn gesehen?“ fragte Nachime, die das Aussehen des Knechts dem Kampfe mit dem Diebe zuschrieb.

„Ich hab' keinen Menschen gesehen, Frau,“ entgegnete der Knecht mit gesenkten Augen, indem er die Worte nur stockend ausstieß.

„Wojtech,“ sagte Nachime, „du willst mich nur nicht erschrecken. Aber ich seh' dir's an. Nicht wahr, er ist dagewesen?“

„Wer?“ fragte Wojtech, indem er ängstlich die Blicke zu Nachime aufschlug. Nachime konnte dabei auch bemerken, wie ein Seitenblick des Knechtes über den Hof fiel. Das bestärkte sie noch mehr in ihrem Verdachte.

„Ist er vielleicht noch da?“ rief sie und ergriff in ihrem Schrecken die Hand des Knechtes.

Wojtech legte seine freigelassene Hand auf den Arm Nachimes und hielt ihn krampfhaft fest, als wollte er verhindern, daß sie sich umwende.

„Es war keiner da, Frau,“ flüsterte er mehr als er sprach.

„Wer hat also geschrien?“ fragte Nachime, „und wie kommst du daher in der Nacht? Denn ich bin ja nicht verrückt; ich habe ja einen schreien gehört, daß es mir durch die Seele gegangen ist.“

„Das werd' ich selbst gewesen sein, Frau!" meinte der Knecht tonlos und ließ die Hand los, mit der er Nachimes Arm geholten hatte.

„Du, Wojtech?" fragte Nachime und sah dem Knechte forschend ins Gesicht.

„Ja, Frau, jetzt erinnere ich mich," meinte Wojtech, mühselig Atem schöpfend, „ich muß das selbst gewesen sein, der so geschrien hat. Du weißt, wenn man die Hand auf dem Herzen hat, so steigt das Blut zu Kopf, und man hat schreckliche Träume. Ich hab' auch so einen Traum gehabt."

„Und da hast du geschrien?" rief Nachime. „Aber wie kommst du da zum Tor?"

Auf diese Frage nahm das Gesicht des Knechtes wieder den verstörten Ausdruck an, in dem ihn Nachime getroffen. Er blickte eine Weile starr vor sich hin; dann sagte er rasch:

„Ich hab' geträumt, wie ein hochwürdiger, geistlicher Herr an einem Fluß steht. Mit einem Male sehe ich, wie das Wasser immer höher steigt, immer höher, bis es endlich am Halse des hochwürdigen, geistlichen Herrn ist. Ich will mich hineinwerfen, will ihn herausziehen . . . Da geht er vor meinen Augen unter. Darum hab' ich geschrien, Frau, und wie ich aufwache . . . bin ich da am Tor gestanden."

Wojtech atmete hoch auf, nachdem er diesen Bericht abgestattet; aber der scharfblickenden Nachime war die Verwirrung nicht entgangen, mit der Wojtech seinen angeblichen Traum erzählte.

„Mußt du mich vielleicht betrügen, Wojtech?" fragte sie, indem sie ihn aufs neue scharf ansah, und dabei das Licht so nahe als möglich an sein Gesicht brachte. „Weißt du vielleicht davon und willst nur nichts reden, Wojtech! Es geht ums Gut deiner Herrenleut', und du willst nichts sagen?"

„Der Schrei ist von mir gekommen, Frau!" brachte der Knecht mit Anstrengung hervor.

„So schick' ich morgen zum Richter," sagte Nachime trocken und wandte sich zum Abgehen. „Der Richter muß wissen, daß man in unserm Dorf nicht sicher ist vor Dieben."

„Zum Richter willst du schicken!" rief Wojtech erschrocken.

„Vor dem wirst du doch sagen," meinte Nachime mit Nachdruck, „wen du gesehen hast."

„Ich hab' keinen gesehen, Frau!" wiederholte der Knecht tonlos.

„Wirst du das auch dem Richter sagen?" fragte Nachime noch einmal.

„Frau!" rief nun der Knecht beinahe schreiend, „schick nicht zum Richter, schick deinetwegen nicht zum Richter. Er wird dir nicht helfen können."

„Meinetwegen nicht?" wiederholte Nachime mit Schrecken. „Ich werd' mich doch meiner Sache annehmen dürfen?"

„Frau, schick nicht," meinte Wojtech in abmahnendem Ton, „es könnt' dich gereuen, Frau."

In Nachime stand der Gedanke fest, daß Wojtech etwas wußte, nur wollte er vielleicht aus Rücksicht für die entlassene Magd nichts verraten.

„Der Knecht," grollte es in ihr, „scheint's gut mit uns zu meinen, er ist treu und arbeitet Tag und Nacht . . . und doch bringt er's nicht übers Herz, etwas einzugestehen, was uns vielleicht Schaden bringt? Sie halten unter sich zusammen, und da soll der Jud' Felder kaufen und soll Bauer sein."

„Reden wir heut' nicht mehr davon," sagte sie nach einer Weile, „vielleicht besinnst du dich über Nacht."

Damit ging sie ins Haus hinein. Wojtech aber horchte noch eine Zeitlang in die Nacht hinaus, dann ging auch er; er suchte aber seine Lagerstätte nicht auf. Mit leisen Schritten schritt er im Hof auf und ab, stand still

bei dem leisesten Geräusch und lauschte angstvoll, bis es vorüber.

Erst als beim Morgengrauen der erste Hahnenruf ertönte, verließ Wojtech die nächtliche Wanderstätte. Er ging zum Brunnen und wusch sich. Dann, als hätte er die Begegnisse der Nacht mit der kühlen Flut von sich abgewaschen, blickte er frei auf. Sein Auge fiel gerade auf die Fenster der Kammer hin, wo Elieh seine Wohnung hatte. Das Antlitz des Knechtes zeigte einen merkwürdigen Ausdruck von Kraft und Entschlossenheit . . .

Am selben Tage erinnerte sich Nachime plötzlich, daß man ja dem Brandeiser Doktor noch gar nicht das „Geld" für Eliehs Behandlung geschickt habe. Im Laufe der letzten Tage, im Drange der Begebenheiten, die wir erzählt haben, war diese Pflicht der Rücksicht vergessen worden. Daß sie ihr jetzt mit einem Male in den Sinn kam, stand in engster Verbindung mit Wojtechs Begegnung in der Nacht. In Nachime hatte sich das Urteil über die eigentümliche Erscheinung des Knechtes nicht festsetzen können; es wogte halb Verdacht, halb unerschütterter Glaube an seine Treue in ihrer Seele. Sie rief sich alles zurück, was den rätselhaften Charakter des Knechtes beleuchten konnte. Ihr war er stets anhänglich und dienstbar vorgekommen, namentlich fiel ihr die Hilfe ein, die er Elieh in seiner Krankheit geleistet.

„Ist er nicht wie ein Bruder um ihn gewesen?" meinte sie mitten in ihrem Sinnen und Dichten, „hätt' ich selbst mich seiner besser annehmen können? Und doch, er gehört ja doch nicht zu uns! Soll er uns treuer sein als wie seinen eigenen Leuten? Ist einem die Hand nicht näher als der Fuß? Er wird gut wissen, wer heut' in der Nacht einbrechen gewollt. Aber soll er's sagen? einen angeben, weil es unsern Schaden, den Schaden von Juden betrifft? Wie kann ich das von ihm verlangen!"

Gegen dieses Lossprechen Wojtechs von der Schuld regte sich jedoch die Stimme des Gewissens in der feinfühlenden Nachime. Derselbe Wojtech, der ihr Kind vom sicheren Tode gerettet, dem allein es zu danken war, daß die Hilfe so schleunig herbeilangte, derselbe Wojtech sollte auf den Schaden des Hauses ausgehen? Konnte einem Menschen an einem gestohlenen Ding mehr liegen, als an dem Leben eines andern Menschen? Vielleicht hatte Wojtech doch recht! Konnte ihm nicht wirklich ein böser Traum jenen Schrei entlockt, ihn aus dem Bette ans Hoftor geführt haben? Hatte man nicht Beispiele genug?

Innerlich tat sich Nachime Gewalt an; aber sie berief doch gleich am frühen Morgen den Knecht, um ihm gleichsam ihre Versöhnung mit ihm anzukündigen. Sie war zu dem Entschlusse gekommen, den Retter ihres Kindes mit keinem Verdacht zu kränken, in sich aber die Erinnerung dieser Nacht zu bewahren.

Als Wojtech vor ihr erschien, konnte er ein leises Zittern ihren Augen nicht verbergen. Nachime blickte ihn scharf an, dann sagte sie:

„Wojtech, fürcht' dich nicht, ich schick' ja doch nicht zum Richter."

„Da hast du recht, Frau," rief der Knecht mit fast freudigem Tone, „was braucht der Richter das zu wissen!"

„Daß einer da war in der Nacht?" fragte Nachime forschend, indem sie hoffte, Wojtech würde sich durch diese plötzliche Frage dennoch überraschen lassen.

„Nein, Frau," meinte der Knecht mit gesenkten Augen, „daß ich in der Nacht einen solchen Schrei hab' ausgestoßen!"

Nachime sah ein, es ließ sich aus dem Knechte nichts herausbringen, darum brach sie, eingedenk ihres Entschlusses, schnell ab, gab ihm das Geld für den Doktor und befahl ihm, sich auf den Weg zu machen.

Wojtech sah die Banknoten aufmerksam an, zählte eine nach der andern ab und meinte dann, indem er sie rasch in die Brusttasche steckte.

„Zwanzig sind's, Frau; du gibst dem Doktor zu viel."

„Ist er nicht der Doktor?" sagte Nachime erstaunt, „verdient er's nicht?"

Wojtech schwieg eine Weile.

„Meinst du denn, Frau," rief er hierauf und sah dabei Nachime mit bewältigend scharfem Auge an, „meinst du, Frau, der Doktor aus Brandeis hat dem hochwürdigen Herrn geholfen?"

„Vor allem Gott, das weiß ich!" sagte Nachime.

Wojtech sah seine Dienstfrau einigermaßen befremdet an. Nachimes Antwort schien nicht nach seinem Sinn.

„Gott muß bei allem sein," sagte er langsam, „das ist wahr! Aber für den hochwürdigen Herrn ist ein Wunder geschehen; das ist noch etwas mehr. Und dann ist das Wunder auch für mich geschehen."

Nachime verstand offenbar den Knecht nicht; sie sagte nur: „Bei dem allem muß man doch den Brandeiser Doktor bezahlen, und wenn tausendmal ein Wunder geschehen wäre!"

Nachimes Herzen war nach dieser Unterredung die im Grunde am meisten beklagenswerte Lage Eliehs wieder näher gerückt. Sein blasses, abgezehrtes Gesicht mahnte sie vorwurfsvoll, daß etwas für ihn geschehen müsse. Genesen war er wohl, aber wenn sie ihn genauer betrachtete, kam es ihr doch vor, als stände er geradezu am Vorabend einer neuen, noch schwereren Krankheit. Daß Elieh seit seiner Genesung das „Lernen" vernachlässigte, erschien ihr als das bedeutendste Anzeichen. Wie konnte man das verabsäumen, was nach ihrer Ansicht sein Leben, ja mehr als das, seine Seele war. Auch daß Elieh ganz gegen seine frühere Gewohnheit jetzt häufiger zum Hause hinausging, nicht auf wenige Stunden, sondern oft halbe Tage, erschien ihr so unnatürlich,

daß es sie fast wie Todesahnung überkam, die ihren Sohn drängte, noch einmal mit vollen Zügen aus dem Bache der freien Natur zu trinken, die er doch eigentlich nie genossen. Eliehs hilfloser Zustand seit den ersten Tagen der Kindheit hatte sie an den Gedanken, daß sie ihn unvermutet frühe verlieren würden, bereits so gewöhnt, daß sie ihn denken konnte, ohne zu erschrecken!

„Elieh, mein Kind," rief sie, als der Bocher mit scheuem Blick an ihr vorüber wollte, „wohin gehst du denn?"

„Auch aufs Feld, Mutter," gab er zur Antwort,

„Erquick dich nur recht," rief sie ihm aus der Fülle ihres Herzens nach, „denn draußen ist's doch besser als in der Stub'! Und mach, daß du wieder ein ganz gesunder Mensch wirst. Hörst du, Elieh?"

„Bald, bald, Mutter," sagte Elieh, wie es schien gedankenlos, und ging.

Bald, bald! Das Wort fuhr eisigkalt durch Nachimes Seele. Sie sah dem Sohne nach, bis er ihren Blicken entschwunden war.

Der Bocher aber schlug nicht den Weg nach den Feldern ein; er ging auf die Straße hinaus, die nach Brandeis führte. Als das Dorf hinter ihm lag, sah er sich erst vorsichtig um; dann zog er aus der Tasche das uns bereits bekannte Gebetbuch Wojtechs hervor, und während er so dahinwanderte, las er darin. Nach einer Stunde Gehens war er müde geworden; er warf sich ins hohe Gras neben der Straße nieder und las weiter. Aber so oft das Rollen eines Wagens aus der Ferne zu ihm scholl, horchte er angstvoll auf. So verging Stunde auf Stunde; die Dämmerung war eingetreten, und Elieh wartete noch immer auf den heimkehrenden Knecht.

In später Abendstunde kam endlich ein einsamer Fußgänger die Straße daher. Elieh war der Meinung, daß der Knecht den Wagen mitgenommen hatte; aber Wojtech hatte

es vorgezogen, den fast zwei Meilen langen Weg nach Brandeis zu Fuß zurückzulegen.

Es war Wojtech!

Elieh erhob sich aus seiner Lage und rief den vorübergehenden Knecht mit schwacher Stimme an. Wojtech drehte sich betroffen um; er erkannte nicht sogleich den Sohn des Hauses. Da rief Elieh etwas lauter seinen Namen; aber auch diesmal mußte der Knecht, weil die Stimme des Bochers mit der seines Bruders Ähnlichkeit hatte, im Wahne sein, Anschel stünde vor ihm.

„Ist hier das Feld," rief er in einem Tone des Vorwurfs, „daß das junge Herrchen eine Stunde weit vom Haus an der Straße liegt? Und was wird die Mutter sagen, wenn ich dich so nach Hause bringe?"

„Ich bin's ja, Wojtech," sagte der Bocher und trat zu dem Knechte.

„Hochwürdiger Herr!" rief dieser wahrhaft erschrocken und zog die Mütze vom Haupt.

„Hochwürdiger Herr!" lachte Elieh, „so nennst du mich, und gerade jetzt hast du gemeint, ich komm' vielleicht aus einem Wirtshaus!"

„Jesus Maria!" schrie der Knecht, „die Zunge soll in zehntausend Stücken zur Hölle fahren, die so etwas reden könnte."

Der Bocher ging eine Weile neben dem Knechte her und schwieg. In ehrfurchtsvoller Entfernung hielt sich Wojtech von ihm, so daß die beiden fast die Breite der Straße einnahmen. Plötzlich schritt Elieh auf den Knecht zu; Wojtech blieb stehen.

„Sag mir, Wojtech," sagte der Bocher mit schwankender Stimme, „bist du verwundert, mich hier zu treffen in so später Stunde? Sag's nur frei heraus."

Der Knecht zauderte einen Augenblick, dann sagte er demütig:

„Wie darf ich mich wundern, hochwürdiger Herr, über das, was Sie machen?"

„Du gibst mir keine gehörige Antwort, Wojtech," sagte Elieh.

„Ich weiß, warum Sie da sind, hochwürdiger Herr, und darum wundere ich mich nicht," entgegnete fast unhörbar der Knecht.

„Du weißt, warum ich da bin?" rief Elieh mit Heftigkeit.

„Ja," sagte Wojtech, „Sie haben auf mich gewartet, hochwürdiger Herr!"

„Wojtech, Wojtech!" rief der Bocher und wandte sich ab, als ob er sich vor dem Knechte schäme.

„Fragen Sie mich nur, hochwürdiger Herr," sagte der Knecht und hielt beide Hände, wie zum Gebet gefaltet, vor sich.

Da wandte sich Elieh wieder um; sein Gesicht erschien in der Abenddämmerung noch abgezehrter und bleicher als je; es leuchtete fast in dieser Blässe.

„So frag' ich dich, Wojtech," rief der Bocher beinahe schreiend, „warum hast du der Mutter nicht die Wahrheit sagen wollen, wie sie dich fragte, wer in der Nacht geschrien? Und warum hast du den Schrei auf dich genommen?"

„Hochwürdiger Herr," sagte der Knecht nach einer langen Pause leisen und ehrerbietigen Tones, „und wenn alle Kaiser und Könige von der Welt zusammen gekommen wären und hätten mich zwingen wollen, es wär' kein Wort aus mir herauszubringen gewesen. Lieber hätt' ich die Zunge mir abgebissen und ausgespien."

„Und warum, Wojtech?" fragte Elieh unhörbar.

Der Knecht erhob seine Stimme.

„Hätt' ich ihr sagen sollen, hochwürdiger Herr," sagte er, „daß, als Sie über das Tor geklettert sind, Sie geschrien haben . . ."

„Und warum hast du es ihr nicht sagen wollen, daß ich es war?" meinte Elieh, indem er durch die Dämmerung hin angstvoll nach dem Gesichte des Knechtes blickte.

Wojtech schüttelte bedächtig den Kopf.

„Ich darf das Ihrer Mutter nicht sagen, hochwürdiger Herr," sagte er bestimmt, „sie könnte den Tod davon haben."

Der Knecht sah nicht, wie sich Eliehs Brust nach diesen Worten auf und nieder hob; er hörte den Blutstrom nicht, der seine Bande zu sprengen drohte. Endlich brachte er Laute hervor, die wirr durcheinander schrien. Wojtech verstand sie nicht.

„Sehen Sie, hochwürdiger Herr," sagte er mitleidigen Tones, „daß ich's Ihrer Mutter nicht habe verraten dürfen?"

Elieh hatte sich wieder gefaßt. Mit tonloser Trockenheit begann er nach einer Weile:

„Du weißt also, Wojtech, wo ich gewesen bin?"

„Ja, hochwürdiger Herr," antwortete der Knecht.

„Und willst mich nicht verraten, Wojtech?" fragte Elieh rasch.

„Hochwürdiger Herr!" meinte der Knecht im Tone des Vorwurfs.

„Ich versteh' aber nicht, Wojtech, warum du mich nicht verraten willst," meinte Elieh. „Die Mutter und der Vater möchten sich bei dir schön bedanken, und du möchtest es bei ihnen noch besser haben, als du es schon hast. Warum verrätst du mich nicht? Wer bin ich denn, daß du mich so gern hast? Was hab' ich dir denn Gutes getan in meinem ganzen Leben?"

„Sie sind ein hochwürdiger Herr," sagte Wojtech ehrfurchtsvoll. „Darf ich da fragen: Ist's recht, was er tut, ist's unrecht?"

Elieh horchte hoch auf; diese Äußerung Wojtechs machte ihn tief betroffen.

„Sag, Wojtech," rief er, „möchtest du meinen Bruder

verraten, wenn du von ihm wüßtest, was du von mir weißt?"

„Ja, hochwürdiger Herr," sagte der Knecht mit schrecklicher Entschiedenheit, „da möcht' ich mich keinen Augenblick besinnen."

„Hat er dir was zuleide getan?" fragte der Bocher.

„Nichts, hochwürdiger Herr," meinte der Knecht düster.

„Und doch, Wojtech!"

„Das ist ja mein Unglück, hochwürdiger Herr," sagte der Knecht, und Elieh hörte es dieser Stimme an, wie sie vor innerer Bewegung bebte und wie von unterdrücktem Schluchzen erstickt klang.

„Ich versteh' dich nicht, Wojtech," meinte der Bocher.

„Die Hölle mag nicht ärger brennen, als mir das in meinen Eingeweiden brennt," rief der Knecht verzweifelt, „und kein Kraut ist dafür gewachsen, und keine Beichte kann mich davon erlösen. In der einen Stund' weiß ich nicht, ob ich nicht alle Juden mit einem Schlag niederschmettern möcht', daß nicht ein Knochen von ihnen übrig bleibt; in der andern will ich jeden in meine Arme heben, wie ein kleines Kind, das man zu sich aufhebt und küßt. Ich weiß nicht, woran ich bin. Sind die Juden ein gottverflucht' Volk, und verzeiht einem der Herr Gott im Himmel jeden Schlag, den man ihnen gibt, oder ist es besser, man bückt sich vor ihnen und sagt zu jedem: ‚Herr, was willst du?' Ist das aber ein Leben, hochwürdiger Herr, nicht einmal das zu wissen? Manchmal bin ich ein wildes Tier, möchte die Juden zerreißen, und manchmal bin ich wieder wie ein Lamm! Ist das nicht schrecklich, wenn ein Mensch so geplagt wird? Soll man da nicht an die Elbe gehen, da, wo sie am tiefsten ist, und sich einen Stein an den Hals binden, nur damit man nicht wieder hinaufgetrieben wird?"

In steigender Verwunderung, ja mit Entsetzen, je mehr er vernahm, hatte Elieh diese leidenschaftlichen Offenbarungen

des Knechtes gehört. Eine Seele warf hier ihre Hülle vor ihm ab und zeigte ihm Wunden, deren Natur er nicht kannte ... Wenn Wojtech von den Juden so dachte, was hatte er von ihm zu erwarten?

Und einen solchen Knecht hatten die Eltern über ihr Haus gesetzt? Was sollte das sein? Es war ein Augenblick, in welchem ein jähes Licht vor den Augen des Bochers vorüberfuhr, aber es erlosch ebenso schnell. Wojtech fragte nach einer Pause im Tone der tiefsten Demut, die Hände bittend gefaltet:

„Hochwürdiger Herr, glauben Sie nun, daß mir zu helfen ist?"

Verwirrt meinte Elieh, indem er unbewußt dem Knecht um einige Schritte vorauseilte, als fürchte er seine unmittelbare Nähe:

„Ich weiß nicht einmal, Wojtech, wie du zu dieser Krankheit gekommen bist."

„Ja, hochwürdiger Herr," rief der Knecht hinter ihm, „was mir inwendig alles auffrißt ... jetzt weiß ich, es ist eine Krankheit."

„Wie bist du aber dazu gekommen, Wojtech?" sagte der Bocher, „hören muß ich doch, was dir die Juden getan haben, daß du auf sie einen so großen Haß hast?"

„Ja, wenn ich sie nur hassen könnt', immer hassen, wie ich will," sagte der Knecht mit Ingrimm; „aber den Gefallen will mir ja unser Herr Gott im Himmel nicht erweisen. Aber ich bin ja auch gezwungen und muß sie lieben."

„Bist du in deiner Kindheit auch so gewesen?" fragte Elieh.

Wojtech schüttelte traurig den Kopf.

„Ach, hochwürdiger Herr," sagte er, „an was erinnern Sie mich? Wie ich ein Kind war, da hab' ich nur aus dem Evangelium gewußt, daß die Juden unsern Heiland ans Kreuz geschlagen haben. Gesehen hatt' ich keinen, und wie

einer aussieht, hab' ich nicht gewußt. Das ist erst in meinem siebzehnten Jahre vorgefallen . . . da hab' ich sie gesehen."

„Wen?" fragte der Bocher, und sein eigenes Wesen erzitterte unter dieser Frage; es war ihm, als wäre sie in diesem Augenblicke an seine eigene Seele gerichtet worden.

Wojtech atmete mehrmals auf wie einer, der eine schwere Last abzuwerfen im Begriffe steht.

„Hochwürdiger Herr," sagte er, „bei uns Katholiken soll jeder beichten, es mag ihm etwas auf dem Herzen sitzen oder nicht. Unsere Geistlichen wollen es; aber niemals ist mir so gewesen wie jetzt, und Sie sind doch keiner von unseren Geistlichen . . . Deswegen sind Sie aber doch ein hochwürdiger Herr!"

Der Bocher schwieg; ihn bewegte der Gedanke, wie es komme, daß sein und des Knechtes Weg so nahe aneinander vorüberführten. Dieser katholische Knecht und er, der Jünger des Talmuds, wie hatten sie sich nur gefunden? Was hieß beide sich suchen?

„Wie ich noch jung war, hochwürdiger Herr," begann der Knecht, „war ich lustig wie ein Vogel, und auf dem Pfarrhof, wo ich Knecht war, da haben sie mich den lustigen Wojtech geheißen. Was aber Lustigkeit und Vogelsingen! Das alles haben mir die Juden genommen! Die sind die Diebe, die der Teufel geschickt hat, um mich zu betrügen und zu belügen um meine Ruhe."

„Wieso, Wojtech?" unterbrach Elieh diesen düstern Beginn; aber die Frage glitt fast unhörbar über seine Lippen.

„Hochwürdiger Herr," sagte der Knecht mit Ingrimm, „fluchen muß der Mensch, wenn ihm nichts mehr übrig geblieben ist, worüber er sich freuen kann. Ich komme schon wieder dazu, wenn ich nicht fluchen soll! Wie ich also Knecht auf dem Pfarrhof war, er liegt über zehn Meilen von hier, und ist niemals einer von Ihren Leuten hingekommen, und siebzehn Jahre alt geworden war, habe ich nicht gewußt:

wie sieht der aus, der an unserem Herrn und Heiland zum Verräter geworden ist. War mir übrigens nicht viel daran gelegen! Meinetwegen hätten die Juden gar nicht zu leben gebraucht. Aber an einem Wintertag, jetzt sind's gerade zweiundzwanzig Jahre, da hat sich das alles geändert . . . Ich steh' gerade vor dem Pfarrhof draußen und kehre den Schnee weg, damit der Herr Dechant trockenen Fußes zur Kirche gehen kann, da kommt ein Wagen an und hält gerade vor der Pfarre. Ich meine, es ist der Pfarrer aus der Stadt, der manchmal den hochwürdigen Dechant besucht, aber wie sich der Wagen auftut, seh' ich einen ganz fremden Mann vor mir und höre, wie ein Mädchen weint, bitterlich weint, daß es mir gleich aufs Herz gefallen ist. Mit einem Male springt der Mann aus dem Wagen heraus . . . aber zwei Arme halten ihn zurück . . . das Mädchen, das so bitterlich weint, will nicht, daß der Mann fort soll von ihm. Ich hab's nicht verstanden, was sie geredet hat in lauter Weinen und Schluchzen, denn es war nicht böhmisch; aber mir selbst ist etwas in die Augen gekommen, daß ich fast nichts sehen konnte. Von da, hochwürdiger Herr, ist mein Unglück gekommen."

Hier seufzte der Knecht tief auf, schwieg eine geraume Zeit, dann fuhr er fort:

„Mich fragt der Mann, ob der Herr Dechant zu Haus wär'. Da sag' ich: ja; aber wie ich das Wort gesagt habe, habe ich es gleich gespürt, ich hätte es nicht sagen sollen, aber es war zu spät. Als der Mann hört, daß der Pfarrer zu Hause ist, reißt er sich los und geht in die Pfarre hinein; das Mädchen läßt er aber im Wagen zurück, und ich bleib' bei ihm allein."

„Wie alt war denn das Mädchen, Wojtech?" fragte der Bocher.

„An sechzehn Jahre, hochwürdiger Herr," sagte der Knecht, „aber schön, schön . . .! sie hat wie eine Heilige in

der Kirche ausgesehen. Ich geh' zum Wagen und frag' sie: ‚Warum weinst du so, Mädchen, und jammerst so? Der Mann ist ja nur zum Herrn Pfarrer gegangen, und der ist ein guter Herr und wird ihm nichts zuleide tun.' Da hört sie mit einem Male zu weinen auf, sieht mich an mit großen Augen, daß mir ganz warm davon geworden ist. ‚Er wird ihm nichts tun, sagst du, dein Pfarrer? und er wird den Vater doch zu einem Christen machen!' redet das fremde Mädchen zu mir. Da ist mir erst ein Licht aufgegangen. ‚Ist dein Vater ein Jude?' frag' ich. ‚Ja,' antwortet sie darauf, ‚und er ist zum Pfarrer gegangen, damit der ihn zu einem Christen macht.' ‚Und du willst nicht?' frag' ich wieder. Da fängt sie wieder zu weinen und zu jammern an und ringt die Hände, die waren so fein und weiß wie von einer Mutter Gottes. ‚Um Gottes willen,' schluchzt sie, ‚ich soll also nichts sagen, wenn mein Vater in die Kirche gehen wird?' Hochwürdiger Herr! da ist über mich ein höllischer Zorn gekommen, meine Hand hat sich geballt . . . Ich hab' dem Manne nacheilen wollen und ihn aus dem Hause reißen . . ., um des Mädchens wegen, damit sie zu weinen aufhöre. Was muß der ein Christ werden? hat es in mir geschrien. Ich hab' alle Besinnung verloren. Aber ich bin doch nicht gegangen, hochwürdiger Herr . . . ich weiß nicht mehr, was mich zurückgehalten hat. Die Hölle muß es gewesen sein; denn von da an hat mein Unglück angefangen."

Wojtech wischte sich den Schweiß von der Stirne, seine Stimme klang erschöpft, nach einer Weile fuhr er fort:

„Ich bin also bei dem Mädchen geblieben, aber gesprochen hab' ich nichts mehr mit ihr, und sie hat fortgeweint. Das hat so eine Stunde gedauert; endlich kommt der Pfarrer heraus und mit ihm der Mann; der Herr Dechant hat die Priesterkleidung angehabt. ‚Wojtech,' sagt der Pfarrer zu mir, ‚willst du der Gevatter von diesem Manne sein?'

Ich sehe den Mann an, aber inzwischen hör' ich auch das Weinen des Mädchens. Da sag' ich schnell, wie wenn's einer mit einer Hacke aus mir herausgeschlagen hätte: ‚Nein, hochwürdiger Herr, ich will's nicht sein!' Der Dechant wird aber böse und meint, ‚ob ich nicht wisse, daß das gegen die Gebote der heiligen Kirche gehandelt sei'; ich aber sag' immer: ‚Nein, nein, Herr Dechant,' und lasse mich nicht zwingen, wie auch der Pfarrer rot wird vor Zorn im ganzen Gesicht. Darauf sagt er: ‚Wenn du nicht willst, wird sich ein anderer finden, der Gevatter sein wird,' und geht in seiner Priesterkleidung fort ins Dorf. Da springt das Mädchen heraus aus dem Wagen, wirft sich vor dem Vater auf die Knie hin, mitten in den kalten Schnee, und jammert und redet mit ihm. Ich hab's nicht verstanden; aber in mir war der höllische Zorn so mächtig, weil der Mann nur immer den Kopf schüttelt. Endlich kommt der Pfarrer mit einem aus dem Dorf zurück; sie gehen in die Kirche hinein; ich und das Mädchen sind draußen geblieben."

„Hochwürdiger Herr," fuhr der Knecht nach einer kleinen Unterbrechung fort, „wie ich so draußen vor der Kirche gestanden bin, ist mir's gewesen, als sollte ich niemals mehr hineingehen! Wie wenn einer gesagt hätte: Wojtech, du bist gar nicht getauft worden und hast das heilige Sakrament nicht erhalten! Einstweilen will ich das Mädchen trösten und sag' zu ihr: ‚Mit dem Weinen halt jetzt ein! Wenn dein Vater aus der Kirche zurückkommt, ist er ja doch dein Vater.' Da sieht sie mich an mit ihren schwarzen Augen und sagt: ‚Meinst du? und wenn er's tausendmal sein will, so geht's nicht mehr!' ‚Wer kann das verbieten, Mädchen?' sag' ich. ‚Das verbietet unser Gott,' meint sie. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, aber ich muß zum Himmel hinaufsehen, als ob ich den Herrgott mit meinen leibhaftigen Augen erblicken könnt', und müßt' ihn fragen, ob das wahr ist? ‚Es wird vielleicht nicht wahr sein,' sag' ich. Sie aber sagt weinend:

‚Möchten's unsere Rabbiner und Geistliche verbieten, wenn's Gott nicht verboten hätte?' Mein Kopf, hochwürdiger Herr, ist von dieser Rede ganz verwirrt worden, ich hab' dazu geschwiegen. ‚Und du,' fällt es mir auf einmal ein, ‚du möchtest nicht tun, was dein Vater jetzt tut?' Da schreit sie auf, als hätt' ich ihr einen Schlag gerade ins Aug' hinein gegeben, und sagt: ‚Unsere Rabbiner und Geistliche verbieten es doch.'

Bald darauf kommt der Pfarrer mit dem Mann heraus. Sie wird kreideblaß, und ich mein', sie kriegt den Tod davon. Der Mann steigt wieder in den Wagen, und weil sie zittert, daß sie sich kaum halten kann, heb' ich sie auf und trag' sie in den Wagen. Sie sieht noch auf mich, ich hab' das niemals vergessen. Sie fahren fort. Kaum sind sie fort, läßt mich der Herr Dechant rufen und sagt zu mir im Zorn: ‚Du kannst dich jetzt zur Hölle packen, du schlechter Knecht, ich brauch' dich nicht, du hast nicht einmal Gevatter bei einer so heiligen Taufe sein wollen.' Ich hab' mein Bündel geschnürt und bin gegangen. Wohin, hochwürdiger Herr, werden Sie leicht erraten. Ich hab' das Mädchen aufsuchen müssen . . . ich hab' wissen wollen, ob sie schon zu weinen aufgehört hat. Und wenn der Dechant zuckersüße Reden mit mir geführt hätte, ich wäre doch nicht geblieben. Mir ist das Mädchen nicht aus dem Kopfe gegangen.

Ich hab' nicht lange zu suchen gehabt: vier Meilen von meinem Pfarrdorf. Es ist mir das bald zu Ohren gekommen, da es jeder Vogel auf den Dächern gewußt hat. Der Mann war noch nicht lang' dort, und weil sie ihm nicht erlaubt haben, ein paar Strich Feld zu kaufen und ein Haus dazu, da hat er geschworen und gesagt, wenn er wollte, könnt' er sich mitten ins Dorf hineinsetzen und könnt' ihn keiner wegtreiben, und er wollt' ihnen zeigen, wer zuletzt der Meister bleiben wird. Sie haben ihn ausgelacht, die vom Gericht, und der Amtmann hat ihm sogar gedroht, er wollt'

ihn einsperren lassen, weil er die Herren vom Gericht verspottet, und es sei gegen das Gesetz, daß die Juden sich Äcker kaufen und daneben Häuser. Drauf hat der Mann noch einmal geschworen, sie sollten schon den größeren Herrn kennen ... und ist zum Pfarrer gefahren. Wie er aus der Kirche zurückgekommen ist, geht er sogleich zu den Herren vom Gericht und sagt ihnen: ‚Nun, ihr Herren, da ist der Meister, vor dem ihr doch Respekt haben werdet,‘ und wirft ihnen seinen Taufschein auf den Tisch. Mitten im Dorf hat er sich ein Haus gekauft und die schönsten Felder dazu, und hat ihm keiner etwas dagegen sagen dürfen.

Zu dem Manne bin ich gegangen; es war aber nicht seinetwegen, wie Sie sich das leicht denken können, hochwürdiger Herr! Ich hab' zu ihm gesagt: ‚Herr! kannst du mich brauchen? Ich will dein Knecht sein und will dir treu und anhänglich dienen. Du bist kein Bauer, aber ich bin einer.‘ Der Mann sagt nicht ja und nicht nein, und sagt: ich soll am andern Morgen kommen. Hochwürdiger Herr! wenn der Mann am andern Tag ‚nein‘ zu mir gesagt hätte, ich weiß nicht, ob ich den Feuerschwamm bloß für meine Pfeife angezündet hätte! So aber sagte er: Wojtech, ich nehm' dich! Sie muß mit ihm gesprochen haben, und ich bin geblieben.

Ehe ich mich recht umgesehen habe, hochwürdiger Herr, waren vier Jahre vergangen. Ich habe gearbeitet bei dem Manne wie ein Gaul, der einen Berg hinauf muß mit einer großen Last, und hab' ihn doch nicht leiden können. Ich hab' auf seine Sache geschaut, als wär's meine eigene, und hätt' ihm doch gern an die Seele gewollt! Das ist daher gekommen, hochwürdiger Herr: ich hab' ihn für nichts Rechtes gehalten, und wenn er auch an jedem Sonntag und Feiertag in die Kirche gegangen ist und das Kreuz über sich geschlagen hat. Jesus, Maria, Joseph! wenn ich das gesehen habe, ist mir's splitterscharf durchs Gehirn gegangen, und ich

hab' mich wegwenden müssen, um nicht auszuspeien. Das ist mir auch geblieben von damals, und daran ist der Mann schuld; denn seitdem ist's mir immer, als ob die jetzigen Juden heimlich das Kreuz über sich schlagen, alle miteinander, und ich müßt' dabei stehen und müßt' mich . . . wegwenden.

Mit der Tochter, hochwürdiger Herr, ist es etwas anderes gewesen. Die hat mich eingesponnen gehabt; zwanzig Gäule wären nicht imstande gewesen, den Strick zu zerreißen. Was ist da viel zu sagen? Ich habe nicht fort können aus dem Hause, ich hab' an nichts anderes gedacht als an sie. In die Kirche bin ich die ganze Zeit hindurch nicht gegangen; ich hätt' meinen Herrn dort sehen müssen, und dem hab' ich ausweichen wollen. Besonders aber wegen des Mädchens, hochwürdiger Herr; ich habe geglaubt, ich tu' ihr einen Gefallen, wenn ich nicht in die Kirche gehe. Gesprochen hab' ich mit ihr niemals darüber, es wär' mir zu schwer vom Herzen gegangen. Aber das hab' ich gefühlt: wenn die mich angesehen hat, war das etwas ganz anderes, als wenn mich die schönsten Weibsbilder sonst angesehen haben. Einmal treff' ich sie, wie sie aus ihrem Gebetbuch betet, der Vater war gerade in die Kirche gegangen. Da sag' ich, wie mir das sonderbar vorkömmt, daß sie aus dem Buch da betet und ihr Vater aus einem andern. Vater und Tochter gehörten zusammen, und was der eine tut, sollte die andere auch tun. Da sagt sie: ‚Wojtech, das kann nicht dein Ernst sein, weißt du denn nicht mehr, wie du mich vor der Kirche getröstet hast?' Es ist mir eigentlich etwas anderes auf der Zunge gelegen, was ich hätte sagen sollen; aber gerade das habe ich nicht herausgebracht. Drauf sag' ich zu ihr: ‚ob sie denn keiner zwingen könnte und ob sie nicht einen Vater hätt'?' ‚Zwingen könnt' sie kein Mensch,' meint sie, ‚am wenigsten der Vater; wenn nicht geradezu Gott vom Himmel herunter käm', sie glaubt ein Rabbiner

oder Geistlicher, dann dürft' sie es nicht tun." Wie ich das höre, ruft es in mir: ‚Sie hat recht! es darf sie kein Mensch zwingen;' aber der Teufel hat mir's gut eingebrockt gehabt. Ein andermal sag' ich zu ihr: ‚Terezka, wenn dein Vater einmal kein Christ sein will, wie fängt er's da an?' Da lacht sie und meint: ‚das geht nicht, was einer einmal ist, das muß er bleiben.' ‚Wer zwingt denn ihn?' frag' ich. ‚Eure Geistlichen,' sagt sie, ‚die lassen es nicht zu.' ‚Und wenn er's doch will, und immer will?' frag' ich ganz erbost, denn mir ist die Galle in den Kopf gestiegen vor lauter Zorn. ‚Dann muß er in ein weites, weites Land gehen, aber das tut er nicht.' ‚Warum nicht?' frag' ich. ‚Dann müßt' er ja seine Felder und sein Haus verkaufen,' meint' sie. ‚Terezka,' sag' ich, ich hab' es nicht länger in mir halten können, ‚bereb ihn doch.' ‚Wozu? wozu soll ich ihn bereden?' fragt sie ganz erstaunt. ‚Nun, daß er in das weite, weite Land zieht,' mein' ich. ‚Er tut's nicht, sag' ich dir,' ruft sie, ‚denn es hat ihm genug gekostet, daß er hier sein kann.' ‚So komm du wenigstens, Terezka,' sag' ich. ‚Warum?' fragt sie, und ich sehe, wie sie am ganzen Leib zittert und ihre Augen niederschlägt. ‚Wie soll ich dich denn sonst bekommen, Terezka?' ruf' ich, und pack' sie mit meinen Armen und drück' sie an mich. Da, hochwürdiger Herr . . . ich kann nicht viel erzählen von dieser Geschichte — da hat sie mir eingestanden, daß sie mich im Herzen behalten seit dem Augenblicke, wo sie vor der Kirche gewartet hat. Jetzt war keine Rede mehr davon, daß wir in das weite, weite Land fortziehen wollen. Denn wenn zwei so weit gekommen sind, wie ich und Terezka, da wollen sie nicht weit gehen und möchten am liebsten an einem Ort bleiben, und zwei Augen sind schon zu viel, die da zusehen.

Seit ich aber gewußt habe, hochwürdiger Herr, daß mein Dienstherr nicht fort will, habe ich einen noch größeren Haß auf ihn geworfen. Es ist mir vorgekommen, er tut's

nicht, weil er nicht will, daß die Tochter mein Weib wird. Etwas anderes ist mir gar nicht eingefallen. Nur manchmal, wenn ich mit meiner Terezka eine längere Zeit beieinander gewesen bin, hat's mich gemahnt, ich sollt' doch nicht länger warten und sollt' sie fragen, wann sie in das weite Land wollt' ziehen? Einmal bin ich im Garten und hab' eine Hacke in der Hand, damit wollte ich einen faulen Baum umhauen. Da kommt Terezka und fragt mich, warum ich den Baum nicht stehen lassen will. ‚Er trägt nichts ab,' sag' ich, ‚und um die paar grünen Blätter, die er im Frühling treibt, ist's nicht der Mühe wert.' ‚Da müßt' man mich auch umhauen,' sagt sie, ‚und dich auch dazu, Wojtech.' ‚Warum?' frag' ich und mach' große Augen. ‚Wir sind ja einander doch auch zu nichts nütze,' sagte sie. ‚Wieso?' frag' ich. ‚Was hast du davon, Wojtech,' sagt sie drauf, ‚daß du schweigst und immer schweigst? Und was hab' ich davon? Das kann ja nicht in alle Ewigkeit so fortdauern.' ‚Und warum machst du kein Ende, Terezka?' sag' ich, und ich glaub', das Blut will mir heraus aus der Seele, so erschrocken war ich vor lauter Freude. ‚Ich denk' ja auch daran,' sagt sie und sieht mich an. ‚Willst du also mit mir in das weite, weite Land ziehen?' Da sagt sie: ‚An das hab' ich nicht gedacht.' ‚Nicht an das?' ruf' ich, ‚was willst du also denn anfangen?' Drauf lacht sie, hochwürdiger Herr, nichts anders, als wenn ihr etwas außerordentlich Lustiges eingefallen wäre, und sagt: ‚Wojtech, willst du mit mir nicht zum Pfarrer gehen? Ich bin ja damit ganz zufrieden.' Als sie das sagt, ist's mir, wie wenn ein Donner neben mir in die Erde eingeschlagen hätt'; aber gleich darauf kommt mir wieder der höllische Zorn aus dem Herzen heraus, steigt mir in den Kopf und macht, daß ich fast gar nichts sehe. ‚Schelmin,' schrie ich, ‚spitzbübische Schelmin, das verbieten dir also deine Rabbiner und Geistlichen nicht? Als dein Vater zum Pfarrer gegangen ist, da hast du weinen und jammern können, und jetzt willst

du selbst zu ihm gehen?' Ich hab' die Hacke in der Hand gehabt, die heb' ich auf und hätte sie niedergeschmettert, wenn sie mir nicht in den Arm gefallen wäre. ‚Wojtech, Wojtech,' schreit sie weinend, ‚was gehen uns unsere Rabbiner und Geistlichen an? . . . Ich schwör' dir darauf . . . ‚Schwören auch noch?' sag' ich in meinem höllischen Grimm, ‚da sieht man, wie du eine Lügnerin bist. Deine Geistlichen können dir das gar nicht erlauben.' Sie aber, hochwürdiger Herr, hört nicht auf zu schreien und zu jammern, meint in einem fort: ‚Mir werden sie es erlauben, verlaß dich drauf.' Mir steigt das alles in den Kopf, ich rufe immerfort: ‚Nein, nein, du und deine Geistlichen wären dann Lügner,' und reiße mich los von ihr und gehe in das Haus hinein. Dort packe ich meine Sachen zusammen und bin davon, wie wenn mich die Hölle an einem Strick gehabt hätt', und ich hätte mich losgerissen. Ein Mal übers andre Mal bin ich stehen geblieben und habe mich umgesehen. Auf was hab' ich gewartet? Daß sie mir vielleicht nachkommt und doch mit mir in das weite, weite Land zieht? Das weiß ich nicht; aber wie ich in den Wald vor dem Dorfe komme, da sehe ich etwas wie ein braunrotes Kleid zwischen den Bäumen. Das war sie, die auf einem kürzeren Wege vorausgelaufen war. Wie sie mich sieht, schreit sie: ‚Wojtech, lieber Wojtech, das kann dir Gott im Himmel nicht verzeihen, daß du so fortgehen kannst von mir.' ‚Willst du mit mir in das Land gehen?' frag' ich noch einmal, denn sie hat mich erbarmt. Da sagt sie, sie wolle ja gerne mit mir gehen, wohin ich gehe, aber sie müsse mit mir in einer Kirche beten können. ‚Werden das deine Rabbiner zugeben?' sag' ich wieder. ‚Frag sie nur drum, Wojtech,' ruft sie, ‚sie werden es zugeben.' ‚Ich soll sie fragen? Schelmin,' sag' ich voll Zorn, ‚geh in die Hölle!'

Hochwürdiger Herr," fuhr der Knecht nach einer geraumen Zeit, währenddem er Mühe hatte, die stark hervorquellenden Tränen zurückzudrängen, fort, „seit damals hab'

ich meine Terezka nicht gesehen. Ich bin in diese Gegend gewandert, und als Knecht war ich bei einem Bauer, bis Ihre Eltern eingezogen sind. Erst ein paar Jahre darauf, da hat mir einer erzählt, der's von dem Vater gehört hat: die Terezka hat's nicht lange mehr auf der Erde ausgehalten, sie ist bald darauf gestorben. Aber wie sie schon im Sterben liegt, da hat sie den Vater gebeten, er soll ihr den Pfarrer holen, und hat sich die heilige Taufe geben lassen. Darüber bin ich mehr erschrocken als sonst über etwas. Wenn die auf dem Totenbette sich's nicht anders überlegt hatte, hochwürdiger Herr, so muß sie ja recht haben! . . . Herr Gott! Herr Gott! wenn sie recht gehabt hat! Das geht mir seitdem nicht aus dem Kopfe und drückt mir die Seele ab. Wenn sie recht gehabt hat!

Durfte meine Terezka ihren alten Gott verlassen, und mir zuliebe? Sie darf ihm ja gar nicht untreu werden, wie sollte sie mir die Treue dann bewahren?

Hochwürdiger Herr!" rief der Knecht plötzlich mit durchdringender Stimme, und warf sich vor Elieh in den Staub. „Sie sind wie ein Heiliger Gottes gekommen und sind geistlich. Sagen Sie, hochwürdiger Herr, ob ich recht gehabt habe oder sie?"

Der Bocher wußte sich vor Schreck nicht zu fassen, er verlor alle Besinnung.

„Steh auf, steh auf, Wojtech!" stammelte er und suchte den Knienden aufzurichten.

„Ich steh' nicht auf, hochwürdiger Herr!" rief der Knecht, „bis Sie gesagt haben, ob ich recht habe oder nicht."

„Wie kann ich dir das sagen?" meinte der Bocher bebend. „Laß mich doch wenigstens überlegen."

„Hochwürdiger Herr," rief Wojtech mit einem fast an Bitterkeit klingenden Tone, „unsere geistlichen Herren, die haben gleich gewußt, was sie sagen sollen, und haben mir

das Vaterunser und den englischen Gruß als Buße auferlegt. Und Sie wissen es nicht?"

Elieh mochte fühlen, daß er dem Knechte Rede stehen müsse. Mit zitternder Hand fuhr er auf den Kopf des vor ihm Liegenden nieder und berührte ihn; mit leiser Stimme sprach er:

„Wojtech, du hast recht gehabt!"

Welch ein wilder, namenlos scharfer Schrei durchzitterte die Abendlüfte! In demselben Augenblicke fühlte der Bocher seine Füße von den Armen des Knechtes umkrallt. Eine geraume Zeit blieb Wojtech in dieser Lage. Dann stand er rasch auf.

„Jetzt bin ich ein neuer Mensch," rief er. „Hochwürdiger Herr, Sie haben mich erlöst!"

Als die beiden spät am Abende ins Haus zurückkamen, hatte man die Abwesenheit des Bochers gar nicht bemerkt. Nachime hatte vergessen, daß ihr Sohn sich entfernt hatte.

---

20. Das Kind.

Andern Tages war an dem Knechte keine andere Spur des am Abend erlebten Vorganges zu bemerken, als daß er lautlos im Hause umherstrich; nur wenn er an einem vorüberkam, sah er ihm forschend ins Angesicht, und fragte man ihn darob, so wandte er sich lachend um und entfernte sich. Für das seltsam zerrüttete Leben dieses armen Knechtes mochte wirklich die Stunde gekommen sein, in der es sich zum ersten Male seit so langer Zeit einer gewissen Einheit wieder bewußt war; er hatte die lossprechende Gewalt erprobt, die aus einer andern Menschenseele erquickend und verzeihend über seine Schuld gekommen war. Der einzige

Elieh konnte daher das stille Wesen des Knechtes an diesem Tage beurteilen. Nachime deutete es anders; sie erklärte es sich mit Wojtechs Furcht vor der Drohung, ihn vor den Richter bescheiden zu lassen.

Aber während hier eine Menschenseele wie die Blume in stiller Nacht ihren Kelch öffnete, schloß sich eine andere um so fester. Es waren grauenhafte nächtliche Stunden, die Elieh nach der Unterredung mit dem Knechte verbrachte. Er hatte den Knecht von der Schuld freigesprochen! Das Gesicht brannte ihm vor tiefer Scham, wenn er dachte, in welcher Stellung der Knecht sich ihm gegenüber befunden. Ein Liebesglück wegzudrängen mit roher Faust, das sich von selbst anbot, das nichts anderes verlangte, als mit dem Geliebten vor dem gleichen Gotte und in derselben Kirche sich zu beugen, — Elieh sagte es sich vor, das wäre er nicht imstande gewesen. Dennoch lag in der Handlungsweise des Knechtes etwas, was ihm unbewußt neben tiefem Grauen ein Gefühl von Ehrfurcht abnötigte. Wojtech hatte sein Mädchen nicht zur Taufe führen wollen! Er wollte das schöne Gebilde seiner Seele nicht der Untreue an sich selbst anheimgegeben sehen; seine kräftige Natur war zurückgebebt, als er sein Liebstes zum größten Opfer sich geduldig bereiten sah, und er hatte es nicht angenommen. Woher hatte dieser Knecht nur die Kraft genommen? Statt die aufgeregten Wogen seines Blutes zu beschwichtigen, hatten Wojtechs Geständnisse den Aufruhr in ihre Tiefen getragen. Ihm hatte sich ja das Liebesglück noch nicht angeboten!

In dieser Nacht las Elieh eifriger als je in dem Gebetbuche des Knechtes. Er hatte anfangs danach gegriffen, um die Sprache, die *sie* redete, besser handhaben zu können; jetzt wußte er auch, warum es gerade ein Gebetbuch sein mußte, das ihm in die Hände fiel! . . .

Inzwischen trug Anschel das Liebeszeichen seines Mädchens noch immer auf dem Herzen. In diesem jungen Ge-

müte hatte die Leidenschaft keinen Raum, um zerstörend und zertrümmernd zu hausen. Anschels Liebe war ein Wesen, mit dem er allein verkehrte, das er nur in unbewachten Augenblicken an sich herantreten ließ, um mit ihm Worte des Verständnisses auszutauschen. Näher heranzutreten an das wirkliche Gebilde von Fleisch und Blut wagte er nicht. Unbewußt hatte Anschel über seine junge Liebe gleich anfangs den Bann der Entsagung ausgesprochen, und es gelüstete ihn nicht, denselben zu brechen. Anschels Leben, seine Gegenwart und Zukunft war zu sehr mit dem innersten Leben seiner Eltern verbunden, als daß er nicht vom ersten Augenblicke an jede Hoffnung auf Liebesglück hätte versinken lassen. Dicht neben seinem Mädchen standen Vater und Mutter. Wie konnte er zweifeln, wem er den Vorzug geben sollte? Zu gut kannte er das Wesen der Mutter; sollte er ihrem Weh noch ein neues hinzufügen, eines, vor dessen leisester Ahnung sie vielleicht in den Tod gesunken wäre?

Immer mehr festigte sich der Entschluß in ihm, das so reizend vor ihm aufgestiegene Liebesland in Vergessenheit sinken zu lassen; er wollte nicht daran denken. Wenn es sich ihm vor die Augen stellte, wollte er es zurückstoßen; ja, in diesem milden Herzen keimte mit immer weiter greifenden Wurzelarmen der Gedanke, daß seine Liebe ein unerlaubter Frevel sei, eine Versuchung, von neidischen Geistern über ihn verhängt, ob er mutig genug sei, ihr Netz zu zerreißen.

Es gab Stunden, wo selbst Anschel, dessen Sinnen und Trachten aus der feuchten Scholle des Feldes ihr neues Dasein gezogen, an sich die Frage stellte, ob es gut gewesen sei, daß sie die alte Heimat verließen?

Es fehlten nur noch wenige Tage zum Beginnen der Ernte. Anschel verbrachte sie in tiefernster Stimmung; sie waren ihm wie der Vorabend eines großen Feiertages. Zu Nachime sagte er einmal: „Weißt du, Mutter, wie mir ist?

Ich kann's fast nicht sagen. Aber wenn ich an den Tag vor meiner Bar Mitzweh*) denke, so glaub' ich, mir ist grade jetzt so, wie mir damals war. Ich bin damals zwischen lauter Furcht und Freude herumgegangen, wie einer, der mit dem Kaiser sprechen soll, und weiß nicht was?"

„Von Freude werd' ich erst reden," sagte Nachime trübe, „wenn alles hereingebracht sein wird. Bis nicht das letzte Korn in der Scheuer ist, hör' ich nicht auf mich zu fürchten und zu sorgen."

„Und warum fürchtest du dich, Mutter?" fragte Anschel unbefangen.

„Lebendiger Gott!" schrie Nachime auf, „hast du's schon geschrieben und gesiegelt, daß du alles gut herein bekömmst? Gott kann dir nicht zeigen, wer er ist und was er kann? Schwach ist er vielleicht, daß er nicht auf einmal etwas über uns schicken kann? Sieh dir den Himmel nur an!"

Der Himmel war tiefblau; die Sonne brannte lotrecht herab; kein Wölkchen schwebte an dem weiten Raum. Dennoch schauderte Anschel.

„Mutter," sagte er, „du meinst doch nicht im Ernst, daß etwas geschehen kann? Es sieht ja gar nicht danach aus!"

„Narrele," sagte Nachime mit einem triumphierenden Lächeln, „Narrele, ich schlafe schon seit zwei Wochen nicht, weil ich immer glaube, Blitz und Donner und Hagel fallen grade auf unser Feld herab! Wo hab' ich mich früher vor einem Gewitter gefürchtet? Das hab' ich erst auf meine alten Tage lernen müssen. An einigen Regentropfen mehr oder weniger hängt ja unser Reichtum, und wenn sich am Himmel eine schwarze Wolke zeigt, muß ich denken: Gilt's mir oder

*) Zu dreizehn Jahren wird der Knabe zur Übernahme der religiösen Pflichten fähig.

gilt's mir nicht? Nun frag' ich dich, Anschel, ist das ein Leben für ein jüdisch Gemüt?"

Sonderbar! diesmal fand Anschel keine Antwort, so nahe sie ihm sonst lag. Die Mutter hatte ihm ihre Furcht mitgeteilt; wie ein Krankheitsstoff fiel sie in seine Seele und nahm ihr die frischen Farben der Gesundheit. Anschel mußte der Mutter recht geben, und doch klagte sie jeder Nerv in ihm des lautesten Unrechtes an. Daß Donner und Hagel ihr Hab und Gut in wenigen Stunden vernichten konnten, darin mußte er ihr freilich beistimmen; aber wurde dadurch nur die schwere Saat zu Boden geworfen? Aber was sollte dann aus ihm werden? Sollte die Mutter recht behalten? Sie, die im Grunde des Herzens vielleicht ihre Hoffnung auf den Untergang der Feldfrucht baute, deren Gebet sich vielleicht darum zum Himmel erhob?

So war Anschel gerade in dieser Zeit in einer seltsam zerrütteten Stimmung. Er ging auf die Felder hinaus, übersah den wallenden Segen, der weit und breit über die Ebenen bis an den fernsten Saum des Gesichtskreises gelagert war; aber der Anblick hatte jetzt nichts Erhebendes für ihn. Immer drängte sich die Furcht der Mutter und seine eigene zwischen den sichtbaren Segen Gottes und die unsichtbare Angst seiner Seele.

„Etwas muß doch daran sein," lautete einer seiner düsteren Gedanken, „wenn sie sagen, daß der Jude nicht zum Bauer paßt. Ich habe früher immer geglaubt, das ist alles Lüge und Übertreibung. Warum sollte er's nicht sein können? Hat er nicht dazu die gehörige Kraft? Ist er schwächer als sie? Und doch möcht' ich die Bäuerin und den Bauer sehen, die mit solchen Schrecken und Ängsten umhergehen, die Ernte vor den Augen! Meine Mutter kann nicht schlafen vor lauter Sorge, und ich — ich bin nicht besser daran. Warum fürchten wir uns? Warum tun wir nicht wie die andern? Wie wir noch im ‚Geschäft' gewesen sind, waren

ganz fremde Leute Tausende von Gulden uns schuldig; keinem ist es eingefallen, sich zu ängstigen, daß man das Geld verlieren könnte. Jetzt haben wir Felder und . . . sorgen mehr als je zuvor. Ist ein Feld weniger sicher als der schlechteste Schuldner? — Ein Feld steht fest, keiner kann es forttragen. Ein Schuldner kann sterben und verderben. Und wenn heute einer der Mutter sagt: Nachime, willst du zurück in dein Geschäft? so geht sie mit tausend Freuden. Der Jude kann, mir scheint, nichts Festes und Sicheres haben, lieber hat er das Ungewisse und Unbeständige. Wird denn das einmal anders werden? und sollt's bei uns nicht schon anders geworden sein?"

In dieser Stimmung kam eines Abends dem vom Felde Heimkehrenden seine Schwester Tille vor dem Dorfe entgegen.

„Ich such' dich schon eine ganze Stund' lang," rief sie ihm schon aus der Ferne zu, „und hab' dich nicht finden können!"

„Ist etwas vorgefallen?" fragte Anschel. Tille lächelte eigentümlich; das beruhigte Anschel.

„Vorgefallen ist nichts," sagte sie nach einer Weile, als sie bei Anschel angekommen war, „aber warum erschrickst du so?"

Anschel stammelte eine unverständliche Entschuldigung; er konnte dem Kinde nicht sagen, in welchem Zusammenhange sein plötzliches Erschrecken mit der ganzen früheren Gedankenreihe stand.

„Soll ich dir sagen, warum du so erschrocken bist?" rief das Kind lachend, dem Bruder ins Angesicht sehend.

„Nun?" sagte Anschel, nur mühselig sich zu einer heitern Miene nötigend, „wenn du es errätst, Tille, so kriegst du, was du willst."

„Bleibt's dabei?" rief das Kind unbegreiflich heftig.

Jetzt erst sah Anschel das Kind forschend an; es lag

ein sonderbarer Ausdruck von Verschlagenheit auf dessen Antlitze.

„So red' doch, Tille!" rief er mit ärgerlicher Erregtheit.

„Bleibt's dabei?" sagte Tille noch einmal.

„Erst bis du geredet hast," meinte Anschel.

Das Kind besann sich noch einen Augenblick, dann rief es mit schelmischem Lächeln:

„Eine schickt mich zu dir . . , ich soll etwas bei dir abholen."

„Um Gottes willen!" rief Anschel und wandte sich ab.

„Was erschrickst du so?" meinte das Kind unbefangen, „ich komm' ja von ihr."

„Und sie hat dich geschickt?" fragte Anschel noch immer abgewandt.

„Wie du gleich weißt, wer mich schickt?" sagte Tille mutwillig, „ich hab' ja von ihr noch gar nicht gesprochen."

„Ich kenn' nur eine, die dich schicken kann," meinte Anschel leise, „und die hat dich geschickt."

„Kann's keine andere sein?" rief das Kind.

„Nein!" sagte Anschel.

„Also weißt du auch, was du ihr zurückschicken sollst," meinte Tille nach einer Weile, „denn ich weiß es nicht."

Unwillkürlich fuhr Anschel nach der Stelle seines Herzens.

„Hat sie dir wirklich gesagt, du sollst es bei mir abholen?" rief er unüberlegt leidenschaftlich.

„Was denn?" fragte Tille erstaunt. „Sie hat mir nur gesagt, du sollst es ihr zurückschicken."

„Tille, du foppst mich," rief mit einem Male Anschel in furchtbarer Erregtheit und faßte das Kind an der Hand, daß es vor Schmerz aufschrie. „Du foppst mich, . . . sie hat dich gar nicht geschickt."

„Ich schwör' dir," weinte das Kind und suchte sich

loszuringen, „ich schwör' dir, Anschel, sie hat mich geschickt."

Plötzlich ließ Anschel das Kind los, alle Röte war aus seinem Antlitz geschwunden. Mit einer raschen Bewegung hatte er jenes Tuch hervorgeholt, das ihm in jener Brandnacht über die Gartenplanke hinübergereicht worden war.

„Da hast du's," sagte er, am ganzen Leibe bebend, und legte es ihr in die Hand.

Das Kind betrachtete mit erstaunten Augen das Tuch und hielt es einige Augenblicke zwischen den Händen.

„Das soll ich ihr geben?" rief sie endlich. „Was stellt denn das eigentlich vor?"

„Gib ihr's nur," sagte Anschel leidenschaftlich, „und richt ihr von mir aus, sie hat ganz recht, wenn sie es von mir zurückfordert."

„Du weinst, Anschel?" rief Tille, als sie bemerkte, daß dicke Tränen an den Augenwimpern ihres Bruders hervorquollen, „hätt' ich dir's vielleicht nicht sagen sollen?"

„Wer sagt dir, daß ich weine?" meinte Anschel, indem er sich bemühte, standhaft dem Kinde gegenüber zu erscheinen.

Tille sah den Bruder einen Augenblick schweigend, fast forschend an; dann rief sie mit einer Stimme, wie sie noch nie in Anschels Ohren geklungen, denn es tönten daraus die Laute des Kindes und der erwachsenen Jungfrau zugleich:

„Anschel, ich schwöre dir's, ich werde dich nicht verraten."

Seltsam durchzuckte der Ton dieser Worte Anschels Seele; vielleicht ahnte er, daß in der verwandten Kindesseele die plötzliche Blüte eines Verständnisses aufgebrochen war, die nach dem natürlichen Laufe der Dinge vielleicht noch Jahre bedurft hätte, ehe sie die enge Knospenhülle durchbrach. Blitzschnell erkannte er aber auch, daß das Kind von seiner eigentlichen Sendung an ihn nur kindische Begriffe

gehegt, daß ihm aber in dem einen Augenblicke der volle Sinn dafür aufgegangen war.

„Tille," rief er in einer Art jubelvollen Taumels, „was bist du doch für ein goldig, merkwürdiges Kind!"

Dann drückte er sie mit überwallender Heftigkeit in seine Arme, Brust klopfte gegen Brust. So hielt er das Kind minutenlang umfaßt. Als er sie wieder aus seinen Armen ließ, betrachtete er sie lange mit freudestrahlendem Antlitz, ein Schimmer wahrhaften Stolzes hatte es überflogen.

„Tille, mein Gold," sagte er, „wie ich dich jetzt anseh', kommst du mir ganz anders vor als sonst. Du bist auf einmal größer geworden; ich weiß gar nicht, was mit dir vorgegangen ist. Bist du denn noch die nämliche Tille?"

In der Tat war die Wandlung, die über das Kind gekommen war, sichtbar genug. Die großen, schwarzen Augen leuchteten in einem Feuer, das milde und leidenschaftlich zugleich war. Vor den Augen Anschels hatte sich hier ein Wunder zugetragen, wie es nur selten den blöden Augen des Menschen zu sehen gegönnt ist. Ein Kind war zur Jungfrau geworden; eine Blüte hatte ihre Hülle gesprengt.

„Ich bin noch die nämliche Tille," sagte das Kind im merkwürdigen Ernste, „du sollst es bald sehen."

Diese Worte gaben Anschel wieder das ganze Bewußtsein seiner Lage. Ein Gefühl von Scham, daß es sich doch nicht schicke, das dreizehnjährige Kind in die geheimsten Falten seiner Seele blicken zu lassen, war in ihm aufgestiegen; er warf sich vor, bereits zu weit gegangen zu sein. Aber ein Blick über das ganze Wesen des Kindes beschwichtigte augenblicklich diese widerstreitenden Stimmen. Tille war wirklich kein Kind mehr, eine verständige Schwester, ein Mensch mit denselben Erfahrungen, denselben Leiden stand vor ihm.

„Ja, Tille," rief er, „ich will mit dir reden, wie ich nur mit einer Schwester reden kann, denn ich seh' dir's an, du wirst mich verstehen. Du bist kein gewöhnlich Kind, mit dir kann man sich ausreden wie mit einem großen Menschen und braucht sich nicht zu schämen — ja besser noch; denn ein großer Mensch versteht einen oft gar nicht oder will einen gar nicht verstehen."

„Also soll ich ihr doch das Tuch zurückbringen?" fragte Tille nach geraumer Zeit, als Anschel darüber nachzusinnen schien, auf welche Weise er am besten dem Kinde die Geheimnisse seines Herzens öffnen könnte.

„Ja, ja," rief Anschel mit wieder erwachter Leidenschaft, „gib ihr's, Tille, ich kann's ja so nicht bei mir behalten."

„Anschelleben," sagte das Kind, und seine Wangen färbten sich, indem es so sprach, höher und höher, „wenn es dir das Herz beschwert, warum schickst du es denn zurück? Zwingt dich einer dazu, oder meinst du, sie wartet darauf, daß ich's ihr zurückbringe? Sie ist nur böse, weil du dich gar nicht umsiehst auf sie, weil du vorübergehst an ihr und tust, als wenn du sie gar nicht kennen möchtest. Da hat sie mich heute gebeten, ich soll dir sagen: sie hätte dir etwas aufzuheben gegeben, und das sollst du ihr zurückschicken. Was es aber ist, hab' ich nicht gewußt."

„Ich darf's ja nicht behalten, Tille . . .," rief Anschel mit mühsam niedergekämpftem Schmerze.

„Das versteh' ich nicht, Bruder," meinte das Kind mit ernster Unbefangenheit, „sie ist eine Bauerstochter und du und ich sind auch Bauerskinder."

„Tille!" rief Anschel in bittend beschwörendem Tone, „hüt' dich, daß dir so ein Wort, wie du jetzt gesprochen, nicht vor der Mutter entfällt. Sie könnte den Tod davon haben. Und wenn wir auch Bauernkinder sind, so ist doch ein großer Unterschied zwischen uns und ihr. Hast du das vergessen?"

„Ich seh' keinen Unterschied, Anschel," sagte das Kind. „Tun die Bauern etwas anderes, als wir? Bist du vielleicht etwas anderes, als jeder Bauernsohn?"

„So weit hast du recht, Tille . . .," meinte Anschel stockend, denn die Beweisgründe der Schwester verwirrten ihn, und doch staunte er sie an. „Aber es ist doch ein Unterschied."

„Willst du sie denn nicht nehmen?" fragte mit einem Male Tille, die nach Art der Kinder rasch auf das Mittelglied der Gedankenkette griff, indem sie den Bruder mit ihren großen Augen forschend ansah.

„Um Gottes des Lebendigen willen," rief Anschel „wo fällst du aus! Ich . . . und sie, mein Weib!"

„Meinst du denn, ich weiß nicht, wer wir sind und wer sie?" meinte darauf das Kind in klarer Ruhe. „In der ‚Gasse', da weiß ich, geht es nicht, die Leute möchten das nicht zugeben. Aber hier bist du auf dem Dorfe und bist ein Bauer. Du wirst dir doch wieder eine Bauerstochter nehmen müssen und die auf dem Dorfe geboren ist. Wie willst du die in der ‚Gasse' finden?"

„Schweig, schweig, Tille," rief Anschel und streckte die Hand gegen die Schwester aus, als wollte er ihr den Mund verschließen. „Ich fürcht', ich fürcht', du versündigst dich, denn auch Kinder können sich versündigen."

„Wenn ich so etwas sage, soll ich mich versündigen?" meinte das Kind mit einem schnell vergänglichen Lächeln. „Wozu sind wir denn also Bauern geworden? Mein Bruder Anschel, der ein Bauernsohn ist, sollt' sich nicht eine Bauerntochter nehmen dürfen?"

„Schweig, schweig, Tille," rief Anschel wieder, „du wirfst ja in einem Augenblicke nieder, was die Rabbis und die Gelehrten in tausend und tausend Jahren aufgebaut haben. Ich bitt' dich, schweig! Meinst du denn, es geht so schnell, wie man die Hand umdreht, daß ein einzelner

Mensch sagt: Ich halt' das nicht, was die andern halten? Dafür sind wir ja Juden und gehören alle zu einem Volk, daß wir tun und halten, was die andern alle tun und halten. Wie du aber nur an deinen Willen dich hältst, so hörst du sogleich auf, zu uns Juden zu gehören."

Tille antwortete nicht sogleich; sie schien den Sinn dieser Worte reiflich zu überlegen. Auf ihrem holden Antlitze war der Kampf ihrer kindischen Begriffe mit dem ihren Jahren weit vorausgeeilten Verständnisse deutlich zu lesen. Welche Gestalt und Form mochten Anschels Vorstellungen über eine alte Welt- und Staatenordnung in diesem jungen Kopfe angenommen haben? Mit einem Male rief sie:

„Aber, wir sind ja jetzt Bauern, Anschel. Wir haben uns ja auch nicht gehalten an das, was die andern tun?"

Auf diesen Einwand mochte Anschel, so stark er sich vielleicht in seiner Stellung als erwachsener Mensch dem Kinde gegenüber fühlte, doch nicht gefaßt sein. Er starrte eine Weile das kühne Schwesterchen an, das so behende Waffen auf Waffen für die Behauptung seiner Ansicht herbeitrug. Um nicht ganz wehrlos vor ihr zu erscheinen, sagte er stotternd:

„Was wär' denn das für eine Kunst, Bauer zu werden, wenn man gleich aufhören will, ein Jude zu sein? Bauer sein und ein Jud' dabei, das ist die Kunst. Was wär' denn das auch für ein Gefallen an den Kaiser, wenn das so leicht gehen möchte? Du siehst ja, wie die Mutter darunter leidet — und meinst du, um unsern Vater steht es besser? Der Kaiser soll's wissen, wie blutig schwer es unsern Eltern fällt, sich in das Neue zu schicken."

Tille schwieg; sie hing mit ihren Augen an den Lippen ihres Bruders. Anschel aber hielt dieses Schweigen für die Wirkung seiner geistigen Überlegenheit, während das Kind vielleicht eine andere Gedankenreihe ergriffen, die nur im losen Zusammenhange mit seinen Beweisgründen stand.

„Und meinst du denn," fuhr er nach einer Weile fort, „selbst wenn wir wollten, daß dann unser Wille geschieht? Glaubst du, und wenn heute einer von uns geht und sagt zu einem Bauer: ‚Gib mir deine Tochter!' er darf's tun? Sie dürfen ja auch nicht."

„Nicht? sie dürfen nicht?" rief Tille in einem Tone, aus dem die schmerzlichste Enttäuschung des Kindes herausschrie.

„Nein, Tille, mein Herz!" wiederholte Anschel.

„Dann muß ich ihr ja das Tuch zurückbringen," sagte Tille anscheinend ruhig; aber ihre Augen leuchteten von einem flüssigen Feuer; es war das Erbarmen eines Kindes mit den Leiden eines Mannes; es war das Verständnis der Jungfrau, das aus diesen treuen Augen sprach.

„Ich hab' dir's ja gesagt, Tille!" . . . sprach Anschel.

„Wie werden wir nur jetzt im Dorfe bleiben können?" sagte das Kind halblaut vor sich hin.

Anschel hatte dafür keine Antwort. Still und düster gingen die Geschwister ihren Weg zum Hause. Tille hielt das Liebeszeichen krampfhaft in die Hand gedrückt. Wer hätte geahnt, was alles an dieses zerknitterte weiße Tuch sich knüpfte?

---

21. Die Richterstochter.

Noch an demselben Abend in später Stunde trug Tille das Tuch zurück. Anschel hatte verlangt, daß sie damit bis zum andern Morgen warten solle; sie war aber darauf bestanden. „Wenn du nicht darfst," hatte sie gesagt, „und sie darf auch nicht, warum willst du noch eine Nacht darüber hingehen lassen?" Anschel hatte sie den Weg antreten

lassen, widerstrebenden Herzens, auf den Lippen ein unausgesprochenes, schwebendes: Nein!

Als Tille zurückgekehrt war, hatte sie rotgeweinte Augen; aber nur Anschel bemerkte dies; er wagte es nicht, sie auszufragen. Vor dem Schlafengehen nahm sie ihr Gebetbuch und betete den langen Abendsegen mit lauter Stimme. Das hatte sie nicht getan, seitdem sie aufs Dorf gekommen. Nachime hörte es mit Staunen, und so eigentümlich befremdend kam ihr dieser sonst so gewöhnliche Vorgang vor, daß sie das Kind besorgt fragte: „Ist dir was, Tille?" Das Kind sah seinerseits die Mutter mit großen, verwunderten Augen an und suchte schweigend sein Lager auf.

Mußte auch dieses Kind der Gewalt jenes Gesetzes folgen, dem alles im Hause seit dem ersten Augenblicke unterworfen war? Wollte sich Tille gegen die Heimsuchungen liebgewordener Vorstellungen dadurch feien, daß sie gleichsam zu dem Gotte ihrer alten Heimat wieder zurückkehrte, der unter den neuen Eindrücken des Dorfes farblos, unentschieden in ihrer Seele geworden war?

Erst im Laufe des nächsten Morgens fand Anschel die ersehnte Gelegenheit, das Kind um die Einzelheiten seiner Sendung auszufragen. Aber Tille schien ihm aus dem Wege zu gehen, und ein Gefühl von Scham hielt ihn andererseits ab, der Schwester ein allzu eifriges Suchen zu zeigen. Endlich traf er sie im Garten unter einem Apfelbaum sinnend stehen.

„Frag mich nicht, frag mich nicht," rief ihm das Kind entgegen und hielt sich dann beide Hände vor die Augen, als hätte sie dadurch Anschels Gegenwart verleugnen können.

„Was hat sie also gesagt?" meinte Anschel mit jener tonlosen Ruhe, die ebenso angelernt, als tief empfunden sein kann.

„Frag mich nicht," rief das Kind beinahe flehend.

„So Schlechtes hast du mir auszurichten?“ fragte Anschel.

Tille ließ jetzt mit einem Male die Hände von den Augen fallen. Ein tränenüberströmtes Antlitz blickte Anschel an.

„Sagst du mir also nicht, was du ausgerichtet hast?“ rief er noch einmal.

„Alles ist aus, Anschel,“ sprach das Kind schluchzend, „alles, gar nichts ist geblieben. Erst war sie meine Freundin, jetzt ist sie meine Feindin geworden. Aber ich mach' mir nichts daraus. Wenn aber zwei Menschen auseinandergehen, der eine dahin, der andere dorthin, müssen sie denn im Bösen auseinandergehen?“

„Böse ist sie also gewesen?“ meinte Anschel, dessen ganze Seele nur an dem einen Worte zu haften schien.

„Sie hat das Tuch genommen. Ich habe ihr gesagt, du schickst es ihr zurück, weil sie es so verlangt hat. Sie hat es fast zerrissen vor meinen Augen! ‚Hab' ich's denn verlangt?‘ sagt sie, und ich meine darauf: ‚Du hast mir's ja selbst aufgetragen!‘ Du hättest da ihr Lachen hören sollen, Anschel! ‚Gut,‘ sagt sie, ‚wenn er mir's zurückgeschickt hat, so wär' ich ein Narr, wenn ich's nicht behalte. Es wird sich schon einer finden, der streckt alle zehn Finger nach dem Tuch aus, wenn ich's ihm nur von weitem zeige. Einer steht vor meinem Fenster, und der wartet schon lange darauf.“

„Wer ist das?“ sprach Anschel unhörbar vor sich hin.

„Drauf sag' ich ihr,“ fuhr das Kind in seinem Berichte fort, „wie kannst du so etwas meinem Bruder antun? Hat er dir denn gar so viel Böses getan? Du hast ja dein Tuch zurückverlangt, und jetzt sieht es fast aus, als ob dich mein Bruder Gott weiß wie beleidigt hätte. Anschel, bis jetzt hab' ich nicht gewußt, daß sich Menschen so ändern können; jetzt weiß ich's. Sie war gar nicht dieselbe mehr. Sie packt mich bei der Hand. ‚Nicht wahr,‘ sagt sie, ‚ihr habt ihm dazu geraten, ihr könnt es nicht ertragen, daß er

mich gern hat?' ‚Es weiß es ja keiner,' sag' ich, ‚was redest du mir ein?' ‚So hat er mich betrogen,' schreit sie drauf, ‚dein Bruder hat mich betrogen! . . . Das sag ihm, und er wird bald von mir hören.'"

Tille mochte wohl des Glaubens sein, die Wirkung ihrer Worte auf das leidende Gemüt ihres Bruders müßte auch äußerlich in Miene und Gebärden sich zeigen; aber an Anschel war keine heftige Erregtheit sichtbar; nur zuckten seine Lippen, als ob er nach Worten ringe.

„Sie hat recht, Tille," brachte er endlich hervor, „aber betrogen hab' ich sie nicht, das kannst du mir glauben! Wie wär' mir nur das eingefallen? Hab' ich ihr denn etwas versprochen gehabt? Sie hat zurückverlangt, was sie mir gegeben hat, und ich — ich hab' es ihr zurückschicken müssen. Du weißt ja warum? Sag selbst, hab' ich's behalten dürfen?"

Wieder leuchteten die Augen des Kindes voll tiefen Erbarmens zu dem Bruder auf.

„Mich fragst du?" meinte sie mit schmerzlichem Lächeln.

„Du hast ihr doch gesagt," rief dann Anschel, „warum ich es nicht behalten kann?"

„Glaubst du denn, sie hat das gelten lassen? Sie hat mich nur noch mehr ausgelacht," sagte das Kind wehmütig.

„Du glaubst nur, daß sie gelacht hat," meinte Anschel, „aber was hat sie dazu gesagt?"

„Du wirst mich nicht ausreden lassen," rief das Kind wie von inneren Schauern ergriffen, „wenn ich dir's sage."

„Red nur," sprach Anschel.

Tille hielt eine Weile an sich; sie wehrte sich gegen das Aussprechen eines Furchtbaren. Ihr holdes Antlitz war ein Spiegel dieses Kampfes.

„Ich kann dir's ja doch nicht verschweigen," rief sie endlich, gewaltsam sich zusammenraffend, „was hättest du denn davon, wenn du nicht alles wüßtest. Es ist ja so

alles aus. Willst du also wissen, was sie gesagt hat? Du wirst aber erschrecken."

„Ich erschreck' nicht mehr," sagte Anschel.

„Nun gut," sprach Tille mit erschöpfter Stimme. Sie hat gesagt: ‚Gibt's denn keinen Pfarrer in der Welt?'"

Kaum hatte sie aber diese Worte ausgesprochen, als sie erschreckt beiseite sprang; die Hände hielt sie vor das Gesicht.

„Schweig, schweig," rief Anschel.

Es war ein merkwürdig prüfender Blick, den das Kind in diesem Augenblicke auf den Bruder warf. Er glitt über ihn hin, schnell wie ein Blitz, und doch lag darin mehr als eine Frage. Wollte sie sehen, wie Anschel nach dieser Meldung sich ausnahm? Zweifelte sie an der Stärke seines Entschlusses? Oder sprach ein Wunsch daraus, Anschel möchte sich die Frage seines Mädchens überlegen?

„Das ist alles, was sie gesagt hat," meinte sie jetzt und hielt inne.

„Es ist auch ganz genug," sprach Anschel, wie es schien, gefaßt.

„Anschel," rief mit einem Male das Kind und trat näher auf ihn zu.

„Was willst du?" fragte er leise.

„Anschel," . . . sagte Tille und legte schmeichelnd seine Hand auf des Bruders Arm. „Muß alles aus sein?"

„Ja," tönte es von den Lippen Anschels zurück.

„Was wirst du jetzt tun?" sagte noch das Kind.

Gesenkten Hauptes ging Anschel ins Haus zurück; er hatte keine Antwort auf die letzte Frage. Tille folgte ihm nach. Als sie in den Hof traten, wandte sich Anschel noch einmal um und winkte die Schwester an sich:

„Red' mir nichts mehr davon, Tille," sagte er oder bat vielmehr.

„Kein Wort, verlaß dich drauf," entgegnete das Kind

Fast gegen unsern Willen werden wir jetzt aus dem Bereiche dieser Geschichte um einige Häuser weiter gedrängt. Am Hause des Richters bleiben wir stehen; wir müssen über die Gartenplanke hinüberblicken, über die jenes weiße Tuch gereicht worden war. Das Liebeszeichen jener Nacht hat seinen Weg wieder zurückgefunden. Sehen wir, was sich daran schließt!

Es ist ein eigentümlich Weh, das der gedemütigten Liebe, mit keinem andern zu vergleichen, von denen ein Menschenherz durchzittert wird. Es kann sich zu Höhen erheben, zu denen hinanzusehen das Auge schwindelt; aber auch in die Tiefe von Abgründen versinken, die kein Senkblei noch erforscht hat. Zwischen Anschels entsagender und Annas gedemütigter Liebe lagen eben diese Höhen und Tiefen; die Tochter des Richters gehörte nicht zu jenen Charakteren, die sich erheben können.

An demselben Morgen, der jene Unterredung zwischen Anschel und Tille belauschte, erscholl aus jenem Hause ein wildes Lied. Gerade um diese Zeit ging Elieh an diesem Hause vorüber.

Er stellte sich an die Gartenplanke hin, und durch eine Spalte konnte er sie bemerken, die in so sonderbarer Weise sich all seines Denkens und Sinnens bemächtigt hatte . . .

So war es dem Bocher zum ersten Male gegönnt, seine Sinne an ihrem ganzen Wesen sattsehen zu lassen. Bis dahin war sie ihm aus der Ferne in unsicheren Umrissen erschienen; jetzt hatte er sie nahe; jede ihrer Bewegungen konnte er belauschen, keine entging ihm. Sie stand am Brunnen und schöpfte Wasser in einen Trog. Wie schön, wie groß sie war! Wie ihr die trotzige Miene so lieblich stand! Plötzlich flog eine Henne über den Hof, von der Katze verfolgt, und da sie keinen Ausgang fand, hob sie die Flügel und setzte mit ängstlichem Geschrei über die Planke, wo sie matt und müde neben Elieh niederfiel.

Unbewußt was er tat, bückte sich Elieh nieder und ergriff das flatternde Tier, das sich umsonst dagegen wehrte. Gleich darauf trat Anna zum Tor hinaus. Als sie den Bocher erblickte, blieb sie erschrocken stehen, seine Ähnlichkeit mit Anschel mochte ihr aufgefallen sein. Elieh reichte ihr die Henne hin, die das Mädchen fast zögernd empfing.

Elieh stand ihr zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

„Du hättest die Henne nicht fangen müssen," sagte das Mädchen, indem sie das scheue Tier mit ihren Händen streichelte, „sie hätt' den Weg schon zurückgefunden."

„Sie ist mir grade vor die Füße geflogen . . . hätte ich sie da nicht aufheben sollen?" entgegnete Elieh stockend.

Das Mädchen schaute auf; über Eliehs Antlitz flog die Röte einer Fieberhitze, dann heftiges Erblassen.

„Bist du schon lange im Dorfe?" fragte mit einem Male das Mädchen.

„Weißt du das nicht?" entgegnete leise Elieh.

„Bist du denn mit ihnen gekommen?" fragte nach einer Weile das Mädchen, und die Richtung ihrer Augen blickte nach dem Hause seiner Familie hin.

„Du hast mich gleich in der ersten Nacht, wo wir gekommen sind, gesehen, und ich dich," sagte Elieh mit Mühe.

„Ich habe dich gesehen?" rief das Mädchen und trat einige Schritte gegen das Tor zurück.

„Du weißt vielleicht davon nichts," sagte Elieh, „aber ich weiß davon. Ich bin da auf dem nämlichen Platze gestanden . . . du hast aber mit einem andern gesprochen."

„Warst du der?" rief das Mädchen, und das Trotzige ihres Antlitzes nahm einen beinahe düstern Ausdruck an.

„Und mit dem andern hast du gesprochen," fuhr Elieh fort, dem mit dem Sprechen ein Gefühl von Mut gekommen war, „mit mir aber nicht! Mit ihm bist du gegangen und gestanden; auf mich aber hast du nicht gesehen . Als

wenn ich in der Welt gar nicht wäre, sieht kein Mensch auf mich — nicht mein Vater, nicht meine Mutter, nicht meine Geschwister, ich bin allen wie ein Niemand ... Und so wie es meine Familie macht, so hast du es auch gemacht. Du hast mich gesehen, aber ich bin dir wie nichts vorgekommen; du hast gewußt, daß ich im Dorf bin, aber hast du dich darum gekümmert? Wenn aber der andere sich nur von weitem gezeigt hat, da ist ihm dein Herz entgegengesprungen . . . Warum? Bin ich kein Mensch? Hab' ich keine Augen und kein Herz? Weiß ich nicht, daß du schön bist, wie nur etwas in der Welt?"

Die Worte flossen ihm rasch, in leidenschaftlicher Erregtheit über die Lippen. Wer lehrte ihn so sprechen? in einer Sprache, die er eigentlich nie gelernt? War es Wojtechs Gebetbuch? War es eine jener unerklärlichen Kraftanstrengungen der Seele, die aus ungesehenen Quellen schöpft?

Heute noch ein kränklicher „Bocher", dem die Eltern den Talmud gleichsam als Vorbereitung zu einem frühzeitigen Tode überließen, hatte er über Nacht geistige und leibliche Fesseln gesprengt, und stand nun als der Elieh da, der solche Worte sprach!

Das Mädchen hatte ihn schweigend angehört, aber aus seinen Mienen war der düstere Trotz verschwunden, es fürchtete sich! Vielleicht dachte sie, ein Wahnsinniger stünde vor ihr. Sie sah besorgt um sich her; plötzlich griff sie nach dem Tore und stieß es auf. Elieh trat rasch auf sie zu.

„Fürchtest du dich vor mir?" rief er; „warum läufst du vor dem andern nicht fort? Wie lange habe ich auf diesen Augenblick schon gewartet, und jetzt willst du mich hier stehen lassen? Ich muß dir ja alles sagen ... Willst du denn, daß ich noch einmal sterbe? Einmal hast du mich vom Tode aufstehen gemacht ... soll ich dir nicht einmal danken dafür?"

Diese Worte mochten das Mädchen noch mehr in dem Glauben beschränken: Elieh spreche als ein Unsinniger zu ihm. Sie ermannte sich in ihrer Furcht, sie konnte sogar lachen.

„Ich hab' in meinem Leben keinen Toten gesehen," rief sie, „wie hätte ich einen wieder zum Leben bringen können?"

„Soll ich dir sagen, wie?" begann Elieh sogleich.

„Du weißt vielleicht nicht, daß ich auf den Tod krank war, und daran warst du schuld! . . . Meine Mutter und unser Knecht Wojtech haben schon geglaubt, die Seele hätte mich verlassen; denn ich habe nicht mehr geatmet. Aber ich habe doch von mir gewußt; mitten in meiner Lage hab' ich nur an dich gedacht! Da war's in einer Nacht, . . . alles war ruhig in unserm Hause; nur Wojtech und meine Mutter haben bei mir gewacht. Aus dem Wirtshause her hab' ich die Musik gehört, . . . mein Kopf, hab' ich gemeint, zerspringt mir davon. Meinst du von der Musik? Nein! ich habe gedacht, daß du jetzt dort bist und mit anderen tanzest . . . Auf einmal höre ich Schritte vor unserm Hause, . . . es klopft einer an das Fenster. Du bist's gewesen! . . . du hast damals gerufen und davon bin ich gesund geworden. Von der Minute an war ich für immer gesund! Jetzt sag': ist das wahr oder ist's nicht wahr?"

„Selbes ist wahr," sagte das Mädchen nachdenklich, und warf einen aufmerksamen Blick auf Elieh, „ich bin die gewesen, die damals an das Fenster geklopft hat. Aber, daß es dir hätte gelten sollen," setzte sie stockend hinzu, „davon weiß ich nichts."

„Ich weiß, wem es gegolten hat," rief Elieh schmerzlich, „du brauchst mich nicht erst daran zu erinnern. Aber er hat geschlafen und hat nicht gewußt, daß du es gewesen warst! Ich aber, ich habe gewacht, ich habe dich gesehen. Mich hast du vom Tode aufstehen gemacht! Kommt dir das

nicht vor, als ob's eine besondere Schickung wäre? Unser Wojtech hat's für ein Wunder gehalten."

„Glaub das nicht," sagte das Mädchen tief errötend, „ich hab' einen Spaß gehabt in jener Nacht, aber an etwas Ernstes hab' ich nicht gedacht."

„Hat er vielleicht nicht geschlafen," rief Elieh, „kannst du das ableugnen? Frag ihn, ob er im Ernst an dich denkt? Ich seh' ihm's ja an, an was er denkt."

„Weißt du das auch?" schrie sie und trat an Elieh nahe heran, daß ihn ihr Atem berührte.

„Ich weiß alles!" sagte Elieh.

Warum erzittert das ganze Wesen des Mädchens unter diesen Worten? Sie sah den Bocher mit einem Blicke an, der ihm tief bis an die Seele drang. Er selbst mußte die Augen davor niederschlagen. Da sagte sie halblaut:

„Heute nacht komme her, das Tor wird offen sein ... und du wirst nicht warten müssen. Ich habe mit dir zu reden."

Elieh antwortete nicht; als er aufschaute, war das Mädchen fort ...

Als die Nacht herangebrochen, die volle, sternenstrahlende Nacht, stand Elieh an der Hausplanke. Welch eine tiefe atemlose Ruhe in der Natur, in dem ganzen Dorfe! Welch eine warme, drückende Luft!

„Pst! Bist du da?"

„Ja!"

„So komm!"

Das Tor der Hausplanke öffnet sich geräuschlos. Elieh schleicht über den Hof; eine Hand leitet ihn und diese Hand ist fieberhaft heiß. Da regt sich etwas Schwarzes, Geheimnisvolles zu seinen Füßen, .. es flattert auf. Es ist eine Henne, vielleicht dieselbe, die heute am Morgen fliehend vor der Verfolgung an ihn herangeflogen kam. Fand der arme Vogel seitdem keine Ruhe? ...

Halb und halb ist die Nacht vergangen, die geheimnisschwere, dunkle Nacht! Haben Engel gewacht, droben über den goldenen Sternen? Schliefen sie, während ihre heimtückischen Stiefbrüder hohnlachend sich niedersenkten, um auszuführen, was verräterische Leidenschaft und gedemütigte Liebe sich zuraunten? . . .

Als Elieh wieder an das Tor der Hausplanke kam, flatterte die Henne nicht mehr. Die ersten Streifen der kommenden Morgenröte fuhren auf am östlichen Himmel; die Luft zog schneidend kalt. Leise öffnete, unhörbar schloß sich das Tor. Ebenso geräuschlos schwang er sich über das niedere Tor des väterlichen Hauses. Alles war stille . . . Als er niederstieg, stießen seine Füße an eine lebendige Körpermasse. Es war Wojtech, der die Abwesenheit Eliehs bewacht hatte. Schlaftrunken fuhr der Knecht in die Höhe, und wie aus tiefstem Traume erwachend, lallte er:

„Hab' ich nicht recht gehabt, hochwürdiger Herr?"

Elieh eilte ohne Antwort auf seine Kammer.

---

22. Vetter Koppel ist unruhig.

Bisher konnte das Verhältnis unserer Familie zum Dorfe ein vereinsamtes genannt werden. Es war ein Leben düsterer Ungeselligkeit, das sie geführt, ohne Licht und Augen, um zu sehen, was neben ihnen geschah, was rechts und links vorging. Es wird niemanden befremden, daß Nachime keine der Frauen des Dorfes kannte, aber daß auch sie von den

wenigsten gekannt war. Seit ihrem ersten Feldgang hatte sie keinen Schritt zum Hause hinaus gemacht. In dieser Ungeselligkeit lag zugleich etwas entschieden Unnatürliches, das fühlte Nachime selbst. „Was liegt mir an ihnen?“ beantwortete sie selbst zuweilen den in ihr aufsteigenden Vorwurf; „will ich eingeladen sein zu ihren Hochzeiten und Wochenbetten!? Was ich nicht davon habe, wenn mir Pawels Weib ihre neue Jontef=(Feiertags=)Haube zeigt, oder wenn sie mich nicht zu ihrer Freundin macht!“ So sprach nicht der Stolz aus ihr, denn für den Stolz fühlte sie sich zu gedemütigt; aber es bewies nur, daß sie das Bedürfnis nicht empfand, an eine Menschenseele sich anzuschließen. In ihrer wilden Abgeschlossenheit genügte sie sich selbst, und „ich hab' genug an mir selbst zu tragen“, wiederholte sie so oft, bis sie es glaubte.

Im Grunde war aber Rebb Schlome noch ungeselliger als Nachime. An ihm zehrte nicht nur der Widerstand seines Weibes, ihre bittere Stimmung, ihr gänzlich verändertes Tun und Lassen; ein Geist, auch sonst des Menschen mächtigster Feind, gewann täglich mehr Boden in ihm; es war seine eigene Untätigkeit. Eine Art dumpfen Hinbrütens hatte den starken Mann überfallen, und gerade seine herrische Natur vermochte ihn nicht daraus zu reißen. Wohl schweifte er in anscheinender Geschäftigkeit durch die Räume des Hauses, sah sich dies und jenes an, strich oft halbe Tage zwischen den Feldern umher, aber das alles hatte keinen rechten Sinn und Schick. Das fühlte eben die gebieterische Natur dieses Mannes bald heraus. Wem sollte er befehlen? Anschel verstand vom „Feld“ jetzt schon viel mehr, als Rebb Schlome sich es jemals hätte einfallen lassen. Das „Jüngel“, mußte er sich gestehen, nahm sich der Sache wie ein rechter „Barjin“ an; er konnte ihm nicht anders als unbedingtes Lob erteilen. Aber das komme von seiner Strenge, rühmte er sich zugleich, mit der er Anschel von Kindheit auferzogen;

das Jüngel sehe ein, daß sich sein Vater auch für ihn geplagt habe und tue eigentlich nichts als seine Pflicht und Schuldigkeit. Wenn er sich nicht auf sein eigen Blut verlassen könne, auf wen denn? Für die Kinder habe er ja eigentlich auf dem Dorfe sich angekauft, damit die ein „gesichert", festes Brot haben sollten, und darum habe er so eilig nach dem kaiserlichen Geschenk gegriffen.

Nicht einmal den Bauern schloß er sich an; er wich jedem Begegnenden aus, wie er nur konnte. Fürchtete er mit ihnen in Gespräche über Feld und Wirtschaft verwickelt zu werden? Fürchtete er zu sehr in der ganzen Nacktheit seiner Unwissenheit vor ihnen da zu stehen? Er sah in den Bauern überlegene Naturen, in einer Sache, in der er und sie auf gleichem Fuße sich befanden. Was hatte er vor ihnen voraus? Er verstand ja nichts vom „Feld"! Was nützte ihm sein hellerer Kopf, seine „Politik"? Immer mehr drängte sich ihm die Selbsterkenntnis auf, daß er, Rebb Schlome Hahn, der sich untermessen, dem Kaiser einen Gefallen zu erweisen, indem er Bauer wurde, nicht einmal über jene Kraft zu gebieten hatte, die dem schlechtesten Bauernknechte innewohnte!

Schwer, aber mit unabweisbarer Gewalt drängte sich diese Selbsterkenntnis dem starken Manne auf; sie war es, die sein planloses Umherstreifen, seine unlustige Stimmung erzeugte, die ihn scheu, als wäre er sich eines Verbrechens bewußt, an seinen nächsten Nachbarn vorübergehen hieß.

Die bevorstehende Ernte brachte zu diesem innerlich lohenden Feuer erst den rechten Wind. Rebb Schlome wollte von dieser Ernte fast nicht hören; so oft die Rede darauf kam, konnte er in augenblickliche Gereiztheit geraten. „Was man wolle? Was man immer und immer davon spreche? Ob man sich den Gottessegen ‚verschreien' wolle?" Anschel sah den Vater oft in starrem Staunen an; wie konnte er so etwas begreifen? Einmal fragte er ihn:

„Was meinst du, Vater? Fangen wir die nächste Woche zu schneiden an? Auf den Dörfern in der Umgebung schneiden sie schon seit zwei Tagen."

„Nun, und warum läßt du nicht schneiden?" gab Rebb Schlome beinahe höhnisch zur Antwort.

„Ich?" rief Anschel. „Darf ich etwas unternehmen, was du nicht befiehlst?"

„Du hast ja einen, an den du dich wenden kannst," meinte Rebb Schlome in demselben höhnischen Tone. „Warum wendest du dich nicht an deinen Lehrer Wojtech, und fragst ihn, wann man anfangen soll?"

„Was denkst du, Vater," rief Anschel mit Eifer, „soll ich den um Erlaubnis fragen? Darüber hat der Herr zu entscheiden, und nicht der Knecht."

„Frag' mich nicht," gab Rebb Schlome trotzig zur Antwort.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man annehmen wollte, ihm wäre die Sorge um den Erfolg der Ernte weniger zu Herzen gegangen als Nachime oder Anschel. Er schämte sich nur einzugestehen, daß er eigentlich in der wichtigsten Zeit ihres neuen Lebens wenig zu sagen haben werde. Was fragten sie ihn, wann geschnitten werden sollte? Wußte Anschel das nicht besser als er? Lag in dieser Frage ein versteckter Spott? Das Bewußtsein der eigenen Untätigkeit während der ganzen Zeit ihres Bauerntums hatte ihn so übermannt, daß ihm das Unbefangenste voll Absicht schien, und ein finsterer Groll nahm immer mehr in seinem ohnehin verbitterten Gemüte überhand.

Bei allem war es ihm jedoch klar, daß er sich in dieser Zeit als den alten Rebb Schlome zeigen müsse. Sollte er sich das eigene Kind so über den Kopf wachsen lassen? murrte es in ihm, „so mir nichts, dir nichts?" Anschel als den alleinigen Lenker des Hausgeschickes sich benehmen lassen? Zuletzt werde er in seinem eigenen Hause eine Art Vetter

Koppel vorstellen, werde froh sein müssen, wenn man ihm um Gottes willen die schlechteste Stelle im Hause einräumen oder aus Mitleid einen Bissen verabreichen werde. Dagegen bäumte sich aber seine grollende Seele. „Sie sollten sehen," rief es mit tausend Stimmen aus ihm, „daß mit mir nicht zu ‚spaßen' ist. Wenn tausend ‚Anschels' kommen, lasse ich mir doch nichts vorschreiben."

Am Abende desselben Tages sagte Anschel zu Tille, doch so laut, daß es alle in der Stube hören konnten:

„Weißt du, Tille, wann wir schneiden werden? Wenn du das errätst, so kriegst du etwas von mir."

„Wann?" rief das Kind mit Lachen, „das Getreide ist ja reif. Meinst du, ich weiß nicht, was ein reifer Halm ist? Gestern erst hab' ich einen herausgezogen und hab' die Körner gezählt."

„Und ich sag' dir, Tille," rief Anschel lustig, „es ist so gut wie gar kein Korn darin."

„Wieso?" meinte das Kind.

„Lieb' Kind," rief Anschel. „Wenn man ein Feld nicht schneidet und darauf wartet, bis was Gott gegeben, verfault und verwittert, daß man's dann nicht einmal als Streu für die Kuh im Stalle ausbreiten kann, sag selbst, ist's dann nicht einerlei, ob hundert Körner an so einem Halme sind, oder nur ein einziges Korn?"

„Geht die große Weisheit auf mich?" fragte, nachdem Anschel eine Weile geschwiegen, die tiefe Stimme Rebb Schlomes.

Nachime horchte hoch auf. So viel ward ihr jedoch augenblicklich klar: Anschel hatte recht. Galt es nicht das Feld? War nicht die Rede vom Verfaulen und Verwittern des Getreides gewesen? Aber so groß war zugleich die alte Machtvollkommenheit Rebb Schlomes, daß Anschel durch diese wenigen Worte zum Bewußtsein seiner Stellung gemahnt ward, und ihm jede Gegenrede auf der Lippe erstarb.

„Willst du auch schon klüger sein, als dein Vater?“ rief Rebb Schlome mit finsterem Ernste, „auch schon über ihn dich zum Richter setzen, weil du ein paar Wochen lang mit einem Bauernknecht zusammen gearbeitet hast? Willst auch schon ihm täglich vorhalten, wie du es besser gemacht hättest, und daß alles, was er gemacht hat, in Grund und Boden hinein schlecht und faul ist? Willst du auch?“

Das ging Nachime an! Die Anspielung war auf sie losgedrückt worden; es hätte nicht einmal eines so mittelbaren Angriffes bedurft, um Nachimes Gemüt in Aufruhr zu bringen. Mit einem Male drängten sich alle die Geister, die seit ihrem ersten Feldgang eingeschlummert schienen, in wilden Haufen an die Oberfläche; sie hatten unter gar zu dünner Decke gelegen.

„Das eigene Kind wird sich doch ein Wort erlauben dürfen,“ sagte sie zitternd, halb abgewandt von Rebb Schlome, halb an die Kinder gerichtet, „das eigene Kind wird doch ein Wort reden dürfen in einer Sache, die ihn so gut angeht, wie eines von uns. Wenn er noch gesagt hätte: ‚Vater, gib Geld her, ich will ins Wirtshaus, will's vertrinken und verspielen, und wenn du's nicht gutwillig hergibst, so werd' ich Gewalt brauchen!‘ Was hat er denn gesagt? Man soll das Korn auf dem Feld nicht verfaulen lassen und soll dazu sehen, daß man nicht zum Schaden kommt. Ist das ein gar so gewagt Wort?“

In diesem Augenblicke ward es Anschel erst recht klar, wie weit Vater und Mutter auseinander standen, wie jede Annäherung nur scheinbar gewesen. So bitter schneidende Worte, einen so höhnisch und zornig zugleich klingenden Ton konnte nur unversöhntes Gekränktsein finden! Aber, wiewohl die Mutter diesmal mehr für ihn, als für sich selbst eingestanden war, sah Anschel dennoch ein, daß er auf seiten des Vaters stehen müsse. Darum rief er rasch:

„Mutter, was strengst du dich so an, um etwas zu be-

weisen, was eigentlich nicht zu beweisen ist? Laß doch dem Vater über, was er allein zu bestimmen hat. Wer denn soll befehlen? Wenn der Vater glaubt, ich hab' unrecht, und er recht . . . so hab' ich unrecht."

Nachime warf einen merkwürdigen Blick voll Befremdung auf den Sohn, dessen Abbitte nach einer so schweren Beleidigung, wie sie ihm widerfahren, sie in diesem Augenblicke nicht begriff. Aber auch aus den Augen Rebb Schlomes, der unbewegt die Worte Nachimes und Anschels über sich hatte ergehen lassen, drang ein Blick hervor, nicht des Staunens und der Befremdung, aber der Dankbarkeit. Es mochte dem starken Manne wohltun, daß ihm das eigene Kind mit schwerer Selbstüberwindung half, einem Kampfe auszuweichen, vor dem er sich scheute.

Rebb Schlome sprach auch ferner kein Wort. So brach in fast unheimlicher Weise der spitze Kampf ab; kein Grollen, kein fernes Wetterleuchten fand statt; es schien, als wäre ein Unsichtbares plötzlich zwischen sie getreten und hätte ihnen unverbrüchliches Schweigen auferlegt.

Dieser Abend war jedoch dazu bestimmt, noch eine andere grollende Stimme gegen Rebb Schlome erheben zu lassen. Als alles sich schon zum Schlafengehen anschickte, ging Vetter Koppel plötzlich auf ihn los und ergriff ihn mit zitternder Hand am Arme.

„Rebb Schlome," rief er mit seiner weinerlich-kläglichen Stimme, „wo bleibt denn mein ‚Mogen Dovid'? Soll ich denn noch länger darauf warten?"

Rebb Schlome überhörte im ersten Augenblicke das Anliegen des Vetters, dann meinte er, aus tiefster Zerstreutheit erwachend:

„Was wollt Ihr von mir, Vetter? Hab' ich ihn in meinem Sack? Ihr wißt ja, wo er ist?"

Schluchzend rief der letzte Soldat aus Absalons Heere: „Rebb Schlome Hahn! Ich rat' dir's, bring mir

meinen Mogen Dovid zurück, es könnt' sonst nicht gut gehen."

Zu jeder anderen Gelegenheit hätte vielleicht diese Drohung, wie sie weinerlich zornig so oft aus dem Munde des alten Vetters kam, gleichgültige Zuhörer gefunden; heute überschlich sie die Herzen aller mit einem gewissen Grauen. Allen war es, als ob der kindische Vetter noch niemals mit solcher Entschiedenheit etwas gesagt; vielleicht gemahnte sie etwas wie ein unausgesprochener Fluch, der unheilbringend hinter seinen Worten lauerte.

„Vetter Koppel," rief Nachime entsetzt, „was redet Ihr da vom Schlechtgehen? Wem könnt' es nicht gut gehen?"

„Weiß ich, Nachime?" meinte Vetter Koppel schluchzend. „Aber im dicken Wald," sagte er darauf, als besänne er sich, „da werden die höchsten Bäume zusammenstürzen und werden auf der Erd' verfaulen. Dann wird's einerlei sein: sind hundert Körner im Getreide oder nur ein einziges Korn."

Offenbar hatten sich hier die früher im Spotte hingeworfenen Anspielungen Anschels in die alten Vorstellungen des Vetters von seinem Walde eingewebt; nichtsdestoweniger fühlten sie sich davon kalt angeweht. Keiner hatte den Mut, den Eindruck durch ein Witzwort wegzuspülen.

„Vetter Koppel," rief endlich Rebb Schlome mit wahrem Ernst, ganz gegen die Weise, wie er sonst mit dem Anhänger des rebellischen Königssohnes zu sprechen pflegte, „Vetter Koppel, heißt mich wie Ihr wollt, wenn ich Euch nicht morgen in aller Frühe Eueren Mogen Dovid zurückbringe. Ich geh' selbst zum Richter und werd' ihn bereden, daß er mir ihn zurückgibt. Seid Ihr damit zufrieden, Vetter?"

Vetter Koppel fand in seinem wirren Kopfe wahrscheinlich keine Antwort; er ließ die zitternde Hand von dem Arme Rebb Schlomes los, worauf sie in einem fort geruht, und schlich dann in seine Kammer. Er ahnte nicht,

welche Bedeutsamkeit sein umnachtetes Leben heute zum ersten Male gewonnen und daß Rebb Schlome in der Tat entschlossen war, die Löwen Judas aus ihrer Verbannung wieder in sein Haus zurückzuführen.

---

23. Zwischen den Garben.

Rebb Schlome hatte das Versprechen, das er am Abend vor dem Schlafengehen dem Vetter gegeben, wirklich nicht vergessen. Eine seltsame Unruhe ließ ihn kaum den Anbruch des Tages erwarten; er eilte mit dem Morgengebete und wartete nicht einmal auf das Frühstück. Die Nacht hatte seinen Entschluß nicht verweht.

Verwundert blickte Nachime dem Davoneilenden nach; in ihr war der Eindruck des gestrigen Abends beinahe verwischt. Sie mußte sich erst erinnern, zu welchem Zwecke ihr Mann am frühen Morgen den Richter besuchte.

„Merkwürdig," sagte sie zu Anschel, der mit nicht weniger Befremden die Hast des Vaters anstaunte, „merkwürdig, wie er ist! Da fürchtet er sich, daß ihm Vetter Koppel das Haus verschreien könnt', und jetzt geht er ungebeten, wie wenn ihm's einer befohlen hätte, bloß weil der alte Vetter seinen ‚Mogen Dovid', sein Spielzeug will! Wie versteht man das?"

„Mir scheint, Mutter," entgegnete Anschel, „wir verstehen uns alle auf den Vater nicht."

Nachime schüttelte den Kopf.

Es dauerte nicht lange, so kam Rebb Schlome zurück. Sein Gesicht schien kummervoll, seine sonst aufrechte Haltung

gedrückt. Vetter Koppel war in der Stube und verzehrte sein Frühstück; er hatte den Eintretenden nicht bemerkt. Als aber Tille, wenn auch im leisen Tone, dem Vater nur das einzige Wörtchen: „Nun?“ zurief, horchte er auf und legte den Löffel sogleich zur Seite.

„Er gibt's nicht her,“ sagte Rebb Schlome halblaut, „ich könnt' ihm Tausende dafür anbieten . . . er gibt's nicht her.“

„Wirklich nicht?“ rief das Kind in seiner Enttäuschung.

„Was willst du tun?“ meinte Rebb Schlome, und jetzt erst zeigte sich, wie kummervoll und grämlich der ganze Ausdruck seines Wesens war. „Willst du mit einem Bauer Weisheiten ausreden? Der Bauer hält auf den Mogen Dovid, man kann auf die schönste goldene Uhr nicht so viel halten. Das wenigste meint er, ist, daß Stall und Hof vor Unglück bewahrt sind und daß kein Feuer Gewalt hat über sein Haus. Aber er hat noch eine andere Idee davon. Er meint, solange er ihn hat, kann überhaupt nichts Böses in sein Haus kommen.“

„Glaubt das der Bauer auch?“ rief das Kind.

„Wer glaubt's denn noch?“ fragte Rebb Schlome und ein scheuer, erschrockener Blick glitt hastig über Tille hin.

„Ich mein' nur!“ sagte Tille und brach schnell ab.

„Was willst du aber tun, wenn er's doch nicht hergibt?“ sagte er dann ärgerlich. „So ein Bauer hat einen harten Kopf. ‚Herr Richter,‘ hab' ich gesagt, ‚ich hab' einen alten Vetter im Haus, der hat nichts auf der weiten Welt, als das, es hängt ihm sein Leben daran, und er weint und jammert danach. Gib's dem zurück, wenn du mir schon den Gefallen nicht tun willst.‘ Da ist er fast zornig geworden und hat aufbegehrt mit mir. ‚Was geschenkt ist, ist geschenkt!‘ hat er geschrien, ‚und ich geb's nicht zurück.‘ Was hätt' ich da tun sollen, ich frag' dich selbst? Der ist

imstande und hetzt das Dorf gegen uns auf, bloß weil ich ihm den ‚Mogen Dovid' wegnehmen will."

Vetter Koppel, den doch all das anging, hatte die ganze Unterredung schweigend angehört; nur die Augen hatte er abwechselnd bald auf Rebb Schlome, bald auf Tille gerichtet. Als jetzt Rebb Schlome geendigt, stand er auf und schlich zur Stube hinaus.

„Der tut sich ein Leid an, wenn man ihm nicht bald seinen Mogen Dovid zurückbringt," rief Nachime.

Rebb Schlome sagte dagegen kummervoll: „Ich hab' ja dem Bauer nicht mit Gewalt kommen können? Ich hätt' ihn ja gerne selbst wieder zurück."

„Wieder Gewalt?" meinte Nachime in tonlos spitzem Tone zu Tille gewendet. „Aber sieh, was er tut," setzte sie sogleich laut hinzu; „ich fürcht', er tut sich ein Leid an."

Anschel und Tille eilten auf dieses Geheiß zur Stube hinaus. Draußen im Hof fanden sie den Vetter neben dem Brunnen auf bloßer Erde sitzen, den eisgrauen Kopf wie sinnend in beide Hände gedrückt.

„Vetter, was machst du?" rief Tille unüberlegt hastig, indem sie zu ihm herantrat.

Vetter Koppel sah auf; sie hatten geglaubt, er weine; aber mit Staunen blickten sie in ein eigentümlich entschlossenes Antlitz, auf dem auch nicht die leiseste Spur eines Schmerzes zu lesen war. Die Augen warfen sogar einen Glanz zurück, den sie niemals daraus hatten leuchten gesehen. Er mahnte an Verstand.

„Ich denk' an meinen dicken Wald," entgegnete er ruhig, „und ich bekomm' ihn doch, wenn Rebb Schlome mich auch tausendmal noch foppt."

„Laß ihn gehen und komm," flüsterte Anschel seiner Schwester zu, „der tut sich sobald kein Leid an."

In der Tat verhielt sich Vetter Koppel an diesem Tage ruhig, und nichts an ihm verriet, daß er sich seiner plötz-

lichen Bedeutsamkeit bewußt geworden war. Bald nachdem ihn die Geschwister verlassen, stand er auf und machte, wie er dieses täglich tat, seinen gewöhnlichen Gang durch die Gasse des Dorfes. Nur am Hause des Richters blieb er längere Zeit stehen, und blickte mit seinen trüben Augen über die Planke in das Innere des Hofes hinein; dann entfernte er sich und setzte seinen Weg fort. Zu Mittag stellte er sich pünktlich im Hause ein; das Essen schien ihm trefflich zu munden, und alle schauten vielleicht zum ersten Male mit einer Art Genugtuung, wie wacker der Vetter den Speisen zusetzte, nicht anders, als ob er tagelang keinen Bissen zu sich genommen hätte.

Nach Tische zog Rebb Schlome Anschel auf die Seite.

„Meinst du denn," sagte er zu ihm leise, „ich hätt' nicht schon schneiden lassen, da ich seh', daß auch die andern schon angefangen haben?"

„Und warum doch, Vater?" wagte Anschel zu fragen.

Rebb Schlome starrte einen Augenblick vor sich hin, wie auf eine Antwort sinnend. Dann sagte er rasch, als wenn das Wort nicht schnell genug über seine Lippen kommen könnte:

„Ich hab' gewartet, bis ich den Richter schneiden seh'! Denn er ist doch die erste Person im Dorfe und von allen der Gescheiteste. Beeilt sich der noch nicht, hab' ich mir gedacht, so brauchst du dich auch nicht zu beeilen. Muß denn der Jude zuerst anfangen? Daß sie dann zu sagen haben: Der Jud' kann's nicht abwarten, bis er die Gottesgabe in seiner Scheuer hat? Er möcht' sie gern noch ganz grün sich nach Hause führen? Jetzt weiß ich, der Richter läßt morgen schneiden — also halt ich's für das beste, daß wir übermorgen anfangen."

Anschel vermochte nur zu sagen:

„Du hast recht, wie immer, Vater, und verzeih mir!"

Trotz der eigentümlichen Beweisgründe, mit denen Rebb

Schlome sein plötzliches Nachgeben rechtfertigen wollte, sah Anschel ein, daß der Vater im Grunde, um sich nicht zu demütigen, keinen bessern Ausweg hätte finden können.

Über das eisenharte Antlitz Rebb Schlomes schlich nach den Worten Anschels ein trübes Lächeln.

„Du wirst auch einmal anders werden," sagte er.

Von diesem Augenblicke an ging ein merkwürdig bewegtes Leben, wie ein frischer Windhauch nach erstickender Hitze, durch das Haus. Wohin man schaute erblickte man Anschels stämmige Gestalt, wohin man horchte vernahm man ihn. Er schien vielgestaltig und vieltönig geworden. Bald lief er absichts- und willenlos ins Dorf, bald kam er wieder zurück, und gleich darauf wieder ins Dorf, weil er, wie er meinte, dem einen oder dem andern Dreścher es nicht gehörig eingeschärft habe, morgen auch pünktlich zu erscheinen.

„Auf was freut er sich denn so?" grollte es wieder in Nachime, „auf das bissele Korn, was sie vom Feld heimbringen werden? Es ist wahr, das ist jetzt unser ganzer Reichtum, und wenn es schlecht gerät, sind wir halbe Bettler. Aber wie er so herzfreudig sein kann! Beim ‚Geschäft' war er immer schläfrig und hat nicht gewußt ein Seidenband von einem Baumwollband zu unterscheiden, und jetzt?"

Mehrmals versuchte sie auch dem Strome, auf dem Anschel in wilder Lust dahinschwamm, einen Damm vorzubauen, indem sie den freudebewegten Sohn festhalten und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen meinte. Aber Anschel entglitt ihr jedesmal und stand ihr nicht Rede.

„Leider Gottes," sagte sie betrübt, „er ist heute wie ausgewechselt. Man kann sich gar nicht mit ihm ausreden."

Der Morgen brach an. Schon in aller Frühe waren Anschel und Wojtech nebst den anderen Knechten fortgegangen. Es war nicht lange nach Sonnenaufgang. Später folgte ihnen Rebb Schlome. Als Nachime um ihre gewöhnliche Aufstehstunde erwachte, fand sie das Haus leer; denn

auch Elieh und Vetter Koppel waren nicht zu finden. So war sie mit Tille allein. Es läßt sich kaum sagen, welch ein Gefühl von Bangigkeit wieder über ihr Gemüt kam. Daß der wichtigste Abschnitt ihres jetzigen Lebens, von dem so viel abhing und der entscheiden sollte, ob die neue Heimat zugleich eine festbegründete sein werde — daß dieser Zeitpunkt gekommen war, ohne daß sie tätig eingriff, daß man sie so zu Hause lassen konnte, als wäre sie zu gar nichts zu gebrauchen, fiel mit Zentnerlast auf ihr wundes Herz. Das war es aber nicht allein. Sie hatte im Grunde geglaubt, das würde so in alle Ewigkeit hinein dauern; all das, was sie seit Tagen und Wochen in Bitterkeit und Groll, in Widerstand und Streit erlebt, würde nie aufhören. Nun war die Ernte gekommen, das „Brot der Ähren" sollte ins Haus geschafft werden. Draußen auf dem Felde standen sie im heißen Sonnenbrande, und die Torflügel der Scheuer waren weit offen, um die goldene Last zu empfangen! Daran hatte sie nicht gedacht, es kam ihr zu früh; sie war beinahe nicht vorbereitet darauf! Was hatte jetzt all ihr Groll und Widerstand für einen Sinn? Warum sollte sie noch in ihrer Bitterkeit verharren? Hatte ihr Mann nicht redlich Wort gehalten? Hatte er sie belogen? getäuscht? Und wieder, wie an ihrem ersten Feldgang, überall, wohin sie immer ihre Schritte lenkte, glitten ihr die vor fünfundzwanzig Jahren zwischen den Ähren eines Feldes gesprochenen Worte ihres Mannes nach: „Sieh her, Nachime, das ist Gottes Gab', da draus wird Brot! Wenn mir Gott die Kraft gibt, sollst du und das was nachkommt immer Brot haben!"

Wie die Stimme eines Gottesgerichtes schreckten sie diese Worte auf; sie war sich zum ersten Male mit voller Klarheit bewußt, daß sie sich versündigt hatte. Aber an wem? Ob an Mann und Kindern, ob an Gott oder an sich selbst, dazu schwieg ihr aufgeregtes Gemüt, darauf verstummte jede

Antwort. Doch dessen war sie sich bewußt, daß eine Sünde nicht an einem allein begangen werden kann, daß sie mit glühenden, feurigen Zungen nach allem lecke, was in den Bereich ihres heißen Atems kommt!

Aber ob sie gar kein Recht gehabt habe? Auch solche Stimmen ertönten in ihr und wurden zuweilen stärker als ihr Bangen und Entsetzen. Wenn sie gar kein Recht gehabt hatte, wie war das aus ihr geworden, was sie jetzt war? Sie konnte sich doch erinnern, daß sie ehemals einen ganz andern Charakter, eine andere Sinnesweise und Lebensanschauung hatte! . . . Was hatte sie so geändert, daß sie sich selbst nicht zu erkennen vermochte? . . .

Wie es immerhin mit diesem Rechte oder Unrechte stand, das fühlte sie: heute am Tage der Ernte konnte keine Rede davon sein. Lebendig, wie nie zuvor, drängte sich ihr das Bedürfnis auf, die jetzige Lage ihres Gemütes Gott anheim zu stellen . . . sie wollte beten.

Sie nahm nicht die täglichen Gebete vor; sie wollte jetzt nicht beten, was sie nicht verstand, und die Sprache Zions war ihr natürlich ein heiliges Geheimnis. Mit gieriger Hand langte sie nach einem kleinen Büchlein, das aus der alten Heimat den Weg in die neue gefunden hatte. Das Büchlein war ihr am Hochzeitstage von der Mutter geschenkt worden und führte den Titel: „Die fromme Tochter Israels“ und enthielt in „jüdisch-deutscher“ Sprache die Gebete, deren sich nur Frauen bedienen konnten. In der Tat stand in dem dünnen Bändchen gar viel; es war darin für jede Lage und Stimmung, für jeden Umstand des Lebens, mochte dieser ein freud- oder ein leidvoller sein, gesorgt; der unbekannte Verfasser mochte das Herz des Weibes gekannt haben.

Ihr war das fromme Büchlein fast fremd geworden; sie hatte darin seit dem Einzug ins Dorf nicht gelesen, und das Aufsuchen der Gebete ging ihr darum schwer von statten.

Sie blätterte lange darin herum, ohne eigentlich sich klar bewußt zu werden, welches Gebet sie aus dem reichen Inhalt für ihre jetzige Lage und Stimmung herausheben sollte. Es sollte ein Gebet sein, das mit dem „Felde" im Zusammenhange stand, etwa „was eine Bäuerin sich zu erbeten hat," wenn zum ersten Male die Ernte nach Hause kommt.

Sie las alle Überschriften; aber in keiner fand sie, was sie suchte. Da waren Gebete für alle Fast- und Feiertage, in und außer der „Schul" zu gebrauchen; dann kam eine große Reihe von solchen, die nur für gewisse Gelegenheiten und Anlässe bestimmt waren. Das erste begann mit der „jungen Braut" „vor der Chuppe" (Trauung) zu beten und begleitete sie so in auf und ab steigenden Linien durch alle Wechselfälle des ehelichen Lebens. Nachime überblätterte sie alle; als sie zu der Überschrift kam „nach dem Aufstand zu beten", worunter der Verfasser nicht die Schrecken einer Revolution, sondern einfach das Wochenbett verstanden haben wollte, mußte sie sogar lächeln. Aber dieses Lächeln verschwand sogleich, als sie auf einer der nächsten Blattseiten das Gebet zur „Jahrzeit" auf dem Grab einer Mutter fand. Doch auch darüber huschte sie leicht hinweg; ihre Seele wollte ja aus schmerzlichen Erinnerungen heraus und Worte für den gegenwärtigen Moment finden. Immer trüberen Inhalts wurde von da an das Büchlein; da betete eine Frau „für ihr krankes Kiud", auf einer andern Seite dankte sie wieder dem Schöpfer, daß er es genesen ließ. Gleich darauf hatte sie wieder Anlaß, sich an ihn zu wenden: „das Kind hatte einen schlechten Lebenswandel eingeschlagen" und die Mutter bat um Erleuchtung, um Besserung ihres Kindes!

So hatte sie das ganze Büchlein vom Anfang bis zum Ende durchblättert und nicht die kleinste Überschrift „überschluppert"; aber als sie nun an die letzte Blattseite gekommen war, bemerkte sie mit einer gewissen Verblüffung,

daß sich das rechte Gebet nicht gefunden hatte. In fünfundzwanzig Jahren hatte ihr „die fromme Tochter Israels" die treuesten Dienste geleistet; es war nicht eine Lebensfrage, auf die sie ihr während dieser langen Zeit nicht eine gehörige Antwort geleistet hätte, — und jetzt schwieg auch sie? Nachime hielt das für unmöglich; mit fieberhafter Hast durchflog sie noch einmal den Inhalt des Büchleins; nirgends fand sie, „was sich eine Bäuerin zu erbeten hat, wenn zum erstenmal die Ernte nach Hause kommt."

„Lebendiger Gott!" seufzte sie aus der Tiefe ihrer Seele, „ist das auch eine Schickung von dir, daß ich jetzt nicht einmal ein Gebet finden kann, was mir paßt? Ich will ja beten."

Plötzlich fuhr es wie ein jähes Licht an ihren Augen vorüber; jetzt wußte sie, warum „die fromme Tochter Israels" für sie keine Antwort hatte.

„Wie ist mir?" schrie sie, „wie soll der, der dieses Buch gemacht hat, wissen, daß ich einmal existieren werde? Hat es denn damals schon Bäuerinnen gegeben? Da sieht man erst recht, was sie aus mir gemacht haben . . . Nicht einmal ein ganz kurzes Gebet ist ihm für mich eingefallen! Wie hätt' er auch daran denken sollen? Es hat ja keine Bäuerinnen gegeben, und ich — ich, Nachime Hahn, muß eine sein!" Erbittert warf sie das Buch weit weg von sich, und hob es dann wieder erschrocken auf.

„Du kannst ja nicht dafür," sagte sie, wie zur Entschuldigung der beleidigten „frommen Tochter Israels", indem sie einen sühnenden Kuß darauf drückte, „daß ich für meinen Zustand in dir nichts finde! Für eine Bäuerin gibt es kein Gebet, darauf hat das Buch ganz vergessen."

Nachime betete also nicht; ihre Seele schwankte zu sehr unter der Wucht der verschiedenartigsten Stürme, denen sich ihr Sinnen und Trachten an diesem merkwürdigen Morgen willenlos hingab. Die Folgen dieser Selbstmarter stellten

sich auch bald heraus. Nachime fühlte sich plötzlich matt zum Sterben. Sie mußte sich niedersetzen; vor den Augen hing es ihr wie ein grauer Schleier, nur ihr Herz pochte und schlug; es war das einzige, was noch Leben in ihr zu haben schien. Da glaubte sie wirklich zu sterben, und ein Gefühl süßer Zufriedenheit überkam sie, wie es aus solcher Seelenmattigkeit sich gewöhnlich zu erzeugen pflegt.

„Wenn mich jetzt Gott zu sich abberufen möcht',“ sprach es in ihr, „so wär' es doch das Beste, was mir geschehen könnt'. Was soll ich noch auf der Welt? Besseres wird so nicht nachkommen, und so fortzuleben, wie ich lebe, steht ja gar nicht für die Mühe. Meinen Leuten mach' ich so nichts als Herzleid und Kummer; sie werden noch Gott danken, daß er mir den Gefallen getan und mich zu sich genommen hat. Der Tod wär' mir das Beste.“

Der Gedanke an das Ende ihrer Tage hatte für sie seine Schrecken verloren in diesem Augenblicke; sie schloß auch die Augen, als ginge es wirklich zum Sterben. Allmählich sänftigte sich der Strom des Blutes, der ihr noch immer wild und unbändig durch die Adern schoß; die mächtigen Gewalten, unter denen sie vorher erbebt, wie ein schwaches Rohr im Winde, hatten sich in unnahbare Tiefen begeben; sie schlief. Ohne Traum, ruhig atmend, lag sie auf dem Stuhle. Wie lange sie so geschlummert, wußte sie selbst nicht, aber plötzlich wachte sie auf und sah Tille lächelnd vor sich stehen.

„Bist müd', Mutter?“ fragte das Kind. „Warum schläfst du denn nicht weiter? Ich will gleich fortgehen.“

„Hab' ich denn geschlafen?“ rief Nachime erschrocken, indem sie rasch vom Stuhle aufsprang. „Du wirst mich schön auslachen, Tille,“ setzte sie hinzu, „wieso ich grad' heute, am hellen lichten Tag hab' schlafen können, und es gibt doch heute so viel zu tun!“

„Warum nicht?“ sagte Tille, „du warst müd' und da sind dir die Augen zugefallen.“

„Bist du bei Sinnen, Tille,“ rief dagegen Nachime zürnend. „Heut' willst du, daß ich schlafen soll? Für so viel Leut' ist zu kochen und zu sorgen . . . Wie Wölfe werden sie kommen, die ein paar Tage gefastet haben, und ich soll faul sein und mir wohl tun? Ich weiß gar nicht, wie du darauf verfällst. Ich sollt' schon am Feuer stehen . . .

„Dafür hab' keine Sorge, Mutter,“ sagte lachend das Kind, „es sind ja kaum die Kühe ausgetrieben worden.“

Wunderbares Spiel der Seele! Nachime hatte alle Müdigkeit vergessen. Ihre Augen blickten hell und leuchteten in einem eigentümlichen Glanze. Am prasselnden Feuer, angeleuchtet von der freundlichen Glut, geschäftig hin und her wandelnd, wer hätte in dieser Nachime dieselbe erkannt, die vorhin zu sterben vermeinte? Tille half ihr getreulich, trug zu und ab, und man sah es dem Kinde an, mit welcher Freudigkeit es die Mutter unterstützte. Nachimes ganze Seele, all ihr Sinnen und Trachten schien jetzt beim „Kochen“ zu sein; sie schien keine andere Sorge zu kennen als daß das Fleisch gar werde, die Suppe nicht anbrenne, und das Schmalz nicht in die Flamme gerate.

So war der halbe Vormittag Nachime vergangen, sie wußte nicht wie? Mitten in ihrer Geschäftigkeit hatte sie nur wenig an die draußen auf dem Felde arbeitenden gedacht. Zum ersten Male seit langen Wochen befand sie sich in jenem Zustande von Gedankenlosigkeit, die zuweilen das Anzeichen einer innerlichen Glückseligkeit ist . . .

Es mochte nicht weit zu Mittag sein, als Tille mit einem Male in die Küche mit den Worten stürzte: „Sie kommen, sie kommen, Mutter! Gleich werden sie da-sein!“

„Wer, wer?“ rief Nachime.

„Der Wagen, das Feld, ich will sagen das Getreide,“

rief das Mädchen in atemloser Verwirrung, „und oben auf dem Wagen sitzt Anschel und kutschiert."

Kaum hatte sie das gesagt, als sie schon wieder zur Küche hinauseilte. Nachimes Wesen erzitterte unter dieser Nachricht! Dieselbe Mattigkeit, die sie am frühen Morgen überfallen, kam wieder über sie; sie war dem Umsinken nahe. Wovor erschrak sie? Diesmal war sie jedoch stärker als diese ermattende Gewalt. Ohne daß sie es wollte, hatte sie die Kraft errungen, sie zu überwinden. Sie hörte lustiges Peitschengeknall . . . zögernd ging sie aus der Küche und kam, wenn auch mit wankenden Füßen, über den Hof an das Tor, von wo sie in die Gasse des Dorfes blicken konnte.

Da kam der mit Garben hochauf beladene Wagen, von zwei Pferden gezogen, die nur langsam mit der goldenen Last einhertrabten, die Gasse herauf. Oben, bis an den Hals in den Halmhaufen verborgen, saß wirklich ein menschliches Wesen, nur etwas, das einem mit einem Hut bedeckten Kopfe glich, war sichtbar. Sollte das wirklich Anschel sein? Der saß, um des lebendigen Gottes willen, auf so gefährlicher Stelle? Im ersten Augenblicke zweifelte Nachime; aber je näher der Wagen kam, desto begreiflicher war es ihrem Auge, daß derjenige, den sie auf so schwindelnder Höhe sah, dennoch ihr Kind, ihr eigener Anschel sei. Fast schwanden ihr die Sinne; sie konnte den Anblick nicht ertragen. Dennoch blieben ihr die Augen weit offen, wie von einer unsichtbaren Kraft weit aufgetan, daß sie nach dem Wagen sehen mußte. Pferde und Garben schwammen zu einem grauen Nichts zusammen; aber den Kopf auf der Höhe sah sie deutlich; es war wirklich Anschel!

Auch der „Kopf" mußte sie bemerkt haben, denn mit einem Male zogen die Pferde rascher an, und setzten sich auf einen Zuruf, der aus den Lüften zu kommen schien, in schnellern Trabe. Dadurch meinte Nachime, der Wagen käme auf sie zugeflogen, und sie erschrak noch mehr. Solche Toll-

kühnheit von ihrem eigenen Kinde hätte sie nie erwartet . . . Sie drückte sich an den offenen Torflügel an; sie hätte von diesem Platze nicht weichen können!

Doch kam erst jetzt ein in der Tat gefährlicher Augenblick. Um in den Hof einzufahren, mußte der Wagen in eine Wendung gelenkt werden. Der Roßführer mußte eine stark regierende Faust besitzen, um dieses Wagestück zu bestehen, oft hatte sie bemerkt, wie selbst Wojtech mit kleineren Lasten vorsichtig in das Tor gefahren kam, wie stramm er die Zügel anhielt, um ungefährdet sein Gespann über den gefährlichen Weg zu bringen. Jetzt war Anschel daran! . . . nur ein einziger Zug am Leitseil genügte, und die schauerliche Tat war entweder gelungen, oder er lag, herabgeschleudert von der Höhe des Wagens, zerschmettert auf der Erde! Sie hatte die Augen schließen müssen.

In demselben Moment rief es:

„Mutter, geh vom Tor weg, ich bitte dich."

Sie hatte Anschels Stimme erkannt, trotz der Ohnmacht, die sie anwandelte. Das weckte sie auch gewaltsam wieder zum Bewußtsein. Sie war vom Tore hinweggesprungen, sie hätte nicht sagen können, ob die Füße sie getragen, oder luftige Geister sie von dieser Stelle fortgerückt hatten. Sie blickte wieder auf . . . da kam das hochaufgelastete Gespann knarrend durch das Tor, daß die Garben wie Wasserwogen rauschend dahinschossen. Jetzt hielt der Wagen mitten im Hofe.

„Nun, Mutter," rief die Stimme in der Höhe, „jetzt können wir Gott danken; es geht alles gut und vom ‚Aufessen' kann gar keine Rede mehr sein."

Nachime atmete erst jetzt auf; es lag eine wahre Totenblässe auf ihrem Antlitze.

„Du hast mich aber erschreckt, Anschel . . ." sagte sie nach einer Weile, „ich werde mein Lebtag daran denken müssen."

„Warum? warum, Mutter?“ rief verwundert die Stimme in der Höhe.

„Lebendiger Gott! du kannst noch fragen,“ sprach Nachime mit Anstrengung. „Wer hat dich geheißen, da oben auf der Spitze zu sitzen, wie auf einem Turm? Hätt'st du das nicht einem andern überlassen können und wärst lieber zur Seite des Wagens gegangen?“

„Das geht nicht, Mutter . . .,“ rief Anschel mitten aus seinem Versteck heraus, „das geht nicht. Da wär' ich ein schöner Bauer, wenn ich nicht einmal das könnte . . .? Und dann hab' ich ja mein Probestück ablegen müssen!“

„Dein Probestück?“ klang es schneidend von Nachimes Lippen zurück.

„Weißt du das nicht, Mutter,“ rief Anschel auf seiner Höhe, „daß jeder neue Bauer ein Probestück geben muß? Es soll einer aus unserer ‚Gasse‘ jetzt kommen, und soll mir das nachmachen, mit einem vollgeladenen Wagen durch ein enges Tor zu fahren, daß auch nicht ein Federl herunterfällt! Meinst du, das ist eine so leichte Kunst?“

„Ich hab's ja gesehen, daß sie nicht so leicht ist,“ sagte Nachime mit an Hohn streifendem Tone, „und an deine Mutter hast du gar nicht gedacht!“

Anschel mochte es diesem Tone angehört haben, wie schmerzlich die Mutter bewegt war.

„Was wär ich für ein Bauer,“ rief er, indem er sich in der Strohlast aufzurichten versuchte, um sich ihr vernehmbarer zu machen, „wie hätten sie mich ausgelacht und ausgespottet, wenn ich's nicht zustand' gebracht hätte. Sieh her, Mutter! Das erste Korn bringen wir heim, auf dem eigenen Feld ist es gewachsen, und da hätt' ich mir nehmen lassen sollen, die erste Fuhr' in unsere Scheuer zu schaffen? Ich hab' mich so lange darauf gefreut.“

„So komm doch nur einmal herunter,“ sagte Nachime

nach einer Weile, „ich bekomme dich ja gar nicht zu sehen da droben auf dem Turm."

Das klang zwischen Besänftigung und Zorn.

„Ich kann ja noch nicht, Mutter," rief Anschel lustig, „ich muß ja das erst herunterwerfen."

So sprechend, ergriff Anschel mit kräftigen Händen zwei der mächtigsten Garbenbünde und schleuderte sie im kühnen Schwunge weit von sich, daß sie gerade vor der Scheuer niederfielen.

„Da sieh her, Mutter," rief er dazwischen, indem nun Garbe auf Garbe rauschend niederfiel, „da sieh dir das Korn an und frag dich dann, ob du jemals etwas Schöneres gesehen hast. Sie sagen auch alle: unser Feld muß etwas ganz Besonderes haben, weil es gar so gut gediehen ist. Das Korn ist so glatt und steckt in den Hülsen, man kann's unbeschrien kaum zählen. Der Vater ist herzfreudig und geht wie ein Kaiser unter den Schnittern herum; du solltest ihn sehen, Mutter, wie er befiehlt und angibt und wie sie Respekt haben alle vor ihm. Er hat ihnen Bier und Essen aus dem Wirtshause holen lassen, und du solltest jetzt hören, wie sie von uns Juden sprechen."

„Weiß er denn schon, ob's so viel ertragen wird?" unterbrach ihn Nachime.

„Das sieht jetzt schon ein Kind ein," gab Anschel zur Antwort. „Was hättest du gesagt, Mutter, wenn wir dir zum Beispiel das Mutterkorn ins Haus gebracht hätten."

„Was ist das?" fragte Nachime, der das Wort noch nie zu Ohren gekommen war.

„Das ist etwas Schreckliches, Mutter," entgegnete Anschel unter seiner Arbeit, „der Bauer, dem es auf seinem Feld zustößt, vergißt es in seinem ganzen Leben nicht. Das sind schwarze giftige Punkte, die sich ins Korn hineingefressen haben. Aber Gift muß es sein, wie von der Schlange, wenn sie einen beißt. Denn Wojtech hat mir erzählt, daß

schon Menschen gestorben sind, die von solchem Brot gegessen haben."

„So etwas ist's?" meinte Nachime schaudernd. „Und das hätt' auch an unserem Feld uns zustoßen können?"

„Das kommt wie eine Krankheit," sagte Anschel. „Heut' ist das Feld frisch und gesund wie ein Mensch, und kommst du am andern Morgen in der Früh hinaus, so ist es todkrank, und dafür ist kein Arzt. Man kann dem Feld keine Medizin verschreiben."

Nachime schwieg zu diesen Erklärungen; Anschel ahnte nicht, welches Unrecht, ja welche Unklugheit er beging, gerade jetzt diese landwirtschaftliche Vorlesung zu halten.

„Und weißt du noch was, Mutter?" fuhr er unaufhaltsam fort. „Ein alter Bauer, der alte Wazlaw Smetana, auf den sie alle viel geben, hat prophezeit, daß das nächste Jahr kein gutes sein wird, und das, meint er, ist für den Bauer, der sein Getreide nicht zu verkaufen braucht, weil er Geld nötig hat, gerade das beste. Der Vater hat schon gesagt, er will kein einziges Korn verkaufen; er will die Zeit abwarten."

„Er will nicht verkaufen?" wiederholte Nachime unwillkürlich. „Warten will er? Auf was denn?"

„Ja, Mutter," sagte Anschel, „er will abwarten, dann schlägt er los."

„Wovon werden wir denn das ganze Jahr leben?" fragte Nachime, der der Kopf zu schwindeln begann; sie übersah nicht sogleich diesen auf Jahresfrist in Aussicht gestellten Gewinn.

„Von dem da, Mutter," rief Anschel, indem er auf die Garben wies. „Meinst du denn, wir werden das alles aufessen? Dazu gehören gar viele Esser!"

Jetzt war Anschel mit seiner Arbeit fertig. Die ganze Getreidelast lag vor der Schener auf dem Boden. Hoch aufgerichtet stand der stämmige Jüngling in seiner vollen

gedrungenen Gestalt vor den Augen der Mutter. Er war von der Arbeit tief gerötet; die sehnigen Arme waren weit bis über die Ellenbogen hinauf sichtbar. Dieser Anblick jugendlicher Kraft schrieb dem Gedankenstrome Nachimes, der sich um diesen Augenblick zu trüben begonnen hatte, sogleich einen andern Weg vor:

„Du bist doch ein rechter Bauer geworden, Anschel," sagte sie in einem Tone, aus dem nicht der leiseste Vorwurf klang.

„Wenn d u das sagst, Mutter," rief Anschel, „so möcht' ich's gerne glauben."

„Willst du dich denn nicht ausruhen?" sagte sie nach einer Weile, „du wirst dich ja vor Müdigkeit gar nicht rühren können."

„Traust du mir," meinte Anschel ganz verwundert, „so wenig Kraft zu, daß mich das „bissele" Arbeit umbringen sollte? Heut' ist ein umgekehrter Jom Kippur! . . . statt zu fasten und in Schul' sitzen, muß man arbeiten und auf dem Feld stehen. Vor Abend siehst du mich nicht, und morgen und übermorgen ist das nämliche Spiel."

Damit faßte er die Zügel fester in die Hand.

„Jetzt, Mutter . . ." sagte er, „sei so gut und geh wieder auf die Seite. Ich muß umlenken."

„Um Gottes willen, gib acht!" rief Nachime mit neuem Entsetzen.

„Hab keine Sorge, Mutter," tröstete Anschel, „die Pferde kennen mich."

Nachime folgte der Weisung des Sohnes und ging einige Schritte seitwärts. Aber Anschel schien mit einem Male zu zögern, hatte an den Leitseilen zu tun, worüber eine geraume Weile verging.

„Nun, warum fährst du nicht?" rief Nachime ängstlich, „traust du dich nicht?"

„Hab' ich gar nichts auszurichten, Mutter, an gar nie-

manden?" fragte Anschel, indem er die Mutter treuherzig ansah.

Nachime mußte die Frage ihres Kindes wohl verstanden haben. Mit gesenkten Blicken und jener feinen durchsichtigen Röte auf dem Antlitze sagte sie schnell:

„Rat ihm, er soll nichts trinken, wenn er erhitzt ist, und er soll sich nicht überarbeiten, es könnt' ihm sonst schaden."

„Soll ich ihm das von mir ausrichten?" fragte Anschel leise, doch so, daß jeder Ton vernehmlich das Ohr Nachimes traf.

„Ist denn das . . . für deinen Vater nicht einerlei, ob es von mir kommt oder dir?" meinte Nachime noch immer mit gesenkten Augen.

„Ich richt' ihm's also von dir aus, Mutter," rief Anschel laut und jubelvoll.

Hatte Nachime das Haupt wie zur Bejahung geneigt? Ehe sie es sich versah, hatte Anschel die kühne Wagenwendung ausgeführt; ihrer Last entledigt, schossen die feurigen Pferde an ihr vorüber und zum Tor hinaus. Sie blieb wie angewurzelt stehen und horchte auf. Das Gerassel des Wagens verkündete ihr, daß Anschel auch das zweite Wagstück, die Biegung in die Gasse, glücklich überstanden. Langsamen Schrittes ging sie dann in die Küche zurück.

---

24. Das Mutterkorn.

Anschel hatte wahr gesprochen; der Segen kehrte sichtbar in die Scheuern Rebb Schlomes ein. Wagen kam auf Wagen; auf jedem lag die goldene Last hoch aufgehäuft,

keiner stand dem andern an Fülle nach. Wojtech und Anschel wechselten miteinander ab in der Heimfahrt. War kaum der eine mit seiner Arbeit fertig, so lenkte der andere schon das Gespann durch das heute offenstehende Tor herein. Die Knechte hatten vollauf zu tun, um die eingeheimsten Garben unter Dach und Fach zu bringen; es kamen immer neue hinzu; es schien ins Unendliche zu wachsen.

Dem allen sah Nachime mit einem Gefühle von Verblüffung zu, das von Stunde zu Stunde, von Wagen zu Wagen wuchs. Weil sie den Maßstab nicht kannte, den der Bauer an die Ernte legt mit gewohntem, sicherem Blicke, bedünkte es sie fast wie ein Wunder. — „All mein Lebtag," dachte und sprach sie in sich, „hätt' ich nicht geglaubt, daß so ein Feld, wenn man's umlegt, so viel zu ‚schaffen' gibt. Es sieht aus, als könnte ein schwaches Kind es in seinen Armen forttragen, und nun haben starke Männer vollauf zu tun und werden doch vor mehreren Tagen nicht fertig!"

Zu Mittag schickte sie durch einige Mägde das „Essen" hinaus; sie sollten es sich schmecken lassen, ließ sie sagen, es sei heute besonders gut zugerichtet, und Anschel solle „ihm" das anraten, um was sie ihn so dringend gebeten und nicht zugeben, daß er an einem so heißen Tage auf seinen Kopf bestehe; es liege ihr viel daran. Als die Mägde sich entfernt hatten, rief sie sie noch einmal zurück, und band jeder von ihnen diesen Auftrag noch besonders auf die Seele.

„Kommt noch viel?" fragte sie einmal den Knecht Wojtech, als dieser mit einer neuen Last angekommen war.

„He, Frau," sagte dieser mit schlecht verhehltem Grimme, „es muß nur sein, weil der hochwürdige Herr dabei ist, daß alles so gut geht; sonst möcht' ich das nicht begreifen."

„Ist mein anderer Sohn auch draußen?" unterbrach

Nachime den finstern Knecht. Sie erinnerte sich erst, während des ganzen Tages an Elieh gar nicht gedacht zu haben.

„Ja, Frau," sagte Wojtech, „der ist draußen, und ihm hast du es zuzuschreiben, wenn wir morgen, und vielleicht auch übermorgen mit der Arbeit nicht fertig werden. Wie könnten sonst alle Felder ringsherum aussehen, als wären drin die Ratten fett geworden bis zum Zerspringen, und nur der Jud' allein hat den Rahm der Milch davongetragen."

Offenbar war über den Knecht wieder der düstere Geist der Entzweiung gekommen. Er war in diesem Augenblicke der alte, zornige Wojtech, dem die Elbe nicht tief genug war, um alle aufzunehmen, die er haßte. Vielleicht war dieser plötzlich wieder sich aufraffende Zorn nur das Anzeichen seines gesundeten Lebens . . . Wie dem auch immer sei, auf Nachime machte die feindliche Weise des Knechtes einen fast freudigen Eindruck.

„Jetzt erst glaub' ich's recht," jubelte sie, „daß Gott uns Segen gegeben hat, und daß alles gut geht. Möcht' der Knecht so reden, wenn es anders wäre? Möcht' er sich nicht die Hände reiben? Aber so geschieht ihm vielleicht Arges genug und ist ihm winn und weh*), daß er nicht mit schlechter Nachricht kommen kann: Frau! An den Körnern zeigt sich das schwarze Gift. Wie hat das nur Anschel geheißen?"

Merkwürdig, von jenem schwarzen Gifte war ein Tropfen in ihre Seele gespritzt worden, klein, aber mächtig genug, um sie nicht von der Freude über den stets anwachsenden Erntereichtum überschäumen zu lassen. Sie konnte sich des Wortes nicht erinnern; aber der Schall, die Wirkung war in ihr geblieben. Also auch auf ihrem Felde hätte das

*) Winn: zum Weinen.

schwarze Gift wohnen können? Und wenn sie heuer davon verschont waren, wer stand ihnen dafür, daß die schwere Heimsuchung sie nicht schon im nächsten Jahre traf?

„Wie hat das schwarze Gift geheißen, von dem Anschel gesprochen hatte?" rief sie Tille zu, als sich Wojtech ohne Gruß und Wort wieder entfernt hatte.

„Ich weiß nicht, Mutter," sagte Tille.

„Du warst ja doch dabei?" bemerkte Nachime.

„Ich hab' nicht zugehört," meinte das Kind.

Nachime konnte einige zürnende Worte wegen dieser Unaufmerksamkeit nicht unterdrücken, sie hätte jenen giftigen Ausdruck gern ihrem Gedächtnisse eingeprägt, vielleicht, um ihn jedesmal in Bereitschaft zu halten, mochte sie ihn brauchen oder nicht. Schweigend, ja trübe nahm das Kind die Vorwürfe hin; für Tille war überhaupt heute kein freudiger Tag. Es nagte etwas an ihr, das Trauer und Zorn zugleich war.

Der letzte Wagen war heimgekehrt; es war Anschel, der ihn einlenkte. Mit ihm war auch Rebb Schlome gekommen; auch Elieh und der Vetter Koppel hatten sich eingestellt. Bei Mondlicht wurden die letzten Garben in die Scheuer geschafft. Wojtech war, trotz der Gegenbemerkung des müden Anschels darauf bestanden, daß das noch heute geschehen müsse; „das Korn," meinte er grimmig, „wolle auch schlafen, gestern habe es noch sein Nachtquartier vom lieben Herrgott gehabt. Ob ihm das die Juden heute mißgönnen wollten?"

Es war ein eigentümliches Schauspiel, wie sich Nachime an diesem Abend betrug. Sie hatte dem eintretenden Manne kein Wort des Willkommens zugerufen; ihr Gruß galt den Kindern, sie fragte um dies und jenes — ihm wandte sie sich nicht zu. Gegen die Kinder war sie freundlich, ja heiter, und konnte sogar lachen, als ihr Anschel vom Vetter Koppel erzählte, wie emsig er sich an der Arbeit be-

teiligt, und „richtig“ während des ganzen Tages eine Garbe zustande gebracht habe!

„Wie aber bist du dazu gekommen, Elieh,“ fragte sie, „den ganzen Tag da draußen zuzubringen? Bist du denn so etwas gewöhnt?“

„Ich hab' mir's einmal ansehen wollen,“ entgegnete dieser . . .

Nach dem reichlichen Nachtessen schlief Rebb Schlome sogleich im Sitzen ein. Er hatte schweigend sein Mahl verzehrt und zu Nachime auch nicht einmal aufgeblickt; jetzt hatte ihn die Müdigkeit übermannt. Als die Kinder ihn so sahen, stockte ihr Gespräch und sank zum leisesten Geflüster herab. Dadurch wurde Nachime aufmerksam und blickte nach ihm hin. Wie erschrak sie! Der Schlummer hatte die harten Züge seines Antlitzes milde, fast weich gemacht; ein unbestimmter Zug, wie von schwerem Kummer, schwebte um den Mund, und die Augen schienen eben geschlossen, um die hervorquellenden Tränen nicht sehen zu lassen. So war er ihr nie vorgekommen, seit sie ihn kannte; in guten wie in schlechten Tagen hatte er immer das Straffe und Bestimmte seines Gesichtes zu bewahren gewußt. Nun hatte der Schlummer das Geheimnis verraten; dieser Mann konnte auch sein Weh nicht verbergen . . . Ihr zog sich das Herz zusammen von innigstem Mitleid, je mehr sie nach ihm sah; sie mußte aufstehen und ans Fenster treten, um nicht Zeugen dieser tiefinnigsten Bewegung zu haben.

Nach einer Weile rief sie mit leiser Stimme Tille zu sich.

„Weck doch den Vater,“ sagte sie, das Gesicht beinahe abgewendet von ihr, „da auf dem steinharten Sessel ist kein gesunder Schlaf für ihn . . . er ist zu müd' . . . wie leicht könnt' ihm das schaden! Sag ihm, er soll lieber ins Bett.“

„Mutter, ich darf ja nicht,“ bemerkte Tille flüsternd.

„Warum? warum?“ fragte Nachime heftig, wenn auch noch so leise.

„Ein Kind darf ja seine Eltern nicht wecken,“ sagte Tille, „das ist ja eine große Sünde.“

Das hatte Nachime in diesem Augenblicke vergessen. Sie blieb noch eine Weile vor dem Fenster, dann sahen sie die Kinder die ganze Länge der Stube auf den Zehen durchschreiten und beim Vater stehen bleiben. Verwundert blickten sie auf dieses Tun; aber Nachime ließ es nicht dabei. Leise, fast zu leise berührte sie mit der Hand das Antlitz des Schlummernden, der davon nicht erwachte. Dann neigte sie sich zu ihm herab und flüsterte ihm zu, doch so, daß es alle in der Stube vernahmen:

„Schlome, warum gehst du nicht schlafen? Du bist ja müd'!“

Schlaftrunken fuhr Rebb Schlome auf, blickte um sich mit weit aufgerissenen Augen; aber Nachime war schnell in den Schatten zurückgetreten, er konnte sie nicht gewahren. Er sank nach vergeblichem Bemühen, den Schlummergewalten zu widerstehen, wieder auf seinen Sitz zurück. Auf Nachimes Antlitz zeigte sich tiefe Betrübnis.

Aber der Ton der geflüsterten Worte, ihr geistiger Eindruck mußte in die feinsten Gänge seines Gehörs gesunken sein. Nach einigen Augenblicken wachte er mit einem Male wieder auf, fuhr mit der Hand wie ein aus schönen Träumen Erweckter über die Stirne und sah mit hellen Augen um sich. Dann reckte er sich gewaltig, wie neugeboren, und seine volle Muskelkraft ward dabei erst recht sichtbar.

„Gut' Nacht alle,“ sagte er mit frischem Tone, und aufrechten Ganges ging er in die Schlafkammer.

Weit ruhiger sah Nachime am andern Morgen die Einheimsung des Feldreichtums. Aus den Erschütterungen des vorigen Tages hatte sich ein Gefühl der Friedsamkeit ab-

geklärt; der volle Klang ihrer eigenen Seele, als sie zum ersten Male nach so langer Zeit an ihren Mann ein Wort des Mitleids gerichtet hatte, durchzitterte auch heute ihr Gemüt; er war nicht daraus geschwunden, sie war ruhiger geworden.

Nur einmal fiel sie aus dieser selbstbereiteten friedsamen Stimmung. Sie wollte wieder beten; es drängte sie heute mehr der Dank als das stürmische Bedürfnis ihres Gemütes dazu. Aber die fromme „Tochter Israels" hatte heute wunderbarerweise für sie keine Anziehung. Sie war von dem Büchlein in einer zu düstern Stunde treulos verlassen worden; es hatte sich nicht bewährt. Dafür griff sie nach dem „Sidur", worin die täglichen Gebete standen, und nun begann sie von dem: „Wie schön sind deine Wohnungen, o Jakob!" bis zu dem: „Höre, o Israel!" Plötzlich blieben ihre Blicke auf der unten am Rande stehenden „jüdisch-deutschen Übersetzung" haften. Ohne Absicht, fast gegen ihren Willen las sie:

„Du wirst zu essen haben im Überflusse! Aber hütet euch, daß euer Herz nicht wanke und ihr abweichet, sondern Götzen dienet und euch vor ihnen anbetend neiget. Sonst würde der Zorn des Herrn über euch entflammen, er würde die Himmel verschließen, daß kein Regen komme und die Erde nicht hergäbe ihren Saft, und ihr würdet gar bald zugrunde gehen in jenem guten Lande . . ."

Weiter konnte Nachime nicht lesen, es ward ihr dunkel vor den Augen; entsetzt legte sie das Buch beiseite, sie hätte um den Preis ihres Lebens nicht fortfahren können.

„Und das Mutterkorn," fiel das Wort ihr mit einem Male ein, das sie gestern vergebens gesucht, „und das Mutterkorn? Ist das noch nicht das Ärgste? Gibt es etwas noch Ärgeres? Kann einem noch weher geschehen? Gott, Lebendiger! Wie vielfach kann man gestraft werden?"

Nachime war nahe daran, in die krankhafte Aufregung

des gestrigen Tages zu verfallen; es wirbelten und wogten die alten Geister wieder in ihr, denen sie so leicht zum Spiele werden konnte. Zum Glücke fuhr Anschel um diesen Augenblick mit einer neuen Last ein.

„Nun, Anschel," fragte sie, „ist auch heute nichts am Getreide zu sehen?"

„Was, Mutter?" fragte er vom Wagen herab.

„Ich mein', das Mutterkorn, oder wie du's geheißen hast," gab sie zögernd zur Antwort.

„Wo fallst du aus, Mutter," rief Anschel erstaunt, „das Korn ist blank wie Gold, es ist nicht ein ‚Fleckele' daran zu sehen."

„Ich hab' nur gemeint," sagte Nachime fast beschämt von dieser Zurechtweisung, „es könnt' aber doch sein."

Der Tag verging ohne weitere Anfechtungen. Die Einheimsung hatte ihren ungefährdeten Gang; kein Zwischenfall trat dazwischen. Wieder ward bis spät in die Nacht an dem mühevollen Werke gefördert, es schien kein Ende zu nehmen. Matt und zerschlagen kehrten sie zurück, verschmähten die Abendkost und suchten sogleich die Ruhe auf.

Der nächste Morgen war ein Freitag. Nachime hatte sich in aller Frühe vorgenommen, den Sabbat diesmal in alter Weise, wie in der „Gasse" zu begehen. Die Ernte war unter Dach und Fach, so sollten denn alle einmal wieder wissen, worin das Duftendsüße eines solchen Sabbats bestehe. Sie dachte dabei nicht an Kochen und Backen allein — ein anderes regte sich in ihrer Seele, das sie nicht abweisen konnte, das immer wiederkam, sobald sie es verscheucht hatte. Sie war es sich bewußt, ein Sabbat mit dem besten „Kochen und Backen" wäre nichts, wenn sie sich nicht als die „alte" Nachime dabei zeigte; es dämmerte in ihr etwas wie Vergessenheit des Früheren, wie Versöhnung auf.

Mit freudiger Lust ging sie diesmal an ihr Werk. In aller Frühe hatte sie die Magd mit Gänsen und Hühnern

zu dem Schlächter geschickt, der mehrere Stunden fern von ihnen in einem Dorfe wohnte. Fisch und Backwerk wollte sie mit eigenen Händen bereiten. Sie wollte ihnen allen zeigen, daß sie auch in diesem Punkte wieder die alte Nachime geworden war. Für die Krone des morgigen Sabbats aber hatte sie ein mit „Weinbeeren und Rosinen" voll besäetes „Barches" (weißes Brot) ausersehen; wenn Mann und Kinder davon kosten würden, meinte sie im gerechten Stolze auf ihre Kunst, so sollte es ihnen auf der Zunge „schmelzen", und sie mußten dann gestehen: „Das kann nur eine Nachime!"

Mitten unter diesen Vorbereitungen schreckte sie plötzlich eine Frage Tilles auf.

„Mutter, warum warteſt du nicht lieber mit so einem Sabbat?"

„Warum soll ich warten?" entgegnete Nachime, „so einer kommt nicht sobald. Alles ist herein, wenigstens die Hauptsache, das Korn."

„Meinst du?" sagte das Kind nach einer Weile. „Mir hat gestern in der Nacht Anschel gesagt, sie werden heut' kaum fertig werden. Das Korn wird dann geschnitten zwei Tage lang auf dem Felde liegen bleiben, und da weiß man nicht, ob ihm das nicht schadet. Es kann ja unterdes regnen und hageln."

„Warum sagst du zwei Tage?" meinte Nachime, deren Kopf sich zu verwirren begann.

„Morgen ist Sabbat," sagte Tille, „und übermorgen ist Sonntag. Da darf man auch nichts arbeiten."

„Und sie können heute nicht fertig werden?" fragte Nachime tonlos.

„Wenn sie in den Sabbat hinein arbeiten wollen, ja," sagte das Kind, „sonst nicht."

„Und was werden sie tun?" fragte Nachime nach einer Pause schwer aufatmend, als fürchtete sie zu viel gefragt zu haben.

„Ich weiß nicht, Mutter," sagte Tille leise.

Das wollte Nachime jedoch nicht glauben; sie bestand darauf, Tille müsse mehr wissen, als sie sagen wolle. Das Kind beteuerte aber bei allem, was ihm heilig sei, nichts zu wissen, als was ihm Anschel gesagt habe.

„Und . . . meinst du, sie werden es tun?" fragte Nachime wieder und sah Tille mit einem forschenden Blicke an, der in das Innerste dieser Kindesseele dringen sollte.

„Ich weiß nicht," wiederholte das Kind.

„Bestimmt werden sie es tun," rief nun Nachime mit überquellender Heftigkeit. „Was liegt deinem Vater daran, daß er das Haus versündigt, was liegt ihm am Schabbes? Das ist wieder so etwas, was nur ihm ähnlich sieht. Er wird auf seinem harten Kopf bestehen und in den Schabbes hineinarbeiten lassen. Was liegt ihm daran? Dann soll man hören, was man von Nachime Hahn und ihrem Haus alles in der ‚Gasse' ausrufen wird; die Augen werden wir nicht aufheben dürfen vor den Leuten, und anspeien werden sie uns!"

Mit steigender Verwunderung hatte das Kind die zornigen Ausbrüche der Mutter vernommen.

„Mutter," rief sie, „haben sie es denn schon getan?"

„Deinem Vater sieht alles ähnlich," schrie sie darauf, „nach dessen Kopf soll auch der heilige Schabbes tanzen."

Tille schwieg; sie sah das nutzlose Bemühen ein, in die Aufregung der Mutter mit einem beschwichtigenden Worte einzugreifen. Merkwürdig war es aber für sie, als sie bemerkte, daß die Mutter trotz ihres Zornes in den Vorbereitungen für den Sabbat sich nicht unterbrach; ja, daß sie im Gegenteil mit einer Art Gier sie fortsetzte. Was bedeutete das? Das scharfblickende Kind konnte den Zusammenhang zwischen Wort und Tat nicht finden; es verstand die Mutter nicht.

Aber auch Nachime verstand sich selbst nicht. Nachdem

sich die stürmische Aufregung gelegt, mußte sie sich fragen: „Weißt du denn, ob sie es tun werden? Ob sie gar daran denken? Was fährst du auf wie ein wild' Tier?"

Diese Fragen bildeten dann einen leichten Übergang zu anderen schwereren und inhaltsvolleren. Sie dachte sie nicht laut; sie wollte sie nicht einmal denken; aber wie aufgeschreckte Bienen umschwärmten sie ihre Seele, sie mochte hingehen, wo sie wollte. Verräterisch kamen sie aus ihren geheimsten Verstecken, richteten sich in die Höhe und ließen nun nicht mehr von ihr ab.

„Zwei Tage soll das Korn ungeschnitten auf dem Felde liegen bleiben? verfaulen und verwittern? Will das Gott?" So lauteten die ersten diese Fragen. „Nein, das kann Gott nicht wollen," antwortete sie sich selbst, „wegen zwei oder drei Stunden später ‚Schabbes' machen — konnten sich ja die Menschen nicht an ihrem Gute und Habe schaden? Wovon sollten sie leben? Konnten sie von bloßer Luft sich ernähren?"

Anfangs drängte Nachime diese Antworten gewaltsam in sich zurück; aber sie hätte die Kraft eines Riesen besitzen müssen, um sie festzubannen. Die zwei arbeitslosen Tage, das faulende Korn auf dem Felde verließen sie nicht mehr; ihnen zum Trotze, davon war sie überzeugt, werde es in diesen zwei Tagen regnen und hageln, daß man meinen werde, die Erde gehe zugrunde. Sollte man nicht zuvor retten, was zu retten war?

Dabei kam ihr eine Erinnerung aus der Kindheit zu Hilfe. Am heiligen Jom Kippur brannte es einmal in der „Gasse". Heulend verkündeten die Sturmglocken den Ausbruch des furchtbaren Elementes. Da stürzten die Leute, „so wie sie waren," mitten aus dem Gebete, in ihren weißen Sterbekitteln zur Brandstätte und legten Hand an die verderbliche Glut. Was die Leute damals am heiligen Jom Kippur getan, um nicht das Ihrige zu gefährden, war das

nicht auch für sie angezeigt? War das Ihre weniger gefährdet?

Dann klammerte sie sich an den Sonntag. Wenn man am Sabbat nicht arbeiten dürfe, murrte sie, so sei das gut. Gott wolle es so! Aber warum am Sonntag feiern? Habe der jüdische Bauer so viel, daß er mit einem Tage so verschwenderisch umgehen könne? Das sei unerhört und da solle der Kaiser eine Änderung treffen, wenn er wolle, daß es jüdische Bauern gebe! . . .

Ein Umstand war es besonders, der diesen Fragen und Zweifeln beständige Nahrung gab. Anschel kam heute nicht nach Hause, Wojtech oder ein anderer der Knechte geleitete die Feldlast in die Scheuern. Sie hätte sich ja so gern mit ihm ausgeredet! Vielleicht hätte er sie eines Besseren belehren können! Dennoch wagte sie nicht, den Knecht zu fragen, was draußen auf dem Felde vorgehe; vielleicht hätte sie Antworten vernommen, die sie nicht hören wollte — und wieder, wenn sie fragte: Wird man heute fertig? „Ja, spät in der Nacht!“ gehört.

Um die späten Nachmittagsstunden war sie mit dem „Sabbatmachen“ bereits fertig. Sie selbst drehte heute die Dochte für die Lampe, sie selbst breitete das weiße Linnen auf den Tisch; sie vermied jede Dienstleistung Tilles, wo sie nur konnte. Sie tat aber alles mit Hast, nichts mit jener weihevollen Bedächtigkeit, mit der sie sonst den Sabbat bereitete. Der Abend war bereits niedergesunken; Nachime sah auf die Uhr; sie zeigte ihr, es sei hohe Zeit zum „Entzünden“ der Lampe. Der Sabbat war da. Dennoch zögerte Nachime damit. Wollte sie sich selber täuschen? Glaubte sie dadurch den Sabbat, dessen Gegenwart sie in den feinsten Nerven ihres Lebens empfand, hinausgerückt zu haben?

An einen Trost, wie schwach er ihr auch selbst vorkam, klammerte sie sich in solchen Augenblicken. Auch Elieh war noch nicht zurückgekehrt. Wenn er draußen bleiben konnte,

so war ja der Sabbat noch nicht entweiht worden. Als sie nach einiger Zeit wieder auf die Uhr und hinaus in die Abenddämmerung sah, verbarg sie sich nicht länger, daß der Sabbat mit aller Macht angebrochen war; sie vermochte nicht mehr ihn wegzuleugnen. Mit zitternden Händen griff sie nach dem Lichte, womit sie die Lampe anzünden wollte, und an der ersten Zinke leuchtete schon die zuckende Flamme . . .

Da trat Elieh mit dem Vetter Koppel ein.

„Gut' Schabbes, Mutter!" grüßte er beim Eintritt.

Nachime erschrak so sehr, daß ihr der übliche Gegengruß auf den Lippen erstarb; aber gleich darauf fuhr sie mit dem Lichte so schnell an den Zinken der Lampe vorüber, daß in einem Nu von allen die Flamme leuchtete.

„Bist du heute so spät fertig geworden, Mutter, daß du dem Schabbes ein Stück Leben abgeschnitten hast?" fragte Elieh darauf mit jener tonlosen Stimme, die gerade jetzt Nachime bis ans Herz drang.

„Sie sind ja auch noch nicht zurück," bemerkte Nachime schwer atmend.

„Wenn du auf die mit dem Schabbes warten willst, Mutter," sagte Elieh in der früheren Weise, „so wirst du noch lange warten."

„Ich hab's ihnen nicht geheißen, sie sollen so lange arbeiten," meinte Nachime achselzuckend, „mich geht's nichts an."

Kaum hatte sie diese Selbstentschuldigung ausgesprochen, als es sie eiskalt vom Rückenwirbel bis zur Zehe überfuhr. Sie hatte nicht nur eine Unwahrheit gesagt, sie hatte auch auf andere eine Anklage gewälzt, die ebensogut sie selbst traf. „Was geht's mich an?" hatte sie geheuchelt! Es ging sie also nichts an, daß in ihrem Hause die Sünde der Sabbatentweihung begangen werden konnte, ohne daß sie sich dagegen mit Leib und Seele stemmte. Wozu war sie denn da? Es war ihr in der Stube zu eng geworden. Elieh hatte das Abendgebet für den Sabbat begonnen; jedes Wort

der heiligen Sprache, das lauter über seine Lippen drang, grub sich wie mit Widerhaken in ihr Herz; das Gebet erschien ihr wie ein Vorwurf, sie vermochte es nicht anzuhören. Sie verließ die Stube und begab sich in die Küche. Aber auch hier duldete es sie nicht lange. Der Duft der Speisen, das Festliche des Sabbatschmuckes tat ihr nicht wohl. Sie ging von da in den Hof, sah eine Weile den Knechten zu, die eine soeben angelangte Garbenlast in die Scheuer schafften. Vom Hof ging sie auf die Gasse hinaus. Wollte sie ihnen entgegengehen? sie zur Eile mahnen? Aber der Sabbat war ja schon entweiht, was tat jetzt eine Stunde mehr oder weniger? Es kam ja nicht mehr darauf an, daß sie zurückkamen. Was wollte sie also?

Eilig ging sie wieder zurück; aber bei jedem Schritte, den sie vorwärts tat, blickte sie hinter sich. Kamen sie doch? Sie lauschte. Überall im Dorfe war Ruhe; alle Arbeit hatte aufgehört; kein Hoftor stand mehr offen. Nur bei ihr allein war keine Ruhe; weit offen standen die Torflügel, um noch in später Nachtstunde die Mühe des Tages, den Schweiß der Arbeit zu empfangen. Ruhelos war nur des Juden Haus! „Und ich soll eine Bäuerin sein?“ überkam sie wieder das Weh der ersten Tage, „und mein Mann will ein Bauer sein. Da soll man nur hersehen, ob das geht! Am Schabbes hat man nicht genug, es muß auch noch ‚ihr‘ Sonntag dazu kommen! Wenn das Getreide auf dem Felde fault, wenn alles zugrunde gerichtet wird, weil man sonst den Sabbat und ‚ihren‘ Sonntag entweiht, . . . da soll ich eine Bäuerin sein? Er hat's ja nicht glauben wollen.“

Sie kam wieder in den Hof zurück; die Nacht war völlig herabgesunken. Als sie hereintrat, hörte sie, wie Vetter Koppel zu jemandem sagte:

„Und du wirst sehen, ich krieg' ihn doch.“

„Wieso, Vetter?“ hörte sie Tille fragen.

„Ich geh' selber in den dicken Wald,“ antwortete dieser.

Wie vom Blitz getroffen stand sie unter dem Eindrucke dieser Worte. Die dunkle Drohung des kindischen alten Mannes trat mit einem Male mit allen Schauern an sie heran. „Das auch noch!“ rief es in ihr entsetzensvoll. Eiligst ging sie wieder auf die Gasse hinaus; es schien ihr, der Vetter folge nach. Aber weiter zu gehen vermochte sie nicht; der Schreck war ihr in die Glieder gefahren. Angelehnt an ihr Haus stand sie wohl eine halbe Stunde lang. Was ging nicht an ihrem äußeren und inneren Gesichte vorüber! Der ganze Jammer einer Menschenseele, das volle Weh der Sünde hatte sie erfaßt; nicht der kleinste Stachel ward ihr geschenkt!

Von der Dorfkirche hatte die Luft schon eine geraume Weile die zehnte Nachtstunde an ihr Ohr getragen, als sie fernes Wagengerassel und Peitschenknall vernahm. Sie horchte auf; es kam immer näher. Kamen sie endlich? Was sollte sie ihnen sagen, wie sie empfangen? Das befiel sie jetzt mit stürmischer Gewalt. Sollte sie ihnen gar nichts sagen? Nicht ein Wort des Zornes, der Entrüstung über die freche Entweihung des Sabbats entgegenrufen?

Durch die Nacht hindurch sah sie eine dunkle Masse immer näher auf sich zukommen.

Nur das eine war ihr in diesem Augenblicke klar; sie durfte sie nicht draußen vor dem Tore erwarten; in der Stube, am weißen Linnen des Tisches, im Lichte der siebenzinkigen Lampe, da war ihre Stelle. Was sie ferner tun wolle, dessen war sie sich nicht bewußt. Es war kein Zorn in ihr, eher Bangigkeit und ahnungsvolles Grauen. Was sie dachte, vollführte sie schnell. Sie saß schon eine geraume Weile in der Stube, im vollen Scheine der Lampe, als der schwerbelastete Wagen durch das Hoftor einfuhr.

25. Ein Ernteſabbat des Dorfes.

Rebb Schlome trat, indem er die Türe weit aufriß, mit dem üblichen Gruße: „Gut Schabbes, alle!“ in die Stube. Nachime dankte nicht, ja ſie blickte nicht einmal auf, ihr Antlitz hatte einen finſteren, drohenden Ausdruck angenommen. Aber er änderte ſich gedankenſchnell, als ſie ihren Mann ſagen hörte:

„Nun, Tille, du kommſt gar nicht zu mir und läßt dich benſchen? Bin ich dir heute ſo fremd, weil ich nicht aus der ‚Schul‘, ſondern geradezu vom Feld komme?“

Tille drängte ſich an den Vater und legte ihren Kopf unter ſeine ſegnenden Hände. Seine Lippen flüſterten leiſe; er hatte die alte Patriarchenformel des Segens über ſein Kind ausgeſprochen.

Dann rief er laut, indem er Mütze und Rock in einen Winkel warf, mit einer gewiſſen heftigen Luſtigkeit:

„Und jetzt kann's Kieſelſteine vom Himmel herunterwettern, ſo braucht's uns auch nicht zu ängſtigen. Das Korn iſt unter Dach und Fach!“

Jetzt erſt ſchaute Nachime zu ihrem Manne auf. War es die ſiegesfreudige Beſtimmtheit, mit der er dieſe Worte ſprach, oder die eigene Erkenntnis, daß ſie kein Recht zu zürnen habe — ſie fühlte ſich mit einem Male wohl und frei in der Seele.

„Was meinſt du, Elieh,“ wandte er ſich dann zum Bocher, „hab' ich noch Zeit für den ‚Mairiw‘ (Abendgebet)? Es iſt mir heute abhanden gekommen, ich weiß nicht wie?“

„Du haſt noch Zeit,“ ſagte Elieh lautlos.

Allſogleich begann Rebb Schlome, in der Stube auf und nieder ſchreitend, das Abendgebet des Sabbats. —

Nachime kam es vor, als jauchze eine gewisse Lustigkeit aus dem singenden Tone heraus, mit dem er das uralte Gebet begleitete. War er so herzfreudig, warum sollte sie nicht wenigstens ruhig sein? Hielt er sich so wenig in Gottes Schuld, daß er beinahe den innerlichen Jubel nicht zu unterdrücken vermochte, warum sollte sie länger sich martern? Während Rebb Schlome bei dem „Schmona-Esra-Gebet", das man stehend verrichten muß, sich an das Fenster gestellt hatte, näherte sich Anschel der Mutter und flüsterte ihr zu:

„Bist bös, Mutter, daß wir so spät gekommen und in den Sabbat hinein gearbeitet haben? Wir haben genug an dich gedacht, und er besonders hat nicht gewollt . . . deinetwegen. Was hätten wir aber tun sollen? Zwei Tage warten und nicht wissen, was indessen vorgeht? Wäre dir das recht gewesen?"

„Meinetwegen hat er's nicht tun wollen?" fragte Nachime so leise, daß es selbst Anschel kaum vernahm.

„Ja, Mutter," sagte dieser, „ich hab' ihm zureden müssen, gewaltig zureden, ehe er eingewilligt hat. Jetzt sind wir aber fertig und können sagen: Wir haben unser Brot zu Haus! . . ."

Nachime sagte mit einem ernsten Lächeln:

„Es ist nur gut, daß ihr schon zu Hause seid. Ich war in Sorge."

„Und jetzt aufgetragen!" rief Rebb Schlome, nachdem auch das letzte Gebet zu Ende gediehen, mit der Lustigkeit eines speisebedürftigen Gemütes. „Heut' wollen wir die großen Herren spielen, spät essen und spät schlafen gehen. Jetzt weiß ich erst, was das heißt, hungrig wie ein Drescher sein. In der ‚Gass'' hat man gar keine Vorstellung von so einem rechtschaffenen Hunger. Meinst du nicht auch, Anschel?"

„Wissen denn die dort, was Arbeit ist?" sagte Anschel mit einem gewissen Stolze. „Sie meinen, wenn sie einen

Pack mit Kattuntücheln oder Hasenhäuten von Dorf zu Dorf tragen, oder wenn sie auf einen Markt fahren, da haben sie gearbeitet."

„Hast recht, Anschel, Gottes Recht," rief Rebb Schlome laut auflachend, „sie wären wie ein Federl bei der Arbeit, der kleinste Wind möcht' sie beim Flügel nehmen . . . ein ganz Spital könnt' man mit ihnen anfüllen."

„Und soll ich dir noch etwas sagen, Vater?" rief Anschel, „es ist zwar nicht schön, daß ich's sage, aber wahr ist es! Die in der ‚Gass'' möchten schon gern arbeiten, wenn sie nur Felder hätten. Es hat halt nicht jeder ein Feld!"

„Jetzt still!" gebot Rebb Schlome ernst, mit einem flüchtigen Seitenblick auf Nachime, „jetzt wollen wir an gar nichts denken."

Ehe das eigentliche Nachtmahl begann, verrichtete Rebb Schlome erst die üblichen Segnungen über den Wein und die Sabbatbrote, deren zwei vor ihm auf dem Teller lagen. Zuerst pries er den Schöpfer des Weltalls, „der den siebenten Tag, als der Himmel und die Erde und alle ihre Heere vollendet waren, als Tag der Ruhe und der Heiligung eingesetzt", und indem er dann das volle Glas aufhob, sprach er mit erhobener Stimme den Preis und Ruhm des „Königs der Welt" aus, „der die Weinfrucht geschaffen". Dann nippte er an dem Wein und gab das Glas weiter, worauf zuerst Nachime, dann die anderen der Reihe nach, wie sie am Tische saßen, davon kosteten. Tille war die letzte. Hierauf schnitt er das weiße Sabbatbrot auf, teilte zuerst sich einen Bissen zu, über den er früher das Lob Gottes, der das „Brot aus der Erde hervorkommen" läßt, aussprach, und schnitt dann den anderen davon ab, damit auch sie die Segensformel über die Gottesgabe aussprächen.

Längere Zeit stockte nun jedes Gespräch, das reichliche Mahl nahm aller Sinne in Anspruch; es schien allen zu munden, als hätten sie zwei Fasttage zu bestehen gehabt.

Nur hie und da fiel ein lobendes Wort von Anſchel oder von Rebb Schlome ſelbſt über die Vortrefflichkeit der Speiſen dazwiſchen, aber zu einer zuſammenhängenden Unterhaltung führte es nicht; es ſah faſt aus, als fürchteten ſie dann, mit ihrem Teil am Mahle zu kurz zu kommen.

Gegen das Ende des Eſſens, als Tille bereits die letzten Teller abzuräumen begann, war es wieder Rebb Schlome, der das Stillſchweigen brach.

„Weißt du, was mir da ſoeben eingefallen iſt während dem Eſſen?“ ſagte er zu Anſchel, an den er überhaupt heute das Wort allein zu richten pflegte, „unſere Scheuer iſt noch gar nicht veraſſekuriert. Wie ſie ſo leer daſtanden iſt, hab' ich gar nicht daran gedacht, aber ſeitdem alles unter Dach und Fach iſt, werd' ich keine ruhige Minute haben, bis ſie von unten bis oben, bis jeder Halm darin verſſekuriert und eingebüchert iſt, auf alle Fälle!“

Nachime horchte auf; jeder Nerv in ihrem Körper zuckte, als ſei er beſonders getroffen worden.

Was war das? Aſſekurieren wollte er die Scheuer? War das die erträumte, unangreifbar gedachte Sicherheit? Unter Dach und Fach war ihr Hab und Gut alſo doch gefährdet?

„Wird es nicht Zeit haben bis ganz nach der Ernte?“ meinte Anſchel.

„Brauch' ich ſchon wieder deinen Rat?“ fuhr Rebb Schlome mit zorngeballter Fauſt auf. „Gleich am Montag in der Frühe,“ ſetzte er dann gelaſſener hinzu, „machſt du dich auf und gehſt nach Brandeis zu dem Kaufmann, der die Aſſekuranz bei ſich hat und . . . hoch, ganz hoch wirſt du verſſekurieren!“

„Ja, ganz hoch,“ konnte Nachime ſich nicht enthalten anzufügen, „mit wenigem iſt nicht geholfen. Es muß für etwas ſtehen.“

Anſchel vernahm dieſe im Tone der Aufregung heraus-

gestoßenen Worte mit Verwunderung, aber er kannte die Mutter zu gut; viel weniger begriff er den Vater mit der hastigen Assekuranz! Kurz vorher in solch übersprudelnder Stimmung, lag jetzt ein düsterer Schatten von Sorge auf dessen Antlitz. Dazu fühlte er sich von dem aufbrausenden Zorne gekränkt. Das verlieh ihm die trotzige Entschiedenheit, zu sagen:

„Vater, der Kaufmann wird meinen, wir wollen unsere eigenen Scheuern anzünden."

„Anschel, Anschel," schrie Nachime gellend, daß alles erschrocken aufschaute.

„Und wenn er's glaubt," sagte Rebb Schlome ruhiger, als sich nach dieser Bemerkung erwarten ließ, „meinst du, daran liegt mir etwas?"

„Es kommt unter die Leut'," sagte nichtsdestoweniger Anschel, „es bleibt nicht verschwiegen, und dann heißt es: Weil er sich fürchtet, der Jud', möcht' er gern das Haar auf dem Kopf verassekurieren. Darf man ihnen zeigen, daß man sich vor ihnen fürchtet? Ist das klug?"

„Ich will auf alle Fälle sicher sein, will in Ruhe schlafen, und daß mich nicht jeder Lichtschein in der Nacht um meinen Schlaf bringt," sagte Rebb Schlome.

Auf Anschels Lippen wollten wilde, trotzige Worte treten, das Blut kochte ihm.

„Red nichts, Anschel, mein Sohn," rief Nachime, „um Gottes willen red nichts, und tu was man dir heißt. Willst du einen denn wirklich um das bissele Schlaf, was man noch hat, bringen? Ich versteh' dich nicht, Anschel!"

Sichtbar traf der ängstlich bittende Ton, der erschrockene Blick der Mutter, des Sohnes Gemüt. Er wäre nicht der gewesen, dessen junges Herz schon so frühe das Weh einer Entsagung ertragen hatte, wenn er in diesem Augenblicke nicht nachgegeben hätte.

„Ich versteh' dich auch nicht, Mutter," sagte er nach

einer stummen Weile, mit einer Stimme, die trotzig klingen wollte und doch die natürliche Weichheit nicht übertönen konnte. „Man muß dem Dorfe nicht zeigen, daß man sich fürchtet. Gerade deswegen —"

„Was willst du sagen?" unterbrach ihn Nachime mit schreckensvoll aufgerissenen Augen, „was: gerade deswegen? Was hast du sagen wollen?"

„Ich will es nicht mehr anhören," sagte darauf Rebb Schlome und stand auf. Es war klar, er hielt nur mit Mühe an sich, vielleicht Nachimes wegen. Mit hallenden Schritten ging er dann eine Weile in der Stube auf und nieder; dann blieb er mit einem Male hinter Anschel stehen. „Gehst du oder gehst du nicht?" rief er mit fester leidenschaftsloser Stimme.

„Eine Scheuer verassekurieren, dreimal so hoch als sie wert ist, darüber hab' ich meine Meinung sagen müssen," meinte Anschel trotzig.

„Gut' Nacht, alle," rief Rebb Schlome, und ohne jemanden anzuschauen, ging er rasch auf die Schlafkammer zu.

Als er sich entfernt hatte, herrschte ein minutenlanges düsteres Schweigen in der Stube. Elieh und Vetter Koppel waren auch hinausgegangen, nur Nachime, Anschel und das Kind waren zurückgeblieben.

„Anschel, mein Kind," sagte Nachime leise, indem sie sich ganz nahe an den Sohn stellte, „was ist dir gerade jetzt eingefallen? Ich versteh' dich gar nicht. Mich hast du zurechtgewiesen, und hast deinem Vater immer recht gegeben, und jetzt stemmst du und wehrst du dich selber gegen ihn? Wie soll ich das verstehen? Hat er denn nicht recht? Das muß ja ein Kind im Mutterleib einsehen, daß man so eine Scheuer verassekurieren muß. Soll man sich auf das Ungewisse verlassen? Warten vielleicht, bis es einem neidigen Bauer einfällt, uns daran zu gemahnen? Ich versteh' dich nicht?"

„Das ist's ja, Mutter, was mich kränkt," rief Anschel, durch die linden Worte der Mutter an den zartesten Teilen seiner Seele ergriffen. „Jetzt mit einem Male fürchtet er sich vor den Bauern? Was haben sie ihm zuleid getan? Haben sie uns nicht aufgenommen wie Brüder?"

Nachime schüttelte traurig den Kopf zu diesen Worten.

„Gut' Nacht, Anschel," sagte sie plötzlich und ging. Tille folgte ihr nach. Es war, als ob Nachime ein mühsam unterdrücktes Weinen mit in die Schlafkammer genommen hätte. Anschel blieb noch eine Weile beim Scheine der verlöschenden Lampe am Tische sitzen, den Kopf in die Hände gestützt. Begann so der erste Erntesabbat auf dem Dorfe?

---

26. Die Brüder und Vetter Koppel.

Das Haustor war in dieser Nacht nicht geschlossen worden; ermüdet von der Arbeit des Tages, die bis in die späte Schlafensstunde hinein gewährt, hatte keiner der Knechte, ja selbst Nachime nicht daran gedacht. Es war eine jener stillen, mondlosen Nächte, in denen die Natur seltsame Vorkehrungen zu treffen scheint, um sich den Menschen am nächsten Tage mit verändertem Antlitze zu zeigen. Es webt und flüstert ein eigentümlich geheimnisvolles Leben in solchen Nächten; nur, wer es belauscht hat, vermag davon Kunde zu geben. Es ist, als ob selbst das tote Ding, vom Atem unsichtbarer Geister berührt, Regungen des Lebens empfände, die Augenlider aufschlüge, wunderbar tönende Laute empfinge. Still und unbewegt war die Luft, und dennoch knarrten die Türflügel des Hauses in ihren rostigen Angeln. Wer be-

wegte sie? Wer wollte kundtun, daß des Hauses Ein- und Ausgang unbewacht, für jedes böse Gelüste menschlicher Leidenschaft offen geblieben war?

In dieser Nacht konnten sich zwei ruhelose Augen nicht schließen. Als Mitternacht längst vom Dorfturme erklungen war, huschte eine Gestalt aus dem Hause über den Hof. Als sie an das offene Tor kam, blieb sie zögernd stehen, wie verwundert; dann ging sie eiligst hinaus.

Trotz der ungewissen Helle, die vom mondlosen Himmel bloß durch die hie und da unter den Wolken hervorfunkelnden Sterne vermittelt wird, irren wir nicht, wenn wir in dem nächtlichen Spaziergänger . . . Elieh vermuten.

Er blickt sich mehrmals um, sobald er aus dem Bereiche des Hauses gelangt ist. Warum zaudert er diesmal? warum so vorsichtig? Er schreitet wieder weiter, um nach einigen Augenblicken aufs neue stehen zu bleiben. Er lauscht. Hat er nicht raschelnde Schritte hinter sich vernommen? Ist das sein eigener Schatten, der ihm folgt . . . oder ein fremder, der sich, nachgleitend, fast nachschleppend an seine Fersen kettet? Schon nahe dem Richterhause lauscht er wieder. Hat ihn sein Ohr, sein Auge früher getäuscht? Jetzt hört und sieht er nichts mehr. Die dunklen Spukgewalten einer aufgeregten Einbildung sind verschwunden. Er steht an der uns wohlbekannten Planke; er tappt nach dem Tore, es ist nicht geschlossen worden.

Wohl mag die sorgsame Hand des Hausvaters oder die eines Knechtes den Riegel daran befestigt haben, ehe das Haus zur Ruhe ging; aber eine andere hat ihn unhörbar zurückgeschoben. Ein leiser Druck . . . und jene Gestalt verschwindet im Dunkel des Hofes. Es ist wirklich Elieh.

Aber die raschelnden Schritte hinter ihm haben nicht aufgehört; sie sind näher gekommen — ein Schatten folgt einer zweiten Gestalt voraus, die gleichfalls an des Richters Hausplanke stehen bleibt. Es war in der Tat kein Schreck-

bild der Nacht; diese Gestalt ist ein menschliches Wesen von Fleisch und Blut. Aber sie scheint die Lage des Hauses nicht so genau zu kennen als ihr Vorgänger; die Finsternis scheint sie zu beirren. Mehrmals streift sie hart an der Planke vorüber, tastet daran und schleicht dennoch vorüber. Einmal steht sie sogar am Tore und drückt mit unhörbarer Gewalt daran; aber der Riegel ist wieder vorgeschoben worden . . .

Ein tiefschmerzlicher Seufzer tönt durch die Stille der Nacht; ein bitterliches Weinen wie von einem Kinde, das aus Furcht vor Strafe das Weinen unterdrückt, zieht leise klagend durch die Luft. Wer dieses Wimmern und Wehklagen hören könnte, müßte glauben, der Geist der Nacht gehe mahnend und unheilverkündend durch die schlafenden Menschenwohnungen; aber die Schläfer hören es nicht, und sie, die nicht schlafen, hören nur sich selbst, das Geflüster liebtrunkener Seelen . . .

Eine Stunde ist nahezu vergangen; jene Gestalt harrt und tastet noch immer an der Gartenplanke; aber sie will sich nicht öffnen.

Unhörbare Schritte näherten sich jetzt aus dem Innern des Hauses; aber so leise sind sie nicht, daß sie nicht das Ohr der draußen harrenden Gestalt getroffen hätten. Sie duckt sich scheu an die Planke, das Tor öffnet sich geräuschlos, Elieh — ist er es, ist's ein anderer? huscht vorüber. Der Harrende ist von ihm berührt worden; und wieder tönt ein leiser Seufzer durch die Stille der Nacht . . .

Einige Schritte vom Hause bleibt Elieh stehen. Er blickt hinter sich; er lauscht wieder. Hat ihn ein Geräusch, vielleicht jenes Wimmern aufmerksam gemacht? Nein! nein! er täuscht sich nicht. Aus den Hüllen der Finsternis sieht er ein Dunkles, Nachgleitendes sich gleichsam heraus entwickeln; es kommt auf ihn zu, sein Schatten trifft beinahe mit ihm zusammen. Elieh hastet nun seine Schritte; er will

ihm entfliehen, jenem dunkeln, nachgleitenden Schatten; aber wie von unsichtbaren Geistern gedrängt, muß er im Laufe mehrmals das Antlitz nach rückwärts wenden. Aber, wenn er stehen bleibt, steht auch sein Verfolger still. Ist er noch ferne, ist er nahe? Elieh ist es, als ob er den kalten Atem des schleichenden Schattens in sein Gesicht wehen fühlte. Nahe an der elterlichen Wohnung bleibt er wieder stehen. Wartet er, bis er ihm nachkommt? Will er sich überzeugen?

Schon ist die Gestalt gleichfalls nachgeglitten, hart am Tore hat sie ihn erreicht. Elieh will eintreten, da streckt sich eine Hand nach ihm aus; sie erfaßt ihn am Arm . . . Mit dem gellenden Rufe: „Anschel! Anschel!“ stürzt Elieh zusammen. Es ist der Todesschrei eines entflohenen Lebens! . . .

Es wurde Tag; aber das war kein Tag. Die weiße Wolkenschicht, die in verräterischer Stille während der Nacht am Himmel herangezogen war, hatte sich beim Scheine des Morgens in einen grauen Regenschleier verwandelt, feine Tropfen sprühten nieder und . . . auf das Antlitz eines Toten, den sie nicht zu erwecken vermochten. Neben ihm kauerte Vetter Koppel, als wollte er den unheimlichen Schlaf bewachen.

Es traf sich eigentümlich, daß Anschel heute der erste war, der in den Hof trat. Schlaftrunken war er zum Brunnen getaumelt, um sich mit kaltem Wasser den brennenden Schlaf aus den Augen zu waschen. Er hatte das offene Haustor nicht bemerkt; da wandte er sich mit einem Male um . . .

Er entsetzte sich nicht; er schrie nicht auf. Er war ein Halbwacher; vor seinen Augen lag es noch wie ein dünner Flor, durch den ihm die Gegenstände nur in unbestimmten Umrissen erschienen. Ohne klares Bewußtsein ging er auf das Tor zu; aber je näher er kam, desto mehr lichtete sich der Flor; schrecklich und grauenhaft offenbarte sich ihm die Wirklichkeit. Er stand an der Leiche seines Bruders.

„Elieh, mein Bruder Elieh!“ rief er, schrie er, „um Gottes willen, es ist Elieh!“

Lautlos, die Haare gesträubt, starrte er den Unglücklichen an, der zu seinen Füßen lag, das blasse Antlitz nach oben gewendet. Dann beugte er sich nieder und hob den Kopf auf und betastete ihn nach allen Seiten. Er legte sein Ohr an des Unglücklichen Herz, es schlug nicht mehr. Zum ersten Male im Leben sah Anschel einem Toten ins Gesicht, es graute ihm, und er ließ ihn wieder zurückfallen. Der Kopf war in seinen Händen zu einer Riesenlast geworden, die ihn niederzudrücken schien. Jetzt erst bemerkte er den neben der Leiche zusammengekauerten Vetter.

„Vetter Koppel,“ rief er, „um Gottes willen! wo kommst du her? Was ist da vorgefallen?“

Der alte Anhänger des Königssohnes Absalon hatte auch in diesem Augenblicke kein Verständnis für das Schauerliche dieses Auftrittes.

„Ich bin ihm nachgegangen, Anschel,“ sagte er weinerlich abgebrochen, „ich hab' geglaubt, er bringt mir meinen Mogen Dovid mit. Wär' ich nur lieber selbst hineingegangen.“

„Was? Wohin wärst du gegangen?“ schrie Anschel in Verwirrung, das Auge unverwandt auf den leblosen Bruder gerichtet.

„Er hat mir ja heut' in der Nacht meinen Mogen Dovid holen wollen,“ wimmerte Vetter Koppel, „weißt du das nicht?“

Anschel verstand den Alten nicht. Rat- und tatlos stand er da, von Entsetzen gelähmt, keines Entschlusses fähig. Da erhob sich Vetter Koppel aus seiner kauernden Lage und wollte ins Haus hinein.

„Wohin, wohin?“ rief Anschel angstvoll.

„Ich will sie aufwecken,“ sagte der Alte, „sie sollen nachsehen, ob er ihn nicht versteckt hat.“

„Nicht von der Stelle!“ gebot Anschel mit starker Stimme, indem er den Vetter festzustehen zwang. Ihm war die Besonnenheit wieder zurückgekehrt, der Gedanke an den Schreck der Eltern hatte das blitzschnell bewirkt.

Einer der Schläfer des Hauses mußte von diesem Rufe geweckt worden sein. Anschel war eben im Begriffe, die leblose Hülle vom Boden aufzuheben, um sie ins Haus zu tragen, als er eilige Schritte hinter sich im Hofe hörte. Es war der Knecht Wojtech; der schlug die Hände entsetzt zusammen.

„Armer, hochwürdiger Herr,“ rief er im Tone des tiefsten Schauers. „Das hältst du zum zweitenmal nicht aus.“

„Wojtech! was sagst du dazu?“ schrie Anschel, der neben dem Bruder am Boden kniete, und sah mit tränenvollen Augen zu dem Knechte auf. „So hab' ich ihn hier liegen gefunden, den alten Vetter neben ihm! Was werden die Eltern sagen, wenn sie aufwachen!“

„Da ist nicht zu helfen,“ sagte der Knecht, „man darf sie nicht wecken, deine Mutter könnte den Tod davon haben. Wir tragen ihn wieder auf seine Kammer. Das ist jetzt das zweitemal, daß ich den hochwürdigen Herrn so tragen muß.“

„Weißt du vielleicht, Wojtech, wie ihm das zugekommen ist?“ rief Anschel schaudernd, „ich kann es ja nicht begreifen.“

„Ich weiß . . . nicht,“ sagte der Knecht und schob Anschel mit sanfter Gewalt von dem Leblosen hinweg. Dann beugte er sich herab und faßte ihn kräftig an; aber er hätte ihn fast zurücksinken lassen. „Der ist tot,“ sagte er aufatmend, „er hat eine Schwere wie ein Stück Holz.“

„Meinst du wirklich, er ist tot?“ schrie Anschel.

„Schrei nicht!“ gebot der Knecht, „die drin könnten wach werden davon.“

Händeringend folgte Anschel dem Knechte, der schwer

atmend unter der Last, die er wieder gefaßt hatte, ins Haus schritt. Kein Schläfer erwachte; kein Laut schreckte sie auf. So kamen sie auf Eliehs Kammer an; still und geräuschlos legten sie ihn daselbst auf das Bett.

„Um den Doktor nach Brandeis zu reiten ist's schon zu spät," sagte nun der Knecht; „dem hochwürdigen Herrn ist nicht mehr zu helfen ... Es ist um den Kreuzer schade, den man umsonst hinauswirft."

„Wenn aber doch noch Leben in ihm wäre?" rief Anschel.

„Da drauf versteh' ich mich besser als du," meinte Wojtech.

„Was tun wir aber mit der Mutter, wenn sie aufwacht?" schrie Anschel verzweiflungsvoll.

„Du mußt es ihnen still sagen," meinte der Knecht, „nicht auf einmal. Sag ihnen, dem hochwürdigen Herrn wär' in der Nacht etwas Übles zugestoßen. Du kannst die erste beste Lüge, die dir einfällt, gebrauchen. Da muß man nicht gleich die ganze Wahrheit sagen. Ich will ihn indessen ausziehen und ins Bett legen; wenn dann die Eltern hereintreten, meinen sie, er schläft."

„Die Mutter, die Mutter!" rang es sich schmerzlich aus Anschels Brust. „Was wird die Mutter dazu sagen? So jung und gestern abend noch so frisch und gesund, muß er jetzt tot sein. Was hast du uns angetan, Bruder Elieh?"

„Laß ihn tot sein," sagte der Knecht mit vor Bewegung zitternder Stimme, „so jungem Blut ist es oft besser, wenn es tot ist."

Es währte nicht lange, so hatte Wojtech den Leblosen entkleidet. Anschel hatte untätig, von seinem Schmerze auf eine Stelle gebannt, zugesehen. Als nun Wojtech sich anschickte, den „Bocher" in das offene Bett zu legen, fiel etwas klirrend zu Boden. Anschel bückte sich danach und hob es

auf. Er trat damit zum Fenster, um es bei der Helle des Tages näher zu besehen. Es war ein kleines Kreuz von Messing an einer schwarzen Schnur.

„Ist das dir herausgefallen, Wojtech?“ fragte Anschel arglos, indem er dem Knechte das Kreuz hinreichte.

„Mir?“ rief der Knecht unerklärlich heftig, „zeig doch her.“

Er griff danach und hielt es dann in der Hand eine geraume Weile. Dann fuhr er langsam, wie einer, der sich der Gewalt eines Gedankens entgegenstemmt, mit der Hand über Stirn und Gesicht.

„Wie ist mir doch,“ rief er, und seine Stimme hatte den alten, entschiedenen Ton verloren, „ich habe das ja nicht bei mir getragen, ich müßte doch wissen davon.“

Eine mächtige Erschütterung mußte in dem Knechte toben; er zitterte, und das messingene Kreuz wäre ihm beinahe wieder entsunken, er hielt es aber krampfhaft in der geschlossenen Faust. Er holte tief Atem, denn seine Brust arbeitete gewaltig. Mehrmals wollte er sprechen, aber das Wort schien ihm nicht gehorchen zu wollen; mit übermäßiger Anstrengung rief er endlich:

„Jesus! Maria! das kann nur ihm gehört haben! Mir gehört es nicht.“

„Meinem Bruder Elieh?“ schrie Anschel; der Knecht hatte mit dem Finger auf den im Bette liegenden Leblosen gewiesen.

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Wojtech die Decke, die über dem Toten lag, weggerissen, und mit einer Wut, die unmenschlich, fast höllisch schien, rief er unmittelbar in das Gesicht des Entseelten:

„So hast du mir also recht gegeben? Das ist dein Recht gewesen? Und ich bin wieder der Narr? Du hast ein anderes Recht gehabt, und mir hast du ein anderes gegeben? Und von dir bin ich betrogen worden?“

Anschel horchte entsetzt diesem grauenhaften Ausbruche; das Herz im Leibe war ihm erstarrt.

„Stehe jetzt auf," schrie der Knecht und griff nach der Hand des Bochers, als wollte er ihn zu sich aufreißen; „stehe auf und sag mir, wie bist du zu dem Kreuz gekommen? Hat sie dir's gegeben? Und du hast ihr versprechen müssen, daß du ein Christ wirst? Mir aber hast du ein anderes Recht gesprochen ... Jetzt stehst du gleich auf und sagst mir, was du getan hast. Du darfst gar nicht tot sein, ... du stellst dich nur so, weil du dich vor mir fürchtest ... Und ich hab' dich einen hochwürdigen Herrn geheißen?"

„Laß ihn, um Gottes willen, laß ihn," rief Anschel und riß den Knecht mit übermenschlicher Anstrengung vom Bette hinweg. „Siehst du denn nicht, daß er tot ist?"

„Ja, tot ist er," sagte Wojtech, dessen Grimm mit einem Male gebrochen schien; „wenn er nicht tot wäre, er müßt' mir Rede stehen. So ... ist er tot!"

Dann brach er in ein krampfhaftes Schluchzen aus, das allmählich in ein gelindes Weinen überging. Der starke Knecht schien zu einem Kinde geworden.

„Vielleicht hast du mich doch nicht betrogen," rief er schluchzend zu dem Toten hinüber. „Ach, hochwürdiger Herr, warum bist du tot und kannst mir nicht sagen, wie sich die Sache verhält? Warum bist du fortgegangen aus der Welt und hast dem armen Knechte kein Wort hinterlassen? ... Meine Seligkeit hatte ich auf dich gesetzt gehabt, und was mir kein Geistlicher und keine Beichte vom Herzen haben nehmen können, das hab' ich von dir erwartet! Jetzt bist du auch tot und kannst nicht reden! Was soll ich jetzt tun, wenn du nicht da bist? Wer wird mich mehr anhören? Auf wen soll ich mich verlassen? Hat du dich gefürchtet und bist aus der Welt fortgegangen, weil du selber kein Recht gehabt hast? Ach, du armer, hochwürdiger Herr! Wie

muß ich dich beklagen! Wie gerne wär' ich selbst für dich gestorben!"

In dieser Weise, gebeugt und gebrochen, die Stimme von Tränen erstickt, fuhr der Knecht noch eine Weile fort.

Wir verstehen diesen Schmerz, der zornig begann, um sich allmählich in die weichsten Klagen um den Hingang des Jünglings, dem er so nahe gestanden, aufzulösen. Die Seele dieses armen Knechtes war uns kein verschlossenes Buch; aber Anschel verstand sie nicht. Jedes seiner Worte erfüllte ihn mit neuem Entsetzen. Wahnsinnig war der Knecht nicht, das begriff er. Aber dieser Zusammenhang zwischen ihm und dem Bruder, dieses Hindeuten auf das Kreuz, das Elieh gehört haben sollte — welch ein schreckliches Tagen in dieser Nacht! Erst die seltsame Weise des Todes, draußen vor dem Tore, angefeuchtet von dem niedertropfenden Regen, und jetzt . . . dieser grauenhafte Knecht, der mit dem Tode ein solches Gespräch führte! Es war nicht zu verwundern, daß Anschel von Furcht und Entsetzen übermannt, in der Kammer nicht länger weilen konnte; die Hände vor beide Augen gedrückt, unmächtig, den Anblick des Toten zu ertragen, floh er hinaus. In demselben Augenblicke trat ihm Nachime entgegen.

„Um Gottes willen, Anschel, was ist dir? Wie siehst du aus?" schrie sie.

„Elieh, Elieh," vermochte er nur zu stöhnen.

„Was ist mit Elieh, red?" rief sie.

Da ließ Anschel die Hände von den Augen sinken, und nun erst sah Nachime das vor Entsetzen aufgeregte Antlitz ihres Sohnes.

„Geh nicht hinein, Mutter," schrie er, „geh nicht hinein."

„Lebendiger Gott im Himmel," brach ein grauenhafter Schrei aus Nachimes Brust. Dann hielt sie eine Weile inne, als schreckte sie vor dem Aussprechen des Schwersten zurück.

„Ist Elieh tot?“ rief sie und ergriff mit Wildheit eine von Anschels Händen.

Anschel vermochte nur in gebrochenen Lauten zu schluchzen: „Geh nicht hinein, Mutter, es wird dir zu schrecklich vorkommen.“

Aber Nachime mußte in diesem Augenblicke eine übermenschliche Kraft überkommen haben; sie schob den Sohn, der sich vor den Eingang der Tür abwehrend gestellt hatte, zurück und trat in Eliehs Stube.

Hatte sie das Entsetzen Anschels für das Schwerste vorbereitet, was ein Mutterherz ertragen kann? Hatte der kurze Moment genügt, um ihre Seele zu stählen und zu festigen? Kein Schrei, kein Angstruf entrang sich ihrer Brust, als sie den Toten im Bette sah; wer nicht wußte, was in der Tat vorgegangen, hätte glauben können, sie trete an das Lager eines Schlummernden, um dessen Atemzüge zu belauschen. Sie starrte die Leiche eine lange Weile an; dann sagte sie halblaut, als spräche sie mit sich selbst:

„Er ist vielleicht gar nicht tot, es mag ihn wieder seine neuliche Krankheit überfallen haben. Gott, der Lebendige, weiß, was das für eine Krankheit ist.“

„Nein, Frau!“ erscholl hinter ihr die Stimme des Knechtes, den sie gar nicht bemerkt hatte, „betrüge dich nicht selbst, diesmal ist's keine Krankheit.“

„Was denn?“ rief Nachime beinahe ruhig. „Sieh dir ihn an, er schläft ja. Sieht ein Toter so aus?“

„Meinst du das wirklich, Frau?“ schrie der Knecht freudig auf und erhob sich. Dann aber warf er einen schnellen Blick auf den Toten.

„Du kannst recht haben, Frau,“ sagte er darauf traurig, „ich hätt' um den Doktor schon reiten sollen, statt dazusitzen.“

„Doch nicht nach Brandeis?“ rief Nachime, „um unsern Feind . . .“

„Nein, Frau,“ entgegnete der Knecht zitternd, „der ist

zu weit. Ich werde lieber zu dem alten Doktor gehen, der auf dem Schlosse wohnt, und seit langer Zeit nicht mehr kuriert. Der kann in einer halben Stunde da sein."

„Wird er sich auch darauf verstehen?" fragte Nachime.

„Ob einer tot ist oder nicht? Darauf muß sich auch der schlechteste Doktor verstehen," meinte der Knecht, und ein trauriges Lächeln schwebte um seine zuckenden Lippen.

„So geh, du lieber Wojtech," sagte Nachime, „Gott wird dir's zahlen."

Nachime blieb allein zurück bei ihrem Sohne. Sie mußte in der Tat überzeugt sein, daß der Zustand Eliehs nur ein Rückfall in die kaum überstandene Krankheit sei.

Ihre Hände zitterten nicht, als sie ihm die Kopfkissen zurecht rückte, damit er besser liege; nicht einmal, daß er sich unheimlich kalt anfühlen ließ, daß kein Atemzug über die Lippen des Schwererkrankten wehte, fiel ihr als ein besonderes Merkmal der äußersten Gefahr auf. Sie hatte das schon einmal erlebt; nicht anders war es das erstemal, als sie ihn selbst so gefunden. Als gleich darauf Rebb Schlome und Tille mit allen Zeichen des tiefsten Entsetzens in die Stube stürzten, winkte sie ihnen zu, sich zu mäßigen, indem sie den Finger an den Mund legte, als ob sie ungestörte Ruhe für einen Schlafenden geböte.

„Es wird nichts sein," flüsterte sie, als die beiden trotzdem an das Bett getreten waren, „geht nur alle hinaus und laßt ihn in Ruhe. Jeder Lärm könnt' ihm schaden. Nur Stille und Ruhe, das ist für ihn das Beste."

Sie folgten diesem Machtgebote; die Sicherheit der Mutter hatte für sie etwas Bewältigendes, dem sie sich ohne Widerrede fügten.

Draußen aber sagte Anschel, der durch die halboffene Tür alles gesehen und gehört hatte:

„Die Mutter will nicht sehen, daß er tot ist. Sie wird sich nur zu bald überzeugen, daß es wahr ist."

Eine halbe Stunde darauf kam Wojtech mit dem alten Schloßarzt zurück, der schon seit langen Jahren nicht kuriert hatte. Er untersuchte prüfend den Zustand des Entseelten, länger vielleicht, als er nach dem ersten Anblick bedurft hätte; aber er hatte schwache Augen und zitternde Hände, und traute vielleicht seiner eingerosteten Kunst nicht. Dann erklärte er jeden Belebungsversuch für vergebens; das Leben sei schon seit mehreren Stunden entflohen; es müsse etwas im Innern zersprungen sein, meinte er, eine Ader, oder irgend ein kostbares Gefäß. Die Sache sei aber die, daß er tot sei.

Nachime hatte den Ausspruch des Schloßarztes mit einer Art ruhiger Gleichgültigkeit angehört, dem Anscheine nach schien sie ihm nicht zu glauben.

„Es wird vielleicht doch nicht wahr sein," stammelte sie, und gleich darauf sah man sie schwanken und sich an der Bettpfoste anhalten. Lautlos, wie vom Blitze getroffen, sank sie zusammen.

Die Kunde von dem, was bei dem „Judenbauern", wie Rebb Schlome allgemein hieß, vorgefallen war, hatte sich indessen im Dorfe rasch verbreitet. Das Tor stand noch immer offen, und so wogten fremde Menschen durch das Haus, um nähere Aufklärung über den rätselhaften Hingang des Bochers zu erhalten. Manche kamen bis in die Kammer Eliehs und standen an der Leiche, die sie nicht mit den stumpfen Augen der Neugier, sondern mit tiefem Mitleid betrachteten. Mitten in seiner Jugend aus dem Kreis der Lebenden hinweggerafft zu werden, im Naturgesetze eine Irrung wahrzunehmen, fällt immer beengend, wehmütig aufs Herz der Menschen. Viele sahen den Jüngling zum ersten Male; andere erinnerten sich seiner wie einer flüchtigen Erscheinung, die an ihnen vorüber gekommen, der erst jetzt der Tod Bedeutung und Erinnerung verlieh.

Sogar in die große Wohnstube, wo sich die Trauernden

aufhielten, kamen fremde Menschen und bezeigten da ihre Teilnahme. Manche hatten den Mut, nach den näheren Umständen des schrecklichen Vorfalls zu fragen; aber keinem ward eine Antwort. In der Versunkenheit ihres Schmerzes zogen die Aus- und Eingehenden wie wirre Traumbilder an ihren Augen vorüber; sie sahen und hörten niemanden.

Nachime war zu Bette gebracht worden.

Aber noch war das Maß des Entsetzens, das an diesem Tage über das Haus sich ergießen sollte, nicht voll. Zu Mittag, als sich die Zahl der Besucher schon zu lichten begann, erschien mit einem Male der Richter in der Stube. Als Rebb Schlome ihn erblickte, ging er ihm entgegen; die hohe Gestalt und das entschiedene Wesen des Bauers hatten für ihn von jeher etwas Bewältigendes gehabt.

„Was sagt Ihr, Herr Richter," rief er. „Ist das nicht, um graue Haare zu bekommen in einer Nacht?"

Der Bauer trat einige Schritte zurück.

„Wir zwei," meinte er, „sollten gar nicht miteinander reden. Dein Unglück ist groß, Bruder, aber ich weiß auch von etwas zu erzählen."

Erst jetzt wurden die in der Stube Befindlichen durch diese Worte aufmerksam. Sie schauten auf aus ihrem Schmerze; vor ihnen stand einer, auf dessen Antlitz ein nicht minder großes Weh deutlich zu lesen war. Schwere Tränen rollten über das stark gefurchte, kummervolle Gesicht des Richters. Das war der starke Bauer nicht mehr, der sie am Tage nach ihrer Ankunft in so feierlicher Weise begrüßt hatte; er schien seit dieser Zeit um ein halbes Leben gealtert. Noch ehe einer fragen konnte, rief er in einem Tone, der allen an die Seele schnitt:

„Du einen Sohn, Bruder, und ich eine Tochter!"

Anschel war aufgesprungen, bebend am ganzen Leibe schrie er:

„Eure Tochter, Herr Richter?"

„Ja, die auch," erwiderte der Bauer fast trotzig. „Der Herr Gott im Himmel weiß das schon so einzurichten. Er nimmt sich immer das Beste, das Liebste, was man hat."

Dann aber als fühlte er, wie dieser Trotz und Hohn zu seiner und des Hauses Lage übel passe, fuhr er ruhig, fast gelassen fort:

„Heute früh war sie gesund und frisch. Da kommt einer und erzählt, was bei euch vorgegangen. ‚Ist's der Ältere oder der Jüngere?' frag' ich. Da heißt es, der Jüngere wäre es, der erst krank gewesen. Wie sie das hört, muß sie erschrocken sein, denn sie hat zu euch allen eine besondere Liebe gehabt, und geht aus der Stube hinaus. Eine gute Weile darauf kommt mein Weib, ganz außer sich, und erzählt, sie liegt in ihrer Kammer auf der bloßen Erde und will sterben. Ich geh' zu ihr; da sitzt sie wirklich auf der bloßen Erde, bleich wie Kalk, die Augen unterlaufen und immer auf einen Punkt gerichtet. Ich frage sie: Töchterchen, was fehlt dir? Da sagt sie: Väterchen, ich muß dir Kummer machen, ich werde noch heute sterben. Wir reden ihr alle die Narrheit aus; sie aber schüttelt immer mit dem Kopfe und meint, wir werden es schon sehen und läßt sich's nicht ausreden. Ich frag' sie einmal: Töchterchen! Wie ist dir das geschehen, was meinst du? Da bricht sie in ein lautes Weinen aus und schreit: Das Unglück sei über sie gekommen wie ein böser Wind, sie hätte aber das Unglück selbst verschuldet und dafür müßte sie ihr junges Leben bezahlen. Ich sag' ihr, ich will um den Doktor schicken, der wird ihr helfen. Da wehrt sie sich dagegen und bittet mich, ich soll ja das nicht tun, ihr könne selbst die gebenedeiete Mutter Gottes nicht mehr helfen. Wenn ich ihr aber einen Gefallen noch machen wollte, so sollt' ich das Bild da wieder zu euch zurücktragen; das hätte Unglück ins Haus gebracht, und wenn ich nicht wollte, daß noch Neues dazu käme, sollt' ich's augenblicklich wieder auf den alten Fleck zurückstellen. Ich hab'

mir das Bild niemals wollen nehmen lassen, aber weil sie darum gebeten hat, so hab' ich ihr gefolgt."

Damit legte der Bauer den „Mogen Dovid" des Vetter Koppel vor sich auf den Tisch; sie hatten in dem Anhören seiner Reden nicht bemerkt, daß er das Bild dabei in der Hand gehalten.

„Vielleicht hilft das noch," sagte der Bauer zuletzt und wandte sich zum Fortgehen. Aber an der Türe drehte er sich noch einmal um und warf einen langen, wehmütigen Blick nach dem Bilde zurück.

Als der Bauer sich entfernt, griff eine gierige Hand schneller, als es einer wehren konnte, nach dem wiedergefundenen, auf so seltsame Weise heimgebrachten Erbstück aus Absalons Revolution. Vetter Koppel hatte sich sein Eigentum wieder errungen und hielt es fest gegen seine Brust gepreßt, die Augen funkelnd und entschlossen auf Rebb Schlome und Anschel gerichtet, als ob er auf neuen Raub sich rüsten wollte.

Dafür war aber gesorgt. In Anschels Seele tagte ein anderes Licht, als wonach der „Mogen Dovid" des Vetter Koppels trotz der in großen Buchstaben „Misrach" (Ost) lautenden Inschrift zeigte.

Rebb Schlome aber dachte nicht an neue Beraubung.

---

27. Der letzte Entschluß.

Am dritten Tage, es war Montag, fuhren sie die Leiche nach Brandeis, um sie auf dem dortigen „guten Ort" dem Staub der Erde zu übergeben. Rebb Schlome hatte anfangs daran gedacht, sie nach der Heimatgemeinde zu bringen, war

aber aus Gründen, die er nicht dartat, von diesem Entschlusse abgekommen. Vielleicht wollte er dem Unglück seines Hauses gerade dort nicht einen Grabstein setzen, woher er ausgezogen. Selbst in der tiefsten Zerknirschung, zerschmettert von der Wucht des hereinbrechenden Verhängnisses, vergißt das menschliche Herz nicht, was man seine Ehre nennen könnte. Nachime hatte übrigens auf diesen Entschluß ihres Mannes keine Macht ausüben können, sie lag krank zu Bette, sie war eigentlich nicht bewußtlos, aber man hütete sich, mit ihr darüber zu reden. Seit zwei Tagen war kein Wort über ihre Lippen gekommen, sie fragte nach niemanden und begehrte keinen zu sehen. Nur durch Gebärden deutete sie an, daß sie Tille um sich haben wolle, nur das Kind litt sie an ihrem Bett.

Als der Wagen mit der Leiche am frühen Morgen zum Tore hinausfuhr, wußte sie es nicht; sie lag eben im tiefen Schlafe. Nur das Kind hörte das Rollen des Wagens und wußte, wen sie in diesem Augenblicke forttrugen. Aber, um die Mutter nicht zu wecken, wagte Tille nicht einmal, an das Fenster zu treten; still und bitterlich weinte sie vor sich hin.

Wojtech selbst lenkte die Pferde; Rebb Schlome und Anschel gingen hinterdrein; sie wollten den fast zwei Stunden betragenden Weg nach Brandeis zu Fuß zurücklegen. Als sie an dem Hause des Richters vorüberkamen, ließ Wojtech die Pferde schneller gehen; das Haus war lautlos und grabstill, es hatte auch seine Tote. Man raunt sich im Dorfe zu, das schöne Mädchen hat sich ein Leid angetan. Sie sagen: aus Liebe! . . . Anschel verhüllte sein Antlitz; erst weit hinter dem Dorfe wagte er aufzuschauen. Während des langen Weges wurde fast kein Wort zwischen Sohn und Vater gesprochen; es hatte jeder genug an seiner eigenen Gedankenlast zu tragen.

Nur als sie auf die Brandeiser lange Brücke kamen,

unter der die Elbe mächtig dahinrauscht, brach Rebb Schlome das bisher behauptete Stillschweigen. „Jetzt erinner' ich mich," rief er, „ich hab' dir für heute aufgetragen gehabt, wegen der Assekuranz nach Brandeis zu gehen. Da sind wir nun in Brandeis, aber wir bringen eine schöne Assekuranz auf den guten Ort! Gott steh einem jeden vor so einer bei!"

„Darf ich dir etwas sagen, Vater," meinte Anschel nach einer geraumen Weile.

„Red!" sagte Rebb Schlome.

Anschel hub die Augen zu seinem Vater auf. „Was will man," sprach er „wenn man sein Haus oder seine Scheuer verassekuriert? Man will sich sichern, um ganz ruhig zu sein. So kommt's mir auch mit unserm Elieh vor. Mir scheint, der ist in eine gute Assekuranz gegangen."

„Wie meinst du das?" rief Rebb Schlome fast heftig.

„Ich glaub' nur," beeilte sich Anschel rasch zu sagen, „unser Elieh ist gut aufgehoben."

Rebb Schlome schüttelte zu dieser Bemerkung den Kopf; er entgegnete nichts darauf. Ihm dünkte wahrscheinlich dieser trübe Gedanke aus dem Munde eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings viel zu unnatürlich. Aber der Gedanke hätte anders gelautet, wenn Anschel sprechen und von demjenigen hätte sprechen dürfen, hinter dessen Leiche er einherschritt.

Die Beerdigung hielt sie indessen länger auf, als sie erwartet hatten. Es mußte erst der Sarg gezimmert und die Grabstelle von der Gemeinde erkauft werden, auch waren die „Tachrichim" (Sterbekleider) nicht verfertigt. Es währte einige Stunden, bis sich die „heilige Bruderschaft" im Synagogenhofe versammelte; es war nahe am Mittag. Zwei lange, ungehobelte Bretter wurden zersägt und daraus die einfach rohe Ruhestätte zusammengesetzt, in der Elieh dem Schoße der Erde anvertraut werden sollte. Jeder von der

„Bruderschaft“ legte Hand an dieses Werk und tat einige Sägestriche in das Brett, je nachdem ihn der Aufruf des Schuldieners traf, der Namen auf Namen von einem Zettel herablas. Andere hatten indessen die üblichen Waschungen mit dem Toten vorgenommen und die weißen Sterbekleider ihm angetan, die in der Eile von den „frommen“ Frauen verfertigt waren.

Als der Sarg auf den Wagen gehoben und nun jener schauerlich ernste Psalm*): „Im Schirm des Höchsten ruhend, in der Allmacht Schatten weilend, bete ich zu Gott,“ von allen Anwesenden angestimmt wurde, da brach Rebb Schlome, der bis dahin eine Art künstlicher Fassung behauptet hatte, in lautes und heftiges Weinen aus.

„Elieh, mein Kind!“ hörte man ihn ein über das andere Mal rufen, „bin ich vielleicht an deinem Tod schuld?“ Aber die in der Weise von Responsorien vorgetragenen Psalmverse übertönten diese Selbstanklage, nur Anschel und die ihm Naheschreitenden vernahmen sie, ihnen griff sie gewaltig an die Seele.

So bewegte sich der Zug durch die ganze „Gasse“ zum „guten Ort“ hinaus; er vergrößerte sich zusehends. Wo einer müßig vor einem Hause stand, schloß er sich an. Es galt, dem Toten, den niemand gekannt hatte, die letzte Ehre antun. Man wußte nur, daß ein junges Leben aufgehört hatte; Frauen und Mädchen, die in den Türen ihrer „Gewölber“ standen, weinten ihm nach — und hatten ihn doch nicht gekannt.

Als man auf dem „guten Ort“ angekommen war, bemerkte Rebb Schlome sogleich, daß Eliehs Grab nahe an der Umfriedungsmauer, an einem Orte, der von den übrigen Ruhestätten beinahe seitab lag, war gegraben worden. Sonderbar! Diese Vernachlässigung seines Kindes brachte

*) Psalm 91.

ihn so auf, daß er kaum den zornigen Ausdruck unterdrücken konnte.

„Warum legt man mein Kind nicht weiter hinein," wandte er sich zu einem der neben ihm Gehenden, „warum verunehrt man mich? Ich hab' doch das Grab um schweres Geld von euch erkauft, und jetzt legt ihr mein Kind an einen Ort, als wenn es sich, Gott behüte, etwas zuleid getan hätte?"

Man bemerkte ihm, daß der Tote ein Fremder in der Gemeinde sei, der darin keine „Freundschaft" besitze. Niemand hätte es zugegeben, daß man ihn neben eine „Freundschaft" lege, zu der man einst selber gelegt zu werden hoffe. Man fragte ihn, ob er sich nicht selbst dagegen wehren würde, wollte man ihm in seiner Heimatgemeinde einen Fremden an die Seite der „Freundschaft" legen?

Dagegen vermochte Rebb Schlome nichts einzuwenden; die Leute waren in ihrem Recht, und er selbst hätte nicht anders gehandelt. Dennoch tat ihm dieses Abseitelegen seines Kindes in innerster Seele weh, es war ihm, als sei es ausgeschlossen aus dem Kreise der zu ihm Gehörigen, als hätte er an ihm gehandelt, wie ein Fremder, nicht wie ein Vater.

„Wenn sie das wüßte, wo ihr Kind liegt!" sagte er mit einem schweren Seufzer halblaut vor sich hin.

Dann aber sich aufraffend, beinahe mit heiterer Miene, wandte er sich zu Anschel und sprach festen und entschiedenen Tones:

„Du, das sag ich dir und das behalt in deinem Gedächtnis, und vergiß es nicht. Wenn ich einmal da hinunter soll, so führst du mich nirgends anders hin, als auf den Brandeiser ‚guten Ort', und da neben meinem Elieh läßt du mir mein Grab machen. Das Kind soll nicht allein liegen und sagen, man hat wie ein Fremder an ihm gehandelt. Wirst du's nicht vergessen?"

Anschel schüttelte verneinend den Kopf.

Dieses Gebot schien den starken Mann für die tieftraurigen Förmlichkeiten der eigentlichen Beerdigung gewissermaßen gestählt zu haben; er ließ sie mit einem Gefühle fast ruhiger Teilnahmlosigkeit an sich vorübergehen. Nachdem unter den Kopf des Toten noch ein Kissen, mit frischer Erde gefüllt, und auf dessen Augen die Scherben eines zerbrochenen Topfes gelegt waren, damit die Erdschollen nicht zu sehr das feinste, fast seelenhafte Gefäß des Menschen drücken mögen, das im Leben so viel Schönes geschaut, trat einer aus der frommen Brüderschaft an den Toten heran und bat ihn im Namen der „Nachbarschaft, der fernen Anverwandten, der Freunde und der gesamten Gemeinde" um Vergebung, wenn sie ihn jemals beleidigt hätten, wobei er ihm noch zuletzt verkündete, daß diese alle keine „Gemeinschaft" mehr mit ihm hätten und haben wollten. Dann trat Rebb Schlome heran und bat sein Kind laut und weittönend um Verzeihung; seine Stimme zitterte nicht. Anschel dagegen vermochte vor tiefinnerster Regung nur unverständlich die übliche Bitte an den Toten zu richten. Hatte er denn seinen Bruder beleidigt? War Elieh von ihm gekränkt worden? . . .

Rebb Schlome zuckte auch nicht, als die Schollen auf den Sarg niederrollten; er schien nur von dem einen Gedanken beherrscht, hier einmal neben seinem Kind ausruhen zu können. Jeder der Anwesenden tat einige Spatenstiche in die lockere Erde und warf die Scholle auf den Sarg, bis dieser vollständig bedeckt war. In geschäftiger Eile war das ganze Werk getan worden; es hatte wenige Minuten gedauert. Der Schuldiener verrichtete hierauf noch die drei allerletzten Spatenstiche und ebnete mit der Schaufel die Seiten des Grabes.

„Bis jetzt," sagte ein Knabe, der dem Beerdigungsauftritte beiwohnte, leise zu seinem Kameraden, „bis jetzt hat der Tote alles gehört und gesehen, und darum beeilt man sich auch so sehr, damit er in Ruhe kömmt. Wie man

aber die dritte und letzte Schaufel Erde hinabwirft, da vergeht ihm Hören und Sehen, und er weiß nichts mehr von sich."

„Wirklich?" meinte der Kamerad mit ungläubiger Miene.

„Du kannst es mir glauben," beteuerte der andere, „meine Babe hat mir's erzählt, und die weiß das alles. Soll ich dir auch sagen, warum jetzt die Leute Gras abreißen und es hinter sich werfen und dabei sagen: ‚Sie sprießen hervor aus der Erde, wie das Gras?' . . . Das weiß ich auch!"

„Nun?"

„Man soll nicht glauben," erklärte der Knabe, „daß die Menschen aussterben werden! Sie bleiben, bestehen und wachsen fort, wie das Gras; man mäht es ab, und doch kommt es nach einiger Zeit wieder . . ."

Trotz allem, was um ihn her vorging, hatte Rebb Schlome dieses leise geführte Gespräch der beiden Knaben nicht überhört; es ergriff ihn eigentümlich. Daß das Grasausreißen diese Bedeutung hatte, daran hatte er nie gedacht. Wie zum Danke lächelte er dem sinnigen Erklärer zu. Welche Hoffnung, welch stärkender Duft stieg nicht aus dieser einfachen Deutung, die er erst am Grabe seines eigenen Kindes empfangen sollte! Menschen sterben und vergehen, das ist ihr Los; selbst über des Kindes junges, noch wenig erschlossenes Dasein schreitet die eherne Notwendigkeit hinweg; aber die übrig bleiben, wollen wachsen wie das Gras, wollen leben, sich wiegen und bescheinen lassen im Sonnenlichte; denn sie haben die „Gemeinschaft" mit dem Toten aufgegeben. Jetzt erst verstand Rebb Schlome die frühere Bitte an die Leiche vollständig; der Mensch wollte leben bleiben wie das Gras!

Nachdem der Schuldiener noch mit einem stumpfen Messer in die Röcke der beiden Trauernden die „Keriah" oder den Riß geschnitten hatte, trug Rebb Schlome mit vernehmlicher Stimme das übliche Gebet für die Toten vor,

worauf alle den „guten Ort" verließen. Rebb Schlome warf noch einen letzten Blick nach dem einsamen, abseit liegenden Grabe seines Kindes.

Dachte er dabei an „sie" oder an Elieh, der fern von aller Freundschaft in einer fremden Gemeinde ruhen mußte — weil er es gewollt hatte?

In einer Stube des Leichenhofes mußten die zwei Trauernden noch eine Stunde lang auf niedrigen Schemeln sitzen; es war dies der Beginn der siebentägigen Trauer um den Toten. Man hatte ihnen Speise und Trank geschickt; aber sie genossen davon nur so viel, als das „Gesetz" vorschreibt.

Es war spät am Nachmittage, als sie zum Heimgang bereit waren. Sie suchten den Knecht auf, der in einem Wirtshause am „Ring" die Pferde eingestellt hatte. Als Wojtech sie eintreten sah, rief er laut jammernd:

„Jetzt müssen wir ohne ihn nach Hause fahren!"

Er winkte dann, während er zur Stube hinausging, um die Rosse anzuspannen, auf eine geheimnisvolle Weise Anschel zu sich. Im Hofe draußen zog er ihn in einen unbeachteten Winkel und sprach da zu ihm:

„Ihr habt ja vergessen, ihm etwas mit ins Grab zu geben."

„Was?" fragte Anschel verwundert. „Man gibt bei uns nichts ins Grab."

„Und dieses?" meinte der Knecht ernst und zog aus seiner Brust das messingene Kreuz hervor, das sie bei Elieh gefunden hatten.

Anschel glaubte, der Knecht wolle ihn höhnen; eine zornige Regung stieg in ihm auf; aber sie schwand sogleich, als er in Wojtechs gramvolles Antlitz geblickt hatte.

„Das geht nicht, Wojtech," sagte er sanft, „besonders das geht nicht. Vergißt du, wer mein Bruder gewesen ist?"

„Sie hat es ihm aber doch gegeben," meinte der Knecht

kopfschüttelnd. „Er hätte es gewiß nicht von sich gelassen, hätte er länger gelebt."

„Sprich nichts davon," bat Anschel, „. . . es hat ja doch nicht sein dürfen. Soll man einem Toten noch die Sünde mitgeben ins Grab, daß er niemals zur Ruhe kömmt?"

„Die Sünde?" meinte Wojtech mit einem trüben Lächeln.

„Und was für eine!" rief Anschel schaudernd und wandte sich von dem Knechte ab.

„Was soll ich aber damit tun?" fragte der Knecht nach einer Weile.

„Ich weiß nicht," entgegnete Anschel zögernd.

„Willst du es bei dir behalten?"

„Ich?" rief Anschel, über diese neue Zumutung des Knechtes mehr erstaunt als entsetzt. Dann aber, als fühlte er, er könne ihn durch den Ton dieses Ausrufes bitter gekränkt haben, setzte er sogleich hinzu: „Warum behältst denn du es nicht, Wojtech? Will dir's denn einer wegnehmen?"

„Du willst es mir also lassen?" rief der Knecht freudig, „und ich kann es behalten? Daran hab' ich nicht gedacht, daß ich noch etwas von dem armen, hochwürdigen Herrn behalte."

„Behalt's, so lange du willst," sagte Anschel, „und reden wir nicht weiter davon!"

Anschel sah dabei den Knecht mit einem viel bedeutsamen Blicke an, und reichte ihm, wie zur beiderseitigen Bekräftigung, die Hand hin.

„Ich versteh' dich," sagte der Knecht kurz und schlug ohne Zögern in die dargebotene Hand ein.

Weiter ward kein Wort gesprochen; der Bund war geschlossen und Anschels Seele von einem schwarzen Schatten befreit.

Die Heimfahrt wurde nun angetreten. Als sie wieder auf die Brandeiser lange Elbbrücke kamen, blieb Rebb

Schlome, der erst hinter der Stadt den Wagen benutzen wollte, plötzlich vor Anschel stehen; er fuhr sich über die Stirne, wie einer, der sich selbst auf einem vergessenen Gedanken ertappt hat. Es war auf der nämlichen Stelle, an der er vor einigen Stunden von der Assekuranz mit Anschel gesprochen hatte.

„Willst du was, Vater?" fragte Anschel.

„Nein, nein," entgegnete Rebb Schlome heftig und sah dabei den Sohn scharf an. „Es hat Zeit . . . es hat stark Zeit. Man kann ja so nicht wissen . . ."

Anschel hörte es diesem Tone an, daß er nicht weiter fragen dürfe. Daß es der Assekuranz galt, darüber schien ihm kein Zweifel obzuwalten. Aber was sollten die letzten Worte bedeuten, „man könne so nicht wissen, und dann sei es umsonst?" Von welchem zerrissenen Gedankennetze war dies ein Bruchstück? Wer stand ihm jetzt dafür, daß sie nicht bald ein anderes Tote bestatten würden, die Leiche ihres Feldes!

„Man kann ja so nicht wissen," riefen verzweiflungsvolle Stimmen in ihm, „und dann ist alles umsonst hinausgeworfen," antworteten sie sich selbst.

Es dunkelte bereits, als sie in das heimatliche Dorf einfuhren. Am ersten Hause stieg Rebb Schlome vom Wagen und gebot Anschel ein Gleiches zu tun. Wojtech sollte hinter ihnen zurückbleiben und ja nicht früher ins Tor einfahren, als bis er sie ins Haus treten gesehen habe. Selbst dieser kleine Umstand fiel beengend auf Anschels Herz. Warum wollte der Vater nicht, wie jeder Bauer, der „Roß und Wagen" besitzt, in sein Haus hineinfahren? Wollte er schon heute nicht mehr als Bauer erscheinen? — Mit trüben Ahnungen in der Seele schritt Anschel an der Seite seines Vaters durch den dunkelnden Abend; um ihn war finstere, sternlose Nacht. So erreichten sie das Haus.

Das Tor war diesmal geschlossen; auf ein leises Pochen

ward es von einem Knechte geöffnet. Im Hofe kam ihnen Tille entgegen.

„Die Mutter!“ rief Rebb Schlome hastig und hielt inne. „Was macht die Mutter?“

„Sie ist aufgestanden und sitzt ‚Schiwe‘*),“ sagte das Kind traurig.

„Warum ist sie noch nicht zu Bette?“ rief Rebb Schlome heftig.

„Sie will es nicht anders,“ sagte Tille. „Gleich, wie ihr fortgegangen war't, ist sie aufgewacht und hat nach euch gefragt. Ich hab' es ihr nicht gleich eingestehen wollen, da meint' sie: ‚Glaubst du, ich weiß nicht, das heute Montag ist? Heut' fängt ja die Schiwe an.‘ Dann ist sie aufgestanden und hat sich angekleidet und auf den Fußschemel gesetzt. Sie ist seitdem nicht aufgestanden; manchmal weint sie, manchmal sieht sie in den Sidur (Gebetbuch). Vor einer Stunde hat sie das erste Wort an mich gerichtet seit dem frühen Morgen. ‚Kommt denn dein Vater noch nicht zurück?‘ hat sie mich gefragt. „Von unserm Elieh war keine Rede!“

Aufhorchend hatte Rebb Schlome den Bericht des Kindes vernommen; seine Brust arbeitete heftig; über seine sonst so gehärteten Gesichtszüge ging ein Zucken, als ob er weinen wollte. Vielleicht, damit die Kinder nicht Augenzeugen dieses innerlich tobenden Kampfes seien, hatte er den Kopf von ihnen weggewendet; so stand er eine Weile da. Dann, als sei er einig in sich geworden mit einem Entschlusse, den niederzuringen alle Seelengewalt aufgeboten werden mußte, ging er festen Schrittes auf das Haus zu. An der Tür, die in die Wohnstube führte, blieb er stehen; zögerte einzutreten. Leise drückte er auf die Klinke und trat ein.

Da saß Nachime auf einem niedrigen Fußschemel, matt

*) Die sieben Trauertage.

beleuchtet von dem Totenlichte, das zu Eliehs Andenken angezündet worden war. Sie hatte den Eintretenden nicht bemerkt, denn sie saß gegen das Fenster zu. Aber der kühlere Luftzug, der mit Rebb Schlome gleichzeitig eingedrungen war, mochte sie berührt haben; sie blickte um sich.

„Guten Abend, Nachimeleben," sagte der gebeugte Mann mit seinem weichsten Tone. „Wie geht es dir?"

Da wollte sie, wie von einer unsichtbaren Federkraft emporgetrieben, vom Schemel sich erheben; aber sie sank zurück; mit beiden Händen verhüllte sie sich ihr Angesicht und begann bitterlich zu weinen.

„Verzeih mir, Nachime . . . verzeih, was ich dir angetan habe," rief Rebb Schlome, „ich leid' ja nicht weniger als du."

Da hörte sie mit einem Male zu weinen auf, die Hände sanken langsam von ihren Augen herab; mit erstaunten, fast irren Blicken schaute sie um sich. Dann erhob sie sich, sie schien die nötige Kraft gewonnen zu haben. Mit einer einzigen hastigen Bewegung war sie an ihren Mann herangetreten und faßte ihn an der Hand, auf die sie sich niederbeugte, als ob sie darauf einen Kuß der Demut drücken wollte.

„Was willst du mit mir jetzt tun, Schlome?" rief sie in schneidenden Lauten.

„Allmächtiger Gott," schrie dieser entsetzt, „das sagst du mir, Nachime?"

„Ich kann nicht reden," stöhnte sie, „ich kann nicht reden, ich glaub', es sprengt mir mein Herz ab."

„Wein dich aus, Nachime," sagte Rebb Schlome, „wein dich aus, das wird dich erleichtern."

Er hob sie zu sich auf und umschloß sie mit beiden Armen. So hielten sich die Ehegatten eine geraume Weile umschlungen; Nachime weinte laut an der Brust ihres Mannes; sie schien sich nicht Einhalt tun zu können. Mehr-

mals versuchte sie zu sprechen, aber sie vermochte nur Unverständliches zu wimmern. Es war ein Scheidepunkt ihres Lebens eingetreten. Die beiden Kinder standen an der Tür und wagten nicht durch irgend einen Laut in die Weihe dieses Augenblickes einzugreifen.

„Warum jagst du mich nicht auf und davon?" rief sie endlich, „so ein schlecht Weib, wie ich bin, behandelst du so gut?"

„Schweig," rief dagegen Rebb Schlome, „und demütig' dich nicht vor mir. Das bricht mir ja das Herz ab, daß ich dich nicht erkannt habe, wie du das beste und bravste Weib auf Gottes Erdboden bist."

Da riß sie sich von ihm los; es war nicht anders, als ob sie einer mit feurigen Werkzeugen von ihrem Manne getrennt hätte.

„Schlome," rief sie mit drohend aufgehobenem Finger, „versündig' dich nicht, daß du jetzt lügst. Ich war ein schlecht Weib, schlechter als ihr alle denken könnt. Wär' denn alles so gekommen, wie es gekommen ist, wenn ich anders gewesen wäre?"

„Und von mir redst du gar nicht, Nachime," sagte Rebb Schlome wehmütig, „ich bin ein unschuldig Kind? Ich, der ich dich gezwungen habe, der Gewaltnik? Von mir redst du gar nicht?"

„Bist du nicht der Mann und ich das Weib?" rief Nachime schneidend. „Glaub auch nicht," setzte sie darauf weniger herbe hinzu, „glaub nicht, daß ich wegen unserem Elieh so weine, ich wein' um mich selbst. Das Kind hat uns Gott genommen . . . wir hätten es wahrscheinlich nicht erhalten können . . . und wer gestorben ist, dem ist wohl. Aber ich bin nicht gestorben, ich lebe; ich muß jeden Augenblick denken: ich hätte sterben können, auf einmal, mitten in der Nacht. Mit aller Schlechtigkeit wär' ich aus der Welt gegangen, nicht wie unser Elieh, fromm und gut! Soll ich

da nicht weinen um mich? Der Tod meines Kindes hat mir erst die Augen geöffnet, jetzt seh' ich erst, was ich längst hätte sehen sollen."

„Mach dich nicht schlecht, Nachime," bat, die Hände zur Bitte gefaltet, Rebb Schlome. „Du hast dir nichts vorzuwerfen! Jedes deiner Worte geht mir wie ein Messer durch das Herz."

Aber Nachime hörte entweder nur sich, oder fand in diesen Selbstanklagen gleichsam eine neue Kraft, um sich aufrecht zu erhalten.

„Nachime nennt man mich," fuhr sie fort, „ich weiß, das heißt: Trost! und kein Weib sollt' einen andern Namen haben. Ich aber war euch ein schöner Trost! Gott der Lebendige soll jedes Judenkind vor so einer Nachime behüten. Statt euch zu trösten in euern Nöten, hab' ich euch gekränkt; statt euch jeden Bissen zu versüßen, hab' ich ihn euch verbittert. Wie ein gut Weib hätt' ich dich immer fragen sollen: Schlome, schmeckt's dir? Bist du müde? Hab' ich das und jenes gut gemacht? Bist du damit zufrieden? Niemals während der ganzen Zeit hast du das kleinste gute Wort von mir gehört; mich hab' ich am liebsten gehört. Was mir meine Schlechtigkeit eingegeben hat, das hab' ich in mir behalten, etwas Gutes hab' ich mir nicht einreden lassen; davor hat es mir gegraut, wie vor Gift. Wer von allen in meinem ganzen Hause kann sagen, ich hätt' ihn nicht einmal gekränkt? Dich aber, Schlome, hab' ich geflissentlich beleidigt, hab' dich herabgesetzt vor deinen eigenen Kindern, hab' dir das kleine Unrecht, das du an mir begangen hast, mit tausend Prozent zurückgezahlt. Und da soll einer kommen und sagen: So was tut nur ein gut Weib."

„Klein nennst du das Unrecht, Nachime . . .?" unterbrach Rebb Schlome den Strom dieser bittern Selbstanklagen. „Lebendiger Gott, wie vergrößerst du mich, und wie verkleinerst du dich."

„Warum?“ eiferte Nachime, und ihre Aufregung stieg von Wort zu Wort, „du hättest mich fragen sollen, ob ich eine Bäuerin werden will? Du hättest dir bei mir einen Rat holen sollen? Wozu bin ich dein Weib? Daß i ch einen andern Weg gehe und d u einen andern? Daß, wenn du sagst: Ich will nach rechts, ich lieber nach links möchte? Du hast ja recht gehabt, daß du mich nicht gefragt hast.“

„Ich habe nicht recht gehabt, Nachime,“ sagte Rebb Schlome mit ernster Entschiedenheit, „das wirst du mir nicht einreden können. Schon, daß ich deinen Willen habe zwingen wollen, ist mein großes Unrecht. Weil du fünfundzwanzig Jahre zu allem ‚ja‘ gesagt hast, was ich getan habe, meint' ich, du wirst es auch diesmal sagen. Darauf hatte ich spekuliert, ich sag' dir das jetzt frei heraus. Aber du hast dich dagegen gestemmt und gewehrt wie eine Löwin; zum ersten Male in den fünfundzwanzig Jahren hast du ‚nein‘ gesagt. Gott im siebenten Himmel ist mein Zeuge, wie oft mein Herz gezittert hat unter dem ‚nein‘, wie gerne ich oft mit dir darüber gesprochen hätte!“

„Meinst du, ich hab' es dir nicht angesehen?“ rief Nachime, milder geworden durch die Rede ihres Mannes. „Das eigene Kind ist ja vor mir zurückgeschreckt; wie hätt' dir das Blut im Leib nicht gefrieren sollen, wenn du mich nur angesehen hast? Daher ist auch alles Unglück, alles Weh gekommen. Das Kind hat sterben müssen. Ihr habt in den heiligen Schabbes hinein arbeiten müssen, und ich habe nichts dazu sagen dürfen. Hätte Gott das zugegeben, wenn er dir, wenn er mir das rechte Wort und zu der rechten Zeit auf die Lippen gelegt hätte?“

„Nachime, Nachime, hör um Gottes willen auf,“ bat wieder Rebb Schlome, „das Haar auf dem Kopfe steht mir ja auf vor Schauder, wenn du so fortredest.“

„Laß mich alles vom Herzen herunterreden, Schlome,“ sagte Nachime dagegen, „es tut mir wohl . . . Hab Geduld

mit mir; ich hab' ja schon so lange mich mit dir nicht ausgeredet. Du kannst nichts dafür."

„Tu mir den einzigen Gefallen, Nachime," rief wieder Rebb Schlome mit vor tiefster Rührung zitternder Stimme, „und höre auf. Ich könnt' ja sonst wirklich meinen, wenn ich dich so fortreden lasse: ich habe recht und du hast unrecht. Und zuletzt, wo ist der Mensch, der eine so feine Wage hat? Wo es auf eine so feine Wage ankommen soll, da haben entweder wir beide ganz recht, oder beide haben unrecht."

„Glaubst du, Schlome?" sagte Nachime, die diese Worte lauschend, als kämen sie ihr aus Himmelshöhen zu, in sich aufgenommen zu haben schien, und ein trübes, ungläubig fragendes Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ich glaub' es," sagte Rebb Schlome feierlich, „so wahr, als uns Gott helfen soll!"

Nachimes Wesen erzitterte unter dem Eindrucke dieser Worte; sie hob die feuchten Augen zu ihrem Manne auf, sie sah fast furchtsam aus.

„Und was willst du mit mir tun, Schlome?" sagte sie demütig und wankte ihm entgegen, mehr als sie ging.

„Leben wollen wir miteinander, Nachime," rief Rebb Schlome mit überwallendem Herzen, „leben und uns unseres Lebens freuen! Gott und die Menschen sollen wieder Freude an uns finden, die Sonne soll wieder scheinen, und . . ."

„Ich hab's nicht verdient, Schlome," rief sie weinend, „ich nicht."

Der hochstämmige Mann zuckte schmerzlich zusammen nach diesem letzten demütigen Geständnisse. Sprachlos reichte er ihr die Hand, auf die sie sich wieder neigte. Er aber umschloß sie fest und innig; Nachime lag als Versöhnte, Reuige, an der Brust ihres Mannes.

Bis dahin hatten die beiden Kinder nichts getan, was die sich wiederfindenden Eltern auf sie aufmerksam gemacht

hätte. Es war ein namenloses Gefühl, das sie an der Tür lauschend gebannt hielt. Selbst jetzt, als sich vor ihren Augen das wunderbare Schauspiel begab, wie Vater und Mutter in echter und wahrer Wiedervereinigung sich begegneten, als sie sahen und hörten, wie Seele an Seele pochte und eine der andern den Willkommenruf entgegentönte, traten sie nur näher, um sich am Glücke ihrer Eltern, an dem warmen Strahle nach so langer Nacht zu sonnen, nicht um ihnen Glück zu wünschen. Denn, das sagte beiden ein gemeinsames Gefühl, daß es Kindern nicht zukomme, Freude zu offenbaren, wenn der Zwiespalt zwischen den Eltern geschlossen ward; so wenig, als sie der Versuchung nachgegeben hatten, sich mitten in ihren Streit zu stellen und mahnend abzuwehren.

Als endlich die Wiedervereinigten voneinander ließen, sah Nachime fast verschämt aus; eine leichte Röte hatte die Wangen überflogen, die trotz des dunkelnden Abends sichtbar war . . .

„Weißt du, wie du mir vorkommst, Nachime?" rief Rebb Schlome mit leuchtenden Blicken. „Gerad' wie vor fünfundzwanzig Jahren, wo alle Jungen in der ‚Gasse' grün und gelb geworden sind vor lauter Neid, daß ich ihnen meine kleine Nachime vom Mund weg hab' genommen und hab' keinen um Erlaubnis gefragt."

„Und weißt du, wie du mir vorkommst?" sagte immer höher erglühend Nachime, „auch gerade wie vor fünfundzwanzig Jahren, wo wir miteinander, du mein Bräutigam, ich deine Braut, an einem Schabbes über ein Feld gegangen sind. Da hast du mir etwas zugeschworen."

„Ich?" rief Rebb Schlome erstaunt.

„Du denkst es nicht mehr, aber ich denke es, Schlome, und werde es nicht vergessen bis ans Ende meines Lebens. Unsere Kinder wissen, wie und wo es mir eingefallen ist. Die werden dir sagen können, wie es mir um mein Herz war. Aber daß ich daran denken gekonnt, das mag dir beweisen . . ."

„Daß du immer meine Nachime warst," ergänzte Rebb Schlome. „Red nichts weiter davon."

Dann setzten sich beide nebeneinander auf die niedern Fußschemel zur Trauer um Elieh, die Kinder ihnen gegenüber. Aber von dem, der fern von ihnen auf dem Brandeiser „guten Ort" lag, war nicht die Rede. In lieblichen Gesprächen verging der Abend, kam die Nacht heran, und sie glänzte sternbesäet durch die Fenster. Oft berührten sich die Hände der Eheleute und lagen dann minutenlang ineinander; dann schwiegen sie und blickten einander mit Augen des Verständnisses an, wie es seit fünfundzwanzig Jahren nie so innig unter ihnen gewaltet. So kam die Zeit des Schlafengehens.

Ist das auch eines der Geheimnisse Gottes, daß der Tod bindet und lang' Getrenntes wieder aneinander fügt? daß, was scheinbar Verderben und Untergang in seinem Schoße trägt, zugleich aus geheimsten Tiefen den Quell des Lebens nach oben drängt? Hier saßen Menschen, die am Morgen ein Liebes und Teures dem Staube der Erde zurückgegeben hatten — der Abend war gekommen, die Sonne, die denselben Morgen beleuchtet, war kaum niedergesunken, und sie sprachen von Liebe und Leben, von Auferstehung ihrer Seelen nach der bangen Nacht traurigen Verkennens!

Sollte der verwitterte Fels allein in das Geheimnis Gottes eingeweiht sein, wie aus Schutt und Fäulnis eine Blume erblühen kann? Ist das menschliche Herz nicht noch ein tieferes Geheimnis des großen Weltgeistes?

28. Schluß.

Solch ein Wiederfinden entfremdeter Gemüter hat das Eigentümliche, daß kurz auf die Einigung ein Gefühl von Scham folgt, ein schüchternes Fliehen und Meiden, als ob die alte Trennung noch bestände. Das Auge glaubt nicht, was es schon gesehen, und wie aus Gewohnheit zuckt die Lippe bitter, die bereits gelächelt hat. Nur schwer lebt sich die Seele in die Wirklichkeit hinein, sie vergißt nicht so leicht den Druck des düstern Traumes.

Als Nachime am andern Morgen aus der Schlafkammer in die große Wohnstube trat, lag auf ihrem Antlitz derselbe dunkle Schatten, den Mann und Kinder seit ihrem Aufenthalte auf dem Dorfe an ihr kannten. Erst als Rebb Schlome von seinem Schemel aufstand und ihr mit den Worten entgegentrat: „Wie ist dir, Nachime?“ da hellte sich ihr Antlitz auf, und sie sagte leise mit schämig niedergesenkten Blicken:

„Wie nur mir sein kann und keinem andern Menschen.“

Als sie sich hierauf in der Stube umblickte und die beiden Kinder auf den niedern Fußschemeln sah, mußte die Erinnerung an den erlittenen Verlust gewaltig sie überkommen haben. Mit einem Schrei fuhr sie nach ihrem Herzen und rief:

„Gott verzeih mir meine Sünd', ich hab' meinen Elieh ganz vergessen.“

Dann setzte sie sich ebenfalls auf den Trauersitz neben ihren Mann und weinte leise vor sich hin. Eine geraume Zeit hindurch hörte man in dieser Stube nichts, als dieses unterdrückte, leise Klagen um den unglücklichen Sohn, bis sie allmählich ruhiger und stiller wurde.

„Kann ich jetzt mit dir etwas reden, Nachime?“ sagte Rebb Schlome und berührte sie an der Hand.

„Red," sagte sie tonlos.

„Es liegt mir schwer auf dem Herzen," begann er, „aber ich muß es herunter haben, und doch weiß ich, daß es dir neues Weh hinzufügen wird. Aber zwischen uns beiden, Nachime, darf kein Fußbreit Unwahrheit oder Lüge sein ... Ich hab' unsern Elieh nach Brandeis zum ‚guten Ort' gebracht."

„Nicht zu uns?" fragte Nachime erbleichend.

„Nicht zu uns!" wiederholte Rebb Schlome.

„Und darf ich auch nicht fragen, warum?" sagte Nachime nach einer Weile mit großer Anstrengung.

„Willst du, daß jeder, der auf unsern ‚guten Ort' kommt, sagen soll: Da liegt Nachimes Sohn! Das ist die Buß', die ihr Gott geschickt hat, weil Schlome, ihr Mann, sich so benommen hat gegen sie? Und die schlechtesten Menschen, die nicht wert sind, daß du ihnen ins Gesicht siehst, die Schreinheiligen und Versteckten sollen stehen bleiben am Grabstein unseres Elieh, sollen uns vorwerfen können: ‚Das ist Schlomes und Nachimes Buß'!' Das kleinste Kind in der Gass' hätt' das bald so gut auswendig gewußt wie ein Amen. Bist du dir dazu nicht zu gut, Nachime? Ich frag' dich, ... du brauchst mir nicht gleich zu antworten."

„Auf dem fremden ‚guten Ort', nicht bei seiner Freundschaft zu liegen!" rief sie jammernd. Sie schien nur von dem einen Gedanken beherrscht.

„Ich frag' dich wieder, Nachime ...?" sagte nach geraumer Weile Rebb Schlome, aber seine Stimme zitterte; er vermochte nicht, sie dabei anzublicken.

„Du hast ganz wohl daran getan, Schlome," sagte Nachime und berührte ihn leise an der Schulter.

„Meinst du das wirklich im Ernst?" rief Rebb Schlome sie anstarrend, als ob er Unerhörtes, nicht Erwartetes von ihr vernommen hätte.

„Soll ich dir darauf noch schwören?" sagte sie trübe

lächelnd. „Ich sehe ja doch ein, daß du wieder der Gescheitere bist. Er liegt auf dem Brandeiser ‚guten Ort' ebenso gut wie auf dem unsern, ja besser noch, und was die Freundschaft anbelangt — einmal sehen wir uns ja doch alle wieder. Bis dahin soll er sich in Brandeis ausruhen."

„Du bist doch das bravste Weib auf Gottes Erdboden, ich verdien' dich gar nicht," sagte Rebb Schlome in tiefer Bewegung und stand auf.

„Wegen dem?" lächelte Nachime wehmütig. „Das wird mir unser Elieh schon verzeihen."

Rebb Schlome war sich in diesem Augenblicke wohl bewußt, welches blutende Opfer Nachime seinem Rechte gebracht hatte; er glaubte nicht ihren Worten und hätte sie den heiligsten Eid darauf geschworen. Wenn er noch eines Beweises bedurfte, daß Nachimes Umkehr nicht aus Zerknirschung hervorgegangen, nicht erst erzwungen und durch äußere Umstände herbeigeführt, sondern in Wahrheit eine Wiedergeburt war, die in ihrem Gemüte vorbereitet lag — diese offenbare Lüge hätte es ihm bewiesen. Mit starken Schritten ging der tiefergriffene Mann in der Stube auf und nieder. Endlich blieb er wieder vor Nachime stehen; er sah sie wieder scharf an, die zu ihm demütig ergeben aufblickte, dann brach er in die Worte aus:

„Meinst du, ich werd' mich von dir übertreffen lassen? ich werd' dich allein so gut sein lassen? und mir soll gar nichts übrigbleiben? . . . Wir gehen wieder zurück, Nachime . . . Ich verkauf' Sack und Pack . . . du mußt wieder in deine alte Gasse zurück."

Ein Schrei ertönte durch die Stube, aber er kam nicht aus Nachimes Brust. Anschel war von seinem Schemel aufgesprungen; drohend, gewaltig in seiner hochstämmigen Gestalt, die jetzt noch größer erschien, stand er hinter seinem Vater.

„Ja, fort mußt du von hier, Nachime," fuhr Rebb

Schlome fort, „ich laß dich keinen Augenblick länger da, als nötig ist. Verzehren soll ich dich hier lassen vor lauter Herzeleid, soll zugeben, wie sich das Weh täglich mehr in dein Gemüt einfrißt? Du mußt wieder in deine Gasse, zu deiner Freundschaft, zu deinem Geschäft zurück . . .! Auf den Händen will ich dich zurücktragen, und da soll einer dann auftreten und sagen: Schlome Hahn hat an seinem Weib nicht wieder gut gemacht, was er an ihr verbrochen hat! Und wem's nicht recht ist, der soll mir nur vorwerfen, daß ich mich wie ein Trenderl her und hin werfe und daß ich ein unruhiger Geist bin, der keine Geduld hat? Was mach' ich mir aus dem Gerede der Welt! Gibt mir die Welt noch einmal so ein Weib?"

Eine atemlose Stille herrschte nach diesen Worten in der Stube. Anschel stand regungslos hinter dem Vater, aber er konnte die leiseste Veränderung in den Mienen seiner Mutter erspähen. Seltsam! Nachimes Antlitz zeigte keine höhere Aufregung; sie war anscheinend fast gleichgültig.

„Und an deinen Kaiser denkst du nicht, Schlome," meinte sie nach einer bangen Weile, „was der dazu sagen wird, wenn du so auf einmal dein Bauernwesen aufgeben wirst?"

„Spott mich nur aus, Nachime," rief Rebb Schlome heftig, aber ohne jede Bitterkeit; „spott mich nur aus, ich hab's nicht anders verdient."

„Ich und Spott!" beteuerte Nachime mit tiefstem Ernste. „Ich frag' dich wirklich, was wird dein Kaiser sagen, wenn er von dir hört? Ihm zulieb' bist du ja aufs Dorf gegangen."

Rebb Schlome fand auf diese Frage nicht sogleich Antwort.

„Gott im Himmel," rief er hierauf, „will nicht, daß sich ein Mensch zu viel quält und martert — wird's der Kaiser wollen? Danken werd' ich ihm immer mit aufgehobenen Händen, daß ich mir durch ihn mein Feld und mein Haus habe kaufen dürfen, aber etwas Unmögliches kann er von mir

nicht verlangen . . . ‚Majestät!‘ möchte ich zu ihm sagen, wenn ich mit ihm mich aussprechen könnte, ‚mein guter kaiserlicher Herr! Du bist ein großer und gütiger Herr, du hast uns allen eine Gnade erwiesen, für die dich unsere Kinder und Kindeskinder noch segnen werden. Ich hab' dir dafür meinerseits einen Gefallen erweisen wollen, weil ich weiß, du willst, daß wir einmal unsere Gewölber und Krambuden schließen sollen, und bin ein Bauer geworden . . . Ich hab' Feld und Haus gekauft, bin unter Bauern gegangen, und mein Sohn ist selbst auf dem Felde gestanden und hat geackert und gesäet. Keiner hat sich den Schweiß verdrießen lassen; alles hat dir einen Gefallen machen wollen. Aber was willst du, wenn es doch nicht geht? Wenn das eigene Weib darunter leidet? Kannst du verlangen, daß ich darüber mein Weib, meine Nachime, verliere? Ich hab' sie zwingen wollen . . . ich hab' ihr blutiges Herzweh abgepreßt; aber die Sünde, daß ich einen Menschen und dazu noch mein Weib habe zwingen wollen, ist auf meinen Kopf zurückgefallen. Willst du noch, daß ich ein Bauer bleiben soll? . . . Wirst du mich nicht freisprechen von meinem Wort?‘ Der Kaiser, das glaub' mir, kann gar nicht nein dazu sagen . . .“

„Aber eines hast du vergessen, Schlome, und darauf möcht' er dich gewiß fragen,“ sagte Nachime, und auf ihrem Antlitz begann es zu leuchten und zu glänzen, wie von inneren Flammen, die nach außen wollten.

„Nun?“ fragte Rebb Schlome.

„Warum will dein Weib nicht, Schlome? wird er fragen,“ sprach Nachime leise, als fürchte sie, ein zu laut gesprochenes Wort könnte eine alte, vielleicht wunde Stelle ihres Gemütes berühren.

„Auch darauf hätte ich eine Antwort,“ rief Rebb Schlome in leidenschaftlicher Aufregung, als wäre ihm in der Tat die Gelegenheit geboten worden, im Angesichte des kaiserlichen Herrn Rede stehen zu müssen. „Wie soll sie wollen,

mein Kaiser und Herr, möcht' ich sagen, wenn sie nicht dazu geboren ist? Ist sie denn das gewöhnt? Wie kannst du von ihr verlangen, daß sie über Nacht werden soll, was man so eine Bäuerin nennt? Ein Mensch hat zu der einen Sache Lust, ein zweiter wieder zu einer andern. Mein Weib hat nur zum ‚Geschäft' Lust, darin findet sie sich zurecht. Es muß ja nicht jeder ein Bauer sein können, laß ihr das Geschäft! Hab Geduld mit uns älteren Leuten! Von uns darfst du auch nicht zu viel begehren. Wir haben noch das jüdische Gemüt, das findet sich nicht gleich in die neuen Sachen. Die Jungen, die sind etwas anders! . . . Und meine Nachime kann kurz und gut keine Bäuerin sein!"

„Laß gut sein, Schlome," sagte Nachime und stand auf, „du wirst zum Kaiser nicht zu gehen brauchen, und der Kaiser wird dir nichts zu sagen haben. Denn das allerbeste hast du doch vergessen."

„Wieso, Nachime?" rief Rebb Schlome aufhorchend.

„Du fragst mich gar nicht, ob ich will?" sagte sie milde.

„Was heißt das, Nachime?" schrie Rebb Schlome.

„Nichts heißt das," sagte sie ruhig, aber entschiedenen Tones, „als daß ich in die Gasse nicht mehr zurück will und daß ich hier auf dem Dorfe bleibe."

Bei den letzten Worten schrie eine Stimme gellend auf, es war Anschel.

„Still, Anschel, mein Sohn," sagte sie, „an dich kommt schon die Reihe."

„Du mußt aber," rief Rebb Schlome heftig, „du mußt. Und wenn ich dich auf meinen Händen müßt' forttragen, Hunderte von Meilen weit, so tu ich's auch nicht anders. Du mußt wieder zu dir kommen, zu deinem alten Zustand."

„Willst du mich schon wieder zwingen, Schlome?" meinte Nachime mit feuchten Augen. „Und wenn ich dir sage," setzte sie mit einem feinen Lächeln hinzu, das sie wundersam verschönte, „daß ich mich nicht zum zweiten Male werde

zwingen lassen, was tust du dann? wenn ich dir sage, daß ich gar nicht in meinen alten Zustand zurück will und mich davor fürchte? Du hast mich ja kennen gelernt, sagst du, und daß ich einen eisernen Kopf auf mir habe, ... soll ich dir davon eine neue Probe geben?"

„Verzeih mir, Nachime," sagte der starke Mann nach geraumer Weile, ganz außer Fassung gebracht, beinahe verwirrt. „Verzeih mir! Früher als du da auf dem Dorfe unter den Bauern nicht hast bleiben wollen, das hab' ich verstanden und ist mir in den Kopf eingegangen. Jetzt, wo ich dich wieder zurückbringen, dich an den Schrank führen will, wo du das Korallenschnürchen versteckt hast, willst du nicht? Wie soll ich dich verstehen?"

„Du mußt mich ja nicht verstehen, Schlome!" sagte sie schmerzlich lächelnd.

„Nachime!" rief Rebb Schlome beinahe mit drohendem Tone, „sei nicht zu gut, Nachime! Das kannst du heute sein, und morgen — wer steht dir aber dafür, daß nicht ein Übermorgen kommen wird, wo du mit blutigen Tränen beklagen wirst, daß du zu gut gewesen bist."

„Ich hab' gar nicht gewußt, Schlome," meinte hierauf Nachime mit einem gewissen leichten Spotte, „daß du so ein guter Prophet bist? Wie du alles erraten willst, was heute und morgen und übermorgen mit mir alles geschehen wird? Weißt du aber, daß in mir noch eine bessere Prophetin steckt, und die all dein Vorausjagen zuschanden macht?"

„Nachime, fopp dich nicht," rief er hierauf ingrimmig, „du meinst, ich ringe mir's schwer vom Herzen herunter, daß ich wieder mit dir in die Gasse zurückgehen will. Da irrst du dich aber gewaltig. Lieber heut' als morgen möcht' ich gehen . . . und wenn mir einer gleich bar Geld aufzählt, so heiß' ich nicht Schlome Hahn, wenn ich Feld und Haus nicht um die Hälfte hingebe, was es mich gekostet hat."

„Du wirst Schlome Hahn bis zu hundert Jahren heißen,"

sagte Nachime mit feinem Lächeln, „und wirst Haus und Hof doch nicht um ein Spottgeld wegschleudern. Was ereiferst du dich auch? Was willst du mir einreden? Ich weiß vielleicht nicht, wie dir das Leben daran hängt?“

„Aber du, Nachime, du?“ meinte Rebb Schlome und ahnte nicht, wie sehr er sich durch diese Frage dem scharfen Auge eines Weibes bloßgestellt hatte.

In der Tat war ihr dieses Offenbaren seiner eigentlichen Anschauung nicht entgangen; aber jenes feine Tastgefühl, das Frauen angeboren ist, belehrte sie zugleich, daß sie an dieser Entdeckung schonend vorübergehen müsse, wenn sie den Mann ins Verleugnen und Verstellen nicht noch tiefer drängen wollte.

„Ich?“ rief sie im Tone der Verwunderung, „ich? Ich will gar nicht mehr ins Geschäft, ich will eine Bäuerin sein! Ich seh' auch nicht ein, warum ich noch einen Haß gegen Haus und Feld haben soll! Bin ich denn blind? Ich seh' nicht, was in unserm Hab und Gut steckt? Ich weiß nicht, wie es in unserer Scheuer aussieht, und daß dies nur der Anfang ist? Daß Gott noch weiteren Segen für uns aufgehoben hat? Das allererste, mein' ich, was man im Hause haben muß, ist doch Brot, und hab' ich das nicht? Kann ich mich über etwas beklagen? Es soll ein jüdisch Weib aufstehen, für das der Mann besser gesorgt hätte!“

„Nachime, fopp dich nicht!“ unterbrach sie wieder Rebb Schlome.

„Laß mich die Gefoppte sein!“ sagte darauf Nachime mit jenem entschiedenen Lächeln auf den Lippen, das sie nicht mehr verlassen zu wollen schien, „Schlome, ich bin es gerne. Nur in einem geb' ich dir recht, und das läßt sich leider Gottes nicht ändern: ich bin noch eine schlechte Bäuerin, ich bin wie ein Kind, dem der Lehrer mit aller Müh' und Gewalt nichts in den Kopf gebracht hat. Mein Kopf wird aber gut werden; das bissele vom ‚Gewölb‘, was noch drinnen steckt, das muß heraus, und die Bäuerin muß hinein . . .“

„Ich begreife dich nicht, Nachime," sagte Rebb Schlome achselzuckend.

„Und sieh dir nur den an," rief sie mit einem Male laut und ergriff mit einer raschen Bewegung Anschels Hand, „sieh dir ihn an, Schlome, hast du so ein Bild des Schreckens schon gesehen? Sieh wie er zittert! Das ist Anschel, unser gut Kind, unser braves Kind, wie kein anderes zu finden ist auf der weiten Welt! Du weißt nicht alles, was unser Anschel ist, du kannst es nicht wissen! Wenn ich nicht aus Verzweiflung mir etwas angetan habe, so ist nur er daran schuld. Das Herz hat ihm geblutet, und er hat mich doch getröstet! Er hat mich aufs Feld hinausgeführt! Er hat mir gezeigt, wie du für das Brot des Hauses gesorgt hast. Sieh ihn nur an! Dem hängt die Seele am Felde, der ist damit verwachsen, und wenn du mit tausend Pferden an ihm zerrst und ziehst, den kannst du nicht mehr so leicht losreißen. Willst du dem Kind das ganze Leben verbittern? Das sag' ich dir, Schlome, ich laß von meinem Anschel nicht. Wo das Kind ist, da wird auch die Mutter sein, und zwingen laß ich mich zum zweiten Male nicht!"

Laut weinend und mit beiden Armen den Sohn umschließend, als fürchtete sie in der Tat, der nächste Augenblick könne ihr befehlen, von ihm zu lassen, schien sie ihren Mann dennoch dazu herauszufordern.

„Merkwürdig Weib!" rief Rebb Schlome selbst zwischen Lachen und Tränen, „wie kannst du nur daran denken, daß ich dich zwingen werde? Ich selbst will ja bleiben!"

„Gott zahl dir das, Vater," schrie Anschel aus der Umarmung seiner Mutter heraus.

Nachime aber wand sich langsam von ihrem Sohne los, und als sie sich nun wieder gegen ihren Mann wendete, bot ihr Antlitz einen erschreckend ernsten Anblick dar. Tiefe Bläße lag darauf; um die Mundwinkel zuckte der alte bittere Schmerzenszug

„Auf die Prob', Schlome," sagte sie mit eisiger Kälte, „hast du mich nicht stellen müssen, du hättest das viel wohlfeiler gehabt. Hättest du nicht gleich sagen können: Nachime, ich geh' von hier nicht fort . . . willst du auch hier bleiben?"

„Sei nicht bös, Mutter," nahm Anschel sogleich das Wort, der es wohl fühlte, der böse Eindruck des Augenblickes müsse mit Stumpf und Stil ausgerottet werden, wenn nicht giftig schleichendes Unkraut nachkeimen sollte, „kennst du denn nicht den Vater und seine Art?"

Auch Tille kam herbei und ergriff flehend die Hand der Mutter. Mit feuchtglänzenden Augen blickte sie zu ihr hinan; auch das Kind wußte klar und bestimmt, um was es sich in dieser bedeutsamen Minute handle.

„Mutter," rief es. „Laß alles so, wie es ist!"

„Hat er denn nötig gehabt, mich auf die Probe zu stellen?" sagte sie darauf noch immer grollend. Sie hatte die Blicke zu Boden gesenkt, finster und unheilverkündend stand sie da.

„Nachime, sieh mich einmal an!" rief plötzlich Rebb Schlome.

Da schlug Nachime, wie einem innern Machtgebot folgend, langsam die Augen in die Höhe. An dem Antlitze ihres Mannes blieben sie haften; treu und beredt glänzten ihr seine Augen entgegen.

„Merkwürdig Weib," sagte er, „was du bist! Ich hab' dich auf die Prob' stellen wollen, ja, das ist wahr, und ich will's gar nicht ableugnen . . . Aber kannst du böse sein über so eine Probe? Das aber hör' jetzt von deinem Manne: So wahr ich hier die Hand auf Tilles Kopf lege, und Gott uns das Kind erhalten soll, so wahr hätte ich mein Wort gehalten, wenn ich nur ein Bröfele gehört hätte . . . daß du gehen willst!"

„Du wärst gegangen, Schlome?" rief Nachime aufs

tiefste ergriffen von dem feierlichen Tone ihres Mannes, und mit zuckenden Lippen, noch bläsſer durch das Entsetzen, schrie sie: „Und wegen mir wärst du gegangen, Schlome!?“

„Ich wär' gegangen!“ sagte Rebb Schlome mit der ganzen Fülle seiner Stimme.

*

Nie war die siebentägige Trauer um einen Toten in stillerer Seligkeit begangen worden als in dem Hause Rebb Schlomes. Engel der innigsten Friedsamkeit schienen durch die Räume der Bauernwohnung zu schweben und überall Spuren ihrer leuchtenden Fittiche zu hinterlassen. Eliehs selbst ward nur wenig gedacht. War das die Sühne seines Fehls? Oder ist das überhaupt der Eigennutz wiedergewonnenen Glückes?

Als sie nach den sieben Tagen wieder von ihren Trauerschemeln aufstanden, das Leben ihres Hauses sie wieder zu neuer Tätigkeit berief, war es ihnen allen, als hätten sie einen erquickend schönen Traum geträumt, einen Traum, den sich der Wachende ins Gedächtnis prägt, um ihn nicht zu vergessen.

Menschen, die einen schweren Läuterungsprozeß durchgerungen, haben das Eigentümliche, daß sie nicht gerne davon sprechen, auch wollen sie nicht, daß ihn ein anderer berührt. Eine starke Scheu, als könnte dadurch ein gewisser Bann über ihr schwererkämpftes Glück ausgesprochen werden, hält sie ab. Und so wollen auch wir die ferneren Schicksale dieses Hauses nur insoweit berühren, als es zur Einheit dieser „Geschichte“ notwendig erscheint.

Rebb Schlome und Nachime blieben ihrem Worte treu; sie hielten aneinander, als wäre die Zeit um fünfundzwanzig Jahre von einer mächtigeren Hand, als der der Menschen, zurückgerückt worden, in wahrer Liebe und echtem Erkennen

ihres gegenseitigen Wesens. Nachime hat sich allmählich zu einer Bäuerin ausgebildet, die dem schönen Hofe mit Tüchtigkeit und Sachkenntnis vorsteht. In ihrem Schaffen und Wirken ist, wir möchten sagen, etwas Vornehmes und Selbstbewußtes; es liegt, bei aller Mißdeutung, die dieses Wort etwa erfahren dürfte, viel Aristokratisches in ihrem ganzen Gebaren. Aber das wird sie und die Ihrigen vor dem Versumpfen bewahren, wird sie stets daran gemahnen, mitten in dem böhmischen Dorfe vor dem eigentlichen Verbauern sich zu hüten. Das Rechnen hat sie nicht abgelegt; aber ihr Rechnen ist das einer sorgsam haushaltenden Frau, die das Kleinste wie das Größte in das Bereich ihrer Augen zu ziehen weiß, nicht das finster lauernde Blicken nimmer ruhenden Argwohns. Auch zu dem Dorfe ist ihre Stellung eine andere geworden; die Frauen haben in ihr die Ebenbürtige erkannt, sie scheut nicht mehr die Berührung, sie sucht sie vielmehr auf.

Ein Umstand, vielleicht unwesentlicher Natur, belehrt uns am besten über das Verhältnis des Hauses zum Dorfe. Rebb Schlome hat die Scheuer, nach Anschels Rat, nur zu dem ungefähren Werte derselben assekurieren lassen, und Nachime hat beigestimmt. Die Glücklichen fühlen sich sicher im Schoße der neuen Heimat und fürchten nichts.

Vier Wochen nach Eliehs Heimgang, als gerade die dreißig Trauertage zu Ende waren, starb der Vetter Koppel. Ohne eigentlich ausgesprochene Krankheit, mühe- und kampflos, war der letzte Anhänger des Königssohnes Absalon hinübergeschlummert; den „Mogen Dovid", den er seit dessen glücklicher Wiedergewinnung nicht von sich entfernt hatte, hielt er noch in den krampfhaft geschlossenen Händen. Auf dem Brandeiser „guten Ort", in der Nähe Eliehs, damit dieser doch „etwas" von der Freundschaft neben sich liegen habe, wie Rebb Schlome sich ausdrückte, begruben sie den Vetter Koppel.

Seinem Nachlasse aber räumte man an der Ostseite der großen Stube den ihm gebührenden Platz ein; von dort soll er hoffentlich nicht sobald beseitigt werden!

Wojtech ist im Hause geblieben; er ist der treueste Knecht, ein wachsamer Hüter des Gutes seines Herrn. Der alte Trübsinn ist nicht von ihm gewichen; noch scheint die Einheit dieses seltsam zerrütteten Lebens nicht hergestellt. Aber die dunkeln leidenschaftlichen Ausbrüche haben aufgehört; er ist fast demütig geworden! Zwischen ihm und Anschel inmitten, ruht das ungelöste Geheimnis von Eliehs Liebe und Tod! Sie haben sich ihre Vermutungen nicht mitgeteilt; seitdem Anschel das bei Elieh gefundene Liebeszeichen an den Knecht abgetreten, ist der Name des Unglücklichen nicht über Wojtechs Lippen erklungen.

Ob Anschel seine junge Liebe vergessen wird? Für Wunder solcher Art hat das Schaffen in freier Natur seine Heilkraft nicht verloren! . . . Aus der schweren Prüfung wird er als ein Mann hervorgehen voll stillen Ernstes, voll gewichtiger Kraft . . .

Auch Tille, die der Mutter in allem treu beisteht, was das Haus betrifft, ist indessen zur blühenden Jungfrau herangereift. Seit sie die Verlobte eines wackern jungen Landmannes aus der Nachbarschaft ist, der gleich Anschel aus der „Gasse" heraus das grüne Feld wählte, fällt es Rebb Schlome eigentümlich, sie noch „Kind" zu nennen. Er wird sich schwer daran gewöhnen, das letzte Röschen seiner Ehe im Hause zu missen.

So wächst und gedeiht das Haus! Das grüne Feld liegt nicht mehr draußen vor dem Dorfe; es ist gleichsam ins Haus hineingewachsen, und die dazwischen wandeln und gedeihen, sind frisch wie die Frucht des Feldes, sind jünger geworden, als wären sie von einem wohltätigen Zauber umfangen.

Ein bitterer Schmerz widerfuhr kurz darauf dem Hause

Rebb Schlomes; wir können ihn nicht verschweigen. Wir meinen: die teilweise Aufhebung des Rechtes, auf eigenem Grund und Boden zu sitzen. Wurde auch Rebb Schlome durch diese Maßregel nicht berührt, da die Erwerbung seines Hofes vor die Zeit, da jenes „Patent" erging, fiel — ihm und den Seinigen hat sie doch tiefes Weh bereitet. Sich so in der Ausschließlichkeit eines Rechtes zu wissen, welches eben im Bewußtsein, daß es die Allgemeinheit umschließt, wurzelte, während Tausende und Hunderttausende von Brüdern wieder mit einem Male in die dunkle Masse der Rechtlosen gestoßen wurden, hatte für sie alle etwas Beengendes und Drückendes!

Auch diese Schmerzenszeit ist vergangen. Jenes „Patent" ist feierlichst zurückgenommen worden. Gegenwärtig waltet ungeschmälerte „Besitzfähigkeit — am Pflug."

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.